Georginen.

Taschenbuch

für

1 8 4 8

von

George Hesekiel.

Mit dem Portrait Ihrer Hoheit, der Prinzessin
Alexandra von Sachsen-Altenburg.

Altenburg, 1848.

Verlag von Julius Helbtg.

Alexandrine.

Herzogin von Sachsen-Altenburg, Herzogin zu Sachsen

Verlobte Braut Sr. Kaiserl. Hoheit

des Großfürsten Constantin von Rußland

Inhalt.

		Seite.
1)	Klingsohr. Fragment	1
2)	Zwei Erzählungen aus dem amerikaniſchen Leben:	
	1) Die ſchwarze Lilie	71
	2) Xenophon	87
3)	Im Ahnenſaal	95
4)	Guſtav Wrangel. Hiſtoriſche Novelle . .	107
5)	Kleopatra. Erzählung aus den letzten Tagen der römiſchen Republik	138
6)	Eine Figur aus der Geſellſchaft . . .	153
7)	Hoppen-Herrmann	163
8)	Gedichte:	
	1) Eine Indianerſage	193
	2) Im Bagno	196
	3) Ein Nachtſtück	200
	4) Die Jungfrau im See . . .	205

5) Peeping Tom 207
6) Am See 210
7) Die Nonne 212
8) Die Palme in der Wüste . . 214
9) Trinklied im Sommer . . . 216
10) Die deutsche Muse . . . 218
11) Wie König Rodulf umkam . . 222

Klingsohr.

Fragment.

I.

Weites Gewölbe im Innern der Goldbergwerke zu Kremnitz im Ungarlande — Halbdunkel — die Erzadern ſchimmern im tauben Geſtein.

Klingsohr,
(im weiten ſchwarzen Gewande, den Abakus in der Hand)
tritt aus der Tiefe hervor.

Ueber mir donnert des Waſſers Fall —
Um mich zürnen die Geiſter all',
Unter mir ſtreckt ſich noch Meilen tief
Die Welt, die ich an das Leben rief.
Hier bin ich ein König! ein König? wie matt!
Ein König doch ſtets ſeines Gleichen hat,
Hier unten aber, da bin ich allein,
Drum muß ich mehr als ein König ſein.
Das Blut, das die Adern der Welt durchrollt,
Ich nenne es mein, das blitzende Gold;
Das Mark in der Erde Knochengeſtein
Das blinkende Silber, ich nenne es mein;
Und Geiſter beleben der Erde Schooß,
Nach allen Seiten weit, grenzenlos,
Sie alle, ſie beugen ſich meinem Spruch,
Sie zittern vor ihres Beherrſchers Fluch.
Der König, von Gottes Gnaden ſich nennt,

Ich glaub', daß er ſeinen Gott nicht recht kennt, —
Ich gab ihm vom Golde die glänzende Kron',
Ich bracht ihm von Silber den ſchimmernden Thron,
Ich kehrt' ſeinen Flüſſen den nützlichen Lauf,
Und führt' ſeinem Adel die Burgen auf;
Der Wagen, der durch die Länder fährt,
Ich hab' ihn gefertigt, mit Gütern beſchwert,
Ich ſchuf ihm, den Vater der Erndte, den Pflug,
D'rum zehnt' ich mit Recht, was ſein Acker ertrug,
Ich deut' aus den Sternen der Völker Geſchick,
Und wäge den Jammer, die Freude, das Glück —
Und wo man den König noch nimmer gekannt
Wird Meiſter Klingsohr mit Achtung genannt.
Dort oben Gottes Sonnenſchein,
Hier unten aber iſt er mein —
Es werde Licht!

(Plötzliche Helle in der Grotte.)

Ha! wie ſich's an den Erzen bricht!
Mein Licht! Mein Licht! das ich erſchuf
Mit einem Ruf.
Und wie des Waſſers Donner brauſ't!
Und wie der Geiſter Reigen ſauſ't!
Das iſt eine Welt,
Die der Klingsohr hält
Mit mächtiger Fauſt!
Was iſt's, das ihn zum Herrſcher macht?
Was hat ihm dieſe Kraft gebracht,

Die jeden Schrecken von ſich weiſ't?
Das iſt ſein Geiſt! —
So liegt im Geiſt allein die Kraft,
Die Alles hält, die Alles ſchafft,
Der Geiſt iſt's, der dem Sturze wehrt,
Der Geiſt, der bauet und zerſtört.
Der Menſchengeiſt, der kleine Theil
Vom ew'gen Geiſt, er hat das Heil!
Und jeder Menſch, er hat die Kraft
Wird ſie nur tüchtig angeſtrafft,
Wird er ſich ihrer nur bewußt
So trägt er Welten in der Bruſt.
Doch nur der Menſch, der ſich begreift,
Die tauben Schlacken von ſich ſtreift,
Der iſt es, der ſie in ſich fühlt
Und Welt ſelbſt, mit den Welten ſpielt.
So iſt der Menſch, der wahre Gott,
All überall gilt ſein Gebot.
Ich bin ein Menſch, allein ſteh' ich hier
Und die Geiſter zittern und beugen ſich mir —
Laßt ſeh'n, ob Einer zu trotzen mir wagt?
Antwortet ihr Geiſter, der Meiſter fragt!
Iſt einer von allen, der mit mir ringt,
Der meinem Geiſte zu gleichen ſich dünkt?
Er trete hervor, wenn einer es wagt,
Antwortet ihr Sclaven, der Herrſcher fragt!

Geiſterchor (unſichtbar).

Die Geiſter ſie beben, ſie hörten dein Wort,
Sie tragen es zitternd von Ort zu Ort,
Im Schooße der Erde ſo tief und ſo weit,
Hier wagt mit dem Meiſter nicht einer den Streit.

Klingsohr (nach dem Hindergrunde abgehend).

Keiner erfrecht ſich mir ähnlich zu ſein?
Welch' ſelig Gefühl der Höchſte zu ſein!

(Ein Bergmann mit einem Grubenlicht erſcheint, Heinrich von Ofterdingen herein führend.)

Heinrich von Ofterdingen (im kurzen, blauen Mantel und weißen Unterkleidern, Federbarett und Schwert.)

Führt ihr mich noch tiefer hinab in die Gruft?
Nie war mir's ſo bang' in der wehenden Luft,
Nie hab' ich droben geathmet ſo ſchwer,
Das macht, ich ſehe die Sonne nicht mehr,
Die Sonne mit ſtrahlendem Angeſicht,
Mit dem Flammenauge in ewigem Licht.
Der Herr hat Alles geſchaffen im Licht,
D'rum leidet es mich in dem Dunkel nicht,
D'rum dränget auch jegliche Kreatur,
Der Menſch und die Thiere, die ganze Natur
Zum Licht . . .

Bergknappe.

Ja wohl, doch auch in dem tiefſten
Schacht
Das ewige Auge des Schöpfers wacht. —

Wem immer die herrliche Sonne ſcheint
Bedenket gar ſelten wie gut ihm's gemeint,
Doch ſteigen wir Knappen empor an das Licht,
Verſtehen wir's deutlich, was Sonnenſchein ſpricht.

Heinrich von Ofterdingen.

Laßt hören, mein Führer, was ſagt euch der Schein?

Bergknappe.

Verzeiht, Herr Ritter, ich laß Euch allein,
Ich gehe zum weſtlichen Stollen, ein Schrei
Vom Echo getragen, er ruft ihn herbei,
Den großen Meiſter, der, Schrecken umrauſcht,
Die Elemente im Kampfe belauſcht. (ab)

Heinrich von Ofterdingen.

Ihn alſo, dem ſich der Erde Schooß
Liebend, wie der einer Mutter, erſchloß,
Ihn ſoll ich finden in dieſer Pracht
Der erzdurchflimmerten, ewigen Nacht?
Ha, das iſt Gold —
Hier leuchtet's ſo hold,
Wie's Auge der Mutter, die's Kindlein bewacht —
Doch iſt es erſt oben an's Tagslicht gebracht
Dann glänzt es und gleißt es in lockendem Glanz
Und führet zum mordenden, blutigen Tanz —
Du ſchlafendes Erz hier, wohl kenn' ich dich gut
Dort oben da züngelſt du durſtig nach Blut

Mit blitzenden Zungen viel tausendfach,
O würdest du nimmer und nimmer wach!

Klingsohr (ist bei den letzten Worten hereingetreten).
Wohl werde du wach und bilde das Schwert,
Das schirme die Waisen, die Wittwen, den Heerd,
Und wehre, geschwungen von mächtiger Hand,
Verderben und Unheil vom Vaterland.
Wohl werde du wach und bilde den Pflug,
In tausend Geräthe verwandle dich klug;
Wer recht die Kräfte des Eisens erkennt,
Der reißet den Blitzstrahl vom Firmament.
Und hier, wie hell er die Adern durchrollt,
Der König der Erze, das prächtige Gold!
Wie strahlen die Augen der Menschen entzückt
Wenn Gold die Frauen, die Könige schmückt!
Einst wird zur Sprache dies helle Metall,
Verstanden rings auf dem Erdenball.
Ein mächtiger Odem belebet dies Erz,
Man legt es auf Wunden, schnell weichet der Schmerz,
Wer eben noch mächtig gesprochen, der schweigt,
Wenn man ihm ein Stücklein des Goldes zeigt.
Was nimmer das blitzende Eisen erreicht,
Oft wird es dem schmeichelnden Golde leicht. —
Gern wohnet das Gold im Hause der Pracht,
Unwillig schmachtet's in trüber Nacht,
Und weh' dem, der es gefangen hält

Und der ſchrecklichen Rache des Goldes verfällt.
Das Gold und das Eiſen, nach altem Recht
Sind ſie beide des Menſchen Knecht,
Wohl dem, der beide zu brauchen weiß
Am rechten Orte, mit rechtem Fleiß,
Wer Gold und Eiſen im Solde ſich hält,
Der iſt der erſte Herrſcher der Welt.
Doch hat der Menſch leichtſinnig nicht Acht,
So iſt er gar bald zum Sclaven gemacht,
Zum elenden Sclaven, denn nimmer auf's Recht
Achtet, zum Herrn geworden, der Knecht.
Der Sclave des Goldes, er zittert beim Klang
Des Metalles, das ſtill ſeine Seele bezwang;
Der Sclave des Eiſens von Mord zu Mord
Treibt es ihn bis zu dem eignen fort.
Gold und Eiſen, ihr Knechte, erwacht,
Gehorchet der euch überlegenen Macht. —

Ofterdingen ſteht ſchweigend vor Klingsohr, der ihm ſeine Hand auf die Schulter legt.

Willkommen, Heinrich, im Ungarland,
Ich weiß eure Wünſche, und hier, meine Hand,
Ich will euch geleiten zum Wartburgſchloß
Zu Sieg und Ehre, mein junger Genoß.

Ofterdingen.

Gott grüße euch, Meiſter, ihr ſprachet am Ort
Vom Golde und Eiſen ein mächtiges Wort
O hätten's die Wartburgsmeiſter gehört!

Sie ſchelten vom böſen Geiſt mich bethört,
Weil über die Schranken der Erde mein Sang,
In ihnen verborgene Welten drang.
Mit Geiſtern ſpielte, uns beiden vertraut,
Die ich in ſeligen Stunden erſchaut;
Sie haben beklagt mich der Zauberei,
Nun kommt Meiſter Klingsohr, und machet mich frei!

Klingsohr.

Mehr Ruhe, Meiſter, laßt die Neider ſchmähen;
Die Adler fliegen, daß die Hähne krähen,
Hat ihren Flug noch nimmermehr verkümmert,
Der Wandrer Neid hat noch kein Schloß zertrümmert;
Ihr ſeid ſo manches Jahr mit mir geweſen
Und habt gedichtet, was die Völker leſen
Wohl ein Jahrtauſend noch nach eurem Sterben,
Wie kann euch kleiner Neid den Muth verderben?
Ihr habt ein großes, deutſches Lied erſchaffen,
Die Nibelungen mit den blut'gen Siegeswaffen,
Der Heunen Muth und der Burgonden kühnes Schlagen,
Und habt geſungen d'rob in ewig ſchönen Klagen,
Ihr wißt es, Meiſter, daß ich ſonſt nicht lobe,
Allein mit jenen Sängern eine Probe?
Ich hätte keinen meiner werth gehalten,
Laßt ſie nur im beſchränkten Kreiſe walten,
Dürft ihr doch mit den weiten Welten ſchalten.

Ofterdingen.

Es wird mir wohl, wenn ich euch reden höre —
Und tröstend klingt von euch die Mahnung, wie die Lehre —
Und dennoch, euch will ich's gestehen,
Ich wollt', die Wartburg hätte meinen Ruhm gesehen,
Dort hätten Vaterhaus und Vaterland
Mich rühmend als der Söhne besten anerkannt.
Was hilft mir alle Ehr' und Ruhm der Welt,
Wenn's Vaterland und Sie nichts von mir hält?

Klingsohr.

Sie? bleibt euch denn stets der alte Thorenwahn?
Wird Sie denn stets euch hemmen auf der Siegesbahn?
Wohl, schön ist Frauenliebe, werth daß man sich bückt,
Gleich einer duft'gen Blume sie am Wege pflückt,
Doch darf der Mann nicht kosend bei ihr stehn,
Denn, will er herrschen, muß er vorwärts gehn.
Und Vaterland? o Meister Heinrich wißt,
Daß euer Vaterland das ganze Deutschland ist,
Daß ihr durch euer Lied dem ganzen Volk gehört
Und schämt euch, daß der Neid von einer Stadt euch stört.

Ofterdingen.

Klingsohr, was ihr so ruhig beweis't,

Das faſſet mit klarem Blicke mein Geiſt,
Und doch, wenn in den ſpiegelnden See
Des blauen Auges hinunter ich ſeh',
So faßt ein ſchwindelndes Bangen den Geiſt,
Das all' eure Lehren zu Boden reißt.
Da ruft es mit tauſend Stimmen in mir:
Gefalle nur Einer, gefalle nur Ihr,
Und diene nur Einem, Gott über dir. —
Und wenn mich der kühnſte, der mächtigſte Flug
Weit über die Engen der Erde trug,
So riß mich ihr ſchwimmendes Auge zurück —
Es liegt ein Zauber in ihrem Blick! —
Und wenn ich ſang von der Menſchenmacht,
Vom ewigen Geiſte in glühendſter Pracht,
Dann ſagte ſie leiſe mit trübem Ton:
Hör auf, mein Heinrich, und nichts mehr davon!
Und ſprach ſie von Gott und von ewigem Sein,
Da ſchien ich mir gar ſo entſetzlich klein.
Wie kommt das Meiſter? auch müßt ihr geſtehn,
Daß, wen die Geſchwiſter nicht gerne ſehn,
Wen ſelbſt die eigne Mutter nicht liebt,
Daß an dem nicht viel mehr zu lieben giebt?

Klingsohr.

Ein wackerer Frager, kommt ihr zurück,
Laßt ſehen, ein Zauber im Mädchenblick?
O Meiſter, ſo groß im Heldengeſang,
Ihr ſeid ein Laie im Leben bislang,

Was in weicher Blicke Lodern
Magdhildens blaue Augen fodern
Verſteht ihr nicht?
Soll ich euch den Zauber nennen?
Eure Sinne ſind's, ſie brennen
Loh und licht!
Da ſchämt ſich denn die keuſche Bruſt,
Zauber tauft ſie jene Luſt —
Nun wohl, ſo mag's ein Zauber ſein,
Doch nehmt den Gegenzauber ein,
Der heißt: Genuß.
Genießet, Meiſter, wie ein Mann
Und darnach ſeht das Mädchen an,
Bei meinem Haupt und meiner Kraft,
Erſcheint's euch dann noch räthſelhaft,
Dann will ich euer Diener ſein,
Dann nennt den großen Klingsohr klein.
Und was ihr von Familie faſelt,
Von Mutterlieb' und Gunſt fraubaſelt,
Da thut es mir zu Lieb' und ſchweigt,
Denn ihr begreift es ſelber leicht,
Daß ſorgende Mutterliebe den Mann
Am allererſten mißdeuten kann.
Mein Freund, ihr habt betreten die Bahn,
Sie führet zum Höchſten, drum muthig hinan.
Es iſt der Mann, der die Welten regiert,
Wenn er nimmer das Ziel aus den Augen verliert.

Ofterdingen.

Wohl, es gilt ein ernſtes Ringen,
Und ich denk' es zu vollbringen! —
Ja, ich will herrſchen und regieren,
Will meine Kräfte nicht verlieren,
In fader Liebesfaſelei
Und im Genießen werd ich frei.
Verzeihet mir mein thörigt Fragen,
Es hängt mir an aus Jugendtagen.

Naſias (im grauen kurzen Mantel mit Stab und Kogel) tritt auf.

Ei! Meiſter Henrice! willkommen daheim!
Was, ließ euch eu'r ſorgliches Mütterlein
So ſchnell aus dem ſchirmenden Vaterhaus
In die üppige, ſündliche Weltluſt hinaus?

Ofterdingen (unwirſch).

Ich grüß euch!

Naſias.

Das klingt ja kurz und gut,
Seit wann denn habt ihr ſo böſes Blut?

Klingsohr.

Ihr traft eine Stelle im Herzen, die wund....

Naſias.

Bedaure Henrice; doch ließt ihr geſund
Das liebliche Bräutchen am Wartburgsſchloß,
Sagt, war es noch Jungfer? dem Rittertroß....

Ofterdingen (faßt ihn derb).

Schweig, böſer Geiſt, ich dulde keinen Hohn,
Du biſt des Todes....

Klingsohr.

Frieden, Frieden, Sohn,
Er kennt die Welt nur, wie ſie iſt, real,
Weiß nichts von jenem Traum und Ideal,
Was deine Geiſtesaugen noch befängt
Und einen Schleier vor die Wahrheit hängt.

Ofterdingen.

Ich will der Jungfrau reinen Leib genießen,
Der kalte Teufelsſpott thut mich verdrießen!

Naſias.

Ei, Meiſter, ſagt, woher ſoll ich's errathen,
Daß ihr den reinen Leib der Jungfrau nur umarmt?
Ich meines Theils, ich prahle nicht mit Thaten,
Doch hab' ich mich auch andrer Weiber ſchon erbarmt! —

Ofterdingen (höhnend).

Ja, andre Weiber haben eurer ſich erbarmt —
So wollt ihr ſagen, Kleiner, hab ich Recht?

Naſias (zornig).

Wenn ihr an eines Weibes Buſen je erwarmt,
So ſoll euch....

Klingsohr.

ſchweige, ſchweige, kühner Knecht!

Naſias.

Verzeiht, wenn einem kleinem Mann ihr bezweifelt
Den Siegesruhm bei Frau'n, ſo quält ihr ihn verteufelt,

Derweil' ein großer nur darüber lacht. —
Sagt Meiſter Heinrich mir im Ernſte, wacht,
Der Chriſtengott noch immer draußen in dem Himmel
Und ſegnet milden Sinns' der Völker bunt Gewimmel?
Kann man noch immer wunderhübſche Frau'n
Als Heilige in euren Kirchen ſchau'n?
Wird immer noch geklingelt und geſchellt,
Wenn euch der Prieſter Gott vor Augen ſtellt?
Und ſteht in Rom der Erde Herr noch immer
Umrauſcht von aller Zonen buntem Flimmer?
Was machen denn die Herrn der heil'gen Orden?
Seid ihr vielleicht beiher auch ſo ein Mönch geworden?
Ich wollt' euch ſonſt Reliquien verehren,
Um eure Frömmigkeit ein wenig zu vermehren.

Ofterdingen.

Ihr ſeid ein Prieſter, Klingsohr, wollt' ihr leiden
Die grobe Schmähung von dem ſchlechten Heiden?
Ich hab' da draußen viel Verkehrt's gefunden,
Allein was krank geworden, kann geſunden,
Und über heilig Ding will ich den Spott nicht leiden,
Drum wollet, mir zu Lieb', den Knecht zur Ruh' beſcheiden.

Klingsohr.

Wohl Heinrich, ihr habt Recht, denn kann man
selbſt nicht glauben,
So ſoll man doch durch Spott nie wem den Glauben rauben.
Wir freilich alle drei,
Wir ſind vom Glauben frei,
Wir haben neu den Gott in uns zur Welt geboren
Und uns dem Wiſſen ganz als Herrſcher zugeſchworen.
Bei meinem Haupt, auf Chriſt' ſteht nicht mein
Hoffen,
Doch hat auch mich des Knechtes Hohn getroffen.
Der Wahn, er ward uns Kindern einſt gelehrt,
Wir haben ihn als heilig lang genug verehrt,
Und dem, was je uns heilig war, was Gott,
Geziemet nie des frechen Zweiflers Spott.

Bergleute einzeln und truppweiſe mit Grubenlichtern über die Scene gehend.

Glück auf! Glück auf! zur Schicht!

(Alle grüßen.)

Naſias (für ſich).

Vom alten Klingsohr ein Meiſterſtreich —
Nennet den Jüngling den Unſern gleich,
Spricht ihm kurzweg allen Glauben ab,
Er zieht ihn in beſter Abſicht hinab.

Klingsohr.

So wollt' ich auch nicht, um alle Welt

Daß euch ſo ein höhniſches Spottwort entfällt,
Wenn meine Bergleute zugegen ſind, —
Das frömmſte Geſind iſt das beſte Geſind. —
Sie können nichts wiſſen, drum laſſet ſie hoffen
Und Naſias, Sclave, ich ſag' es dir offen,
Haſt du den Glauben der Leute zerſtört,
So hat unſere Freundſchaft am längſten gewährt.
Das Wiſſen dem Herrſcher, der wachet und ſorgt,
Das Glauben dem Volke, das zitternd gehorcht.

(Choralgeſang der Bergleute beginnt.)

Ofterdingen.

Was iſt das? hört!

Naſias.

der fleißigen Leute Abendgeſang,
Kommt, ich erzähl' euch, ihr wißt es mir Dank.

(gehen Beide ab.)

Geſang der Bergleute (einfache Melodie).

Dem Herrn allein ſei Ehr' und Preis
Für das, was er gethan!
Er ſegnet treuen Bergmannsfleiß,
Führt ihn auf dunkler Bahn.
Und dunkel wie der Bergmannsſchacht
Iſt Aller Lebenslauf,
Doch gnädig führt die höchſte Macht
Uns Alle himmelauf.
Wer ſich nur fleißig hier bemüht
Und treu erfüllt die Pflicht,

Den läßt, der in die Herzen ſieht.
Der gute Vater nicht,
Drum halten wir den Glauben feſt
An Gottes ew'ge Huld;
Wer nicht von Chriſti Glauben läßt,
Der wird dort rein von Schuld.
Dem Herrn allein ſei Ehr' und Preis
Er hat im tiefen Schacht
Geſehen unſern treuen Fleiß,
Vor Schrecken uns bewacht.
Drum lieber Herr Gott ſteh' uns bei
Die ganze Lebensbahn,
Mach' uns durch Chriſti Sterben frei
Und nimm uns gnädig an.

(Während des Geſanges geht Klingsohr — mächtig ergriffen — Heinrich und Naſtas nach.)

II.

Zimmer im Hauſe des Sangesmeiſters Johannes Bitterolf zu Eiſenach; — Pfingſtſonntag Morgen; — die Fenſter ſind geöffnet — fernes Glockengeläute.

Klingsohr,

(allein, auf und abgehend und dann ſtehen bleibend.)

Der fernen Glocke ſüßer Klang,
Ich glaube faſt, er macht mir bang?
Und Morgenluft, ſie treibt ihn herein
Verſchmolzen mit glänzendem Sonnenſchein. —
Mein Glockenklang, du haſt dich geirrt,
Du lockeſt vergebens, bin ſelber ein Hirt!
Wie hat mich das Klingen ſo ſeltſam gemahnt
Am Tage, wo ich geglaubt und geahnt?
Und wo ich gebetet im Mutterſchooß, —
Sie zog mich im Glauben mit Beten groß. —
Gebetet, — ich that es wohl lange nicht mehr?
Wär's jetzo unmöglich? — o nein! — aber ſchwer!
Hm! wie ich auch ſinnen und denken mag,
Finde doch nicht des letzten Gebetes Tag,
Als Knabe beim Morgen- und Abendgebet,
Wie da mir die Mutter vor Augen ſteht!
Als Jüngling hab ich geliebt und gehofft,

Wer liebet und hoffet, der betet oft. —
Sie war mir geſtorben, da ließ ich's Gebet,
Ich hat' um ihr Leben vergebens gefleht. —
Und beten anjetzo? das klänge wie Hohn!
Was ſoll ich auch beten? was hab' ich davon?
Gebet, das iſt ſo ein Kinderſpiel,
Süß, lieb, unſchuldig, ſonſt eben nicht viel,
In Nöthen ein trügeriſch Schutzgewaffen,
Für ſchwache Frauen und Kinder geſchaffen;
Die Frauen beten, das Herz wird frei,
Brauchen eben nicht viel Denkens dabei,
Darum wie ein ſeliges Nachtgebet
Ein Frauenbild vor dem Manne ſteht,
Man fühlet ſo ſeltſam, man fühlt ſich beglückt,
Gefühl iſt alles, das Wiſſen entrückt.
Und dennoch, wie denk' ich nur heute daran?
Auf, Meiſter Klingsohr, beherrſche dich Mann!
(Er ſchließt die Fenſter, die Glockentöne ſchweigen.)
Heinrich, deß Geiſt mir ſo Großes verſpricht,
Hier iſt er ein Andrer, ich faſſe ihn nicht.
Er war mir in Ungarn ſo ſicher und treu
Und hier verflieget ſein Weſen wie Spreu;
Vor eines Mägdleins frommen Wort;
Sie reißt ihn am Ende zum Glauben fort.
Und wird er nicht endlich der Feſſeln frei,
So iſt's mit der Herrſchaft für immer vorbei.
(geht ab.)

III.

Garten am Hauſe.

Magdhild (im langen, weißen Kleide mit blauem Gürtel und Schleife) und **Heinrich v. Ofterdingen.**

Magdhild (mit einer Blume ſpielend).

Wenn du fein fromm biſt geb' ich ſie dir —
Mein armer Heinrich, was gingſt du von hier?
So gut als du von mir Abſchied genommen,
Und biſt ſo verwandelt wieder gekommen.

Heinrich,

Bin ich dir verwandelt? ich lieb' dich ſo heiß —

Magdhild.

Wie? kann ich nicht ſagen, weil ich's nicht weiß,
Und fühle doch ſeit deiner Wiederkehr,
Da biſt du nirgends derſelbe mehr.

Heinrich.

Nicht mehr derſelbe? umſchlingt dich mein Arm
Und drückt dich zum Herzen jetzt weniger warm?
Und iſt das Feuer des Kuſſes verglüht?

(küßt ſie heftig.)

Magdhild.

O Heinrich, wenn es nun Jemand ſieht! —
Du küſſeſt ſo heftig, ſo anders wie einſt,

Ich fühle, daß du's auch anders meinſt.
Sonſt wurde ich bei deinem Kuſſe ſo froh,
Ich fühle, du achteſt mich nicht mehr ſo.

Heinrich.

Dich nicht mehr achten? mein ſüßes Kind,
O ſag' mir, was Liebe und Achtung ſind?
Die Achtung als Mutter die Liebe gebiert —
So hat mich's vom Achten zum Lieben geführt.

Magdhild.

So meinſt du, die Achtung die ſei nun vorbei?
Ich meine aber, die Liebe ſei
Der Achtung holdſeliges Schweſterlein,
Da müſſen die Beiden zuſammen ſein.

Heinrich (ſie umſchlingend).

Mein ſüßes Herz!

Magdhild.

ſo vieles Küſſen nicht!
O Heinrich, ſonſt wagteſt du's nicht.
Komm, laß uns ſitzen, dann ſing mir ein Lied,
Das mit den Lüften zum Himmel zieht.
Nicht eins von den neuen voll Farbenpracht,
O wüßteſt du's, wie mich's ſo elend gemacht,
Dich ſingen zu hören von fremdem Land,
Von ſeinen Reizen, uns unbekannt?
Wohl tönt es prächtig, wie Zauberei,
Mir aber wird ſo ängſtlich dabei.
Mir klingt's, als hätt'ſt du den Herrgott vergeſſen

Und hätteſt zu böſem Ding dich vermeſſen.
Das wäre doch ſchrecklich — aber nein,
Du könnteſt ſonſt nicht mein Heinrich ſein.
(ſetzt ſich nieder.)

Heinrich.

O halte dieſen ſüßen Glauben feſt,
Gott gebe, daß er nie und nimmer dich verläßt.
(ſetzt ſich neben ſie auf die Bank.)

(Sich mit einer Cither begleitend.)

Wenn mir der König ſchenken wollt'
Die allererſte Veſte,
Und ich darum verlaſſen ſollt'
Mein Lieb' das allerbeſte;
So ſpräch' ich: nein, behalt' dein Haus
Und wollt'ſt du's noch vergolden,
Ich zieh' zu meinem Lieb' hinaus
Zu ihr, der ſüßen Holden.

Magdhild.

Das klang herüber aus alter Zeit,
Die aber liegt ſo weit, ſo weit —
Und wie's aus deinen Augen blitzt!
Ich fürchte mich, Heinrich! . . . .

Heinrich.

Mädchen was nützt
(ſie feſter an ſich ziehend)
Das lange Zerren, das lange Zieren,
Auf, laß uns die edle Zeit nicht verlieren,

Laß endlich erwarmen uns, Bruſt an Bruſt,
Verſinken in ſeliger Wonne und Luſt!

Magdhild, (ſich loswindend, aufſtehend).

Laßt mich, Meiſter Oſterdingen, ich hab' es geahnt, —
Daß ihr mich nie mehr an Liebe mahnt.
Dem Mann, dem nicht heilig der Sitte Gebot,
Für den iſt die Liebe verloren und todt.
Verlaßt mich, Meiſter, verlaßt mich, geht,
Ich habe für euch nur ein flehend Gebet.

Heinrich (ergriffen).

Magdhilde!

Magdhild.

nun, ſo muß ich gehn.
Lebt wohl (ſie wendet ſich und geht).

Heinrich.

ſoll ich nicht dich wiederſehn?
Magdhilde! Gott, was hab' ich denn gethan?
Magdhilde! hab' Erbarmen, hör' mich an! —
Sie hört mich nicht, ein kühles Lebewohl?
Ich muß ihr nach — ha!

Klingsohr (tritt ihm entgegen.)

ſeid ihr toll?
Habt ihr getrunken, Heinz? wie ſeht ihr aus?
Iſt wer geſtorben? oder brennt's im Haus?
Denn Angſt und Tollheit martern eu'r Geſichte,

Als wär's ein Sünder auf dem Hochgerichte.
So redet Meiſter, ſagt wo's fehlt,
Es ſchmerzet tiefer, was uns einſam quält.

Heinrich.

Ich ſoll noch klagen? ha, die Schmach!

Klingsohr.

Ihr lauft vergebens eurem Mädchen nach?

Heinrich.

So wißt Ihr ſchon?

Klingsohr.

daß ihr, was grad' heraus,
Das Kind geſchüttet mit dem Bade aus,
Mein Heinz, da müßt ihr zarter fühlen,
Da müßt ihr ſchmeicheln, heucheln, ſpielen,
Verläugnen Gluth und Jugendkraft,
S'iſt ein eignes Ding mit der Mädchenſchaft.
Hier habt ihr 'nen falſchen Griff gethan,
Fangt lieber bei einer Andern an.

Heinrich.

Einer Andern? Meiſter, ihr kennt ſie nicht,
Saht nimmer in ihrer Augen Licht,
Habt nie in ihren Armen geruht,
Wißt nicht, wie ihr Küſſen und Lieben thut!

Klingsohr.

Dann geht und fleht ſie um Gnaden an,
Verſucht, ob die Spröde verzeihen kann?

Vereint euch zuſammen im Abendgebet,
Daß ihr ein arger Sünder, geſteht;
Dann kommt ihr am Ende vom Banne los,
Sie nimmt Euch freundlich in ihren Schooß;
Dann wandelt zum Prieſter, der ſegnet euch ein,
Das bringt euch die Stube voll Kinderlein. —
Hm! Kinderzeugen, ein guter Brauch,
Nur Schade, der ſchmutzigſte Sclave kann's auch.

Heinrich (heftig).

Und hätt' ſie dreitauſend Engel zum Schutz,
Sammt allen Apoſteln, ich böte ihr Trutz,
Wird nicht das köſtliche Mädchen mein
So will ich für immer des Teufels ſein! (geht ab.)

Klingsohr (nachdenklich).

Des Teufels? ich weiß nicht warum mir graut?
Es giebt keinen Teufel! wer hat ihn erſchaut?
Er iſt aber doch eine Möglichkeit?
Mein Grauen ſtammt aus der Kinderzeit.
Ich denke an jene Zeiten zu viel,
Es thut mir nicht gut das Gedankenſpiel. —
Wie — vor meinen Gedanken fürcht' ich mich?
Das iſt nur jetzt ſo — das ändert ſich. —
Es war ſchon lange — ich hab's übertäubt,
Hab' manches, was raſtlos mich quälet und treibt. —
(Pauſe.)
Du ſüßes, lichtes Jungfraunbild,

So ſicher ſtets und doch ſo mild,
So fromm und keuſch dein freundlich Wort —
(ſtreicht ſich mit der Hand über die Stirn)
Wie iſt mir? bange — ich muß fort,
Es iſt das Geſpenſt des Chriſtenthums,
Es klopft an meinen Tempel des Ruhms.

Lambert, der Schreiber, tritt auf.

Lambert.

Mein edler Meiſter, kommt, verlaßt den Garten,
Dort oben euch zwei hohe Herrn erwarten,
Von der Vogelweid und von Eſchenbach,
Die ritterlichen Sänger, ſie fragen euch nach.

Klingsohr (noch immer für ſich.)

(laut): ich komme — was hilft mir die Ehr'?
was hilft mir die Macht,
Die, ohne Freuden, mich elend macht.

IV.

Zimmer im Hauſe Joh. Bitterolf's.

(Klingsohr und Magdhild.)

Klingsohr.

In tiefes Sinnen ſind ich dich verſunken
Du ernſte fromme Himmelsmagd?

Magdhild.

O ſtill ich hab ein Gift getrunken,
Das ſchmerzlich wild an meiner Seele nagt,
Ihr wißt es Meiſter, daß ich nie vermeſſen
Mich über meine Kreiſe hab gewagt,
Daß ich des Herrn und ſeiner Heil'gen nie vergeſſen,
Gebetet oft und meine Sünden treu geklagt,
Daß ich mit Ernſt und Eifer mich erhoben,
Wenn ich durch Schwachheit tief in Sünden fiel,
Daß ich vertrauend ſtets geblickt nach oben,
Und dennoch muß ich tragen, ach ſo viel? —
Das iſt die Strafe, daß ich Heinrich liebte,
So heiß und innig, wie man Gott nur liebt,

Mit meiner ſünd'gen Liebe ihn betrübte,
Ihn, der allein die wahre Liebe giebt.
O, wohl, ich fühl' es, Gott wird mir verzeihn,
Die lieben Engel tragen mein Gebet —
Doch kann ich ſelig denn im Himmel ſein,
Wenn der Geliebte hier verloren geht?
O Meiſter, ihr ſo fromm und klug erfahren,
Ich glaub' es nicht, wie hier die Rede geht,
Daß ihr im Bund mit böſen Geiſtern ſteht;
Könnt' ihr ihn ſchützen nicht und nicht bewahren?
O warnt den Armen, hört mein heißes Flehn,
Laßt meinen Heinrich nicht zu Grunde gehn!

Klingsohr (traurig bewegt).

Du ſüßes Kind, kannſt du den Freund nicht halten,
So iſt vergeblich nur mein beſtes Mühn,
Die Liebe, kann die Liebe nicht mehr walten,
So muß die Freundſchaft ſtumm von hinnen ziehn.

Magdhild.

Die Freundſchaft, o ich habe nicht auf ſie gehofft,
Auf ein Gebet von euch hab' ich gehofft.
Der Menſchen Thun und Treiben iſt ein Spiel,
Des Frommen Bitte doch vermag gar viel.

Klingsohr (erregt).

Des Frommen, ja — doch nicht des eitlen Thoren,
Der, ein Geſchöpf, mit ſeinem Schöpfer ringt,

Der ſich in maaßlos Streben längſt verloren,
Der ſich ein Gott in ſeinem Wahne dünkt.

Magdhild.

Ihr ſeid's nicht, Meiſter, den die Rede meinet,
Da ihr das frev'le Streben ſo erkennt,
Ihr meinet den, um den mein Auge weinet,
Um den in Jammer meine Seele brennt.
Ihr lieben Heil'gen droben, laßt mich hoffen,
Vereint mit meinem euer mächtig Flehn,
O eurem Wort ſteht ja der Himmel offen,
Den theuren Mann, laßt mich ihn ſelig ſehn!

Klingsohr (für ſich, mühſam ſeine Faſſung haltend.)

Wo iſt nun, Klingsohr, deine hohe Macht?
Unglücklich haſt du dieſe Maid gemacht.
Den Frieden ſchaffe ihr, den ſie verlor,
Und den Geliebten, wie er war — o Thor!

Magdhild.

O wollt' euch im Gebet mit mir vereinen,
Ihr ſeid ein Prieſter ja, und Gott geweiht!

Klingsohr.

Laßt ab, ihr Jungfrau, macht mich weinen
Und Thränen hatt' ich nicht ſo lange Zeit. —

Magdhild.

O dann, dann laßt ſie ruhig fließen,
Die Thräne macht das Herz ſo weit,

Ach, wenn erſt Thränen ſich ergießen
Dann iſt die Tröſtung nicht mehr weit.

Klingsohr.

Euch iſt gegeben dieſe Thränenfluth,
Die eure Schmerzen lindert und erweicht,
O wüßtet ihr, wie weh' die Thräne thut,
Die düſter ſich in Männeraugen zeigt?
Du ſüßes Mädchen, das ſich in Gebeten
Um des geliebten Mannes Seele müht,
Wie kannſt du froh vor deinen Richter treten,
Vor ihn, der dich mit ſeinem Geiſt durchglüht!
Die Engel werden jauchzend dich empfangen,
Die Heil'gen lächelnd droben dich umſtehn,
Und den Geliebten wirſt du heiß umfangen,
Denn Gott iſt gnädig ſolchem Seelenflehn.
Dein Heinrich wird, er muß zum Ziel gelangen,
Er kann dem Himmel nicht, und dir, verloren gehn.
Gebete ſo gethan, ſolch heilig Klagen,
Die ſchwerſten Sünder wird's zum Himmel tragen.

Magdhild.

O nicht doch, Meiſter, redet nicht vermeſſen,
Ich bin ein ſündig Menſchenkind, wie er,
Um meinetwillen wird ſie nie vergeſſen
Die Sündenlaſt, die ihm ſo ſchwer.
Die heil'ge Jungfrau muß mein Flehn beſiegen,

Die frommen Märtyrer hoch benedeit,
Vor ihnen will ich auf den Knieen liegen,
Daß Gott um ihretwillen ihm verzeiht.
Das iſt die Liebe, daß ſie nimmer enden
Und nimmer, nimmer laſſen kann,
Sie wachet, betet mit gefaltnen Händen
Noch über den ihr ſchon verlornen Mann.

V.

Gemach Klingsohr's in Witterolf's Hauſe zu Eiſenach.

Klingsohr.

Nicht bin ich mehr, der ich geweſen,
Da ich zu dieſer Stadt vor wenig Tagen kam,
Ich glaub', man kann mir's an der Stirne leſen,
Daß mir ein Höh'rer meine Kräfte nahm.
Ich habe ſonſt ſo ſtolz, ſo kühn gerungen,
Ich fühlte ſonſt in jedem Arm ein Heer,
Ich bin beſiegt, doch nicht bezwungen,
Der Klingsohr war ich, bin's nicht mehr. —
Ja! wenn meine Mutter Leiden drückte,
Sie ſtill ſich nieder zum Gebete bückte —
Seltſam, der Mutter muß ich ſtets in ſolcher Stimmung denken,
O könnt' ich mich, gleich ihr, fromm in's Gebet verſenken!
Ich konnt' es ſonſt, o das iſt nnn vorbei,
Ein gräßlich Wort: es iſt vorbei!

Iſt's denn vorbei? ich will die Bibel nehmen —
Ich will, — das iſt ein thörigt ſchämen! —
(er nimmt ein Pergament aus der Truhe)
Ich will — will ſehen ob ſie Mittel kennt
Die Höllenglut zu löſchen, die mich brennt!
(er rollt die Blätter auf)
Sanct Petri Briefe! ſchönes Hoffnungspfand,
Sie haben ihn der Hoffnung Prediger genannt;
Ha! iſt es Wahrheit? glänzt ein Rettungsport?
„Auf daß die, ſo nicht glauben an das Wort
„Gewonnen würden durch der Weiber Wandel!"

Naſias (eintretend).

Das iſt fürwahr ein wunderſamer Handel
Daß Meiſter Heinrich wie ein Heide ſchwört —

Klingsohr.

Wollt ihr nicht ſehen, daß ihr jetzt mich ſtört?

Naſias.

Verzeiht, die Wichtigkeit der Kunde
Entſchuldigt oft die falſche Wahl der Stunde.

Klingsohr.

Was iſt's?

Naſias.

Der Heinrich, der ſo lange uns entgangen,
Hat endlich ſich in unſerm Netz gefangen.
Ich hab auf euren Wunſch zu leben ihm gelehrt,
Jetzt hat er plötzlich ſich nach unſrem Wunſch
bekehrt,

Er hat entſagt dem frommen Tand der Erden
Und wird in kurzer Zeit euch gleich an Kräften
werden.

Klingsohr (nach einer Pauſe).

O Gott! nun jetzt — o ja er wird mir gleichen,
Doch kann er nie mein Elend ganz erreichen —

Naſias.

Was ſoll das Meiſter, ſeid ihr Chriſt geworden?

Klingsohr.

Schweig Teufel, oder ſoll ich dich ermorden!

Naſias.

Aha! ich ſehe, daß ihr ſcherzen könnt,
Was habt ihr da? — das neue Teſtament? —
Gebt mir das Ding, ihr thut doch nichts damit,
Zur Herrſchaft hemmts Euch nur den Siegerſchritt.

Klingsohr.

Fort, hölliſcher Geiſt, unſer Bund iſt vorbei, —

Naſias.

Warum das Lärmen? wozu das Geſchrei?

Klingsohr.

Geht — ich laß euch frei von hinnen ziehn.

Naſias.

Das iſt nicht wahr, ihr fürchtet mich, wollt fliehn!

Klingsohr.

Ich fürcht' euch nicht, bei meinem Leben,
Flieht Knecht, ſonſt ſollt ihr bald erbeben
Vor meines Wortes Macht.

Naſtas.

ich bleibe hier.

Klingsohr (aufſtehend und den Abakus ſchwingend).

Ihr Geiſter der Erde, ihr Geiſter, hört,
Der Meiſter iſt es, der euch beſchwört.
Ihr Geiſter des Zornes, ihr Geiſter der Wuth,
Wallet empor in der zaubriſchen Gluth!

(Blitze umzücken ihn.)

Geiſterchor (unſichtbar).

Wir hören dein Rufen, wir hören dein Wort,
Ein größrer Zauber, er hält uns am Ort,
Du glaubeſt nicht mehr an die eigene Macht,
Du haſt dich ſelbſt um die Herrſchaft gebracht.
Wir hören dein Rufen, wir hören dein Wort,
Ein größrer Zauber, er hält uns am Ort.

Naſtas (höhniſch).

Wer iſt nun der Meiſter? wer iſt nun der Knecht?
Wer hat nun zu gehen, zu bleiben das Recht?

Klingsohr (mächtiger beſchwörend und heftig mit den Füßen ſtampfend).

Gehorchet dem Meiſter in Salomons Macht,
Gehorchet dem Meiſter Thyaniſcher Kraft!
Herüber, hinüber, hinauf und hinab,
Zoroaſters Befehlen bei ewigem Grab!

Geiſterchor (unſichtbar).

Die mächtigen,
Nächtigen
Weſen,

Die böſen,
Gehorchen
Dem mächtigſten
Böſeſten Weſen.
Du haſt ſie verloren
Die herrſchende Macht,
Des betenden Thoren
Die Geiſterwelt lacht!

Geiſterchor (unſichtbar).

Die längſt ſchon bereuenden,
Himmelsmacht ſcheuenden,
Rufen dir zu:
Gehe, bereue,
Laß' dieſe Macht,
Oeffne auf's Neue
Dem Lichte die Nacht!
Jedem Bereuenden
Und ſich Befreienden,
Wird Gnade gebracht.

Klingsohr.

Gnade mir? o, wär es möglich? dürft' ich's hoffen?
Dem wahr Bereuenden der Himmel offen?

Naſias.

Geht hin mein edler Meiſter, wollt mit Beten
Und Faſten zu der Chriſten Gotte treten,
Doch hoffet nicht auf Gnade, die kann finden
Ein Menſch wohl, der bedeckt mit Sünden,

Die er verführt gethan, ſich ihm ergiebt,
Doch wer, wie ihr —

Klingsohr.

ich hab' ihn einſt geliebt.

Naſias.

Ja, das iſt wahr, doch lange her iſt's ſchon,
Ich glaube faſt, Gott weiß nichts mehr davon.
(ſchmeichelnd)
Doch Meiſter ſagt, ſeid ihr denn toll geworden?
Erſt habt ihr Luſt mich Armen zu ermorden,
Ruft alle Geiſter gegen mich empor,
Sprecht alle Zauberſprüche falſch, und hofft als Thor,
Der Erde Geiſter ſollten falſchen Sprüchen weichen,
Dann redet ihr von Gott und ſonſt dergleichen?
Habt ihr denn in der Hitze ganz vergeſſen,
Daß ihr genau ſeit Jahren ſchon ermeſſen,
Daß Gott nichts iſt als eine Phantaſei?
Seid ruhig Meiſter, bleibt euch ſelber treu!

(Klingsohr ſteht tief nachdenkend.)

Naſias (nimmt das Pergament).

Ich will euch jetzt mit euch alleine laſſen,
Beruhigt euer Blut, ſucht euch zu faſſen,
Und haltet eurer Herrſchaft Zügel feſt,
(abgehend für ſich)
Die Hölle ſich ſo leicht nichts nehmen läßt.

VI.

Straße in Eiſenach.

Heinrich v. Ofterdingen (in ſchwarzem Mantel mit Gold).

O wär' ich doch im Mutterleib geſtorben,
Und hätte nie das holde Licht geſehn!
O wär' ich doch als Knabe jung verdorben
So wie auch Knospen ſchon im Lenz vergehn!
Sie ſtand vor mir, die Heilige, die Reine,
Den tiefſten Jammer in dem feuchten Blick,
Mich ſchauderte vor ihrem Heilgenſcheine,
Vor ihrer Frauenwürde bebte ich zurück,
Und wie ein Blitzſtrahl ſchlugs in meine Seele:
Verloren biſt du, armes Menſchenkind,
Ob ſich dein Geiſt auch raſtlos müh' und quäle
Nach Dingen, die nur Tand und nichtig ſind.
Ja wohl, den Himmel hab' ich nun verloren,
Der mir in ihrem Weſen hold gelacht. —
Den Klingsohr ſeh' ich, einen eiteln Thoren,
Erlogen und erſonnen ſeine Macht;
Das ſeh' ich jetzt, nun es zu ſpät, verloren,
Verloren alles Licht in trübe Nacht.
Mag er auch reden, ſtreiten und beweiſen,

Ich fühle den gewalt'gen Herrſcher Gott;
Der Menſchengeiſt ſei Gott? o hört den Weiſen!
Das Herz, es bäumt ſich wild vor dieſem Spott.
Ja, Gott, der Rächer fliegt daher im Sturme,
Ja, Gott, der Rächer duldet keinen Spott,
Vernichtend naht er ſich dem Menſchenwurme,
Ich zittre, bebe — vor dem Rächer — Gott.
Doch halt — bin ich denn bei Verſtande?
Reißt mich der Schmerz nicht etwa hin,
Der Schmerz um die zerrißnen Liebesbande?
Doch, nein, ich fühle daß ich reif zur Hölle bin!
Was hab' ich Klingsohr denn, um Gott, gethan,
Daß er mich ſo zur Hölle hat geführt,
Gefüttert meine Seele mit dem Thorenwahn,
Die Sündenluſt zur Flamme angeſchürt?
Er that mir Alles, Alles rauben
Und gab mir hohle Worte nur dafür,
An die er doch unmöglich ſelbſt kann glauben —
O Klingsohr, Meiſter, ſag, was that ich dir?
Ha! es wird Licht, o nun kann ichs begreifen,
Wie hat er liſtig mich und klug getäuſcht?
O, es iſt klar, läßt ſich mit Händen greifen,
Er hat um Magdhilds willen mich getäuſcht?
Ja, willſt du einer ſchönen Braut gefallen,
So muß ihr erſt der Bräutigam mißfallen —
Ja wohl, drum macht' er meine heißen Sinne
lodern,

D'rum mußt' ich Sinnenluſt von Magdhild fodern.
Ich bin der Narr, der den Schatz verliert,
Der kluge Klingsohr aber triumphirt.
Mit Teufelsliſt hat er die Maid umſponnen,
Mir hat ſie ſtrenge ſtets gewehrt,
Er iſt mit ihr allein, er hat gewonnen
Und hat ihr das Genießen ſchnell gelehrt.
O er iſt mächtig, er, der alte Meiſter,
Ich hab' zur Rache ſelber keine Macht,
Mir dienen nicht die tauſend böſen Geiſter,
Ich bin verloren und die Hölle lacht!

VII.

Klingsohr (auf- und abſchreitend).

So wär's denn wahr? mir ſelbſt hab' ich gelogen,
Ich ſelber habe furchtbar mich betrogen?
In Stücken ſinkt und nichtig hin die Welt,
Die ich für Ewigkeiten glaubte aufgeſtellt.
Ich wäre nichts als ein Geſchöpf von Gott?
Die bloße Frage klingt mir jetzt wie Spott.
Dem ew'gen Gotte hielt ich kühn mich gleich
Und bin nun nichts als Knecht in ſeinem Reich.
Ich hab's gewagt, mich mit dem Herrn zu meſſen,
Das freche Wagniß wird er nicht vergeſſen,
Nun wohl, ich habe wider Gott mich kühn empört,
Ein Geiſterreich auf meine Worte hört —
Auf Gnade hab' ich droben nicht zu hoffen,
Ein Ausweg bleibt dem mächt'gen Meiſter offen,
Er kämpfet fort mit Gott und fällt als Mann,
Er ſtirbt und dann? — ja dann?
Dann geht er zur ew'gen Verdammniß ein
Und männlich muß ſie ertragen ſein.

Ofterdingen (tritt auf, höhniſch).

Ich ſehe auch ernſt und traurig geſtimmt?
Wißt ihr, daß mich das Wunder nimmt?
Ihr ſchaut ſo traurig und lebensſatt —
Wer ein ſchönes Mädchen erobert hat,
Der ſollte doch blicken ganz anders d'rein,
Der ſollte hübſch heiter und luſtig ſein.

Klingsohr.

Wißt ihr, was eure Lippe ſpricht?
Ich verſtehe es wenigſtens nicht.

Ofterdingen.

Ihr macht euch wenigſtens wenig daraus,
Ihr ſtacht mich bei meinem Mädchen aus.

Klingsohr.

Sprecht mir mit Achtung von dem reinen Kind.
Die Leidenſchaft macht ſelbſt die Starken blind.

Ofterdingen.

Ihr ſprecht ja frömmelnd wie ein Kloſterweib,
Wirkt ſolche Wunder Magdhild's ſüßer Leib?

Klingsohr.

Die Leidenſchaft macht ſchwache Seelen ſchlecht,
Ihr redet, Heinrich, wie ein niedrer Knecht!

Ofterdingen.

Aus ihren Lippen, die mich einſt belogen,
Habt ihr die ſchönen Sprüche wohl geſogen?
Aus ihrem Buſen, wie aus einem Schrein,

Habt ihr geſtohlen etwas Heil'genſchein,
Es ſteht für wahr euch gar nicht ſchlecht,
Verzeihet ein'gen Zweifel euerm Knecht!

Klingsohr.

Geh' hin, Vermeß'ner, wagſt du mich zu höh-
nen?
Mich, deſſen Worte wie die Donner dröhnen?

Ofterdingen.

Verzeiht Herr Herrgott, daß eu'r Sclave lacht,
Ihr habt ſo elend, elend mich gemacht,
Daß eure Weisheit keine Qual erfänd',
Die mich ein wenig noch erſchrecken könnt';
Mein lieber Herr, wer nichts verlieren kann
Und nichts mehr hoffen, iſt ein tapfrer Mann.
Ihr habt mir langſam aus der Bruſt gezogen
Den ſchönen Glauben an die künft'ge Welt,
Ihr habt um Alles, Alles mich betrogen
Was nur den Menſchen über'm Thiere hält.
Ihr habt geſagt, ihr machtet mich zum Gott
Und habt gemacht mich ſelber mir zum Spott.

Klingsohr.

Halt ein — es macht mir Graus!

Ofterdingen.

So macht's euch bang? hört nur die Mähre aus —
Nachdem ihr mir den ew'gen Gott genommen
Habt ihr mit frechem Wort mich leicht bethört,

Und ſo iſt's denn ſo weit mit mir gekommen,
Daß ich's mit Lachen ſeh' wie ihr das Weib entehrt,
Das mich allein an dieſes Leben noch gebunden,
In dem allein ich Tröſtung noch gefunden,
Das einz'ge Weſen, was mich an die Menſchen band,
Das Gott mir war und Haus und Vaterland.

Klingsohr.

Um Gott, wohin hat euch der Wahn geführt?
Bei dem was heilig euch, ich hab' ſie nie berührt.

Ofterdingen.

O Meiſter Klingsohr, welch' ein ſchlechter Schwur,
Ihr ließt ja heilig nichts mir armen Kreatur!

Klingsohr.

Hört mich, hört, ihr müßt mich hören —

Ofterdingen.

Wollt ihr vielleicht bei Magdhild's Unſchuld ſchwören?

Klingsohr.

Ich macht' euch elend, Heinrich

Ofterdingen.

ſeht ihr's ein?

Klingsohr.

O hört mein Wort, noch könnt ihr glücklich ſein,
Geht hin . . . .

Ofterdingen.

und liebt euch an dem Mädchen satt,
An dem, was Klingsohr euch noch übrig lassen hat?

Klingsohr.

O still, ihr bringt mich sonst zur Raserei!

Ofterdingen.

Das wär' mir lieb, wir ras'ten dann zu zwei.

Klingsohr.

Wollt ihr nicht hören, auf den Knien —

Ofterdingen.

Spart eure Faxen, wollt euch nicht bemühn,
Ihr seid erst kurze Zeit in der Verliebten Orden,
Doch eure Knie sind recht geschmeidig schon geworden.

Klingsohr.

Allmächt'ger Gott, o mach, daß er mich höre! —

Ofterdingen.

Verzeiht, daß ich euch im Gebete störe.
Ich kam nur, in der Eile euch zu sagen,
Daß Dienstag unser Sängerkampf beginnt.
Ich denke wohl die Meister all' zu schlagen,
Wenn ihr auch feindlich mir und bös gesinnt;
Denn, ich will singen von des Menschen Streben,
Wie es Verderben nur und Schmach gebiert,
Will singen von verlornen Menschenleben
Und wie man eine schöne Braut verliert. —

VIII.

Prunksaal auf dem Wartburgschlosse, Tanzmusik in den Pausen einfallend. Glänzende Versammlung; im Hintergrunde geht der Tanz während der ganzen Scene fort.

(Im Vordergrunde gehen vorüber)

Landgraf Hermann von Thüringen und Walter von der Vogelweide.

Landgraf Hermann.

Habt ihr gelooset schon für Uebermorgen?

Walter von der Vogelweide.

Gelooset? ja, und so, daß ohne Sorgen
Wir Alle jenem Sängerkampf entgegensehen.

Landgraf Hermann.

Ihr seid sehr kühn, doch sagt mir, wen
Hat denn das Schicksal ausersehn
Dem Meister Heinrich liedbewehrt zu stehn?

Walter von der Vogelweide.

Wolfram von Eschenbach wird ihn besiegen.

Landgraf Hermann.

Ich sah die Zuversicht schon oft erliegen.

Walter von der Vogelweide.

Den Zweifel sah ich nie den Sieg erringen.

Landgraf Hermann.

Ich hörte Herrliches von Meiſter Heinrich ſingen.

(gehen vorüber.)

Landgräfin Sophia und Klingsohr.

Klingsohr.

O dürft' ich eine Bitte hohe Fürſtin, wagen?

Sophia.

Was könnt' ich euch gewähren? bittet ohne Zagen. —

Klingsohr.

Mein Schüler, Meiſter Heinrich Oſterdingen,
Liebt lang' ein Mägdlein hold in dieſer Stadt,
Jetzt geht er um mit ſeltſam ſchlimmen Dingen;
Er glaubet, daß ſie ihn verrathen hat,
Verführer nennt er mich, mich armen Greiſen. —

Sophia.

Ihr müßt ihm ruhig ſeinen Fehl beweiſen;

Klingsohr.

Er ſpottet mein und will mich nimmer hören,
Auch ſie nicht mehr, der Wahn thut ihn bethören,
Ich fürchte noch der arme Jüngling kommt von Sinnen
Und wird im Wahnſinn böſes Werk beginnen.

Sophia.

Was ſoll ich thun? wo eure Macht erſchlaffte
Und euer Wort ſich kein Gehör verſchaffte,
Da wird man nicht auf Weiberworte hören!

Klingsohr.

Ein Manneswort macht oft das Herz empören,
Derweil der Frauen Rede lieblich es bewegt,
Ein kühler Balsam sich auf seine Wunden legt. —

Sophia.

Gern wollt' ich helfen, glaubt mir, dem Betrübten,
Doch wen nicht heilt die Stimme der Geliebten,
Den machen Menschenworte nicht genesen.

Klingsohr.

Das Wort aus einer Fürstin süßem Munde,
Das ist fürwahr ein zaubrisch Doppelwesen,
O, gebt ein Balsamwort für meines Freundes Wunde,
Er muß in euch der Fürstin sich ergeben,
Dem sanftem Wort der Frau kann er nicht widerstreben.

Sophia.

Ihr macht mich stolz, ich will die Macht probiren.

Klingsohr.

Und euer Wort wird glänzend triumphiren.

(gehen vorüber.)

Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen.

Eschenbach.

Gebt mir die Hand noch einmal, ohne Grollen
Laßt uns zum letzten, kühnsten Kampfe gehn.

Ofterdingen (giebt ihm die Hand).

Ihr habt ſie, Ritter, ohne Zorn und Grollen,
Laßt uns als Freunde von der Erde gehn.

Eſchenbach.

O Meiſter, habt ihr's recht und tief empfunden,
Wenn noch zwei Sonnen leuchtend nieder gehn —

Ofterdingen.

Die dritte wird von uns nur Einer ſehn.

(gehn vorüber.)

Baron Mathieu von Montmoreney, Abgeſandter des franzöſiſchen Königs und der Freiherr von Zweter.

Montmorency.

Die Dichtkunſt iſt bei uns ein heitres Weſen,
Das zur Erhöhung unſ'rer Freuden dient,
Sie bleibt die frohe Kunſt, wie ſie's geweſen,
Und hat den ſchönen Namen ſtets verdient.
Seltſames wohl hab' ich in dieſem Reich geſehen,
Doch ſolch ein blutig Sängerſpiel noch nie.
S'iſt alſo wirklich um des Dichters Kopf geſchehen,
Wird er im Wettgeſang bezwungen? wie?

Zweter.

So iſt's, mein edler Herr, er wird gerichtet,
Doch ſeine Ehre wird ihm nicht vernichtet.

Montmorency.

Ein ſchöner Troſt, fürwahr! der deutſche Sänger,
Er muß den kühnſten Muth im Buſen tragen,

Wenn nicht mit jedem Verse bang und bänger
Die Pulse ihm das Blut zum Herzen jagen. —
Wohl kann ein Mann dem Tod ins Auge schauen,
Zu einem Lächeln selber kann er's bringen,
Wer aber kann umflort von Todesgrauen,
Wer kann noch vor dem Henkerblocke singen?

Zweter.

Und doch, ihr werdet's sicher morgen sehen.

Montmorency.

Dies deutsche Volk wird nie ein Frank' verstehen.

(gehen vorüber.)

Landgräfin Sophia und Heinrich von Ofterdingen.

Sophia.

Versprecht mir's, guter Meister, geht noch heute;

Ofterdingen.

Verlaßt euch d'rauf, ich werde zu ihr gehen,
Ich will die holde Maid noch einmal sehen.

Sophia.

So lebet wohl und Gott sei euer Geleite!

(gehen vorüber.)

Klingsohr.

Sie hat sein Herz mit süßem Wort gewonnen,
O, was man wünscht, man glaubt es ja so gern,
Dir, süßes Mädchen, glänzen heitre Sonnen,
Erob'r ihn wieder, den Geliebten, für den Herrn.
Mit nichten soll er morgen für sein Leben
Mit Liedern kämpfen auf dem blut'gen Plan,

Magdhilde ſoll für Heinrich nicht mehr beben,
Der böſe Klingsohr hat ein gutes Werk gethan.

(Johannes Bitterolf kommt.)

Gehn wir mitſammen von des Fürſten Feſte,
Ich glaub' man mißt uns gern, uns trübe Gäſte.

Bitterolf.

Ja wohl, trüb ſind wir auf das Schloß gekommen,
Die Tochter ſchwer mir auf der Seele liegt,
Und morgen wird mir noch ein Freund genommen,
Von zweien Einer, Einer wird beſiegt. —

Klingsohr.

Laßt mich euch ſüßen Troſt in eure Seele gießen,
Kein Blut wird morgen, aber Thränen werden fließen,
Von Dank und frommer Freude angelockt.

Bitterolf.

O wär es wahr! doch könnt ihr hindern
Den feſtbeſchwor'nen Kampf? könnt meinen Kindern,
Ihr jenen ſchönen Frieden wiedergeben?

Klingsohr.

Fragt nicht — das Wort, es wird ſich bald bewähren;

Bitterolf.

Ich glaube euch, doch wollt ihr mir erklären —

Klingsohr.

Verzeiht, der Glaube fragt nichts nach dem Wiſſen
Und die Erklärung wird er nie vermiſſen.

(Gehen ab.)

IX.

Straße in Eiſenach vor Bitterolfs Hauſe. Klingsohr, ein Roß beſteigend; Naſtas hat noch am Sattelzeuge ſeines Thieres zu thun. (Nacht.)

Klingsohr,
(nach Magdhildens Fenſter hinaufſchauend, für ſich)

Von ihrem Fenſter des Lämpleins Schein
Umgiebt das Haus mit einem Heil'genſchein —
Was ſoll ich den Herrn bitten für ſie um Segen,
Der Herr, er wird ihr geben, ihretwegen. —
Demüthig, ſagt man, mache das Chriſtenthum,
Bin ſtolzer jetzt, als ſonſt in meinem Ruhm.
Ich habe ſchweren Kampf gehabt zu kämpfen,
Es gilt noch jetzt ſo manchen Feind zu dämpfen,
Doch werd' ich ſchwach und glaub' ich zu erliegen,
Denk' ich an Magdhild gleich, dann muß ich ſiegen. —
Schön iſt der Ruhm und Glanz in dieſer Welt,
Nur ſchade, daß er nicht da drüben hält —

Nun, wenn man mich in kühle Erde bettet,
Ich hoff' auf Gott, der Klingsohr iſt gerettet.
(Reitet fort.)

Naſias, (ihm folgend, für ſich.)
's iſt beſſer ſo, gut, daß wir von hier gehen,
Ich weiß nicht, wie mir wunderſeltſam iſt?
Hätt' ich die fromme Maid doch nicht geſehen,
Den Teufel ſelbſt bekehrte die zu Chriſt.
Ja, es iſt wahr, mag's eine Weile gehen,
Verbollwerkt hinter Tand und Ruhm,
Die Hölle ſelbſt, ſie kann nicht ewig ſtehen,
Der Teufel betet: — o, das Chriſtenthum!
(ab.)

X.

Hoher Morgen. — Schloßhof auf der Wartburg. Schranken ſind aufgerichtet, links mit erhöhtem Sitz für den Fürſten und die Fürſtin. — Volk füllt den Hintergrund.

Gemurmel des Volks.

Verſchiedene Stimmen.

Erſte Stimme.

Den Richter ſeht, wie iſt ſo blank ſein Schwert?

(Meiſter Stempel, der Scharfrichter von Eiſenach, tritt in die Schranken mit rothem Mantel und blankem Richtſchwert.)

Zweite Stimme.

Das Opfer heute aber, iſt's auch werth!

Erſte Stimme.

Ich ſag', es ſiegt der Meiſter Oſterdingen,
Der iſt ein gutes Eiſenacher Kind.

Dritte Stimme.

Ich mein', der Eſchenbach wird ihn bezwingen,
Ein edler Herr, dem Bürger gut geſinnt.

Zweite Stimme.

Der Heinrich Oſterdingen iſt verloren. —

Dritte Stimme.

Wir wiſſen's wohl, er iſt bei uns geboren,

Vierte Stimme.

Da iſt er nicht weit her.

Erſte Stimme.

Ihr Thoren,
Er wird trotz euch am allerbeſten ſiegen,
Er hat als Knabe oft mit mir geſpielt.

Fünfte Stimme.

Wird er darum den Eſchenbach bezwingen?

Dritte Stimme.

Mit euch hat er ge-, mit ihm verſpielt.

Sechſte Stimme.

Seid ſtille doch, das Ende wird es lehren!

Dritte Stimme.

Da kommen ſie, wir werden's hören.

Trompetenſtöße. Der Landgraf und die Landgräfin nehmen ihre Plätze ein; der Hof gruppirt ſich hinter ihnen.

Volk.

Gott erhalte den Herrn, Gott ſegne ihn!

(Der Landgraf dankt.)

(Die Sangesmeiſter ſtehen dem Landgrafen gegenüber rechts von der Scene.)

Herold.

(Trompetenſtoß.)

Nach altem Brauch in deutſchen Landen,
Sind zween Sangesmeiſtern zugeſtanden
Die offnen Schranken zu dem Minneſtreit,

Sie haben Beide sich des Richters Spruch ergeben,
Den er verdammt, verliert alsbald das Leben;
Der Henker stehet mit dem Schwerdt bereit. —
Wer frech versucht die Sänger irr' zu führen,
Durch Zuruf oder Spruch, der muß verlieren
Nach altem, deutschen Brauch die rechte Hand.

(tritt zurück, Trompetenstoß.)

Landgraf.

Wo ist der Meister aus Ungarland?
Erwählter Richter in diesem Streit?
Habt ihr zu seiner Herberg' gesandt
Fürstliche Diener und ehrend Geleit?

Rudolph Schenk von Vargula.

Es fand ihn nicht daheim der Diener Troß,
Er meinte ihn gezogen schon zum Schloß.

Landgraf.

So laßt nach altem Brauch ihn die Trompete laden!

(Trompetenstoß.)

Herold.

Der edle Meister aus Ungarland,
Mit Namen Meister Klingsohr genannt,
Er sei geladen zum Sangesgericht;
Drei Mal, drei Mal,
In voller Zahl.

(Trompetengeschmetter.)

Die Meister sprechen untereinander.

Gemurmel des Volks.

Erſte Stimme.

Wie, er kommt nicht? o, es darf nicht ſein,
Wir büßten dann das ganze Schauſpiel ein!

Zweite Stimme.

O käme er nicht, wie wär' das gut,
Dann flöſſe doch nicht unnütz Menſchenblut!

Landgraf zu Rudolph, Schenk von Vargula.

Sagt, edler Ritter, was iſt hier zu machen?

Rudolph, Schenk von Vargula.

Kurz aufzuheben iſt das Sanggericht —

Landgraf.

Wo iſt der Meiſter hin? begreif es nicht!

Rudolph, Schenk von Vargula.

Ein Zaubrer iſt's, geflohn auf ſeinem Drachen.

Wolfram von Eſchenbach und Heinrich von Oſterdingen treten vor, verneigen ſich vor dem Landgrafen.

Wolfram von Eſchenbach.

Mein hohar Fürſt, es iſt der Bann geſtört,
Der Himmel ſelbſt, er hat dem Streit gewehrt,
Er wollte nicht, daß Blut um eitle Ehre fließe.
Und wär's das Höchſte, was die Erde giebt,
Und wär's das Schönſte, was die Seele liebt,
Die Krone ſelbſt, das höchſte Erdengut,
Sie iſt zu hoch gekauft mit Menſchenblut,
Und Keiner von uns will des Andern Blut vergießen,
Wir ſind verſöhnt!

Meister, alle.

Wir sind versöhnt!

Volk.

sie sind versöhnt!

Andere.

Gott Dank, so wird denn keiner sterben,

Andere.

Kein Eisenacher Kind, wird hier am Block verderben.

(Trompetenstoß.)

Landgraf, (vortretend).

Ihr seid versöhnt, o bleibt's in allen Zeiten,
Wollt nimmer euer Lied zum Streit entflammen,
Laßt klingen euren Sang in fester Treu zusammen
Und Engelstimmen werden euch begleiten.
Und dieses Sanggericht, daß es das letzte sei,
Das sei Gesetz im Land, es sei vorbei!

Volk.

Gott segne den Herrn, das Gericht ist vorbei,
Die Lieder sind frei und kein Blut ist dabei.

(Die Meister umarmen sich.)

XI.

Das Innere einer Einſiedelei im Böhmerwalde; — Klingsohr im Pilgerkleide und der Einſiedler.

Klingsohr.

Und ſo, trotz Faſten, Beten und Kaſtein,
Kann ich mich doch nicht von der Qual befrein.
Trotz aller Reu' ob meiner Sünden,
Kann ich den Frieden nicht der Seele finden.
Ich kann den Wunſch im Herzen nicht ertödten,
Der täglich, ſtündlich, ſtärker wiederkehrt,
Daß, frei von dieſer Qual und dieſen Nöthen,
Mir ſei die alte Geiſteskraft beſcheert.
Geſpenſtern ähnlich, ſchleich ich auf den Pfaden,
Da einſt als Herrn und Herrſcher mich geehrt,
Ich fühl' es wohl, Gott will mich nicht begnaden,
O, hätt' ich doch zu Chriſt mich nie bekehrt!

Einſiedler.

Das nennt ihr Reue, Menſch, dies trotz'ge Toben?
Und hofft dafür ein gnädig Wort von Oben?
Ihr habt zu Chriſto euch noch nie gewandt. —
Trug war eu'r Faſten, Trug eu'r Beten,
Mit Lügen ſeid ihr frech zu Gott getreten

Nein, Chriſti Glauben habt ihr nie bekannt. —
Ein frommes Mädchen hat das Werk zertrümmert,
In deſſen falſchen Glanze ihr geſchimmert,
Ein Mädchen ſtürzte euern Thorenwahn;
Und lieblich fandet ihr der Frommen Weſen,
Ihr bliebt derſelbe Thor, der ihr geweſen,
Nur gingt ihr eine andre Narrenbahn.
Zu einem ſchönen Weibe, nicht zu Gott,
Hat ſich eu'r eitel Herz bekehrt,
Nun fordert ihr in läſterlichem Spott,
Daß Gott den Frieden euch beſcheert,
Ihr wollt, daß für ein Wenig Beten und Kaſtein
Der höchſte Gott euch ſoll auch dankbar ſein.

Klingsohr.

Wohl habt ihr Recht, ich bin nicht mehr zu retten,
Die Hölle hält mich feſt an rieſenſtarken Ketten.

Einſiedler.

Es hält die Hölle Keinen, der ſich retten
Und ſich befreien will aus Herzensgrund,
Eu'r Stolz und eu'r Wahn, das ſind die Ketten,
Zerreißt ſie kühn, und ihr ſeid bald geſund. —

Klingsohr.

So ſagt, wie werd' ich ledig denn der Bürde?
Doch müßt ihr achten meine Menſchenwürde.

Einſiedler.

Die Menſchenwürde? hm, ein ſchönes Wort!
Das iſt die alte Kette, mit ihr fort!

Ihr habt euch mit Verbrechen nicht beladen,
Die man so in der Welt die groben nennt,
Und die im Ganzen doch unendlich wen'ger schaden,
Weil sie ein Jeder als Verbrechen kennt.
Ihr habt gemordet nicht mit kaltem Eisen,
Gestohlen nicht von eures Nächsten irdschem Gut,
Man kann euch keinen Ehebruch beweisen
Und darum nennt man euch im Leben gut! —
Und doch habt ihr gemordet Menschenseelen,
Mit eurer Worte kaltem Stahl,
Und Herzen konntet ihr den Frieden stehlen,
Dieb seid und Mörder ihr aus freier Wahl.
Daß Gottes Gnade eurer Opfer Eins gerettet,
Schreibt ihr als Heldenthat euch selben zu,
Und in den Himmel glaubt ihr euch gebettet,
Weil ihr ein Wenig noch bereut dazu?
Ihr habt die Kraft gehabt zu morden und zu stehlen,
Geht hin, ihr stolzer Mensch, und macht es gut,
Gebt ihren Frieden wieder all den Seelen,
Erweckt die Todten wieder! habt ihr Muth?
Und könntet ihr fast Alle noch erretten
Und müßtet nur um Einen Schuldner sein,
So kann euch doch nur Gottes Gnade retten,
Und ohne sie geht ihr zur Hölle ein!

Klingsohr.

Der Schüler sind so manche schon verstorben!

Einſiedler.

Und ſo durch eure Schuld gewiß verdorben. —

Klingsohr.

Was ſoll ich thun? wißt ihr mir noch zu rathen?

Einſiedler.

Die wahre Reue giebt ſich kund in Thaten;
Aus Stolz habt ihr geſündigt und gefehlt,
Und darum muß es euer Stolz auch büßen,
Wenn anders zwiſchen Gott und ihm ihr wählt?
Geht heim in eure Lande, fallt zu Füßen
Der Bettler nieder, die am Wege ſind,
Macht euer Geld und Gut der Armuth zum Geſchenke,
Auf daß ſie eurer im Gebet gedenke;
Und dienet freundlich jedem Menſchenkind.
Habt ihr ein Jahr und drüber das getrieben,
Und ſo den eitlen Stolz durchaus vertrieben,
So werden langſam ſchwinden eure Klagen
Und euer Herz wird euch das Weitre ſagen!

Klingsohr (bitter.)

Nicht übel, wirklich: vor dem Bettler knieen,
Vor jedem Erdenwurm ſich beugen in den Staub?
Und dennoch iſt am End' trotz aller Mühen,
Der gnäd'ge Chriſtengott im Himmel taub?
Ich dank euch frommer Mann, für eure Lehre,
Ich wollte wohl, daß ſie was ſanfter wäre!

(geht eilig hinaus.)

XII.

Nacht, Landſtraße, zur Rechten ein ſteinern Kreuz, zur Linken ein niedriges Haus mit hellerleuchteten Fenſtern.

(Sturm und Regen.)

Klingsohr (kommt langſam gegangen.)

Die müden Füße wollen nicht mehr tragen,
Der naſſe Froſt durchſchauert das Gebein
Und Fiebergluthen meine Pulſe jagen,
Ich kann nicht weit von meinem Grabe ſein!
Das iſt der Klingsohr, dem die Geiſter
Sich beugten in der Erde tiefem Schooß,
Der hochberühmte, vielerfahrne Meiſter,
Dem eine neue Welt ſich einſt erſchloß,
Der neben Gott geſtanden, der gerungen
Mit jener ew'gen Schöpferkraft,
Nun wohl, der Gott hat ihn bezwungen,
Ein Gott zerſtörte ſeine Kraft.
Das iſt der Troſt, den will ich ewig haben,
Mein Name, er wird unvergeſſen ſein,
Sie können meinen Ruhm nicht mit begraben,
Gott ſelber mußt' der Sieger Klingsohrs ſein!

— Die Hütte dort — wie hell die Fenſter flimmern!
Für andre Wandrer wär's ein Hoffnungsſtrahl, —
Mich kann die liebſte Hoffnung nicht mehr kümmern,
Die falſche thört mich nicht zum zweiten Mal.
Wie mir die Hoffnung ſüß und lieblich lachte
In jener holden Jungfrau Augenlicht,
Die mich, den Gott, zum Menſchen wieder machte!
Der Klausner traf es wohl, zu Chriſto nicht,
Zu einem ſüßen Weib war ich bekehrt, —
Bei meinem Haupt! die Jungfrau war es werth!
(Er tritt an die Hütte und ſchaut durchs Fenſter.)
Soll mir dies Bild die Faſſung wieder rauben,
Die ich ſo mühſam mir, ſo ſchwer erſtritt?
Du ſüßes Bild, du predigſt einem Tauben,
Ich ſteh' vom Grabe nur noch einen Schritt!
Sind dieſe glücklich? ja, ich fühl's am Wehe,
Das ſchonungslos in meinen Buſen faßt,
Denn ſchwerer laſtet in des Glückes Nähe
Auf jeder Bruſt des Unglücks Rieſenlaſt.
Der Mann dort, ſtill am Feuer eingeſchlafen,
Hat an den Menſchengeiſt wohl nie gedacht,
Iſt willig Einer von des Herrgotts Sclaven,
Glaubt nicht an eigne, nur an Gottes Macht!
Da ruht er nun im ſüßen, tiefen Frieden,
Von eines ſchweren Tages Arbeit matt,
Solch Ruhen iſt der Menſchen Glück hienieden
Und wohl dem Glücklichen, der's täglich hat!

Das junge, friſche Weib an ſeiner Seite,
Wie freundlich es auf ſeinen Schlummer blickt!
In dieſer engen Hütte, welche Weite!
Wie klein und arm, und doch, wie hochbeglückt!
Das Weib erhebt ſich — ach, auf eine Wiege
In warmer Ecke fällt ihr froher Blick —
Blickt ſo ein Feldherr auf die Siege,
Wie ſie, auf den entſchlafnen Mann zurück?
Mit einem Blicke faßt ſie alle Wonne
Des ganzen Lebens, Mann und Kind,
Die kleine Lampe wird bei ihr zur Sonne,
Weil Mann und Kind in ihrem Scheine ſind!
Ich bin ein armer Mann mit meinem Ruhme —
Arm iſt der Mann, der ohne Kind, —
Armſel'ge Wucherpflanze ohne Blume,
Ein dürres Blatt im Herbſteswind!
Der Mann erwacht — ſie reichen ſich die Hände
Und ſchauen ſich mit Liebesblicken an,
Sie treten leiſe an der Wiege Ende,
Sie blicken lächelnd ihren Liebling an.
Es küßt der Mann des Weibes friſche Wangen,
Er legt den Arm um ihren ſchlanken Leib,
Sie weichet ſanft dem zärtlichen Verlangen,
Da liegt an froher Bruſt ein frohes Weib. —
Ich konnte glücklich, wie der Mann da drinnen,
Ein Menſch mich mit den Menſchen freu'n
Ich wollte mehr und höh'res mir gewinnen,

D'rum muß ich nun auf ewig elend ſein;
Es kann der Menſch als Menſch nur glücklich werden,
Dem Menſchen nur der ſelge Frieden lacht,
Und dünkt er ſich ein Gott auf dieſer Erden,
So muß er weichen Gottes ew'ger Macht.
Wär' ich ein Menſch geblieben! ja geblieben,
Ich war's, als ſie mir noch zur Seite ſtand,
Ich war ein Menſch im Hoffen und im Lieben,
Nach ihrem Tode erſt brach ich das Band. —
Leb wohl, du Hütte, Heerd der ſüßen Wonne,
Ich ſag mit dir dem Leben Lebewohl!
Der grünen Erde Pracht, der güldnen Sonne,
Dem Waldesrauſchen ſag ich lebewohl!
Die güldne Kette häng ich an die Hütte,
Des Hauſes Laren ſei ſie ſtill geweiht,
Sie werden ſchützen, ohne meine Bitte,
Des Hauſes Frieden bis in ſpäte Zeit.
Ein Kind des Friedens wird die Kette tragen,
Mir hing ſie Königsgnade um —
Stolz war ich d'rauf in meinen frühern Tagen,
An dieſe Hütte häng ich meinen Ruhm. —

Zwei Erzählungen

aus

dem amerikaniſchen Leben.

I.

Die ſchwarze Lilie.

Zu den edlen Bürgern der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die ſchon ſeit Jahren ſich mühen, die Sclaverei gemach aufzuheben im Gebiete der Union, zu den gefeiertſten Häuptern der Abolitioniſtenpartei gehörte auch der General van Renſelaar, der General van Renſelaar den die armen Neger ihren großen Freund nannten, von dem ſie zu ſagen pflegten, er habe zwar eine ſehr häßliche, weiße Haut, aber ein vortreffliches ſchwarzes Herz.

General van Renſelaar war Republikaner durch und durch, die republikaniſche Geſinnung war erblich in ſeiner Familie, ſeit dem Erſten van Renſelar, der als politiſcher Flüchtling vor dem grimmen Herzog Alba aus den Niederlanden eine Zuflucht fand in den damals noch kaum gekannten nordamerikaniſchen Colonien. Mit unverhaltenem Zorn ſah van Renſelaar, daß die republikaniſche Gleichheit immer mehr ſchwand, namentlich in den ältern Staaten der Union, er achtete

das Geld, aber er verachtete den Geldstolz, und trat denen bitter entgegen, die gesellschaftliche Unterschiede auf Vermögensunterschiede gründen wollten. Noch mehr aber als der Geldstolz war ihm jener Farbenstolz zuwider, der die Werthe der Menschen nach der mehr oder weniger dunkeln Schattirung ihrer Hautfarbe messen wollte.

„Der Schwarze ist mein Bruder!" war das Motto des Generals, der gewaltig böse werden konnte, wenn man ihm seine directe Abkunft von den Weißen, oder seinen großen Reichthum pries. Lange galten van Renselaars Ansichten für Marotten, die man bei einem so reichen und vornehmen Manne ertragen müsse, bis er endlich durch die That bewies, wie ernst es ihm sei mit seinen Ansichten.

Der General van Renselaar befand sich auf einer Pflanzung im Süden der Union, um ein wichtiges Geschäft mit dem ihm befreundeten Besitzer derselben abzuschließen, da begab es sich, daß er reden hörte von der wunderbaren Schönheit einer schwarzen Sclavin.

Van Renselaar bezeugte Lust, die Sclavin zu sehen und wurde von dem Pflanzer nach der Wohnung der dunkeln Schönheit geführt.

Der General van Renselaar war kein junger Mann mehr und wenn auch seine Ansichten in

Bezug auf die Hautfarbe sehr freisinnige waren, so war er doch immerhin in den vollen Vorurtheilen seiner Race aufgewachsen, dennoch war der Eindruck, den die Negersclavin auf ihn machte, ein gewaltiger.

Schlank, wie die Schirlingstanne, unter der sie eben stand, üppig voll wie die Dolde des Schneeballs, schwarz wie die Nacht und doch wieder so edel und jungfräulich erschien die Negerin dem General, daß dieser mit einem Mal begriff, warum man ihr den Namen „schwarze Lilie" gegeben.

Die schwarze Lilie wußte wer vor ihr stand, der Name van Renselaar war süße Musik für das Ohr aller Sclaven im weiten Gebiete der Union, jetzt trat sie stolz und schüchtern dabei dem General entgegen, neigte sich vor ihm, die runden Arme gekreuzt auf der vollen Brust, neigte sich tief vor ihm, drei Mal, dann ergriff sie van Renselaars Hand, drückte sie an ihre Lippen und sprach mit sanfter Stimme: „Die Tochter des schwarzen Mannes grüßt den großen Freund des schwarzen Mannes!"

Sehr verwundert sah nun der Louisianapflanzer, wie der berühmte General van Renselaar sehr galant die Hand der schwarzen Lilie ergriff, sie zu einem Sitze führte und bald in ein so eifriges

Geſpräch mit der Negerſclavin gerieth, als habe er's mit einer feinen Dame im **dress-cercle** zu Newyork oder Boſton.

Am andern Tage aber hatte der Louiſianapflanzer ein ſehr gutes Geſchäft gemacht mit dem General, denn der hatte ſich alle Bedingungen gefallen laſſen, weil der Pflanzer ihm die ſchwarze Lilie geſchenkt.

Im freien Amerika werden Menſchen verkauft, werden Menſchen verſchenkt! **Les extremes se touchent.**

Wohl hatte ſich der Louiſianapflanzer, der die ſchwarze Lilie verſchenkt hatte, über den General gewundert, jedoch hatte er ſich damit begnügt zu ſagen: „ſehr geſcheuter Mann das, der General van Renſelaar, aber ſehr verliebt für ſein Alter!" damit begnügten ſich die Schweſtern, Brüder, Schwäger, Muhmen, Baſen und Vettern, kurz die ganze, große Familie van Renſelaar nicht; Alles gerieth außer ſich, da ihnen die ſchwarze Lilie eines Tages als Generalin van Renſelaar vorgeſtellt wurde.

Das Geſchrei war entſetzlich, aber der General kümmerte ſich nicht darum und lachte ſogar darüber, daß Einige, vornämlich die unverheiratheten Damen ſeiner Familie, allen Umgang mit

ihm abbrachen, um nur nicht mit der ſchwarzen Lilie in Berührung zu kommen.

„Sie werden ſchon wiederkommen," ſagte er lachend und ſiehe da, er hatte recht; bald war der, bald dieſer in Verlegenheit und bedurfte des Rathes, des Einfluſſes, oder des Geldes des alten Generals, und da kam er denn ganz freundlich und machte der ſchwarzen Lilie ſein Compliment.

Im Laufe der nächſten vier Jahre, während welcher die ſchwarze Lilie ihrem General zwei Töchter geboren hatte, war die ganze Familie van Renſelaar wieder einig mit dem alten General und machte der ſchwarzen Lilie eifrig den Hof, weil man durch ſie Alles, was recht war, erhalten konnte von ihm.

Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß Alle ihre Hautfarbe vergeſſen hätten; o nein, in tiefſter Seele wurde die arme, ſchwarze Lilie noch immer gehaßt von vielen Gliedern der Sippſchaft, aber ſie waren pfiffig und verbargen dieſen Haß.

Nun vergingen mehrere Jahre, die Töchter des Generals und der ſchwarzen Lilie wurden größer und dabei ſo ſchön, daß ſie anfingen die Aufmerkſamkeit der jungen Yankees in der ganzen Gegend zu erregen. Aber dieſe beiden jungen Ladies, Miß Jenny und Miß Lucie, waren nicht nur ſehr ſchöne und ſehr liebenswürdige Mädchen,

sondern auch gründlich unterrichtete, talentvolle und geſcheute Damen.

Der General, ihr Vater, hatte nichts geſpart, ihnen eine tüchtige und glänzende Erziehung zu geben; durch ſeine Frau und ſeine Töchter hatte er den Gegnern ſeiner Anſichten bewieſen, daß Liebenswürdigkeit, Talent und Geiſt nicht allein bei weißer Hautfarbe zu finden, ſondern daß der ſchwarze Mann eben ſo gut den Wohlthaten der Cultur zugänglich und eben ſo ſehr zum Genuß derſelben berechtigt ſei, als der Weiße.

Niemand im ganzen County widerſprach dem General van Renſelaar, denn die ſchwarze Lilie und ihre Töchter waren, ohne Frage, die geiſtreichſten und liebenswürdigſten Frauenzimmer auf Meilen in die Runde. Am allereifrigſten aber war der junge Joſias van Renſelaar der Anſicht ſeines Oheims und man ſagte ganz allgemein, er werde ſeine ſchöne Muhme Miß Jenny heirathen, um ſich die Erbſchaft ſeines Oheims, die ihm ohne deſſen ſpäte Vermählung zu Theil geworden wäre, nun doch zum größten Theil wenigſtens zu ſichern.

Sonſt aber gehörte der lange, dürre Rothkopf Joſias van Renſelaar keineswegs zu den Günſtlingen des braven Generals, der ſich ſtets mißmuthig über die Faulheit und Unzuverläſſigkeit ſeines Neffen ausſprach und auch Miß Jenny

ſchien eben keine große Zuneigung zu dem unwiſſenden und ſtörriſchen Jüngling zu haben, obgleich ſie gegen ihn freundlich war, wie gegen Andere.

Da begab es ſich eines Abends, als Miß Jenny aus dem Badehauſe kam, das in van Renſelaar's Garten lag, daß Maſter Joſias ihr plötzlich in den Weg trat, ſie auf das Unverſchämteſte umarmte, ſie küßte und ſie endlich trotz ihres Sträubens und ihres lauten Hülferuf's um den ſchlanken Leib faßte und ſie ſo mit Gewalt in das Gebüſch ſchleppte.

Als der brutale Wollüſtling mit ſeiner ſchönen Beute, taub gegen Thränen, Vorſtellungen und Bitten, das geöffnete Gitterthor des Gartens erreicht hatte, rief er mit lauter Stimme nach Patrik, ſeinem Kutſcher; anſtatt des beſtellten Kutſchers aber erſchien ganz unerwartet der Oheim General, riß ſeine Tochter aus den Armen des Rothhaarigen und ließ einen Hagelſchauer von Reitpeitſchenhieben auf die Schultern des Neffen fallen.

„Was unterſteht ſich der Burſche?“ ſchrie der General außer ſich vor Zorn, indem die Hiebe ſeiner Reitpeitſche immer dichter fielen, „deshalb alſo trieb ſich der Schurke von Irländer hier herum, geht zum Teufel, Maſter Joſias, ihr elender Kerl!“

Aber Maſter Joſias, feig wie er war, hatte nicht einmal den Muth zu fliehen; er heulte, und

indem er sich die Hände vor's Gesicht hielt, um es vor der Reitpeitsche zu sichern, machte er eine so komische Figur, daß Miß Jenny laut zu lachen begann. Als das der alte General hörte, ließ er ab mit schlagen und stimmte fröhlich in das Lachen des jungen Mädchens ein.

Diesen Moment hielt Master Josias für passend zur Flucht; wie ein gehetztes Wild flog er in großen Sätzen davon, lange aber schallte das Lachen von Vater und Tochter hinter ihm her.

Uebrigens glaubte der General seinen nichtsnutzigen Neffen durch den Act von freiwilliger Gerichtsbarkeit, den er vermittelst seiner Reitpeitsche an ihm vollzogen, hinlänglich bestraft; aber noch lange Zeit konnten sich Miß Jenny und ihr Vater nicht ansehen ohne zu lachen, sie mußten immer an die komische Figur denken, die Master Josias am Gitterthor spielte.

Arme Jenny, wie theuer sollte Dir Dein heiteres Lachen zu stehen kommen?

Es war etwa ein halbes Jahr später, als Master Josias von Renselaar eilig in das Zimmer eines Freundes stürzte und demselben mit seiner heisern Stimme anrief: „Jetzt, Morton, mein Junge, jetzt zeig, daß Du was gelernt hast, jetzt ergreif das Schwert Deines Geistes und kämpfe, auf daß Du mir und Dir die Dollars und die

Häuser und die Schiffe und die Villen meines Oheims erhältst. Wenn Du mir jetzt nicht hilfst, Morton, mein Junge, so sage ich, daß Du ein Esel bist, mehr als Esel, Esel vom Kopf bis zur Zehe, Esel durch und durch, ein Esel an Größe vergleichbar dem Weltmeer!“

Master Morton, blaß und mager, das ächte Bild eines Yankeeadvocaten, durch seine Gesichtsbildung lebhaft an einen Geier errinnernd, zog sein Schnupftuch aus der Tasche, schwenkte es dreimal in der Luft und sah dann seinen Freund durch eine große in Gold gefaßte Brille fragend an.

„Der alte Nenselaar ist todt und ohne Testament!“ schrie Master Josias.

„Nun wirst Du, mein guter Bursch Josias, Miß Jenny heirathen, sehr genteele Dirne das, gratulire!“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich das thue!“ schrie Josias und ein böser Zug flog um seinen Mund, „sei verständig Morton, mein Junge, verschaff mir des alten Burschen Erbschaft ohne Nebenbedingungen und Du sollst zwanzigtausend Dollars haben und die Villa bei Hamptoncourt!“

„Daß dich —“ murrte der Advokat, besann sich eine Weile und sagte dann, indem er dreimal sein Schnupftuch schwenkte: „ich hoffe Dich

morgen gegen 1 Uhr zu Hauſe zu finden, Joſias mein Junge. Guten Tag, Sir!“

Damit drehte ſich der Advokat um und fuhr in der Arbeit fort, in der er geſtört worden war, Joſias aber, der die etwas abſonderlichen Manieren ſeines juriſtiſchen Freundes ſchon kannte, trabte, die Hände in den Rocktaſchen, den Yankeedoodle pfeifend, zur Thüre hinaus.

Am andern Tage verfügte ſich Maſter Joſias mit ſeinem rechtsgelehrten Freunde, dem guten Jungen Morton, zum Gerichtshof. Morton ſchien gleichgültig, er wedelte mit ſeinem großen Schnupftuche und zwinkerte mit den Augen hinter der Brille, des Rothhaarigen häßliches Geſicht aber ſtrahlte vor Wonne.

Als Beide nach einer Stunde etwa den Gerichtshof verließen, wedelte der gute Burſch, der Morton, immer noch mit ſeinem Schnupftuch und zwinkerte immer noch mit den Augen, Maſter Joſias aber ſah noch vergnügter aus, womöglich, als vorher.

Und wieder eine Stunde ſpäter ſitzt Herr Morton mit der alten, böſen, zahnloſen Mutter des Maſter Joſias im Wagen, der Rothkopf ſelbſt aber macht den Kutſcher und peitſcht auf die Pferde, daß ſie mit Windeseile hinjagen auf der glat-

ten Straße, die zu der Villa des verſtorbenen Generals van Renſelaar führt.

Bei einem hübſchen Hauſe, unfern der Villa, hält Maſter Joſias die dampfenden Roſſe an, er eilt hinein in's Haus und kehrt alsbald mit der würdigen Ortsobrigkeit, dem Sheriff John Barnet von Macclesfield, zurück, der einen Platz in dem Wagen neben Mißtriß van Renſelaar einnimmt.

Jetzt hält der Wagen auf der Rampe der Renſelaar'ſchen Villa, Joſias und ſeine Geſellſchaft ſteigen aus und bleiben vor der Thür ſtehen, während der Sheriff mit ſtrenger Amtsmiene den Dienern befiehlt, ſofort alle Bewohner der Villa und alle Untergebenen des wohlſeligen Generals von Renſelaar hier auf dem Platze vor dem Hauſe zu verſammeln.

Während die Gebote der Obrigkeit befolgt werden, tritt die ſchwarze Lilie mit ihren Töchtern heraus, um die Verwandten ihres Gemahls willkommen zu heißen, die, wie ſie glaubt, gekommen ſind, um ſie zu tröſten über den Verluſt ihres Gemahls.

Sie wundert ſich, daß ſie keine Antwort erhält auf ihren Gruß, daß ihr Maſter Joſias grob den Rücken zukehrt und Mißtriß van Renſelaar ſie mit höhniſchen Blicken mißt.

„Die Leute ſcheinen verſammelt zu ſein," wendet ſich der Sheriff an Maſter Joſias, „ſoll ich beginnen, Sir?"

„Thun Sie, was Ihres Amts!" lautet die kurze Antwort.

Jetzt entfaltete der Sheriff eine Rolle Papier und erklärte den Verſammelten, daß der gegenwärtige Maſter Joſias van Renſelaar nach den Geſetzen des Landes der einzige Erbe aller nachgelaſſenen Güter und Beſitzungen des verſtorbenen Generals van Renſelaar ſei und daß derſelbe hiermit von Gerichtswegen, da keine letztwilligen Verfügungen des Erblaſſers entgegenſtänden, in ſein Erbe eingeſetzt ſei.

Starr und ſtumm ſtanden die Anweſenden — wie konnte der Neffe Erbe ſein, waren denn da nicht die Gattin und die Töchter des verſtorbenen Generals van Renſelaar? waren das nicht die natürlichen Erbinnen ihres Vaters?

Die ſchwarze Lilie faßte ſich raſch, ſie trat zu dem Sheriff und ſagte: „ſchließt mich das Geſetz aus von der Erbſchaft meines Gemahls? beerben meine Töchter ihren Vater nicht, Sir?"

Morton, der gute Burſch, wedelte mit ſeinem Schnupftuche, Joſias und ſeine Mutter lachten verächtlich, der Sheriff aber ſagte brutal zu der ſchwarzen Lilie: „man merkt's, daß der General

Dich sehr verzogen hat. Marsch, ich habe mit Dir nichts zu thun; wende Dich an Deinen neuen Herrn, Master Josias dort; eine Sclavin hat kein Erbrecht in den vereinigten Staaten; Du und Deine Kinder ihr gehört jetzt dem Master Josias van Rensselaar; wende Dich an seine Güte!"

Es war noch nicht acht Tage her, daß der würdige Sheriff bei dem General van Rensselaar gespeist und damals ganz devot gegen die schwarze Lilie gewesen war.

„Ich bin keine Sclavin," rief die arme Frau, „ich war die Gattin des Generals van Rensselaar."

„Zeig Deinen Freibrief, zeig her!" entgegnete der Sheriff höhnisch.

Das war zu viel, die schwarze Lilie sank ohnmächtig in die Arme ihrer Töchter.

Wie wir wissen, hatte der frühere Herr der schwarzen Lilie, der Louisianapflanzer, dem General van Rensselaar die schöne Sclavin geschenkt und entweder hatte der General gar nicht daran gedacht, daß seine Gemahlin vor dem bürgerlichen Gesetz immer noch seine Sclavin sei, so lange er ihr keinen Freibrief ausgestellt, oder er hatte die Ausstellung desselben sorglos hinausgeschoben, bis ihn plötzlich der Tod überrascht hatte, und so war denn nach dem amerikanischen Recht aller-

dings die ſchwarze Lilie mit ihren Töchtern Eigenthum des ſehr ehrenwerthen Maſter Joſias.

Dieſe Umſtände hatte Morton, der gute Burſch, in Erfahrung gebracht und deshalb zwinkerte er jetzt ſo freundlich mit den Augen hinter den Brillengläſern und wedelte ſo fidel mit dem großen Schnupftuche.

Joſias erklärte jetzt den Angehörigen des Gutes, die alle Freigelaſſene des Generals waren, ſie ſollten ſich ſofort von der Pflanzung entfernen, er könne Taugenichſe, wie ſie, nicht brauchen, er werde ſeine Pflanzung von Sclaven bewirthſchaften laſſen.

Empört und murrend entfernten ſich die Schwarzen.

Die ſchwarze Lilie mit ihren Töchtern war jetzt der rohen Brutalität des erbärmlichen Joſias ſchutzlos übergeben und der ſchämte ſich nicht, die gemeinſte Rache an der armen Miß Jenny zu nehmen. Nicht minder ſchrecklich als die Brutalität ihres neuen Herrn war für dieſe unglücklichen weiblichen Weſen die teufliſche Bosheit der alten Mißtriß van Renſelaar und die unerträgliche Lüſternheit Mortons, des guten Burſchen.

Namenlos litt die ſchwarze Lilie mit ihren Töchtern; unter Spott und Schimpfreden mußten die zarten, feinerzogenen Mädchen die gemeinſten

Hausarbeiten verrichten und als wenige Tage ſpäter ein Transport Sclaven ankam, durch deren Hände Maſter Joſias die Arbeit der entlaſſenen freien Arbeiter erſetzen wollte, da mußte die ſchwarze Lilie und Miß Jenny und Miß Lucie mit hinaus zur Feldarbeit und über ſie, wie über alle andern Sclaven, ſchwang der Vogt ſeine Knotenpeitſche.

Vergebens verſuchten die freien Neger die Gemahlin und die Töchter ihres Wohlthäters zu retten, ſie ſchoſſen eine anſehnliche Summe zuſammen und wollten die Damen loskaufen. „Es iſt gegen meine Grundſätze, Sclaven zu verkaufen!“ antwortete Maſter Joſias und die ſchwarze Lilie erlag mit ihren Töchtern unter der Laſt der ungewohnten Arbeit und den Peitſchenhieben des Sclavenvogts.

An einem ſchönen Sonntagsmorgen, als die Glocken läuteten und Herr Joſias van Renſelaar mit ſeiner würdigen Mutter zur Kirche gefahren war, fanden die Mühlknechte bei der Mühle, die zunächſt der Villa lag, drei weibliche Leichname feſt umarmt, ſo feſt, daß man ſie nicht trennen konnte.

Es war die Wittwe des Generals van Renſelaar mit ihren beiden Töchtern.

Sie hatten einen gemeinſamen Tod geſucht

im Waſſer und ſich aus dem freien Amerika gerettet in das Land, wo kein Sclavenvogt die Peitſche ſchwingt.

Wie ein Lauffeuer flog die Kunde dieſer Ereigniſſe durch das Land; am Abend aber loderte die prächtige Villa in Flammen auf, die empörten Neger hatten der ſchwarzen Lilie eine Todtenfackel angezündet, die weit hineinleuchtete in die Nacht.

Herr Joſias van Renſelaar aber fand für gut, die Beſitzungen ſeines Oheims zu verkaufen und in einem andern Staat der Union ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen.

Das iſt geſchehen in den freien Staaten von Nordamerika, da man ſchrieb 1844.

II.

Xenophon.

Eine wahre Geſchichte.

Xenophon war ein Neger, ein großer ſtarker Mann von fünfundzwanzig Jahren, mit glänzend ſchwarzer, ſammetweicher Haut, funkelnden Augen und dichtem Wollenhaar auf dem Kopf; er war eine männliche Schönheit unter den Sclaven des weißen Pflanzers in Louſiana. Xenophon hatte herculiſche Kräfte, er arbeitete für drei Andere und beſaß deshalb gewiſſermaßen die Gunſt des Sclavenvogts.

Athenais war eine Negerin, ſie war nicht ſo groß wie Xenophon, aber ihre Haut war eben ſo ſchwarz und weich wie die Seinige, ihre Augen funkelten eben ſo prächtig und ihre Bewegungen waren ſo geſchmeidig, ſo natürlich-graziös, wie die einer Löwin in der Wüſte. Athenais war eine

Schönheit unter den Negerſclavinnen des weißen Pflanzers in Louſiana.

Xenophon und Athenais liebten ſich und der Herr gab ſeine Einwilligung zu ihrer Verheirathung, als ihm der Sclavenaufſeher vorſtellte, wie das ſchöne, geſunde, ſtarke Paar auch ſchöne, geſunde und ſtarke Sclaven zeugen werde.

Der weiße Herr lies das ſchwarze Liebespaar zu ſich kommen, um ihm perſönlich die Erlaubniß zur Heirath zu ertheilen. Athenais und Xenophon waren glücklich, aber ſie jubelten zu früh, denn als der weiße Herr die ſchwarze Venus ſah, machten die ſchwarzen Reize Eindruck auf ſeine Sinne und er erklärte dem guten Xenophon ganz kühl, er möge ſich ein anderes Weib ſuchen, Athenais wolle er für ſich ſelbſt behalten.

Keine Bitten, keine Thränen halfen, zornig jagte der Pflanzer den armen Xenophon an die Arbeit und behielt die ſchwarze Venus bei ſich. Aber bei Athenais halfen nun auch keine Verſprechungen, keine Drohungen; das ſchwarze Mädchen blieb ihrem Xenophon treu und wies alle Anerbieten des weißen Mannes von ſich. Der weiße Herr war indeß nicht verlegen, er ließ ſich den Xenophon holen und ihn von einigen Sclaven an die Thürpfoſte binden und nun befahl er dem Sclavenvogt, den armen Menſchen ſo lange

zu ſchlagen, bis Athenais erkläre, daß ſie ſich den Wünſchen des Pflanzers fügen wolle.

Das Strafwerkzeug, deſſen ſich der Vogt bediente, war ein biegſamer Stock, der ſeiner ganzen Länge nach, wie eine Flöte durchlöchert war. Wird ein Sclave damit geſchlagen, ſo iſt in einigen Augenblicken ſein ganzer Körper mit Blaſen bedeckt, die eine nach der andern platzen und das rohe Fleiſch hervordringen laſſen.

Als der Vogt mit dieſem Werkzeuge hervortrat, zitterte der arme Xenophon und eine glühende Thräne rollte über die weiche, ſchwarze Wange der armen Athenais; beiden Liebenden war die furchtbare Wirkung der Flöte bekannt, dennoch ſagte Xenophon, bei den erſten Schlägen von Schmerzſchauern geſchüttelt: „Flöte thut weh, Athenais verlieren thut weher!“

Bei jedem Schlage, der pfeifend auf den Rücken des armen Sclaven fiel, zuckte Athenais ſchaudernd zuſammen; der weiße Mann ſah lächelnd auf das zitternde Mädchen und rauchte ſeine ſelbſtgebaute Cigarre dazu. Endlich vermochte Xenophon den Schmerz nicht mehr zu ertragen, er ſtieß einen furchtbaren Weheſchrei aus und das entſetzlichſte Geheul begleitete von nun an die wuchtigen Hiebe des Vogtes; das vermochte Athenais nicht mehr zu ertragen, weinend

sank die schwarze Venus zu den Füßen des weißen Mannes und schluchzte: „Massa, armen Xenophon nicht mehr schlagen; Athenais weißen Massa liebt, sehr liebt!“

Freundlich lächelnd befahl der weiße Pflanzer den Neger los zu binden und ließ Athenais hinnein gehen in das Innere des Hauses. Ohnmächtig lag der arme Xenophon zu den Füßen seines Herrn, sein ganzer Rücken war eine gräßlich-blutende Wunde.

„Er wird doch nicht drauf gehn?“ fragte der Pflanzer seinen Vogt bedenklich, denn er wollte nicht ohne Noth einen so gesunden, starken Sclaven einbüßen.

Der Vogt schüttelte und begann den wunden Rücken Xenophons mit einer Salbe zu bestreichen; das war kaum geschehen, als der Neger mit einem lauten Schmerzensschrei aufsprang, vor Ermattung wieder niedersank, dann wieder von den furchtbarsten Schmerzen aufgestachelt in dem Zimmer herumsprang und zwar mit so grotesken Sprüngen und so wunderlichen, vom Schmerz erpreßten Grimassen, daß der weiße Pflanzer in ein lautes Gelächter ausbrach.

Die Salbe, mit der man in solchen Fällen den wunden Rücken der Sclaven salbt, ist ein Gemisch von Terpentinöl, Cayenner Pfeffer, Salz

und Senf; der Schmerz, den ſie in einer offenen Wunde verurſacht, iſt ſo furchtbar, daß die armen Sclaven eine Zeit lang förmlich wahnſinnig ſind. Die Pflanzer in Louiſiana nennen dieſen Zeitraum die „Entzückungsperiode.“

Als der arme Xenophon ausgetobt hatte, brachte ihn der Vogt nach ſeiner Hütte und weil ihn der Herr ſchonen wollte, durfte er den ganzen Tag auf ſeinem Reisſtroh liegen bleiben und brauchte nicht zu arbeiten.

Einige Tage ſpäter war Xenophon wieder geſund, aber er ſang keine muntern Lieder, wie ſonſt, vom Vaterland und vom guten Herrn, mit denen er ſonſt oft ſich und ſeinen Genoſſen die ſchwere Sclavenarbeit erleichtert hatte; der arme Menſch ſehnte ſich nach ſeiner Athenais, aber Athenais kam nicht, ſie durfte das Haus des weißen Maſſa nicht verlaſſen. Vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht mußte Xenophon arbeiten; wenn ſich aber dann die Sclaven erſchöpft auf ihr Reisſtroh ſtreckten, dann ſchlich Xenophon noch oft bis an den Morgen um das Haus des Herrn; nur ſehen wollte der arme Xenophon ſeine Athenais. Der Herr bemerkte das und ſtrafte ſchrecklich.

Zwei Tage lang ſtand Xenophon mit gebundenen Händen in einem feuchten Loch, das bis an den Hals mit Erde zugeſchüttet war. Sein

Kopf allein reichte über die Erde hinaus und war zwei Tage lang den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt. Man kann keinen Begriff haben von der entsetzlichen Qual einer solchen Strafe.

Xenophon war einige Wochen lang krank, nachdem er diese Folter überstanden hatte, und als er wieder gesund war, schlich er nicht mehr um das Haus seines weißen Herrn. Ihm war die Lust vergangen, seine schwarze Dame zu sehen. Armer Xenophon!

Eines Morgens, als er bei der Arbeit war, tönte plötzlich ein Freudengeschrei aus der Reihe der Sclavinnen, Xenophon erwiederte ihn und lag in den Armen seiner Athenais.

Wie sahen sich die Liebenden wieder?

Xenophon sah krank und elend aus, Athenais schwach und hinfällig, sie hatte vor drei Tagen ein Kind, nein, einen Sclaven geboren, und da der Pflanzer nun seine Lust mit ihr hinlänglich gebüßt hatte, schickte er sie wieder auf die Arbeit wie sonst.

Stumm umfaßt hielten sich Athenais und Xenophon, noch hatten sie kein Wort mit einander gesprochen, als der Stock des Pflanzers schallend auf den Rücken des Sclaven fiel und der Ochsenziemer des Vogtes eine lange Furche über die Schultern der armen Athenais zeichnete, die unter der Wucht des Hiebes seufzend zu Boden sank.

Das war zu viel.

Xenophon zitterte, jetzt aber nicht vor Furcht, ſondern vor Wuth; grell trat das Weiße hervor in ſeinem Auge, ein Moment und — ein gewichtigter Fauſtſchlag hat den weißen Pflanzer zu Boden geworfen und Xenophon hat ſich mit der Wuth eines Tigers auf den Vogt geſtürzt, ihn zu Boden geriſſen und ihn erwürgt.

Unterdeſſen hatte ſich der Pflanzer bebend vor Zorn aufgerafft; er befiehlt ſeinen Sclaven den armen Xenophon zu binden und ihn ins Haus zu führen und — die Sclaven gehorchen. Xenophon wird gebunden und ins Haus gebracht.

Am andern Tage ſchon ſteht der Sclave vor dem nächſten Friedensrichter und die weiße Jury ſpricht das „Schuldig" über ihn aus. Er wird zum Tode durchs Feuer verurtheilt und zur Execution unverzüglich geſchritten.

Es war auf dem Markte der kleinen Stadt, zahlreiche Zuſchauer hatten ſich eingefunden, das tiefſte Schweigen wurde von allen Anweſenden beobachtet, während einige Perſonen Holz um den armen Xenophon aufhäuften, der an einen Pfahl gebunden war. Der unglückliche Schwarze verhielt ſich anfänglich vollkommen ruhig; als aber die Flammen von allen Seiten gegen ihn emporſchlugen, entwand ſich ſeiner Bruſt ein klägliches

Gewimmer, das er vergebens durch einen Geſang zu erſticken ſich bemühte. Endlich ließ er den Kopf auf die Bruſt ſinken und duldete ſchweigend. Man hielt ihn für todt. Seine Augen waren ſtarr und ſeine Lippen verkohlt, als Einer der Anweſenden den Vorſchlag machte, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen und ſo ſeine Leiden zu enden.

„Wozu das?“ ſagten Andere, „er iſt ja todt!“

„Nein, nein!“ ſchrie der Halbverbrannte, „ich noch lebe, ſchießt todt armen Neger, ſchießt!“

Sogleich rief eine laute Stimme: „Es iſt verboten zu ſchießen, man ſollte vielmehr die Gluth entfernen, um ihn noch länger zu martern; das wäre nur wohlverdiente Strafe!“

Der Friedensrichter ſprach dieſe Worte.

Der arme Xenophon ſtieß ein herzerreißendes Geſchrei aus — mehre Perſonen entfernten ſich ſchaudernd, andere dagegen weideten ſich an dem grauſigen Anblick.

Xenophon lebte noch eine Viertelſtunde und ſtarb nicht eher, als bis ſeine Glieder, eines nach dem andern, abgefallen und von der Gluth verſchlungen waren.

Vier Tage ſpäter war auch Athenais todt und der weiße Pflanzer kaufte ein Paar neue Sclaven.

Solches iſt geſchehen am 28. April 1836 im freien Amerika, ja im freien Amerika!

III.

Im Ahnensaal.

Ein Lebensbild.

Adelbert, der Träger eines großen Namens und Beſitzer großer Güter, der Abkömmling von hundert Rittern, ſtifts- und turnierfähig, unabhängig, jung und ſchön, ſteht im Begriff, ſeine uralte Freiherrnkrone einer Jungfrau nicht adeligen Herkommens, ohne Vermögen, aber von außerordentlicher Schönheit, vor dem Traualtar auf die blendende Stirn zu ſetzen, kurz eine — Mesalliance zu ſchließen. — Seine glühende Liebe zu dieſer Jungfrau hat in deren Gegenwart den Gedanken an den Standesunterſchied nicht aufkommen laſſen; erſt als der Freiherr in ſein Stammſchloß zurückgekehrt, ergreift er ihn und in unbehaglicher, zwieſpaltiger Stimmung betritt er den Ritterſaal des Schloſſes, indem die Bilder ſeiner Ahnen mit ihren Waffen und Wappen aufgeſtellt

ſind. — Er geht langſam die Reihe hinab; wir folgen ſeinen halblaut geſprochenen Gedanken. — Der Vater und die Mutter des Freiherrn. — Der Vater in preußiſcher Obriſtenuniform mit dem Orden pour le merite und dem eiſernen Kreuz, die Mutter im weißen Kleid, mit unendlich kurzer Taille und engen Aermeln, den Louiſenorden am Buſen. — „Sie ſehen beide ſo mild aus, mein Vater, der kühne Reiter, erlegen auf dem Siegesfelde von La belle Alliançe; die ſanfte Mutter, die Pflegerin der todtwunden Krieger in den Lazarethen, die mich geſegnet auf dem Todtenbette, ſie würde mich ſegnen auch heute. Und mein kühner, herrlicher Vater! ich bin gewiß, er würde die ſchöne, fromme Tochter eines wackern Preußen, der mit ihm für ein Vaterland kämpfte, auf einem Felde ſtritt, auf einem Ehrenbette ſtarb, — er würde ſie mit offenen Armen als ſeine Tochter empfangen! —

Mein Großvater? Hm! Ich habe ihn nicht gekannt, die Stirn mit den düſtern Falten, der lauernde Zug um die Mundwinkel, die Adlernaſe und der Adlerblick im großen Auge! Man ſagt, er ſähe mir ähnlich; hätte er mein Herz, er ſpräche ſicher von keiner Mißheirath. — Aber die Kreuze am Halſe, der Stern auf dem geſtickten Kleide? — er war eine Excellenz ein hochgebietender Mi-

niſter. — Und die Großmutter dazu mit den glatt nach oben geſtrichenen Haaren, mit der Freiherrenkrone darüber, dieſe glatten, eiſig kalten Züge, dieſe kokettirende, ſchmale Hand, dieſe hochmüthig aufwärts gezogene Lippe — das fatale Lächeln, das, wie mein Vater ſagte, ſelbſt der Tod zu vernichten nicht im Stande geweſen! — bei Gott ſie würde mit lächelndem Munde ſagen: „Mon fils, das geht nicht, ich werde ſie verfluchen, mon cher baron!“ Und der alte, ſtolze Miniſter, er ſieht aus, als würde er kein Wort verlieren, ſondern die „Perſon“ ohne Aufheben über die Grenze bringen laſſen.

Das Bild daneben, der Urgroßvater, mit den breiten, ſinnlichen und doch ſtolzen Zügen, das joviale Geſicht unter der gewaltigen Perücke, die langſchößige Weſte und goldſtarrende Hofuniform! des galanten, lebengenießenden Herrſchers galanterer Oberſtkammerherr! Ihm zur Seite die edlen, kummervollen Züge ſeiner freiherrlichen Gemahlin! O, ich kenne die Leidensgeſchichte, die dieſe Züge erzählen. Sie liebte in ihrer Jugend einen armen Edelmann leidenſchaftlich; den heitern, reichen Freiherrn, den allmächtigen Günſtling des Herrſchers, der von ihrer hohen Schönheit angezogen um ſie warb, mußte ſie heirathen auf des ſtrengen Vater's Gebot; — der Mann ihrer Liebe

gab ſich den Tod. Arme Frau! Das war eine Mesalliance! Nicht zwei Monate war ihr der galante Oberſtkammerherr treu; es wäre auch ganz **hors de saison** geweſen. Mit trübem Lächeln ging ſie durch die rauſchenden Feſte; man lachte ihrer ehelichen Treue; ſelbſt der Herr Gemahl ſpöttelte über ſeine „Penelope;“ lächelnd konnte ſie reden hören von den Triumphen ihres Gemahls; ſie ſank mit gebrochenem Herzen, aber mit einem Lächeln auf den Lippen, in's Grab. Der Wittwer verheirathete ſich nicht wieder und galt **bis** in ſein ſpäteſtes Alter für einen galanten Cavalier. Was würde er zu meiner Liebe geſagt haben? O, er würde ſich gefreut haben, ausnehmend, über den guten Geſchmack ſeines **petit-fils**, äußerſt **piquant** dieſe **liaison** mit einem Mädchen aus der **bourgoisie**! — heirathen? ſolchem Anſinnen würde er entgegengelacht haben. Der ſechzigjährige Oberſtkammerherr fiel in einem Duell mit einem eben ſo alten General. Sie ſchlugen ſich wegen eines Kammermädchens der Frau Herzogin Cornelia; alle Hofdamen trauerten um ihren Freund und klagten, daß ſolch edles Blut um eine Perſon aus der **canaille** gefloſſen ſei; die Hofherren gaben das zu, fanden es aber erklärlich, denn die **fille de chambre** war ja die Schönheit **par excellence**.

Daneben hängt das Bild eines derben Jägers — ein grünes Jagdkleid, das Hifthorn an der Seite. Ich weiß es, dieſer alte Freiherr war geliebt von ſeinen Unterthanen, er war ihnen ein gnädiger Herr, Keiner ging ungetröſtet von ihm oder von ſeiner edeln Gemahlin neben ihm. Ein ſchönes Paar die beiden; ſeine Züge ſind derb, ſein Auge klar, die ihren regelmäßig, ruhig, das Auge mild und klug. Hohe, ſtolze Figuren. Die Bilder ſind in einen Rahmen verbunden, zu gleicher Zeit gemalt, denn das Paar ſtarb in einem Jahre.

Hirſchgeweihe darüber, Jagdgewehre darunter und ein Täflein — ich brauche nicht zu leſen, was darauf ſteht, ich hab's als kleiner Knabe auswendig gelernt:

„Im Leben vereint,
Im Tode geeint,
Den Bauern Freund,
Den Bürgern Feind!"

Das iſt wenig Troſt für mich — warum mußten die benachbarten Bürger der Reichsſtadt ſo viel wilddieben und Holz ſtehlen? Einen unauslöſchlichen Groll auf alles, was Bürger hieß, hatte der gute Freiherr, weil ihm die Bürger ſein Wild ſtahlen; aber nicht deshalb allein, denn es kam ihm auf ein Paar Stück im Grunde gar nicht an, aber die ungeſchickten Schützen verwun-

deten seine Hirsche, fingen sie nicht ab und die angeschossenen verendeten im Walde. Das schien dem eifrigen Waidmann eine entsetzliche That, das empörte ihn, und so gnädig und freundlich er mit den Bauern umging, so stolz und feindselig war er gegen die Bürger. Seine beiden jüngern Söhne wurden seine Lieblinge, besonders deswegen, weil sie diesen Groll theilten.

Da kommt ein leeres Feld; — kein Bild und doch ein Bild. Ein breites Schwert und ein kaiserlicher Commandostab kreuzen sich an der Wand, darüber ein Federhut, die goldenen Sporen darunter. Man hatte kein Bild vom Feldmarschall, — er war gefallen bei Nördlingen und war auf dem Schlachtfeld begraben; — ein treuer Reiter brachte diese Reliquien seiner Wittwe. Da hängt ihr Bild, in schwarzer Nonnentracht mit weißem Wimpel; — Entsagung, nichts als Entsagung, höchstens ein klein wenig Ketzerhaß, weil die Ketzer, ihren Gemahl erschlugen, kann man in dem kühlen Blick und den strengen, fast harten Zügen lesen. —

Und ein Sohn aus ihrem reichsfreien, rechtgläubigen Hause will eine Nichtadelige und obendrein eine Ketzerin heirathen? Wie drohend erhebt die lange, magere Hand den gold'nen Ro-

ſenkranz, den der heilige Vater vielleicht ſelbſt geweiht hat.

Hinweg!

Da iſt der Vater des Feldmarſchall's, ein herrliches Greiſenantlitz; die Leidenſchaften haben ausgeſtürmt in dieſem Geſicht, es trägt den Stempel der Erhebung über das Irdiſche. Der Greis erwartet ſichtlich nichts mehr für ſich, als einen ſanften Tod; zwiſchen dem ſeinen und dem Bilde ſeiner ihm vorangegangenen Gemahlin hängen drei liebliche Mädchenköpfe, volle, runde Geſichtchen, helle Augen; ſie ſehen mich ſchalkhaft lächelnd an; auch ihre Mutter hat einen glücklichen, zufriedenen Ausdruck im Antlitz; Sie ſieht aus, wie eine Mutter, deren Herz und Auge ſich am Spiele eines kräftigen Knaben labten. — Das Mutterauge hat dann einen ganz andern Blick, als wenn es auf die Töchter ſchaut; — ihre Söhne, der nachherige Feldmarſchall, mag ein derber Sproſſe geweſen ſein; ſchade, daß gerade ſein Bild fehlt. Das iſt keine Mesalliance geweſen — ob die freundliche Mutter ebenbürtig war? Ach gewiß, da ſteht es auch: „geborne Reichsgräfin zu Eſchen, Semperfreie auf — ach, wie Schade!

Der Vater des Greiſes daneben, das wilde, böſe Geſicht — ich hab's als Kind nie leiden

mögen; er war ein Haupt des Schwabenbundes und trug doch Lehne von den Herzogen zu Würtemberg; seine Gemahlin war eine italiſche Fürſtin mit ellenlangen Titeln und ſpannlangen Mitteln. Ein düſteres, ſprühendes Auge; ſie ſoll an den Mißhandlungen geſtorben ſein, die ihr der Gemahl zufügte. Arme Frau! ſo weit vom Heimathlande, ohne allen Troſt, ohne allen Beiſtand den Mißhandlungen eines rohen Mannes ausgeſetzt! Auch eine Mesalliance. —

Das ſind die vier getreuen Brüder, mit ihren ſchönen Gemahlinnen, vier Schweſtern.

Eine rührende, liebliche Epiſode in der Geſchichte unſeres Hauſes.

Die vier Brüder hatten ſich Treue gelobt bis an's End' und haben den Schwur treulich gehalten in guter und ſchlimmer Zeit. Sie haben ihren Beſitz nie getheilt, haben an einem Tage vier ſchöne Schweſtern geheirathet, nur umgekehrt, daß der älteſte Bruder die jüngſte Schweſter an den Altar führte. Sie zogen ſtets zu vier in gleichen Waffen und Farben zu Turnier und Krieg. Kriegstrophäen und Turnierdenkpreiſe ſind reichlich von ihnen noch vorhanden, Alles iſt zu vier. Auf gleichem Kampfesgefilde fanden alle vier den „männerehrenden“ Schlachtentod; ihre vier Särge ſtehen vereint in der Ahnengruft und vier Witt-

wen weinten darüber. Alle hatten Kinder, doch nur der älteſte Bruder einen Sohn: Keine Mesalliance, die Schweſtern waren von gutem Adel.

Wieder zwei Brüder, doch nur der Eine hat ein lieblich Weib an ſeiner Seite; Fahnen umgeben das holde Paar, Trophäen, in heißer Feldſchlacht erobert. Wie ſüß mag dieſe ſeine Hand, wie hold mögen dieſe vollen Lippen den kühnen Freiherrn belohnt haben, wenn er heimkehrte aus der Schlacht und niederſaß neben dem lieblichen Gemahl in dieſer hohen Halle! Wie mag ihm gemundet haben, dem mächtigen Streiter, der Willkommtrank, kredenzt von ſolchen Lippen!

Und der Bruder daneben, der kriegeriſche Mönch, mit dem weißen Mantel und dem rothen, achteckigen Kreuz der Tempelherren darauf, wie hat er es anſehen können, ohne daß ihm Herz und Augen übergingen? Ward dem armen Streiter des heiligen Tempels auf Zion ſein Lieb untreu? ſtarb ſie ihm? oder hat er nie geliebt? auf was ſtützt er ſeine Hand? auf eine gold'ne Harfe — ein Sänger war's, ein Sänger aus der Zeit, der ſchönen Zeit, wo die Dichtkunſt eine fürſtliche, wo es die hohe Kunſt war. Dein Lied war dein Troſt, armer Templer!" —

Der junge Freiherr ward in ſeinen Betrachtungen im Ahnenſaal durch den Eintritt ſeines

Oheim's mütterlicher Seits geſtört, den er zu ſich hatte bitten laſſen.

Der edle Graf, in Staatsdienſten mit hohem Ruhm ergraut, ging ſeinem Neffen mit freundlicher Miene und ausgebreiteten Armen entgegen und drückte ihn innig an ſeine beſternte Bruſt.

Er war ſchon von des Freiherrn Plan unterrichtet.

„Mein liebes Kind," ſprach der alte Mann zärtlich, „glauben Sie, daß auch unter dieſen Sternen und Bändern ein menſchlich Herz ſchlägt; ich weiß, die junge Zeit hat uns alten Edelleute in Verdacht, daß wir, eingeroſtet in unſeres Standes Vorurtheile, nicht mehr mit ihr fühlten, daß wir noch in einem andern Jahrhundert lebten und ſie nicht mehr verſtünden die neue Zeit. Wir verſtehen ſie recht gut, auch wir hatten unſere junge Zeit und ſie war an neuen Ideen noch reicher, als die jetzige. Zu unſerer jungen Zeit ſprach man von gänzlicher Abſchaffung des Erbadels und realiſirte die Idee ſogar in einem Lande. Aber, ſiehe, der Adel iſt doch noch da und — glauben Sie mir — nur eine vollkommene Umgeſtaltung aller ſocialen Verhältniſſe vermag den Erbadel zu vernichten. Nun, um ſpeciell auf Ihre Angelegenheit zu kommen, mein Kind, halte ich es allerdings im Allgemeinen für beſſer, wenn ein al-

ter Freiherr ein adelig Gemahl heimführt, weil, wenn es nicht der Fall, die Baſen und die Muhmen, kurz die hochadelige Sippe weiblicherſeits, ſich dann gewöhnlich unadlich genug beträgt; aber ich meine dann doch, es zieme einem alten Freiherrn mehr, ein Weib zu heirathen das er liebt, als daß er unglücklich werde aus Furcht vor Weiberklatſch. Bei Ihnen, mein Kind, finde ich nicht das geringſte Bedenken, weil Sie keine weiblichen Agnaten haben. Beſſer iſt's, nicht unter und nicht über ſeinen Stand zu heirathen, für beides aber müſſen Ausnahmen ſtatuirt werden und zahlloſe glückliche Ehen haben auch in ſolchen Fällen ſtatt gefunden. Wenn Ihr freiherrlich Blut ſich nicht empört hat ſchon bei dem Gedanken, ein Fräulein nichtadeligen Herkommens zu lieben, ſo kann es ſich auch nicht empören bei dem Gedanken, die wahrhaft Geliebte zu heirathen. Wo haben Sie Ihren Adel her, mein Kind? Sie haben ihn geerbt und ſo alle ihre Vorfahren hinauf bis zum Urahnen. Wo hat ihn der her? Er hat ihn verdient. — So, ſehen Sie, kann nur adelig ſein derjenige, der den Adel verdient hat, oder derjenige, der des Erbadels ſich würdig zeigt durch ſein Leben; denn der, der ſich unwürdig zeigt, wird des Adels entſetzt. Ein Weib aber kann den Adel nicht verdienen, ſondern es erhält ihn mit der Ver-

heirathung; demnach ſind ſämmtliche unverheirathete Frauenzimmer, ganz von ihren Aeltern abgeſehen, entweder adelig oder nicht adelig. Sagen Sie, alle Frauenzimmer ſind von einem und demſelben hohen Adel und verheirathen Sie ſich ruhig mit der allerliebſten, kleinen Ketzerin, mit der Sie indeß das ächte Evangelium der Liebe gemeinſam bekennen. Ich, ein Graf, früher einmal des heiligen römiſchen Reichs, Gott hab' es ſelig, Unmittelbarer, werde als Ihr einziger Verwandter mit Freuden aſſiſtiren bei der Trauung und verſehe mich eines herzlichen Empfangs von Seiten der jungen Freifrau."

Die Hochzeit fand ſtatt. Der Miniſter war zugegen. Die Ehe war eine durchaus glückliche. —

IV.

Gustav Wrangel.

(Historische Novelle.)

1.

Der letzte Act des großen dreißigjährigen Trauerspiels in Deutschland, in welchem Herzog Friedland seine Rolle spielte, war der Entwickelung nahe. Der Abfall Wallensteins vom Kaiser war zu Wien kein Geheimniß mehr, und seine Unterhandlungen mit den Schweden, durch Gefangennehmung des Unterhändlers, Herzogs von Sachsen-Teschen, dem Kaiser bekannt geworden, beschleunigten das Ende des düstern Schlachtenfürsten. Der Kaiser mußte sein bestes Schwert zerbrechen, wenn er es nicht gegen sich selbst gezückt sehen wollte. — Aber Wallenstein lebte noch und, verlassen von so Manchen, auf die er gebaut, gedachte er den Grafen Max Piccolomini

durch die Hand seiner Tochter an seine Sache zu fesseln. Doch dem jugendlichen Helden stand die Ehre höher, als Liebe und Leben; sein Thun führte die Scene herbei, mit welcher wir unsere Erzählung eröffnen.

Der Rheingraf lag unthätig mit dem schwedischen Kriegsvolke bei Neustadt im Lager und die Waffen ruhten in Folge der mit dem Herzoge von Friedland angeknüpften Unterhandlungen, als er sich plötzlich von sechzehn Fahnen kaiserlicher Cavallerie unter dem Grafen Max Piccolomini angegriffen sah.

Diese kühnen Reiter — nach ihrem ersten Obersten hörten sie sich gerne Pappenheimer nennen — bildeten den Kern der kaiserlichen Cavallerie und hatten sich nach der Lützener Schlacht den Piccolomini aus eigner Macht zu ihrem Führer erwählt, weil sie ihn allein würdig hielten, Pappenheims Nachfolger zu sein. Den jungen Führer beteten sie fast an, und da er, seiner Pflicht und seinem Kaiser ehrenhaft treu, sich nicht bewegen ließ, dem Herzog zu folgen, eben so wenig aber auch gegen den Kriegslehrmeister seiner Jugend, gegen den Vater seiner Geliebten, kämpfen wollte und sich entschloß, mit einem ruhmvollen Sterben sein Heldenleben zu enden: so folgten ihm seine Pappenheimer begeistert in den Tod.

Es war ein entſetzlicher Kampf im ſchwediſchen Lager; Max und ſeine Getreuen wollten nicht ſiegen, ſie wollten nur ſterben und es gelang ihnen. — Das Schlachtfeld mit todten Reitern, Roſſen und zerbrochenen Waffen bedeckt, von Todesröcheln und herbem Schmerz umgraut, liegt vor uns; eine Gruppe ſchwediſcher Officiere höheren Ranges ſteht um den Rheingrafen, während die Soldaten rechts und links Gräber auswerfen, den gebliebenen Kameraden, Freund oder Feind — der Tod hat den Unterſchied ausgelöſcht — zum letzten, kühlen Bette.

Der Rheingraf iſt ein alter Mann von edlem, ſtolzen Ausſehen, ein wenig nur gebeugt von dem Druck der Jahre; ſeine Züge haben ganz die eiſerne Starrheit, welche ein ewiges Kriegsleben einem jeden Geſichte mehr oder minder aufdrückt. Es iſt eine ſeltſame Laune der Natur, daß ſie gerade durch das bewegteſte und ruheloſeſte Leben dem Antlitz eine eiſerne Feſtigkeit giebt. Man ſehe die ſtarren Geſichter der Seeleute, iſt nicht jeder Zug ein Widerſpruch gegen ihr unruhiges Leben? — Des Rheingrafen großes, blaues Auge ſchweifte ſuchend durch ſeine Umgebung und ruhte endlich lange auf einem jungen Offizier, welcher träumeriſch vor ſich hinſtarrend mit dem Stulphandſchuh ſpielte; langes Blondhaar gab ſeinen

wenig markirten Zügen das Anſehen, wenn auch nicht von Weichlichkeit, ſo doch von Weichheit, zumal da lange, ſchöne Wimpern ſein feuriges Auge von glänzend brauner Farbe überſchatteten. Knapp ſchloß ſich ein hellblauer Wappenrock um die elegante Geſtalt, ſilberne Stickerei zierte Kragen und Schöße, und ein rieſiges Schwert hing an einer weißen Binde von ſeiner Hüfte nieder, gemsledierne Beinkleider aber und Stulpenſtiefeln mit ſilbernen Sporen vollendeten die Kleidung des jungen Kriegers; die trotzige Stirn bedeckte ein breitkrämpiger Hut, über deſſen Rand ein Strauß von weißen Schwungfedern ſeitwärts herabfiel.

„Hauptmann Wrangel!“ rief der Rheingraf. Der eben beſchriebene Krieger fuhr auf und ſeine Figur zuſammennehmend, trat er mit ſoldatiſchem Anſtand vor den Feldherrn.

„Hauptmann Wrangel,“ redete der Rheingraf den herantretenden Krieger an, „nehmen Sie einen Trompeter und melden Sie dem Herzoge von Friedland ſogleich das, woran Sie ſo thätig und eifrig Theil genommen haben!“ Er deutete bei dieſen Worten auf das Schlachtfeld. — Die Lippe des jungen ſchwediſchen Officiers kräuſelte ſich mit ſeinem Hochmuth ein wenig, als der Feldherr ſeines Antheils am Kampf erwähnte; der Rheingraf legte nun die Hand vertraulich auf des

Hauptmanns Schulter, zog ihn ein wenig seitwärts und nach einem kurzen Zwiegespräch gab er ihm ein Papier; Wrangel verbarg es an seiner Brust, dann verbeugte er sich stumm bejahend und schritt eilig dem Theile des Lagers zu, wo die Reiter vom blauen Regiment Südermannland lagerten.

Er rief einen Trompeter zu sich, langsam schwang er sich dann in den Sattel eines riesigen, schwarzbraunen Streithengstes, welcher ihm vorgeführt wurde, und wenige Augenblicke später sehen wir ihn, von einem Reitknecht und einem Trompeter gefolgt, in scharfem Trabe davoneilen.

Die Gegend, durch welche unsere Reiter ihren Weg nahmen, bot dem Auge wenig Anziehendes dar; hier und da trat ein halb oder ganz zerstörtes Haus auf ihren Pfad, den Schweden aus den ausgebrannten Fenstern wie drohende Blicke zuwerfend; aber auch die herrlichste Gegend hätte schwerlich einen Eindruck auf unseren Hauptmann Wrangel gemacht, der in tiefes Träumen versunken das innere Auge geschlossen hatte und blos mit den äußeren sah. Mechanisch stieß er zuweilen seinem treuen Roß die Sporen in die Seiten, oder munterte es durch einen Ruck mit den Zügeln auf; aber er redete kein Wort mit seinen Begleitern, die sich in leisem Gespräch ge-

genſeitig ihre Verwunderung über das hartnäckige Schweigen des ſonſt ſo fröhlichen Hauptmanns zu erkennen gaben. Um das Schweigen des jungen Kriegers zu enträthſeln, iſt es nöthig, daß wir einige Blicke in ſein früheres Leben werfen.

Guſtav Wrangel, der nachgeborne einzige Sohn eines früh verſtorbenen ſchwediſchen Reichsrathes, genoß in dem Hauſe des Reichsdroſtes Peter Brahe, ſeines mütterlichen Oheims, ganz die gewöhnliche Erziehung eines jungen Edelmannes damaliger Zeit. Sein heftiges, aufbrauſendes Temperament war ihm bei großer Herzensgüte weniger gefährlich; beſondere Anlagen hatte er ſcheinbar keine, und der alte Peter Brahe hoffte nicht viel von ihm. Heiter und lebensfroh ging er mit dem glorreichen Könige Guſtavus Adolphus nach Deutſchland und ward bei Breitenfeld von dem gekrönten Feldherrn zum Lieutnant im blauen Regiment Südermannland ernannt. Zum Reichsrath war er verdorben, meinte Oheim Peter Brahe und freute ſich, daß doch ein Offizier aus ihm geworden. — Bei Lützen zeichnete er ſich aufs Glänzendſte aus, und Graf Horn gab ihm eine Compagnie; jetzt ſtand er beim Heer des Rheingrafen und war bei allen Cameraden wegen ſeiner immer heitern Laune wohl angeſehen, geachtet wegen ſeiner Tapferkeit, von den Soldaten

geliebt, denn er war heiter, tapfer, nachſichtig und freigebig, beſaß mithin alle Eigenſchaften, welche der Soldat an ſeinen Offizieren ſchätzt. — Heute war es plötzlich anders geworden; Wrangel hatte ſeines Namens und ſeines Characters würdig gefochten, aber — trotz des Sieges war er nicht heiter, wie ehedem, er ſprach nicht; ſeltſames Grübeln zog zum erſten Male vielleicht eine tiefe Furche über ſeine glatte Stirn. Was war das? — Es fiel allen ſeinen Cameraden, es fiel ſelbſt ſeinen Soldaten auf. — Manche Menſchen gelangen ſtufenweiſe und langſam zu dem, was ihnen beſtimmt iſt; langſam entwickelt ſich ihr eigentlicher Character, und dem gewöhnlichen Beobachter ganz unbemerklich verändert ſich ihr Weſen; Andere dagegen ſind urplötzlich das, was ſie ſein ſollen, ein Schlag, ein Moment ändert ihr Weſen, ihren Character, oder giebt ihnen überhaupt einen. So war es mit Guſtav Wrangel. — Er ſah den jugendlichen Grafen Max Piccolomini ſeinen Reitern weit voraus die Gräben überfliegen auf hohem Roß — er ſah das heldenſchöne Antlitz des Führers der Pappenheimer, die in Todesluſt funkelnden Augen, die leuchtende, breite Siegerſtirn von Locken umflattert, denn der Helm war dem Piccolomini entfallen; er ſah ihn zuſammt ſeinen Getreuen nach dem blutigſten Ringen erliegen.

Wrangel wußte, daß der erfahrene, tapfre Reiterobriſt an Sieg nicht hatte denken können; es ward ihm durch den Ausgang des Kampfes ſelbſt zur Gewißheit, daß der Piccolomini, ohne auf Sieg zu hoffen, den Tod geſucht habe und mit ihm alle ſeine Getreuen. — Warum ſuchte der Jüngling den Tod? Dieſe Frage war es, welche den Hauptmann Wrangel mächtig beſtürmte; er ſelbſt war auch tapfer, die Tapferkeit war ihm angeboren, er ſcheute den Tod auch nicht, aber es war ihm noch nicht eingefallen, daß man den Tod um des Todes willen ſuchen könnte. Er ahnte, daß eine Idee jenen jugendlichen Helden in den Tod geſtürzt, daß eine Idee die Pappenheimer gezwungen, ihrem Führer zu folgen, und Wrangel zuckte im Tiefinnerſten zuſammen, als er hier plötzlich die Macht der Idee erkannte, welche Erkenntniß wie ein zündender Blitz in ſein Inneres einſchlug.

Dieſer Tag machte den Jüngling zum Manne; es ward feſter Entſchluß bei ihm, ſein Leben an die Idee des Weltruhmes zu ſetzen, und dem Namen Wrangel einen Glanz zu geben über alle andere Namen. Obgleich er noch nicht wußte, welche Idee den ritterlichen Max zum Heldentod geführt, ſo beneidete er doch das Sterben des jungen Kriegers. „Sein Name iſt im Munde aller, Freund und Feind rühmen ihn, wer ſpricht

von Gustav Wrangel?" so grollte der junge schwedische Hauptmann leise für sich und er gelobte es sich fest, solche Thaten zu verrichten, daß man den kleinen Ehrentod des Piccolomini darüber vergessen sollte. Dieses Grübeln brachte ihn auf den Zweck seiner Sendung, er sollte dem Herzoge von Friedland gegenüberstehen, jenem Manne, dessen Name wie ein zürnender Donner über Europa klang. „Du wirst einst neben, oder über ihm stehen," dachte Wrangel, und seine Brust hob sich, seine Augen funkelten bei diesem Gedanken.

„Wir sind vor Eger, Hauptmann!" unterbrach ihn hier sein alter Reitknecht, auf die vor ihnen liegende Stadt deutend. Der Hauptmann winkte mit der Hand und die schwedische Trompete schmetterte ihre langezogenen Töne rufend der Stadt zu. — Dreimal erklang ihr Ruf; da antwortete eine Wallenstein'sche, und ein friedländischer Offizier sprengte, von einigen Holkischen Jägern gefolgt, heran, den schwedischen Officier zu dem Hoflager Wallenstein's zu geleiten. — Wrangel's Augen wurden, der Kriegssitte gemäß, verbunden, und als man ihm die Binde wieder abnahm, befand er sich auf dem Marktplatz zu Eger, umgeben von einer zahlreichen Gruppe friedländischer Offiziere, doch sprach Niemand; eine tiefe Stille herrschte, und man mußte die Nähe eines

höheren Weſens ahnen; ſiehe, da ſchreiten zwei Männer die Rathhaustreppe nieder. — Der erſte iſt ein junger, ausgezeichnet hübſcher Mann in grüner, reichgeſtickter Jagkleidung; ein Waidmeſſer mit ſilbernem Heft und ein ſilbernes Hifthorn an der Linken, eilt er mit raſchem Schritt auf den ſchwediſchen Hauptmann zu und fragt haſtig: „Der ſchwediſche Officier?“ — Mit einem verächtlichen Blick maß ihn Wrangel und entgegnete mit etwas Pathos: „Der Abgeſandte Ihrer Majeſtät der Königin in Schweden und der Gothen!“ — Der junge Jäger ſtutzte; indem trat auch der andere Offizier herzu. Dieſer, ein ältlicher Mann, legte die Hand auf des Jünglings Arm und, den Schweden anſtändig begrüßend, erſuchte er ihn, ihm zum Herzoge von Friedland zu folgen; Wrangel erwiederte die Verneigung und folgte dem alten Officier in das Rathhaus.

Ein hoher, düſterer Saal empfing die Eintretenden mit dem gewöhnlichen, alle Umgebungen des Friedländers charakteriſirenden Schweigen; ein Kammerherr gab ihnen ein Zeichen zu warten, und Guſtav Wrangel hatte Zeit genug, ſich ſeine Umgebungen zu betrachten. — Die mit bunten Glasſcheiben eingeſetzten Fenſter ließen, trotz ihrer beträchtlichen Höhe, das Licht nur ſparſam in die Tiefe des Saales eindringen, dem das braune

Holzgetäfel der Wände, so wie die rohen, kurzen Pfeiler ein noch düstreres Aussehen gaben. Der ältere Offizier, welcher den Schweden hierher geleitet, lehnte an einem der Pfeiler; unter dem abgetragenen Hute, auf welchem die rothe Feder nickte, blickte ein häßliches, gemeines, plumpes, von Blatternarben zerrissenes Gesicht hervor; das rothe, geschlitzte Reitkleid des Kriegers war beschmutzt, und so wenig man auch in den damaligen Zeiten bei dem gewöhnlichen Krieger Eleganz suchte, so war man doch bei den höheren Offizieren einen sogar prächtigen Anzug gewohnt. Wrangel ging im Geiste alle Wallenstein'schen Helden durch, sich vergeblich mühend, einen davon der vor ihm stehenden Gestalt anzupassen; da faßte plötzlich der Gegenstand seines Forschens seine Hand und sagte leise: „Wir waren uns schon einmal nahe!" — Fragend starrte ihn der Schwede an. — „Im Felde von Lützen," fuhr der Wallensteiner fort, „gerieth ich unter die Blauen von Südermannland, ein junger Offizier brannte sein Pistol vor meinem Gesicht los, und Ihr seid dieser Officier!" — Ein bejahender Zug ward auf Wrangels Antlitz sichtbar. — „Ich heiße Buttler." — „Mein Name ist Wrangel." — Im selben Augenblick erschien ein Kämmerling und öffnete dem Schweden die Thür zu dem Gemach, in welchem

Wallenstein, die Arme über der breiten Brust fest verschränkt, mit jenem Schritt, den das höchste Selbstbewußtsein zu geben pflegt, auf und abging. Der gewaltige Kriegsfürst blieb vor dem Hauptmann stehen und übersprühte ihn mit den Blitzen seines Auges; stolz und frei, ohne den Blick niederzuschlagen, schaute ihn Wrangel an, und wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß Wallenstein ihm imponirte, so müssen wir doch auch gestehen, daß gerade in diesem Augenblicke Wrangel seine künftige Größe fühlte und mit einem kaum gedachten: „ich bin ein Held wie Du!“ sich stählte gegen die Alles beugende Gewalt des Friedländers.

„Vom Rheingrafen?“ fragte Wallenstein kurz. — Der Hauptmann verneigte sich bejahend. — „Euer Name?“ — „Gustav Wrangel, Hauptmann im blauen Regimente Südermannland, Durchlaucht!“ — „Was thut mir durch Euren Mund, Hauptmann Wrangel, der Rheingraf zu wissen?“

Mit kurzen, aber bezeichnenden Worten schilderte unser Held die Katastrophe im Lager von Neustadt, Herzog Friedland nickte, die Sachen waren hier längst bekannt. — Es trat eine Pause ein, Wallenstein schritt wieder auf und ab, plötzlich fragte er hastig: „Euer Creditiv?“ — Wrangel reichte ihm das Papier, nach kurzer Durchsicht gab es der Wallensteiner zurück und sprach

weiter: „Was verlangt der Kanzler?“ — „Eger und Prag,“ lautete die feſte Antwort des Schweden. „Meine Hauptſtadt,“ murmelte der Friedländer; dann den Hauptmann bei der Hand faſſend, führte er ihn in leiſem, aber lebhaftem Geſpräch in dem Gemach auf und ab, bis er ihn nach einer ſtarken halben Stunde mit warmem Händedruck entließ.

2.

Ein in himmelblauen Sammet gekleideter Page, das Hütchen in der Hand, auf dem eine Wolke von weißen Reiherfedern wehte, öffnete eine Thür und rief mit klingender Stimme hinein: „Der ſchwediſche Hauptmann!“ Dann trat er bei Seite und ließ den Hauptmann Wrangel an ſich vorüber eintreten, nicht ohne die kriegeriſche Einfachheit ſeines Anzugs mit ſpöttiſchen Blicken zu muſtern. Die Thür ſchloß ſich, und Guſtav Wrangel ſtand vor der Prinzeſſin von Friedland. Der Sitte gemäß trat Wrangel einige Schritte an die erlauchte Tochter Wallenſteins heran, um ſie mit einer tiefen Verbeugung zu grüßen; als aber die Prinzeſſin aufſtand und ihre großen herrlichen Augen, die ganz des gewaltigen Vaters Sieger-

blick hatten, auf den Eintretenden ruhen ließ, als Wrangel den ſchmerzlichen Zug um die Mundwinkel bemerkte: da kam über ihn der ritterliche Geiſt ſeiner Ahnen; er beugte ehrerbietig ſein Knie vor der Dame und drückte den Saum ihres Gewandes an ſeine Lippen. Die Prinzeſſin blickte einige Secunden ſinnend auf den knienden Paladin, dann reichte ſie ihm die ſchmale, kleine, weiße Hand, das unveräußerliche Erbgut der hohen Ariſtokratie. Guſtav Wrangel zog dieſe ſchöne Hand an ſeine Lippen und erhob ſich zögernd, gleichſam als ob er bedaure, dieſe Stellung ſo bald verlaſſen zu müſſen. Mit ſanfter Stimme hieß nun Thekla den ſchwediſchen Offizier willkommen, und eine ſüße Trauer vibrirte durch den holden Klang ihrer Worte.

„Ihr waret zugegen, Graf Wrangel, als —“ Sie ſtockte erröthend. Der ſchwediſche Krieger fuhr fort: „als Graf Piccolomini mit ſeinen Pappenheimern uns angriff im verſchanzten Lager. Ich war zugegen, Ihro Gnaden, leider, und konnte nichts — als ihn, den Grafen Piccolomini, beneiden um ſolches Heldenſterben. Doch nein, verzeiht, ein Wrangel beneidet keinen Menſchen um ſein Loos, ſelbſt keinen Piccolomini.“

Die Prinzeſſin richtete einen langen Blick auf den Sprecher, dann ſagte ſie: „Ich ließ Euch

zu mir bitten, edler Graf, mir zu erzählen das, was ſich begab im ſchwediſchen Lager, mich wahrhaft zu unterrichten über die letzten Thaten meines Vetters —." Sie hielt eine Weile inne und fuhr dann lebhaft fort: „Ihr ſeid ein Edelmann, Graf Wrangel, warum ſollt' ich Euch nicht vertrauen; ich wünſchte Nachricht über den Heldentodt eines Mannes, den meine Liebe in den Tod gejagt." —

Wrangel verbeugte ſich. „Ein einfach, ſchlichtes Wort des Kriegers kann Eurer Hoheit Gram wohl nicht ermeſſen; verzeiht, ein Heldenſterben wie dieſes und die ſtumme Klage Euer Gnaden um ſein beneidenswerthes Loos iſt nicht geeignet, zur ruhigen Erzählung mich zu ſtimmen. Verzeiht die Fehler drum, die ich im Ausdruck mache, es ſind die Fehler, die mich Euer Gnaden Auge machen läßt."

Wrangel begann ſeine Erzählung mit klarer Stimme; die Prinzeſſin blickte anfangs ſtill vor ſich nieder, bald aber wurde des Hauptmanns Rede lebendiger und ihr Auge hing an ſeinen Lippen. Nun flogen raſch vorüber die Pappenheimer auf den hohen Roſſen, der ritterliche Max voran, die Locken wallend, denn der Helm war ihm im wilden Ritt entfallen — und der Prinzeſſin Buſen wogte mächtig — das Kampfgetöſe

drang zu der Prinzessin Ohr, und über Alles, wie ein Adler, flog der Schlachtruf: vivat Ferdinandus! ihres Max und seiner treuen Schaaren. Sie hörte Schwedens Ritter ihm entgegenstürmen, sah die Schwadronen licht und lichter werden, sie wollten sterben, siegen nimmer; Graf Max sank todt zu Boden unterm todten Rosse — und jeder Pulsschlag der Prinzessin stockte — der letzte Pappenheimer war gefallen und des Leichenfeldes schauerliche Stille schien ihren Sitz auch in dem Prunkgemach der Prinzessin von Friedland aufgeschlagen zu haben.

Hauptmann Wrangel schwieg schon eine Weile und sah mit mildem und doch begeistertem Blick auf die schöne, fürstliche Jungfrau. Sie hatte ihr Haupt vorwärts gebeugt, die braunen Locken, sie fielen wie ein Schleier über ihr Angesicht, sie schien zu beten. Endlich erhob sie sich — es dankte nur ihr Blick, kein Wort dem schwedischen Edelmann; von ihrem Finger streifte sie einen Goldreif und reichte ihn dem Hauptmann — jetzt perlten Thränen aus dem schönen Auge; „nehmt zum Gedächtniß, Graf, an diese Stunde!“ sprach sie leise. Und knieend empfing der Schwede Thekla's Ring, und hastig drückte er seine heißen Lippen und seine feuchten Augen auf der Prinzessin weiche Hand. Prinzessin Thekla fühlte Wrangels Thränen, —

Thränen, die ein Feind um ihren Piccolomini weinte — und Wrangel fühlte ihren ſanften Händedruck.

Der Schwede ſtand auf; ein langer Blick aus ſeinem Auge umfaßte der Prinzeſſin ganze holdſelige Geſtalt noch einmal. Beide neigten ſich gegen einander, die Thüre ſchloß ſich hinter dem Hauptmann; ſie haben ſich im Leben nimmer wieder geſehen.

Träumend beſtieg der Schwede ſein Roß und ritt nach des Rheingrafen Lager.

Seltſame Gedanken durchflogen Wrangels Seele auf dem Heimritt: ein Feldherr, groß wie Wallenſtein, und Thekla's Hand die Krone, nach der er ſtrebte. „Er hat ſie nicht genug geliebt," ſprach der junge Ritter vor ſich hin, „er mußte den Muth haben, für ſie zu leben — doch halt, nein ich thue dir unrecht, ritterlicher Max, verklärtes Heldenbild, du konnteſt deinen Kaiſer nicht verrathen; du konnteſt auch nicht kämpfen mit dem Vater deiner Dame — es war dir nichts geblieben als ein ruhmvoll Sterben. Und wohl dir Max, daß du geſtorben, daß ſolcher Augen Thränen um dich floſſen, daß ſolch ein Herz um dich in tiefer Trauer! O in den Tod, ſogleich in tauſendfachen Tod ging ich für eine ſolche Thräne — und doch nicht — jetzt, um keinen Preis!

Des kleinen Hauptmanns Wrangel, wer dächte seiner dann, wenn er gefallen? Nein, erst soll mein Name neben Wallensteins und meines grossen Königs Heldennamen prangen, der Ruhm von Wrangels Thaten mit neuem Glanz den Erdball überfließen und — will's dann Gott, so will ich fröhlich sterben für eine Thräne nur aus Thekla's süßem Himmelsauge. — Dann bin ich größer doch als Piccolomini, und Wrangel, ja — er wird die Prinzessin trösten um Maxens Tod, er wird ihr mehr sein als Max. Gustav Wrangel mehr als Max Piccolomini!" — Er stieß seinem gewaltigen Streitroß die Sporen in die Weichen, daß es hoch aufbäumte und dann wie ein Pfeil über die Gefilde flog. Wrangels Begleiter hatten Mühe ihm zu folgen. Wie aber der Gang des Rosses ruhiger wurde, so wurde auch des Ritters Stimmung sanfter, er fiel in's Träumen zurück. Der Zügel lag schlaff in seiner Linken. „Ich fühlte," sprach er leise und eine hohe Röthe zog über sein Antlitz, „den warmen Druck der süßen, kleinen Hand!" Er zog den Stulpenhandschuh von seiner Rechten und betrachtete mit einer Art von freudiger Scheu die Finger, die ihm Thekla sanft gedrückt; er meinte, er fühle jenen sanften Druck noch jetzt. Dann bedeckte er die Hand wieder, betrachtete den gold'nen Reif an seiner

Linken und trieb dieſes mit ſo ſeltſamen Geberden, daß der alte Diener, der nie das Auge von ſeinem Herrn wandte, unmuthig das graue Haupt mit der roſtigen Pickelhaube ſchüttelte und den Trompeter in ein tiefer Geſpräch verwickelte, damit der nicht etwa das närriſche Benehmen ſeines Offiziers bemerke. Sie kamen ſie zurück in's ſchwediſche Lager.

Der Krieg hatte ſeinen Lauf — wer kannte den ehemaligen, den luſtigen Wrangel noch in dem kühnen Offizier, der Pläne entwarf mit wunderbarſter Einſicht, der ſie ausführte mit einer Gewandheit und Verwegenheit, über welche die erprobteſten Führer des ſchwediſchen Heeres, die doch kühner Thaten gewohnt waren, erſtaunten; der im entſchiedendſten Momente die gewagteſten Chancen mit einer Kaltblütigkeit beherrſchte, von der man bis dahin keine Idee gehabt; der endlich mit einem Blick, mit einem Wort die wildeſten Söldnerbanden leitete und den im dichteſten Kugelregen jede Kugel, als fürchte ſie ihn, mied.

Jahre waren vergangen.

Wallenſtein war todt; ſeine fürſtliche Wittwe und ſeine Tochter lebten in Prag; die ſchwediſchen Heere ſtanden im Herzen von Böhmen und der Kaiſer hatte keinen Feldherrn, ſie zu ſchla-

gen. — Da hörte man eines Abends auf dem Hradſchin langgehaltene Trompetenſtöße.

„Das ſind ſchwediſche Trompeten," ſagte man; „ſind ſie ſo nahe ſchon? Ein Offizier vom ſchwediſchen Heere und ein Trompeter? Ein Parlamentair — will er noch vor dem erſten Angriff zur Uebergabe auffordern?" — Man brachte den ſchwediſchen Rittmeiſter zu den Jeſuitern, wo Graf Kolalto, der in Prag befahl, ſein Quartier hatte. — „Was läſſet mir der Schweden Feldherr durch Euren Mund entbieten?" — „Euch, nichts, als ſeine Bitte, dieſes offne Schreiben zu leſen und dann in meiner Gegenwart der Hocherlauchten Prinzeſſin Friedland einzuhändigen." — Graf Kolalto las das kurze Schreiben und hieß den jungen Schweden ihm folgen. Man trat in den Pallaſt der Fürſtin Friedland, Prinzeſſin Thekla, bleich, in Trauerkleidern, empfing ſie gütig. Graf Kolalto nahm das Wort: „Ein ſchwediſcher Officier, von ſeinem Commandeur an Euer Gnaden abgeſendet, läßt Euch durch meine Hand dies Schreiben überreichen." Die Prinzeſſin nahm das Schreiben und las:

„Der Hochgebornen und Erlauchten Prinzeſſin Friedland ehrfurchtsvollen Gruß zuvor.

Salva Guardia.

Quartier zu Tirſchenreut in Böhmen.

Dieweilen im Laufe des Krieges alſo möglich, daß ſchwedſche Völker ſich dem Orte nähern, wo die erlauchte Fürſtin, obgenannt, Hof hält, und ſchwed'ſche Truppen übel hauſen, wie es im Kriege öfters geht: ſo bitten wir, unbeſchadet aller Tapferkeit und kriegeriſcher Ehre der Völker römiſch-kaiſerlicher Majeſtät, die hohe Fürſtin Friedland möge dieſen Salvegarden-Brief annehmen.

An alle Völker Ihrer Majeſtät der Schweden, der Gothen Königin von Gottes Gnaden; an alle Generale, Oberſten, Hauptleute und Reiſige ihrer Armeen; des Ortes iſt zu ſchonen überall, wo man euch dieſen Brief thut zeigen. Ihr ſollt dort nicht die Leute ſchädigen, an beiden, Leib und Gut, nicht brennen und ſengen, nicht plündern und keine Contribution erpreſſen bei ſchwerer Leibesſtrafe. Der Ort, wo die hohe Fürſtin Friedland Hof hält, ſei es ein Schloß, ein Haus, ein Kloſter, ſei alſo dergeſtalt von ſchwediſchen Kriegsvölkern reſpectirt. Gegeben unter unſrer eigenen Hand und Siegel am neunten Martii

des Heiles eintausend fünfhundert und einundvierzigsten Jahr."

Graf Gustav Wrangel,
der Krone Schweden Reichsrath und Ihrer Majestät Armeen Generalissimus durch Germanien u. s. w.

Eine leichte Röthe flog über das bleiche Antlitz der Prinzessin Friedland bei Durchsicht dieses Briefes. Sie erinnerte sich wohl der ritterlichen Gestalt des schwedischen Hauptmanns, der ihr einst Nachricht gab vom Sterben des tapfern Max Piccolomini. War es derselbe Graf Gustav Wrangel, dessen Name ihr jetzt so oft mit hohem Ruhme genannt wurde, derselbe, der als Generalissimus ihr diesen **Salva Guardia**-Brief gesendet? Sie wendete sich an den Grafen Kolalto und fragte mit holder Stimme: „Mein edler Graf, ein Hauptmann Gustav Wrangel war, von des Rheingrafen Heere gesendet, in Eger einst und brachte mir die Kunde vom Tode meines Vetters, des Obersten Max Piccolomini; wollt ihr vielleicht den jungen Officier befragen, ob er eine Person mit dem schwedischen Generalissimus ist, der ritterlich an eine verlassene Prinzessin denkt?" — Graf Kolalto wendete sich an

den ſchwediſchen Rittmeiſter und dieſer ſprach eifrig: „Derſelbe, Hoheit, mein edler Vetter Guſtav Wrangel war Hauptmann dazumal im blauen Regimente Südermannland; jetzt führt er als Generaliſſimus Schwedens Armeen.“ — „Iſt er noch froh und ritterlich? ein edler Feind wie damals? doch was frag ich, zeigt es nicht dieſer Brief?“ — „Mein Feldherr und edler Verwandter iſt ritterlich, wie damals, und ſeinen Feldherrenruf, den wird ein Feind ſelbſt, wie der edle Graf hier, gern und willig anerkennen. Froh und heiter aber hab' ich meinen Vetter nie geſehen, nur im Donner ſeiner Siegerſchlachten, wo ſeinen Muth der Tod ſelbſt zu fürchten ſcheint. War denn Graf Wrangel jemals froh, er, der bleiche, ernſte Krieger?“ — Leiſe löste die bleiche Prinzeſſin, des furchtbaren Herzog Friedland's ſchöne Tochter, die weiße Spitzenſchärpe von der ſchlanken Hüfte und ſprach mit leiſem Beben in der Stimme: „Euer Name?“ — „Guſtav Peter Graf von Brahe, Reichserbdroſt in Schweden, Rittmeiſter jetzt bei der gelben Brigade von Hochland.“ — „Graf Brahe, nehmet dieſe Schärpe und bringt ſie dem ritterlichen Grafen als einer Dame Dank und grüßt ihn freundlich von der Tochter des großen Friedland, von der Braut des Grafen Piccolomini, der ritterlich und

edel dachte, gleich ihm!“ — Der junge Graf Brahe verneigte ſich ehrerbietig. General Kolalto lächelte: „Ihr macht, Prinzeſſin, den feindlichen Feldherrn unüberwindlich durch Eure Schärpe!“ Friedlands Tochter verſuchte zu lächeln — die beiden Herren verbeugten ſich und ſchieden. —

Graf Wrangel trat aus ſeinem Zelt und eine weiße Schärpe flatterte um ſeine Schulter. „Laßt die Trompeten blaſen, die Standarten vor!“ klang ſeine helle Stimme.

„Ich weiß,“ ſprach der junge Graf Brahe zu einem andern Officier, „warum mein edler Vetter, unſer Feldherr, ſo bleich drein ſchaut, warum er keine Kugel fürchtet. Ich weiß, wodurch er, gleichſam über Nacht, ein großer Feldherr geworden iſt.“ — „Nun?“ — „Er hat eine hohe Liebe.“ — „Iſt's das nur, nun ſo geh' ich heut', mich zu verlieben, und morgen werd ich dann ein großer Feldherr ſein.“ — „Gemach, mein Freund, das Lieben thut's allein nicht; nein, Du mußt mit Wrangels Geiſte die Prinzeſſin Friedland lieben.“ — „Verdammt, da werd' ich wohl noch eine hübſche Weile Rittmeiſter bleiben.“ — „Ich glaub's auch; ich wollt' ich hieße Guſtav Wrangel!“ —

3.

„Die Schweden über uns!“ — „Alles verloren!“ riefen wild durch einander die kaiſerlichen Soldaten und flüchteten in die offenſtehenden Thore des Kloſters der Clariſſerinnen. Hufſchläge, Roßgewieher, Waffengeklirr, klingender Kampfruf von allen Seiten, und das Kloſter iſt nach einigen Augenblicken von ſchwediſchen Dragonern dicht umzingelt.

„Feuer an die Mauern!“ donnerte Oberſt Brahe von den gelben Dragonern. Ein hallender Jubelruf ſeiner Krieger antwortete ihm; ein Theil der Mannſchaft ſaß ab, um dem Befehle des Oberſten ſogleich nachzukommen. Da öffnete ſich die innere Pforte des Kloſters und unter Vortragung des Kreuzes ſchwankte die Priorin an der Spitze ihres zitternden Convents heran. Sie fragte nach dem Commandirenden. Die wilden Dragoner brachten ihre rohen, ſoldatiſchen Späße bei den armen Nonnen an, die faſt alle jung und ſchön waren, da man in dieſes Kloſter die vornehmſten Jungfrauen zur Erziehung aus ganz Böhmen ſendete. Die ſchwediſchen Offiziere jubelten laut über ſo herrliche Kriegesbeute und

ſelbſt Oberſt Brahe hörte nicht auf die Worte der alten Domina, ſondern ſchaute lüſtern nach einem herrlichen, ſchwarzäugigen Fräulein, das der Domina zunächſt ſtand und dem Auge des Oberſten mit einem ſtolzen Blick begegnete. Dieſes Fräulein war das einzige, das nicht zitterte. Oberſt Brahe mochte ſeinen Blick nicht von ihm wenden. Als ihm aber die hochwürdige Frau ein Pergament hinreichte, fuhr er zuſammen und rief erſtaunt: „Was? eine Salva guardia? von wem? vom Generaliſſimus eigenhändig?“ Er ſtarrte auf das Blatt. — „Bei Gott, es iſt richtig. ich habe dieſen Brief ſelbſt überbracht; der Prinzeſſin Friedland Gnaden ſind hier?“ — „Sie iſt hier!“ entgegnete die Domina. — „In's Gewehr!“ befahl der Graf Brahe, „die Feuer aus! Wer ſich unterſteht, hier etwas anzurühren, dieſe Damen nur mit einem Blick zu beläſtigen, der gehört an den Galgen!“ Die Dragoner löſchten die Feuer und ſchlichen etwas ärgerlich zu ihren Roſſen. — „Meine Herren,“ wendete ſich nun der Oberſt zu ſeinen Offizieren, „hier iſt ein Schutzbrief des Generaliſſimus manu propria, wir werden ihn reſpectiren. Graf Adlerkreuz, Ihr ſchützt mit Eurer Compagnie dies Haus und bürgt mit Eurem Haupte für ſeine Sicherheit. Ein Dragoner!“ — Es näherte ſich ihm ein Reiter, Graf Brahe ſagte

ihm leiſe einige Worte, und der Dragoner ſprengte mit verhängtem Zügel davon.

Der Oberſt wendete ſich jetzt ehrerbietig zu der Domina: „Ehrwürdige Frau, ſeid unbeſorgt um Eure Sicherheit; doch erlaubt, daß ich die kaiſerlichen Soldaten, die ſich in das Kloſter flüchteten, zu Kriegsgefangenen mache, ich ſichere ihnen im Namen des General Wrangel ihr Leben. Entſchuldigt des Krieges rohen Brauch, er macht die Menſchen nicht ſanfter und beſſer!“ — Die Kaiſerlichen ſtreckten auf die erſte Aufforderung die Waffen und die Domina begab ſich mit dem Convent in ihr Kloſter zurück. Graf Brahe ſah mit einem Seufzer die ſtolze Jungfrau hinter der Kloſterpforte verſchwinden. Wachen wurden ausgeſtellt — die Nacht brach ein, das Kloſter war von den Beiwachtfeuern der ſchwediſchen Dragoner umgeben.

Kurz vor Mitternacht ſchmetterten Trompeten vor dem Kloſter, die Wachen ſalutirten und, umgeben von einem glänzenden Stabe, ſprengte der Generaliſſimus, Graf Wrangel in den Hof. Auf ſeinen dringenden Wunſch war die Domina bereit, ihn zu empfangen. Er trat in das Refectorium, die weiße Spitzenſchärpe, faſt unſcheinbar geworden im Schlachtendampfe, lag auf ſeiner Schulter.

Der Prinzessin Friedland Hoheit weilt in diesen Mauern, ehrwürdige Frau?" — „Sie wartet Eurer hier," entgegnete die Domina sanft und bedeutungsvoll. Wrangel staunte. „Prinzessin Thekla wartet meiner?" — „Ja, Graf Wrangel, die Prinzessin von Friedland wußte wohl, daß Ihr sie liebtet." — „Sie weiß um meine Liebe und zürnt mir nicht?" — „Sie hatte nur ihren Segen und ihr Gebet für Euch, sie ist heute durch Euch unsre Retterin geworden." — „Und darf ich sie sehen?" — „Ja, sie erwartet Euch!" —

Die Beiden schritten durch die hallenden Gewölbe des Klosters; die Nonne stieg einige Stufen hinab; mit schwerem Tritt klirrte der stolze Feldherr hinter ihr her. „Geht leise, Prinzessin Thekla schläft!" — „Sie schläft und wartet doch meiner?" fragte verwundert Graf Wrangel: in diesem Augenblicke aber öffnete die Domina eine Thüre; heller Glanz strahlte den Eintretenden entgegen. Wrangel stand am Sarge der Prinzessin Friedland; dreißig Kerzen verbreiteten Tageshelle im Gewölbe. Da lag die bleiche, schöne Thekla, die stolze Sanftmuth auf dem lieblichen Gesichte, die feinen Hände fromm gefaltet auf dem Busen, im weißen Kleide, wie ein Engel ruhend.

Graf Wrangel starrte nieder auf die holde Leiche, krampfig umklammerte seine Faust den Knauf

des Siegerſchwertes, ein namenloſer Schmerz arbeitete in den edeln Zügen ſeines Heldengeſichts. Der kühne Feldherr, der in dreißig Treffen, in Blut und Tod nicht gebebt, zitternd, machtlos ſtand er vor dem todten Mädchen. Endlich tropften zwei ſchwere Thränen aus dem Auge des Helden; er blickte zum Himmel und faltete ſeine Hände. Darauf beugte er ſich nieder auf die Leiche, die ihm troſtreich zuzulächeln ſchien und küßte ſie auf ihre bleichen Lippen; dann ſprach er leiſe, auf daß nur ſie und nicht ein And'rer es höre: „Leb wohl, Geliebte, auf Wiederſehn! Leb wohl, Verlobte, mit dieſem Kuß verlobe ich mich dem Tode!“ — Dann kniete er nieder an der Jungfrau Sarge und betete eine Weile eifrig. Er ſtand auf; ein freundlicher Ernſt lag auf ſeinem Antlitz und mit ſicherer Stimme fragte er die Domina: „Wann ſtarb ſie, ehrwürdige Frau?“ — „Geſtern Morgen, als wir Euren Kanonendonner hörten; ſie gab mir den Brief; „er wird euch ſchützen“ ſprach ſie, „er hat mich ehrenhaft geliebt, ich ſegne ihn in meiner Todesſtunde; was wird das droben für ein herrlich Wiederſehen: mein großer Vater, der ritterliche Max, der kühne, edle Wrangel!“ Das war ihr letztes Wort, und ſanft iſt ſie geſchieden!“ — Wrangel blickte freundlich, beinahe verklärt, auf die geliebte Todte. „Mit meinem Namen auf

den Lippen iſt ſie heimgegangen, im Klange meiner Siegesdonner iſt ſie geſchieden!" Er küßte noch einmal die kalte Hand der Geliebten. „Leb wohl, Thekla, Geliebte, ich komme bald!" murmelte er, wandte ſich und verließ das Gewölbe.

Die ſchwediſchen Völker reſpectirten den Schutzbrief Wrangels immer, des Kloſters Frieden ward nimmer geſtört.

Mehrere Jahre nachher, es war endlich Frieden, nach dem dreißigjährigen Kampfe, ſtieg ein Reiter ab an der Pforte des Kloſters. Das Gefolge blieb draußen; der Reiter aber, der ſchwediſche Reichsdroſt, Graf Peter Brahe, des großen Wrangels Vetter und einziger Erbe, ſchritt mit der alten Domina in das Grabgewölbe; auf dem Sarge der Prinzeſſin Friedland legte er eine blutbefleckte, weiße Spitzenſchärpe nieder. Die Beiden beteten ein Vaterunſer; dann gingen ſie von dannen und der Reichsdroſt ſprach: „Ihr Name war ſein letzter Seufzer und ihren Ring hat er mit in's Grab genommen!"

Die Domina geleitete den ſchwediſchen Reichsherrn bis zur Pforte; dort wendete ſich Graf Brahe noch einmal um und ſagte: „Bald hätte ich, ehrwürdige Frau, über unſerer ernſten Pflicht vergeſſen, die tauſend Grüſſe abzugeben, die Ihnen

meine Alma ſendet. Dank ſei dieſer Stille, die mich daran erinnert; wie ſtolz und zornig blickte mich die kleine Nonne damals an und iſt doch eine liebe, ſanfte Frau geworden!“ Die Domina dankte freundlich, und der ſchwediſche Graf ritt langſam mit ſeiner Dienerſchaft von dannen.

Kleopatra.

1.

„Soll ich die Närrin ſpielen und mich in's Schwert ſtürzen, wie meine Namensſchweſter am Grabe Meleagers? Nein!“ rief Kleopatra, Aegyptens ſchöne Königin, trotzig mit dem kleinen, goldberingten Fuße die koſtbare Byſſusdecke ſtampfend. -- Ein Täflein lag zu ihren Füßen; die ſteifen, in den Wachsüberguß gezogenen Buchſtaben enthielten eine Todesnachricht für die ſchöne Frau und eine Schreckensnachricht für die Königin von Aegypten. Ihr letzter Geliebter, der hohe, finſtre Caſſius war gefallen, und ſein ſtolzer Sieger, der übermüthige Triumvir Marcus Antonius, zog mit Roma's erzenen Legionen heran, um des beſiegten Feindes Bundesgenoſſin zu züchtigen. — Die hohe, üppige Geſtalt der berühmten Kleopatra hatte achtundzwanzig Jahren und vier Kindbetten ſiegreich getrotzt; nur ſchöner war ſie aus den Kämpfen mit beiden Feinden hervorgegangen,

und das Bewußtſein dieſer Unbezwinglichkeit verlieh ihrem Weſen einen wunderbaren Zauber. Ihr dunkelblondlockiges Haupt war rückwärts geneigt, die weißen Arme, die ſie nackt trug, ſchlangen ſich über der Bruſt zuſammen, und in trübem Sinnen war das große, runde, braune Auge auf das zu ihren Füßen liegende Täflein geheftet. Das Täflein war der Malſtein, an dem ſie eine lange Gedankenreihe anknüpfte, eine Gedankenreihe, die ihr ſeltſame Bilder vor das innere Auge ſtellte. — Sie ſah einen eilfjährigen Knaben ſpielen, mit dem Diadem um das runde Köpfchen — ein verächtliches Mitleid lag auf ihren ſchönen, regelmäßigen, ſtark ausgeprägten Zügen — das Kind war ihr Gemahl; ein Kind der Gemahl der gluthathmigen, liebeheiſchenden Jungfrau. „Gift,“ ſprach ſie leiſe vor ſich hin, und ihre Lippen kräuſelten ſich ſeltſam bei dieſem Wort; dann lagerte ſich eine feine Röthe auf die Stirn; der Ausdruck ihrer Züge wurde ſo mild, ſo zärtlich und ſo ſtolz zugleich; ſie ſah aus, wie eine Braut am Tage der Hochzeit; ihr Buſen hob ſich mächtig: Cäſarion, mein Sohn!“ hauchte ſie leiſe und hob das Auge glänzend auf die Statue des großen Dictators Julius Cäſar, die das Gemach ſchmückte. Was lag in dieſem Blicke? Der ganze Stolz einer Frau, die ſich liebend umfangen fühlte von

dem größten Manne einer Welt, von dem großen Sohne der hohen Roma; der ganze Stolz einer Mutter, die einen Cäsarion geboren. Die Aufregung wich aus dem klaren Antlitz. Kummer war's nicht, was die Züge abspannte; ein eiskalter Blick begleitete diese neue Phase. Das Weib hatte geliebt, ja geliebt; es liebte nur einmal und nicht mehr. Aber die Königin von Aegypten liebte den finstern Republikaner Cassius, sie liebte ihn zum Besten ihres Landes und genoß seine Umarmungen, weil sie an Genuß gewöhnt war. Kleopatra hatte an Cäsar's Brust gelegen, sie verachtete nun nach ihm alle Männer, außer Cäsarion, aber Cäsarion war ihr Sohn.

Mit dem festen, bewußten Schritt, der eben so selten, wie das wahre Bewußtsein ist, schritt das schönste Weib ihrer Zeit in dem Gemach auf und ab. Plötzlich blieb Kleopatra stehen, warf einen der leuchtenden Gluthblicke, die beides vermögen, zu beleben und zu vernichten, auf die Statue ihres Cäsar und sagte rasch und laut: „Der Würfel ist gefallen! Ich gehe über den Rubicon!"

2.

Markus Antonius, der Triumvir, der mit seinen Freunden die Herrschaft über den Erd-

ball so übermüthig theilte, wie spielende Knaben den errungenen Apfel, stand am Ufer des Kydnus. Durch das braune, schlichte Haar des schönen, kräftigen Helden flocht der Lorbeer, zahllosen Siegerschlachten entsprossen, seine ruhmreichen und doch unfruchtbaren Zweige; die silbernen Adler der Legionen, die seine Gebote im Namen des römischen Senats und Volks von den Säulen des Herkules bis an die parthischen Wüsten trugen, blitzten über seinem Haupte und die Standarten der sieggewohnten Manipeln streckten die mächtigen Hände, als verlangten sie nun noch die Herrschaft des Himmels nach Besiegung der Erde, in die weiche Luft. Um Antonius her stand ein Kreis von Männern, die des römischen Ruhmes letzte Blüthen pflückten auf den Schlachtfeldern dreier Welttheile, die letzten Krieger der gewaltigen Republik. Wen erwartete der Triumvir festlich geschmückt? Da tönte den Fluß herauf eine sanfte liebliche Musik, die im Tact von Ruderschlägen begleitet wurde; purpurfarbige Wimpel und Segel wurden sichtbar, und ein überaus reizendes Schauspiel entwickelte sich von Moment zu Moment immer reicher und schöner vor der Schauenden Auge. Unter Flötenklängen näherte sich dem Ufer ein Schiff, prächtig mit Gold, Elfenbein und Purpur geschmückt, fünfzig blühende Jungfrauen führten die Ruder,

zahlloſe kleine Mädchen von idealer Geſtalt und Kleidung hingen in dem Tauwerk, Kähne mit ſchönen Frauen umſchwammen die Gondel, auf deren Deck die Königin Kleopatra mit allen Reizen der Liebesgöttin, umgeben von den Schönſten ihres Hofſtaats, thronte. „Venus kehrt beim Bachus ein!“ rief jubelnd die verſammelte Menge, als die Königin von Aegypten mit ihrem Gefolge das Land betrat und vor dem, von Entzücken gefeſſelten, Triumvir das Knie beugte. Antonius hob die liebreizende Frau auf, und es war fortan nicht mehr die Rede von der Bundesgenoſſin des Caſſius. Rauſchende Feſtlichkeiten beſchloſſen den Tag. Arſinoë entkleidete ihre Herrin und ſprach mit dem eigenthümlichen Tone alter, vertrauter Dienerinnen: „Der Triumvir iſt ein ſchöner Mann!“ — „Doch kein Cäſar!“ ſeufzte Kleopatra. — „Nein, das wiſſen die Götter!“ entgegnete die ältliche Frau, und ihre Augen glänzten; „aber“ ſetzte ſie hinzu, „es wird meiner Königin leichter werden, den Triumvir zu lieben, als den finſtern Caſſius!“ „Lieben?“ fragte Kleopatra in einem ſeltſamen, faſt klagenden Tone, „mich lieben zu laſſen, wollteſt Du ſagen, o Arſinoë!“ Ermüdet legte ſich die Königin zurück. Arſinoë aber nahm ſchweigend ihren gewohnten Platz zu Füßen des Lagers ein und murmelte leiſe vor

sich hin: „Ihr großen Götter, warum mußte der hohe Cäsar fallen, der Einzige, den wir lieben konnten? Wir lieben nun Niemanden mehr. O wie waren wir so froh und so heiter, als wir noch liebten!“ Die treue Arsinoë hatte sich mit der Persönlichkeit ihrer schönen Herrin so identificirt, daß sie nur ein Theil jener war, daß sie ihre Gefühle gar nicht getrennt von den Gefühlen der Königin denken konnte.

3.

Marcus Antonius ging mit starken Schritten auf und ab, sein Blut siedete, Wein und glühende Liebe peitschten es in großen Wellen zum Herzen und trieben es hinauf in die brennenden Wangen und die heiße Stirn. Die eherne Gestalt des Legaten Ventidius contrastirte in ihrer festen, soldatischen Ruhe seltsam mit dem umhergeschleuderten Wesen des Triumvir. „Imperator,“ sprach der graue Krieger, „denke an Rom und an Deinen Ruhm!“ Antonius blieb stehn. „Das verführerische Weib wird Deine Thaten einsingen in ewigen Schlaf mit Liebesliedern; sie wird den Klang der Tuba übertäuben mit Flötentönen, und das Gewieher des Schlachtrosses, das

ſich nach Kampf ſehnt und mit ſeinem Hufe die Erde ſtampft, als wolle es Gräber graben für Deine Feinde, wirſt Du nicht mehr hören. Die rauſchenden Adler Roma's, den Ruhm der Welt, den Stab eines Feldherrn, o Imperator, das Alles willſt Du dahin geben um ein Weib, in deren Reizen nach dem großen Cäſar noch ſo mancher Andre geſchwelgt hat!" Antonius ſchritt wieder heftig auf und ab. Ruhmdurſt und Liebesgluth ſtritten einen heftigen Kampf um ſeine Seele. „Ich habe ſchon viel Ruhm, Ventidius, ſehr viel Ruhm!" entgegnete er, wie entſchuldigend, dem Mahner. „Cäſars Nachfolger muß höhern Ruhm haben, als der göttliche Julius, oder er iſt Nichts!" — „Aber auch Cäſar liebte die himmliſche Kleopatra!" — „Cäſar gab nicht um ihretwillen einen Feldzug auf, Cäſar liebte ſie und befahl ihr, Du liebſt ſie und gehorchſt ihr; Cäſar drückte eine Jungfrau an ſeine Heldenbruſt, Marcus Antonius berauſcht ſich in den Hefen des Caſſius. Hörſt Du, Imperator, an den Hefen, die ihm Caſſius übrig ließ!" Da hob ſich Antonius, ſeine Geſtalt ſchien zu wachſen, die Morgenſonne blickte zum Fenſter herein, der Triumvir legte ſeine Hand auf die harte Fauſt des Ventidius; „ich gehe mit Dir zu Ruhm und Sieg!" — „Mein großer Imperator!" rief der graue Krieger, ſein Knie beugend,

„jetzt haſt Du einen Sieg erfochten, der Deiner würdig iſt.“ Die Tuba dröhnte, die Vexilla flatterte im Morgenwinde, ein Sclav aber trat zur Königin von Aegypten und ſprach: „Königin, Dir wünſcht Marcus Antonius, der Imperator, Glück und Heil; Pflicht und Ruhm rufen ihn von Dir, eroberte Fahnen wird er Dir zu Füßen legen und Dir beſiegte Könige als Sclaven bringen.“

Kleopatra war allein. Der kleine Antonius, dachte ſie, will den großen Cäſar ſpielen. Mein Cäſar aber wäre zu mir getreten mit dem großen ruhigen Blick, der Welten überſchaute, er hätte geſprochen: „Ich gehe, aber ich kehre wieder!“ Antonius geht davon wie ein Dieb in der Nacht, er fürchtet, meine Reize würden ihn halten. Sclav, aber kein Mann der, dem eines Weibes Lächeln mehr gilt als Pflicht und Ruhm. Ich habe meinen großen Cajus wohl verſtanden, als er zu mir ſagte, in der Zeit, da ich ſo glücklich war, meinen Cäſarion zu gebären: „Du, o Kleopatra, biſt mir das höchſte und nächſte Gut nach meinem Ruhm!“ Und als ich meine Arme zärtlich um ſeinen Nacken ſchlang und fragte: „Bin ich Dir nicht mehr, als Dein Ruhm?“ Ha! wie er da ſeine Hand auf meine Bruſt legte und rief: „Was iſt Dir das höchſte, o Kleopatra:“ da antwortete ich: „Du, mein Cajus!“ — „Nun wohl,“ ent-

gegnete der hohe Imperator, „Dir, o Weib, iſt das Höchſte Deine Liebe, dem Manne ſein Ruhm!“ — Gehe nur hin, Marcus Antonius! Cäſar war groß, aber nicht Du; Cäſar liebte mich, und ich war ſeine Sclavin; o wie ſüß, die Sclavin des großen Julius zu ſein! Du liebſt mich, aber ich bin Deine Herrin. O wie viel lieber gehorcht ein Weib dem Manne demüthig, den ſie liebt, als daß ſie ihm befiehlt. Gehe hin, Marcus Antonius, ſo weit dich die Angelſchnur gehen läßt; Du biſt das Fiſchlein, das am Haken hängt, Du wirſt Dich nicht losreißen, ſondern Dich daran zu Tode bluten.“ — Nach wenig Wochen lag der Triumvir wieder in den Armen Kleopatra's; die Königin von Aegypten herrſchte über Aſien und Afrika; ihre mit Antonius erzeugten Kinder ſchlangen ein Diadem nach dem andern um ihre Stirn, eine Krone nach der andern, erobert mit römiſchem Heldenblut. Ventidius führte die alten Legionen des Antonius; es war gekommen, wie er in jener Nacht dem Imperator vorausgeſagt; die gehörnte phrygiſche Mütze ſchmückte weichlich das Haupt des Triumphators; an der Aegypterin Buſen verträumte er den Moment der Weltherrſchaft, und nichts vermochten die Bitte und die Thränen der tugendhaften Römerin, der Octavia, über das zauberbeſtrickte Herz des einſt in Blut und Sieg

mächtigen Marcus Antonius. Der Fisch konnte sich nicht vom Haken befreien. Die Netze des schlauen Octavianus zogen sich immer fester um ihn zusammen, und Kleopatra selbst mußte durch Spott den entnervten Weichling zu Thaten treiben.

4.

Kleopatra hatte sich in ihren Palast zu Alexandria eingeschlossen und wollte Niemand sehen. Die Schlacht von Actium war geschlagen, und der besiegte Imperator der Frau, die ihn zu Grunde gerichtet hatte, in schmachvoller Flucht gefolgt. Ein mächtiges, ihm ergebenes Heer ließ er im Stich; die Weltherrschaft, die er nur zu nehmen brauchte mit der tausendfachen Hand der treuen Legionen, er ließ sie. Da senkten die römischen Adler traurig die Flügel; der faltige Weiberrock Kleopatra's war die Fahne ihres einst vergötterten Feldherrn. Das römische Blut empörte sich; man verachtete ihn. Die parthischen Legionen huldigten dem Octavianus, des großen Cäsars schlauen Neffen und lachenden Erben. — Da stand der einst mächtige Antonius, Cäsars Freund, vor dem Brutus fiel, vor dem die Parther zitterten, dessen Siege Germanien und Afrika, Hispanien und Griechenland gesehen, der Cicero's philippischen Reden trotzte,

unter deſſen Fußtritt die halbe Erde bebte: da ſtand er weinend und flehend an der Thür einer Frau und bat, wie ein Bettler, um Einlaß. Arſinoë wies ihn kurz ab. „Wir haben ihn nie geliebt,“ ſprach ſie für ſich. Verzweifelt ſtand Antonius harrend an Kleopatra's Thür, da — ſieh, Ventidius und der kühne Reiter Meſſala treten zu ihm, mit Anderen, die ihm länger treu geblieben, als er ſich ſelbſt. Marcus Antonius verhüllte ſein Haupt mit der Toga, er wollte die Gefährten ſeines Ruhmes und ſeines Glanzes nicht ſehen, als Zeugen ſeiner Schmach. Ventidius aber, der alte Legat, ſagte: „Verhülle nicht Dein Haupt, o Marcus Antonius, ſiehe um Dich, es ſind nur Deine Freunde, die ſich Dir nahen; hier iſt der edle Meſſala, der Deine Reiter führte bei Munda; hier iſt ein Valerius, der die Schande des Marcus Antonius lieber theilen will, als die Ehre des Octavianus; hier iſt Piſo, deſſen Bruſt Dein Schild war gegen Hirtius und Panſa, und hier bin ich, Ventidius, der ſeit zwei Jahrzehnten keinen höhern Ruhm kannte, als Dein Freund zu heißen. Feldherr, gedenke der Stunde, da Du an des großen Cäſars Leiche ſtandeſt; ermanne Dich, laß ab von dem Weibe, das Dich in Schmach und Verderben geſtürzt! Noch kannſt Du einen ehrenvollen Frieden ſchließen mit jenem Verhaß-

ten; komm Feldherr, folge uns und ſei ein Römer!“ — Während Ventidius ſprach, ließ Antonius langſam die Toga von ſeinem Antlitz fallen; er ſprach kein Wort, aber willig folgte er den Getreuen, die neue Hoffnung faßten.

Geheul und Klaggeſchrei tönte durch den Palaſt. Der Triumvir, der einen an Octavian geſendeten Boten erwartete, trat unter die Thür und fragte einen Sclaven. „Die Königin iſt todt!“ rief dieſer. „Nun, ſo ſtirb auch Du, Antonius!“ rief von furchtbarem Schmerz durchzuckt der Imperator. „Sage,“ rief er dem Sclaven zu, „auch Marcus Antonius ſei nicht mehr!“ Raſch trat er in das Gemach zurück, zog das Schwert und ſtieß es ſich bis an das Heft in den Leib; er ſank neben der Thür bewußtlos nieder. So fanden ihn Ventidius und Meſſala; Aerzte erſchienen, ſie gaben ihm nur noch einige Stunden zu leben. — Kleopatra lebte; ein falſches Gerücht hatte den Imperator getäuſcht. Auf ſein Verlangen brachte man ihn in das Gemach der Königin. Da lag der von einem Weibe vernichtete Welteroberer auf einem Polſter, und der Strom des Blutes ergoß ſich unaufhaltſam über die Kiſſen. Kleopatra ſaß neben ihm und hielt mitleidig mit ernſter Miene ſeine Hand. „Er ſtirbt um meinetwillen,“ ſprach ſie bei ſich, „ich muß dankbar ſein.“ Ventidius

aber und die mit ihm waren, ließen ihre trüben Blicke bald auf der Statue Cäsars, bald auf der Gestalt ruhen, die einst Marc Anton gewesen. Da röchelte der Sterbende schwer; ein krampfiger Druck der Hand, eine heftige Zuckung, — und die Seele war entflohn. Kleopatra beugte sich über ihn und lispelte leise: „Lebwohl, Marcus Antonius, und grüße meinen großen Cäsar!" Ventidius aber drückte dem todten Feldherrn die Augenlieder nieder und eine dicke Thräne hing an der weißen buschigen Braune des ergrauten Kriegers. — In dieser Nacht besetzten die Anhänger des Octavianus Alexandrien und bewachten streng alle Zugänge zum Palaste der Königin. — Kleopatra sendete den Centurionen Achillas an den Sieger und ließ ihm Frieden und Bündniß antragen, ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen und freundlich mit ihr zu reden. Der schlaue Neffe des Dictators aber, fürchtend die Allmacht der unzerstörbaren Reize der Königin, entschuldigte sich mit listiger Rede, denn er gedachte sie bei seinem Triumphe in Rom aufzuführen. Verächtlich lächelte Kleopatra, als ihr Kunde ward von dem fein angelegten Plane des Siegers. „Die Schwester Cäsars hat sich einem elenden Krämer hingegeben," sprach sie; „mich da im Triumph aufzuführen, da, wo ich von Cäsar geliebt wurde! Ha!

Knabe, die letzte Königin von Aegypten, die letzte Tochter der mächtigen Ptolomäer, sie wird Deinen Triumph nicht zieren!"

5.

Tiefes Schweigen herrſchte in dem Palaſte des Ptolomäus Euergetes; ſeine letzte Enkelin wollte ſterben. Auf dem mit Purpurkiſſen belegten Ruhebett ſaß Kleopatra und blickte mit ernſtem Schweigen in die kleine Flamme einer Leuchte, die nur den Kreis von dem Gemach erkennen ließ, in dem die Königin ſaß. Ein ſchneeweißes Gewand umfloß leicht und maleriſch die reizende Geſtalt, unter der Bruſt von einem breiten Purpurgürtel zuſammengehalten; das Diadem der Ptolomäer blitzte funkelnd über der weißen Stirn. Da näherten ſich Schritte; lauſchend legte Kleopatra den Zeigefinger der rechten Hand auf die granatblüthenen Lippen. Die treue Arſinoë trat ein und überreichte der Königin eine mit Blumen gefüllte goldene Schaale, die Kleopatra mit freudiger Haſt an ſich nahm. Großen und ſtarken Seelen iſt eine gewiſſe Freudigkeit eigen zu Allem, auch dem Schwerſten, nach gefaßtem Entſchluß. Arſinoë war freudig, wie ihre Herrin, „wir werden heute ſterben und zum großen Cäſar gehen!" ſagte ſie mehrmals, wie tröſtend zu ſich ſelbſt. Kleopatra

nahm einen goldenen Becher voll dunkeln, purpurnen Weines, der neben ihr ſtand, goß einige Tropfen als Libation auf die Erde und trank ihn zur Hälfte, während Arſinoë ihn leerte. Dann löſete ſie ohne Zittern das Gewand über ihrer Bruſt, entblößte den ſchönen, weißen Buſen und lehnte ſich in halbliegender Stellung in die Kiſſen des Ruhebettes zurück. Arſinoë kniete vor ihr und hielt die goldene Schaale mit Blumen; vorſichtig ſuchte Kleopatra, ſie nahm zwei dunkelglühende Roſen und legte auf jede Bruſt eine. Plötzlich zuckte ſie leicht zuſammen, und eine Marmorbläſſe deckte ihr Antlitz. An jeder der Roſen züngelte eine giftige Natter; ihr Gift wirkte ſchon tödtlich in den Adern der hohen Königin; Arſinoë küßte weinend die herabhängende Hand ihrer Herrin. „Cäſar, mein Cajus!“ hauchte Kleopatra, ihr Athem ſtand ſtill, und die letzte Königin von Aegypten war todt.

Die Sonne ſchien funkelnd in das Gemach; da betrat es Octavianus von ſeinen Legaten, Tribunen und Centurionen gefolgt. „Welch ein ſchönes Weib!“ ſprachen die eiſenfeſten Soldaten, und mehrere konnten die Thränen um ihren Tod nicht verbergen; aber Cäſar Octavian ärgerte ſich, daß ihm ein Act in ſeinem Schauſpiele als Triumphator verdorben.

VI.

Eine Figur aus der Gesellschaft.

Baronin Bella stand an einem der hellen Spiegelfenster ihres Hotels in der Wilhelmsstraße, deren aristokratische Stille nur selten durch eine Karosse, vor der die zahlreichen Schildwachen präsentirten, unterbrochen wurde; das niedliche, blondlockige Köpfchen berührte mit der weißen Stirn die glatte Scheibe.

Was suchen die schönen, blauen Augen in jener farblosen Mischung von Dunkelheit und Gasflammenlicht?

Sie wendet sich um, wir sehen die ganze Figur, klein und zierlich, Alabaster und Seide, nicht eben schön, aber außerordentlich vornehm; sie lauscht, sie legt den Finger auf den Mund, ein Tritt wird hörbar, eilig wirft sie sich in eine Kängheru und ergreift ein Büchlein, welches sie hastig aufschlägt.

Unter der Thür erscheint ein Herr von mitt-

lern Jahren, eleganter Kleidung, Schwarz vorherrschend; sein Blick ruht forschend auf der niedlichen Baronin, welche, scheinbar ganz in ihre Lectüre versenkt, sein Kommen gar nicht zu bemerken scheint; spöttisch lächelt der Besucher, dann sagt er mit halblauter, ziemlich trockner Stimme, in deren Ton nur ein geübtes Ohr die durchklingende Ironie vernehmen konnte: „Ist's erlaubt, gnädigste Frau Baronin?"

„Ah! Herr von Beaumarchais!" fuhr diese auf, sichtlich getäuscht in ihren Erwartungen. „Nehmen Sie Platz!"

Beaumarchais nahm einen Stuhl und setzte sich der Dame gegenüber. Es entstand eine kleine Pause, während welcher die Baronin mit den weißen Fingerchen auf dem schon erwähnten Buche spielte, dessen dunkler Einband das glänzende Weiß der Hand, wie sie sich sehr wohl bewußt war, noch mehr hervor hob.

„Darf ich so indiscret sein und fragen, in welcher interessanten Lectüre ich Sie gestört habe?" begann Beaumarchais von Neuem.

Die Dame gerieth in eine unangenehme Verlegenheit, denn sie hatte gedankenlos das Buch aufgeschlagen und konnte mit dem besten Willen nicht verrathen, was sie gelesen. Indessen Frauenzimmer sind niemals lange in Verlegenheit, besonders

vornehme; ſie reichte, ohne ein Wort zu ſagen, äußerſt verbindlich dem Frager das Buch.

Dieſer warf einen Blick in das Buch, dann einen flüchtigen auf die Baronin und ſagte: „Hat viele Auflagen erlebt, es ſagt aber auch den Leuten derbe Wahrheiten.“

Die Dame meinte nun leichtſinnig: „Ich höre, daß es Se. Majeſtät der König verboten hat.“

Ein triumphirender Zug flog über Beaumarchais Geſicht. „Das iſt vortrefflich!“ ſagte er, „geſchwind, von wem haben Sie die intereſſante Neuigkeit?“

Etwas verlegen ſtammelte Baronin Bella einen Namen.

Beaumarchais quälte die ſchöne Frau noch eine Weile mit Fragen über einzelne Capitel des Buches und ſagte ihr eine feine Schmeichelei nach der andern über ihr vorzügliches Urtheil, bis dieſelbe endlich das Geſpräch abbrach und ziemlich ſchüchtern in den weichſten Accorden ihrer Stimme fragte: „Was ſagen Sie mir vom Erbgrafen?“

„Ich bin ein Egoiſt, gnädige Frau, ich ſage nichts umſonſt, was bekomme ich für meine Neuigkeiten?“

„Es müſſen gute Botſchaften ſein, die Sie bringen, ſonſt würden Sie keinen Lohn verlangen?“ lächelte Baronin Bella mit jener feinen ſchul-

mäßigen Bewegung der Lippen, welche beide Reihen der Zähne zeigt und nur der hohen Noblesse eigenthümlich ist.

Dann nahm sie einen Handschuh, warf ihn Beaumarchais zu und sagte: „Geschwind, da ist Ihre Belohnung!“

Beaumarchais nahm den Handschuh auf: „Ich acceptire die Anweisung,“ sagte er, „der Erbgraf wird in einer halben Stunde bei Ihnen sein!“

Darauf erhob er sich, die Baronin wechselte die Farbe, er küßte ihre Hand und empfahl sich mit der vollendetesten Manier.

„Er wird hier sein!“ jubelte die Baronin, als sie sich von Beaumarchais Entfernung überzeugt hatte. Da fielen ihre Blicke auf das Buch, mit dem sie ihr Besuch so lange gequält hatte, sie nahm es rasch und schlug es auf.

Nur eine Weile blickte sie hinein, dann legte sie es nieder und sank laut weinend auf ihr Ruhebett zurück.

„Blamirt, o welche Blâme, der abscheuliche Beaumarchais! Herr Gott, jetzt bin ich gewiß die Fabel von allen Cirkeln auf drei Tage, nein! es ist entsetzlich!“

Das waren die ersten Regungen der schönen Frau, dann wurden ihre Thränen stiller, sie nahm das Buch wieder, ein ernsterer und schmerzlicherer

Zug wurde in dem niedlichen, chiffonirten Gesichtchen sichtbar, sie las halb laut für sich:

„Das neue Testament, verdeutscht durch Dr. M. Luther.“ — Großmutter hat es mir gegeben, die gute alte Frau —

Sie versank in tiefes Sinnen, bald aber wich diese Stimmung und sie seufzte wieder: „Mein Gott, eine solche bevue ist unerhört, ich erzähle dem fatalen Beaumarchais, der König habe die Bibel verboten!“

Sporen klirrten im Vorzimmer, hastig wurden Thüren zugeschlagen, ganz erhitzt stürzte ein schöner dunkelblonder Jüngling in's Zimmer und schloß mit einem lauten: „ah! ma douce amie!“ die Baronin glühend in seine Arme.

Scheinbar wollte sich die Dame ihm entwinden, aber der stürmische Liebhaber drückte sie immer fester in seine Arme und bedeckte Mund, Wangen und Schultern mit den glühendsten Küssen.

„Fi donc! Graf Almerich, Sie zerdrücken mir meine Spitzen.“ —

Bei dem Staatsrath von Bernstein war großes Souper, Beaumarchais sitzt zwischen Mutter und Tochter von Reifferscheidt, kürzlich von ihren Gütern hereingekommen, um die Wintersaison in der Residenz mitzumachen; die Tochter, Fräulein Malvina, ist ziemlich hübsch,

ziemlich wohlbeleibt; ziemlich dumm, die gnädige Mama war einst ziemlich hübsch, ist jetzt ziemlich mager und ziemlich verständig. Die Mutter sucht einen Mann für die Tochter.

„Wie meinen Sie, Herr von Beaumarchais? 60,000 Thaler?"

„Auf Parole, meine Gnädige!"

„Wird er Visite bei uns machen?"

„Lassen Sie das meine Sorge sein, er wird sich eine Ehre daraus machen."

„Ich bleibe für immer ihre Schuldnerin!"

„Es wäre mir lieb, wenn Sie es nicht lange blieben, Sie verstehen mich."

„Vollkommen, indessen bleibe ich es trotz dem, aber —"

Beaumarchais nickte.

Die gnädige Frau legte den Finger auf den Mund. —

Am dritten Tage nach dem Souper fuhr eine elegante Equipage bei Sachse in der Jägerstraße vor, ein ziemlich alter, ziemlich corpulenter, ziemlich einfältig aussehender Herr bestellte Karten.

Lassen Sie sehen, was steht darauf?

Malvina von Reifferscheidt
Hans Peter von Baldergrün
Verlobte.

Herr v. Beaumarchais verſpielte am ſelben Abend 50 Stück Friedrichsd'or. —

„Wirklich wie gerufen, Herr von Beaumarchais," rief dem unter den Linden Wandelnden ein etwas ſchwermüthig ausſehender Gardelieutenant entgegen und faßte ihn vertraulich unter den Arm.

„Womit kann ich dienen, Herr von Silberſporn? ſind Sie mit Ihrer Dulcinea brouillirt? haben Sie kein Geld?"

„Ach, Kleinigkeiten!" meinte der Lieutenant, „auf meinen Namen bekomme ich immer Geld —"

„Freilich, auf ſilberne Sporen leiht Jude und Chriſt."

„Superbe! wirklich! den Witz muß ich heute Abend bei Tiſche machen, die Herren Kameraden werden außer ſich ſein! Aber das iſt's nicht!"

„Nicht?" fragte Beaumarchais ſarkaſtiſch lächelnd: „mein Gott, was kann ihnen denn fehlen, wenn Sie Ihre Tänzerin oder Statiſtin und Geld haben?"

„Lieber Herr von Beaumarchais, ich bin verliebt, zum Sterben verliebt, ich muß ſie heirathen und Sie müſſen mir helfen —"

„Um alles in der Welt! nur nicht in eine Perſon aus der Bourgoiſie —"

„Ach Gott, das iſt ja gerade das Unglück."

„Nein, Freund, schämen Sie sich, Sie haben sechszehn untadelige Ahnen, sind stifts- und turnierfähig, und ein Mädel, nein!“

Der Lieutenant bemerkte den schneidenden Contrast zwischen Beaumarchais Worten und Mienen nicht.

„Herr von Beaumarchais, ich bitte Sie, was soll ich thun?

„Herr, lassen Sie sich nicht auslachen, machen Sie die Sache bald ab.“

„Wie denn? wie denn?“

„Sind Sie denn von gestern? Sie verführen das Frauenzimmer.“

Damit wandte sich Beaumarchais ab und ließ den Lieutenant völlig verdutzt stehen.

„Elender Dummkopf,“ murmelte er vor sich hin, „mit seinem Stolz auf vermoderte Ahnen und seiner schwindsüchtigen Liebe. Der verführt in seinem Leben kein Berliner Mädchen, wenn sie nämlich nicht absolut verführt sein will; die dummen Streiche geben wenigstens zwei Stunden Stoff zum Witz. Was nun jetzt? Ah! ich gehe zur schmachtenden Baronin Bella, eine superbe Figur, ich werde meine Anweisung auf ihre Dankbarkeit präsentiren.“

Er bog in die Wilhelmsstraße ein.

„Was sind für Leute da gewesen?“ fragt

Beaumarchais seinen Bedienten, als er nach Hause kommt, um sich zu dem Diner bei irgend einem hohen Staatsbeamten umzukleiden.

„Blos die Gewöhnlichen," lautete die Antwort, d. h. Schuster, Schneider, Handschuhmacher, Kellner, Juden u. dergl. für die menschliche Gesellschaft unentbehrliche Menschen. Bei Herrn von Beaumarchais schienen indeß alle diese Leute, so verschieden auch sonst ihre Handthierung sein mochte, sich bloß das Gewerbe von Makulaturhändlern zu machen, denn Tag für Tag trugen sie ihm Stöße von Papier in's Haus.

Der Bediente entfernte sich, kehrte jedoch sogleich zurück und legte zwei Billete nebst einer Karte auf den Tisch.

Beaumarchais warf einen flüchtigen Blick auf die Karte, ein tiefer Hohn lag auf der faltigen Stirn, dann flüsterte er: „Se. hochgräflichen Gnaden beweisen sich dankbar für — Hm! wenn er wüßte?"

Dann ließ er sich nieder und entfaltete das erste Billet, es lautete:

„Herr v. Beaumarchais!
Ich sehe Sie bestimmt morgen noch vor dem Diner bei ***. Sie kommen, ich bitte darum.

Clementine v. Zeil."

„Werde nicht ermangeln, gnädige Frau! Ah!

das Billet ist von Cäcilien. Auf Parole! ein poetisches Frauenzimmer ist doch zu langweilig!"

Ein kleiner ausländischer Souverain ist gerade in Berlin anwesend, man bringt ihm eine auswärtige Prinzessin als hochfürstliche Gemahlin in Vorschlag. Die Mariage war äußerst vortheilhaft.

„Lieber Präsident," äußern sich Se. Durchlaucht beim Lever, „wissen Sie nicht einen gewandten Mann, durch den man das Terrain dort sondiren lassen könnte?"

„Ich schlage Ew. Durchlaucht Herrn von Beaumarchais vor."

Die ganze Berliner Noblesse seufzt nach Herrn von Beaumarchais. Drei Wochen vergehen.

Da erscheint endlich der bien-desiré wieder als der Herr Legationsrath von Beaumarchais, Ritter des Herzogl. Xschen Hausordens.

„Will sehen," sagt derselbe zu sich selbst, als er zum ersten Male das Ordenskreuz an den noch nicht bezahlten Frack heftet, „ob Se. Durchlaucht diese Anweisung auf Dero hochfürstliche Dankbarkeit eben so prompt honoriren, als ci-devant Baronin Bella, jetzt glücklich Gräfin. Graf Almerich sieht zwar verzweifelt einfältig aus, aber, daß er so dumm wäre, hätte ich doch kaum geglaubt." —

Ein ſchwarz decorirtes Zimmer, Frau von Hauſen ſitzt in einer ſchwarzen Atlasrobe an ihrem Fenſter-Tiſch. Scenen aus der heiligen Märtyrergeſchichte ſchmücken die Wände, ein Kruciſix von Perlmutter und eine prächtig eingebundene Bibel liegen auf einem Nipptiſch.

Die gnädige Frau hat das aufgeſchlagene Geſangbuch vor ſich, aber in der Hand hält ſie ein anderes Buch; wir ſind ſo indiscret hineinzuſehen, es iſt der neueſte Sudelroman aus der Küche des Herrn Paul de Kok.

Der Bediente meldet Herrn Prediger Schneider. Geſchwind fliegt Paul de Kok in den Tiſchkaſten und mit dem aufgeſchlagenen Geſangbuche in der Hand empfängt die hochgeborne Dame den Geiſtlichen.

Ekſtatiſche Bewunderung der letzten Predigt des Seelſorgers. Tiefgelehrtes dogmatiſches Geſpräch.

Herr von Beaumarchais wird gemeldet.

Der Geiſtliche verzieht das Geſicht.

„Es iſt ein verirrtes Schaf, welches ich zurückführen werde,“ meint die Dame begütigend.

Beaumarchais tritt ein, er iſt ganz Ohr bei den ſalbungsvollen Reden des Geiſtlichen und verſpricht, als derſelbe ſich empfiehlt, nächſten Sonntag beſtimmt ſeine Predigt zu beſuchen.

Herr Prediger Schneider ſtürmen nach Haus,

werfen ſich auf das geiſtliche Streitroß, den Armſtuhl, und beginnen die Ausarbeitung einer Predigt über den Text: „Freuet euch mit mir, daß ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war.“

Beaumarchais blieb bei der Dame zurück und erkundigte ſich, wie ihr das letzte Buch gefallen, daß er ihr überbracht.

Sie ſtellte ſich erzürnt.

Durch einige Handküſſe und Liebkoſungen bewältigte er den ſcheinbaren Zorn leicht, legte ihr den zweiten Band von Paul de Kok in den Tiſchkaſten und ergoß ſich in feinen Sticheleien über den würdigen Herrn Schneider; dann empfahl er ſich.

Ballabend bei dem Miniſter.

„Wer iſt,“ fragt ein auswärtiger Diplomat ſeinen Attaché, „jener Herr, der mit Allen bekannt, für Jeden ein Wort hat; Jetzt verneigt er ſich vor dem Miniſter, da küßt er der Gräfin von Alta die Hand, hier flüſtert er der Staatsräthin etwas in's Ohr; wahrhaftig, er unterhält ſich ganz ruhig mit Madame, meiner Gemahlin — woher kennt er ſie?“

Er geht auf ſein Gemahl zu, die Herren werden durch eine leichte graziöſe Handbewegung der Dame einander präſentirt:

Mr. de Beaumarchais — Mr. l'envoyé de X.

VII.

Hoppen-Herrmann.

[Hierzu das Portrait Ihrer Hoh. der Prinzeſſin Alexandra, Herzogin zu Sachſen, verlobter Braut Seiner Kaiſerlichen Hoheit des Großfürſten Conſtantin von Rußland.]

1.

Ein heller und wolkenlos klarer Octobermorgen — goldig und purpurn im Schein der Sonne glänzen die Thürme und Dächer der Reſidenzſtadt des Herzogs von Sachſen-Altenburg — lautes Treiben und kräftiges Leben iſt erwacht auf den reinlichen Straßen, auf den ſchmucken Plätzen.

Ueberall ſieht man die leichten Wägelein, in denen der altenburgiſche Bauer zum Markt kommt in die Stadt, überall begegnet das Auge den ſtattlichen Geſtalten der Söhne Belbog's und Czernobog's — denn rein, wie nirgendwo ſonſt, hat ſich die wendiſche Bevölkerung im Fürſtenthume Altenburg erhalten, die von den Urvätern ererbte Sitte

und Tracht nicht laſſend um nichtigen, modernen Tand.

Stolzer als je ſchreiten ſie heute dahin die Männer in ernſten, dunkeln Farben, in der kurzen Jacke, dem weiten, faltenreichen Beinkleid und den charakteriſtiſchen, kleinen Filz keck in die Stirn gedrückt. Hellere Stoffe kleiden die Weiber, die mit dem alterthümlichen Kopfputz, mit gepanzerter Bruſt und kurzem Röckchen umfangreiche Blumenſträuße in den Händen, ſtattlicher beinahe noch als die Männer anzuſehen, aufmarſchiren.

Kein Markt lockt heute die ſelbſtbewußte, wohlhabende Bauernſchaft zur Stadt; ſie kommt ein Feſt zu feiern, ſie kommt hohen, fremden Gäſten auf dem Fürſtenſchloß ſich zu zeigen in alterthümlicher Pracht.

Als vor ſiebzehn Jahren dem Landesherrn auf dem hohen Felſenſchloſſe droben die jüngſte Tochter geboren wurde, da verſah die altenburgiſche Landſchaft durch ſtattliche Vertreter Pathenſtelle bei dem neugeborenen Prinzeßlein und heute erſcheint die Bauernſchaft in der Reſidenz, um Abſchied zu nehmen von der Pathin, nunmehr einer holden, bräutlichen Fürſtenjungfrau, die morgen ſchon ſoll ſcheiden vom lieben Vaterlande und dem Verlobten folgen in das ferne Reich des großen Kaiſers in Oſten.

Die erſten Stunden des Vormittags ſind vergangen; immer dichter drängt ſich eine ſchauluſtige Menge auf den Plätzen und in den Straßen, denn im feierlichen Zuge wird ſich die Bauernſchaft auf's Schloß begeben, der hohen Braut ein Andenken an die Heimath zu verehren zum Abſchied.

Die Tiſche in der hochgewölbten Schenkſtube der Rathswaage ſind dicht beſetzt, denn an der Waage vorüber die Sporengaſſe hinauf geht der Feſtzug der Landleute. Dicht an einem der tief eingelaſſenen Fenſter ſteht ein kleiner Tiſch, drei Perſonen ſitzen daran, goldenblank glänzt edler Rüdesheimer in ihren Gläſern, ſie trinken die Geſundheit der hohen Braut. Einer von ihnen, ein kleiner beweglicher Mann mit ſchwarzem Bärtlein frägt ſchier ängſtlich: „wir werden den Zug doch nicht verſäumen, er kommt doch gewiß durch dieſe Gaſſe?“

„Durch dieſe Sporengaſſe muß er kommen, es führt kein andrer Weg nach Küßnacht!“ parodirt der Andere, ſeinen ſtattlichen blonden Schnurrbart ſtreichend und ſein leeres Glas auf's Neue füllend.

In dieſem Augenblick klang Trompetengeſchmetter vernehmlich vom Markt herauf, die Drei traten an das Fenſter und vorüber wogte in dichter Maſſe eine laut jubelnde Schaar der altenbur-

gischen, hoffnungsvollen Schuljugend, die auch heute, wie immer bei solcher Gelegenheit, den Vortrab bildete. Dann erschien, hoch zu Roß, mit wallendem Busch auf dem Helm, die wohlbekannte Gestalt des Ordonnanzgensdarmen; die Leute traten zur Seite, der große Augenblick war gekommen, der Zug erschien. Ihn eröffneten auf stattlich mit Bändern und Blumen geschmückten Schimmeln zehn Trompeter in langen, weißen Staatsröcken, ein munteres Stücklein blasend; dann folgte in großer Uniform der Kreishauptmann der altenburgischen Bauernschaft und nun hinter ihm paarweise eine Kavallerie, wie sie außer dem Herzoge von Sachsen-Altenburg kein anderer Souverain hat auf der weiten Erde. Tüchtige Männer in langen, schwarzen Röcken mit kleinen Hütchen und schmalen, weißen Klappkragen saßen da auf mächtigen Rossen, die stolz auf ihren reichen Blumen- und Bänderschmuck sich bäumten unter dem Schenkeldruck ihrer gewichtigen Reiter, die der langen Peitschen nicht bedurften, um das Feuer der wohlgenährten Rosse zu entflammen.

So zogen sie hinauf, paarweise, in langer Reihe, zweihundert wohlberittene Gesellen; und als die Reiter vorüber waren, da rollten die reich geschirrten und geschmückten Karossen nach; in der ersten der Deputirte, mit dem von ihm selbst ver-

faßten Festgedicht, Einer der Landstände; in der zweiten der andere Deputirte mit einem großen Gemälde, eine Scene aus dem Leben der altenburgischen Bauern darstellend; das war das sinnvolle Angedenken, was sie der scheidenden Fürstin mitgeben wollten in die ferne, neue Heimath. In den andern Karossen aber saßen die Hormtjungfern in ihrem fast wunderlich anzusehenden Hauptschmuck und Kleidern. — Der Festzug war vorüber, die Roßschweife der zugschließenden Gensdarmen verschwanden, die Drei in der Rathswaage wendeten sich vom Fenster und setzten sich wieder zu dem Tisch.

Der freundliche Wirth, der diese seine Gäste, wenigstens zwei von ihnen, schon kannte, brachte eine neue Flasche; der edle Wein blinkte in den Gläsern, sie stießen an und sprachen von dem Festzug; doch der mit dem blonden Schnurrbart redete nicht mit, sondern verfolgte mit den Augen einen jungen, stattlichen Bauer, der mit trübem Angesicht durch das hohe Gemach schritt und alle Einladungen, die ihm hier und dort zu Theil wurden, fast mürrisch abwies. Endlich näherte er sich auch dem Fenster.

„Hierher," rief der mit dem blonden Schnurrbart den jungen Bauer an; der schaute auf, trat näher, schüttelte die Hand des Blonden und setzte

ſich endlich nach einigem Sträuben mit zum Tiſche. Er nippte nur von dem Weine — und es war doch Eilfer, Kometenwein, wie der Waagenwirth behauptete — unwillig ſah das der mit dem blonden Bart und ſprach halblaut: „na, ſagt mir, Hoppen-Herrmann, ſagt mir mal, was das heißen ſoll heute mit euch? Vorgeſtern ſagt ihr mir, ihr hättet auch geſchrieben und wäret mit im erſten Reiten und heute lauft ihr hier herum, reitet nicht mit, trinkt hier Rheinwein und ſchneidet Geſichter dazu, als hättet ihr den Wein in Verdacht einer Vetterſchaft im Lande Meißen oder Naumburg, he! laßt hören, damit ich nicht gezwungen bin, eine höchſt ungünſtige Meinung von euch zu hegen!“

„Mein Bruder iſt für mich geritten!“ meinte Hoppen-Herrmann halb mürriſch, halb verlegen.

„Das hab' ich geſehen, Mann, aber warum? frage ich, warum ſeid ihr nicht geritten? die blanke Sophie war doch mit?“

Ein helles Roth überzog das Antlitz des Bauern, er rückte verlegen den kleinen Hut und antwortete nicht.

„Na, trinkt erſt ein Mal!“ meinte der Blonde mitleidig und füllte das Glas.

Hoppen-Herrmann ſtürzte es in einem Zuge hinunter.

„Na, noch iſt Hoffnung," lachte der Andere wieder einſchenkend, „aber nehmt die edle Gottesgabe mit Verſtand zu euch, man trinkt ſolchen Wein nicht alle Tage."

Der Bauer trank und der edle Wein verleugnete ſeine tröſtende Kraft auch bei ihm nicht; das finſtere Geſicht des jungen Mannes klärte ſich etwas auf, ſein Blick wurde feſter und weniger mürriſch ſagte er: „ich will's ihnen ſagen, ich habe geſtern einen Verdruß mit der Söphe gehabt!"

„Und deßhalb" meinte der Blonde," deshalb ſeid ihr nicht mitgeritten? deshalb lauft ihr hier herum, wie ein Toller? deshalb brummt ihr beim Weine? Hört einmal Herrmann, ich habe euch für einen verſtändigen und geſcheuten Kerl gehalten bis jetzt, nun aber ſehe ich, daß ihr auch nicht mehr aufzuwenden habt wie die Andern; Verdruß gehabt, dummes Zeug! gezankt mit der Liebſten, was iſt das weiter? ihr verſöhnt euch morgen doch wieder!"

„Da ſoll mich doch gleich der — na, ich will nicht fluchen," zürnte der junge Mann, „aber ich will in meinem Leben kein Glas Wein wieder trinken, wenn ich mit der Söphe jemals wieder ein Wort ſpreche!"

„Na, da trinkt ſchnell noch ein Glas, Herrmann, es könnte das Letzte ſein!"

„Sie können sich darauf verlassen, ich spreche kein Wort mehr mit ihr, ich sehe sie nicht mehr an!“ —

Der im blonden Bart lachte, der Bauer aber stand ärgerlich auf und ging seiner Wege.

„Was hatten Sie mit dem Bauer?“ fragten die beiden Andern am Tisch.

„Oh nichts, er ist ein reicher, junger Bauer, Hoppen-Herrmann mit Namen, ein netter, tüchtiger Mensch, ich bin schon seit drei Jahren mit ihm bekannt und habe eine absonderliche Vorliebe für ihn!“

Das Gespräch wurde wieder allgemeiner und drehte sich natürlich um das große Ereigniß des Tages; ein Bauer brachte ein Exemplar des Gedichtes, was die Deputation der Prinzessin überreicht hatte, es wurde vorgelesen und fand vielen Beifall.

„Ich habe da,“ nahm jetzt der Aelteste der drei Herren am Tisch im Fenster das Wort, „die Abschrift eines Gedichtes, welches ebenfalls an die scheidende Prinzessin gerichtet ist, ihr aber vielleicht nie zu Gesichte kommen wird; soll ich's hier vorlesen?“

„Lesen Sie, lesen Sie!“ tönte es von allen Seiten.

Der also Aufgeforderte zog aus der Brust-

taſche ſeines ſommerlichen, blauen Rockes ein Blatt und las mit außerordentlich lebhafter Geſticulation und lauter Stimme die folgenden Verſe:

Bald zieht des Herzogs Tochter hinaus in fernes Land,
Sie läßt die Burg der Väter, da ihre Wiege ſtand,
Wohl grünt die Myrthe bräutlich im dunkeln Lockenhaar,
Doch blinken oft auch Thränen im Auge licht und klar.

Zieh' hin, du hohe Fürſtin, zieh' ſonder Furcht und Quaal
Für Vater und für Mutter du findeſt den Gemahl;
Was du verlierſt, du findeſt's gewiß an Seiner Hand
Und Gottes Huld behütet dich auch am Newaſtrand.

Beweine nicht die Trennung, ſie iſt für dich nicht da,
Denn Herzen, die ſich lieben, die ſind ſich ewig nah,
Die hohen Aeltern Beide, die holden Schweſtern dein,
Sie werden täglich, ſtündlich im Geiſt dir nahe ſein.

Drum ſcheide Fürſtenjungfrau mit freudehellem Blick
Und denk' im Kaiſerſchloſſe auch an dein Volk zurück,
Ja, an dein Volk, das treue, dem Gott dich zugezählt,
Das treu ſeit alten Zeiten zu deinen Vätern hält.

Du wirſt nicht zürnen, Hoheit, ob dieſem ſchlichten Lied—
Des Fürſten Luſt und Schmerzen, ſie fühlt Jedweder mit,
Dem nicht der Schwur der Treue ſchon ward zum leeren Schall —
Lebwohl, du hohe Jungfrau, geſegnet tauſend Mal!

Obwohl dieſes Lied nicht den Anklang fand, wie das vorher vorgeleſene des Landſtandes, ſo wurde es doch auch nicht entſchieden gemißbilligt und nur der im blonden Bart hatte mancherlei

daran auszuſetzen. Doch das war man ſchon gewohnt von ihm.

Die Geſellſchaft trennte ſich mit dem Verſprechen, ſich Abends auf dem Bauernball im Pfluge wieder zu finden.

2.

Der weite Saal im güldenen Pflug war gedrückt voll, die rauſchende Muſik ſelbſt verſchwand zuweilen unter dem lauten Stimmengewirr der Tänzer und Tänzerinnen und alle Zimmer rings um den Saal waren beſetzt von Bauern, die ſichs wohl ſein ließen bei einer Flaſche Wein, oder einem Glaſe Rumpunſche.

Sobald ein Tanz beendet war und eine kleine Pauſe eintrat, ſetzten ſich die jungen Männer vertraulich zu bekannten Dirnen in bloßen Armen und in weißen Strümpfen und ſchwatzten und ſpielten die Angenehmen ſo natürlich-höflich und ſo derb-gemüthlich dabei, daß die naive Koketterie der friſchen Schönheiten oft arg in's Gedränge gerieth und die wenigen Männer, die in ſtädtiſcher Tracht im Saale waren, arg Luſt bekamen, eben auch etwas zu ſchäkern mit den hübſchen Even, Guſten und Söphen, wenn's nicht grauſam gefährlich wäre einem altenburgiſchen Bauer in's

Gehäge zu gehen bei ſeiner Schönen, ſeinem Schatze. Diejenigen Mädchen aber, die noch keinen Schatz hatten und die, deren Verhältniß noch in ein ſüßes Geheimniß gehüllt, die zogen Hand in Hand, lange Ketten bildend, durch den Saal, während die Burſchen, die noch nichts liebes hatten, oder in halbwüchſiger Blödigkeit nicht wagten ſich dem Gegenſtand ihrer geheimen Wünſche zu nähern, nach dem Büvet ſtrömten, ſich Muth zu trinken in Wein und Punſch.

Ueberall ſah man heitere Geſichter, nur ſelten kam's, das ein ſtraffer Burſch ein grimmig Geſicht ſchnitt, wenn er etwa ſah, daß der Gegenſtand ſeiner Liebe aus dem Glaſe ſeines gefürchteten Nebenbuhlers trank, aus dem der dem Mädchen zuvor zugetrunken in heiterſter Laune.

Nun beginnt die Muſik von Neuem, ein munterer Walzer rauſcht vom Orcheſter nieder, die flinken Burſche ſpringen zu ihren Dirnen, da werden keine Complimente gedrechſelt erſt und gewechſelt, der Burſch ergreift der Dirne derben Arm und hinein in den Tanz geht's mit ſtraffem Tritt, daß der Fußboden bebt.

Da ſitzt noch eine ſchmucke Dirne, die hübſcheſte beinahe im ganzen Saal und ſie tanzt nicht, ſie lacht nicht, ſie ſchaut verdrießlich halb und halb ängſtlich hinein in das wogende Treiben des Bal-

les vor ihr und ärgerliche Blicke wirft sie nach der Thür des Saales. Das chiffonirte Gesichtchen mit den hellen nußbraunen Augen und dem allerliebsten Stümpfnäschen muß köstlich sein, wenn's ein Lächeln der Freude verklärt; s'ist eine feine Dirne, zart weiß und roth ist ihre Haut und der enge Oberärmel schneidet tief ein in die elastische Fülle des rundlichen Armes — ha jetzt belebt sich das Antlitz, ein heller Freudenschimmer fliegt über das niedliche Gesichtchen, da kommt ja der Ersehnte. Hoppen-Herrmann schreitet straff durch den Saal.

Wir wissen jetzt, wer der schmucke Backfisch, denn die Dirne ist kaum sechszehn Jahr, — es ist die blanke Sophie, Hoppen-Herrmanns Schatz.

Als der junge Bauer, den wir am Morgen in so trauriger Stimmung die gastliche Rathswaage verlassen sahen, mehr in die Nähe der Dirne kam, machte Sophie ein allerliebst schmollendes Gesicht; denn Strafe muß sein, warum kam der Herrmann auch nicht eher? warum hatte er sich den ganzen Tag nicht um sie bekümmert?

Der trotzige Hoppen-Herrmann sah seine Sophe wohl, aber er blickte geflissentlich nach einer andern Seite und schritt vorüber; da verwandelte sich das schmollende Antlitz der Dirne in ein sehr ängstliches und halb laut rief sie mit weinerlicher

Stimme: Herrmann! Herrmann aber, obwohl ihm das Herz klopfte bei dieſem Ruf, Herrrmann hörte nicht, ſondern ſchritt haſtig weiter. Jetzt trat eine helle Thräne in das Auge des gekränkten Mädchens, aber nur Eine; haſtig wurde ſie abgewiſcht und mit trotziger Miene reichte Söphe ihre Hand einem andern Burſchen, der eben daher kam. Sie tanzte und ſah ſich um, ob's Hoppen-Herrmann auch wohl ſähe, daß ſie tanze, daß ſie auch Tänzer finde außer ihm, daß ſie luſtig ſei, ſehr luſtig und daß ſie ſich aus ihm gar nichts mache.

Oje, die blanke Sophie war luſtig, aber ſie hätte ſich lieber in eine Ecke geſetzt und hätte geweint, das wäre ihr lieber geweſen; denn das Herz hätte ihr zerſpringen mögen bei dieſem Tanzen und Luſtigſein. Hoppen-Herrmann, der ihr vorgeſtern noch ſo gut war, der beſte Menſch im ganzen Dorf, hatte ſich zwei Tage nicht um ſie gekümmert und heute tanzte er nicht mit ihr und that, als ob er ſie nicht höre, als ſie ihn rief — und ſie hatte ihm doch nichts gethan, gar nichts, das wußte ſie beſtimmt. Halt! ſie beſann ſich, vorgeſtern hatte ſie ſich auf den Schooß des Vetters aus der Langenlaube geſetzt, ſie hatte Hoppen-Herrmann nur necken wollen — ach je! und als ſie am Abend den Vetter begleitete und an der Scheune noch ein Weil'chen mit ihm ſchwatzte, da war einer

vorbeigegangen, das war gewiß Hoppen-Herrmann geweſen, der hatte ſie mit dem Vetter geſehen und nun dachte er gleich übel von ihr; denn das wußte ſie, der Hoppen-Herrmann war eiferſüchtig wie die Stadtleute.

Sophie wurde immer ängſtlicher und es wollte mit der Luſtigkeit gar nicht mehr gehen.

Hoppen-Herrmann hatte ſie wohl tanzen ſehen und der arme Burſch war hinausgeſtürzt und jetzt ſaß er da im Buvet und ſuchte ſeinen Gram zu vertrinken.

„Nun, was iſt denn das Söphe?“ wurde das arme Mädchen drinnen gefragt „du ſitzeſt hier und fütterſt das Böckchen und draußen ſitzt der Hoppen-Herrmann und trinkt Punſch, als wolle er den Rum vertheuern? Seid ihr nicht einig miteinander?

„Was geht mich Hoppen-Herrmann an?“ fragte Sophie ſpitzig dagegen, aber die Thränen traten ihr dabei in die Augen.

Draußen aber dem Hoppen-Herrmann ging's nicht beſſer, den quälten ſeine Kameraden mit zudringlicher Gutmüthigkeit, er ſollte ihnen ſagen, warum er nicht mehr einig ſei mit ſeinem Schatz; ſie quälten ihn ſo ſehr, das er faſt wild geworden wäre.

Das hörte ein alter Bauer ruhig mit an, ein

alter Geſell mit einem klugen, pfiffigen Geſicht, der ſagte gar nichts, ſondern trank ſein Glas ruhig aus und ging in den Saal.

Der alte Bauer aber war eben ein Verwandter der Söphe und juſt der Vater von dem Vetter, auf den der Hoppen-Herrmann ſo fuchswild war.

Der alte pfiffige Geſell hatte eben noch nicht ſehr lange bei der ſchmucken Verwandtin geſeſſen, als er auch ſchon die ganze Leidensgeſchichte wußte und nun dem Mädchen freundlich tröſtend ſagte: „Sei ruhig, meine Söphe, ſei ruhig, das wird ſich ſchon machen!“ und damit ging der Alte.

Wirklich wurde die Dirne jetzt ruhiger, denn ihrer Mutter Bruder, der galt bei der ganzen „Freundſchaft“ für Einen, der mehr könne als Brod eſſen.

Der alte Bauer ſaß bald wieder an einem Tiſch mit dem Hoppen-Herrmann und begann zu erzählen, daß er nächſte Woche ſeinem Sohne das Gut übergeben wolle.

„Da heirathet der Melcher wohl bald?“ wurde gefragt.

„Ja, das wird wohl ſo kommen,“ entgegnete der Alte „geſtern iſt die Sache richtig geworden!“

Hoppen-Herrmann horchte hoch auf.

„Was kriegt er denn für Eine?"

„Eine aus der „Freundschaft."

Hoppen-Herrmann wurde todesblaß und stürzte ein Glas Punsch auf einem Zug hinunter.

„Meines Vetters Tochter, die Eve von Saare!"

Mit einem seltsamen Gesicht schaute Hoppen-Herrmann auf, er traute seinen Ohren nicht recht.

„Die reiche Eva?" riefen die Bauern „je, ich dachte, der wäre ein Graf noch zu schlecht? und euern Melcher konnte sie nicht leiden sonst?"

„Na, sie hat sich zureden lassen" fuhr der Alte fort „mein Melcher ging zu der Söphe, sie ist Geschwister Kind mit ihm und Eve ihre beste Freundin, und da ist die Sache richtig geworden!"

Jetzt kam ein ungeheurer Jubel, zugleich aber auch ein namenloser Jammer über den guten Herrmann. Er sprang auf und lief die Treppe hinunter in den Hof, dort stellte er sich in eine dunkle Ecke und weinte bitterlich und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er sich wieder fassen konnte. Er hatte seinem Schatz Unrecht gethan, er hatte das gute Mädchen gekränkt, das fühlte er tief; aber nun wußte er nicht recht, wie er wieder gut machen sollte, was er verdorben, denn sein Unrecht gerade zu gestehen, das konnte er nicht, er meinte sich dadurch zu viel zu vergeben.

Indeß kam er wieder hinauf und der Erste, der ihm entgegentrat, das war der alte Bauer; der streckte ihm die Hand hin und meinte: sie wollten eins trinken zusammen, es wäre doch wohl so gut schon, als wäre er Einer von der Freundschaft. Und nun tranken sie; der Hoppen-Herrmann aber war außerordentlich kleinlaut, bis der pfiffige, alte Mensch auch ihm ein Bekenntniß seines Kummers abgelockt und ihm versprochen hatte, daß er sogleich mit der Söphe reden und daß die Sache ganz gut werden sollte.

Der Alte ging, nach einer Weile aber winkte er dem Hoppen-Herrmann; der eilte nun mit starken Schritten durch den Saal, ohne ein Wort zu reden ergriff er den runden Arm seiner Söphe, zog sie auf vom Stuhl und sprang mit ihr mitten hinein in den Tanz nnd sie walzten und sahen sich dabei in die Augen und sie verstanden sich und drückten sich und als der Tanz aus war, da war's auch aus mit allem Kummer und allem Schmerz.

Die Söphe aber war freundlich und der Hoppen-Herrmann, der war lustig, oh! so lustig hatten sie den etwas ernsthaften, jungen Mann noch nicht gesehen. Jetzt sagte er der Söphe etwas, dann sprang er auf und schwatzte mit seinen Be-

kannten und Freunden; das war ein Leben! eine Freude!

Plötzlich ging das Gerede im Saal, es solle ein „Polnischer" getanzt werden und Hoppen-Herrmann tanze den Vorreihen.

Da wurde die Söphe blutroth vor lauter Freude, als sie das hörte und die Dirnen rings um sagten: „die Söphe kann sich nur freuen, der Hoppen-Herrmann, das ist doch noch Einer — nicht als ob's ein Anderer nicht auch könnte, aber sie thun's nicht!"

Das war aber so: der sogenannte „Polnische" ist ein den altenburgischen Bauern eigenthümlicher Tanz, der sich schwer beschreiben läßt, aber sehr selten getanzt wird, weil der Bursche, der die Ehre des Vorreihens, des Vortanzes hat, der ganzen Gesellschaft ein anständiges Quantum von Flüssigkeiten zum Besten geben muß. Das ist nun etwas kostspielig und es gehört viel Liebe dazu, wenn ein junger Bauer seinem Schatz zu Ehren einen „Polnischen" verlangt.

Jetzt holte Hoppen-Herrmann sein freudestrahlendes Mädchen: „einen Polnischen," rief er mit jubelnder Stimme hinauf zum Orchester und selten gewiß hat ein glücklicheres Paar den Vorreihen getanzt. Während sich nun die Paare auf dem Platze drehten, ohne ihn zu verlassen und

krauſe Figuren darſtellten, erſchienen die mächtigen Punſchbowlen, die Hoppen-Herrmann zum Beſten gab, und hatten vorher die Mädchen den Hoppen-Herrmann geprieſen, ſo prieſen ihn jetzt die jungen Burſchen, denn der Punſch war wirklich ausgezeichnet.

Eben wollte Hoppen-Herrmann im Vollgefühl ſeines Glücks das Glas leeren, aus welchem die blanke Söphe ohne Zieren einen tüchtigen Zug gethan, als ſich eine Hand auf ſeinen Arm legte und eine rauhe Stimme ſagte: „ihr dürft nicht trinken, Herrmann, ihr habt's verſchworen!“

Der glückliche Bauer wendete ſich, der mit dem blonden Schnurrbart aus der Waage ſtand vor ihm. „Juchhu!“ antwortete Herrmann, „es iſt kein Wein, 's iſt Punſch!“ und ſtürzte das Glas aus.

„Juchhu! juchhu!“ riefen die Bauern ringsum, tranken ihre Gläſer aus und ſtampften mit den Füßen dazu.

Der mit dem blonden Bart lachte und ſchüttelte die Hand des jungen Bauers; da nahete ſich ihm, auf einen Wink Herrmanns, die hübſche Söphe, ein volles Glas in der Hand und trank's ihm zu mit dem eigenthümlichen Toaſt: „ihre Schönheit!“ Der im blonden Bart verzog ſein breites Bullenbeißergeſicht und lachte gewaltig über ſeine

Schönheit, die ihn glücklicher Weiſe nicht hinderte das Glas bis auf den Grund zu leeren.

„Deine Schönheit! deine Schönheit!“ tranken die wackern Dirnen den Burſchen zu: „deine! deine! Juchhu!“ antworteten dieſe; die Dielen knackten, die Wände dröhnten bei dem unendlichen Jubel.

Wohin ſich der im blonden Bart auch wenden mochte, überall ſtreckten ſich ihm Hände mit Punſchgläſern entgegen und überall ſah er lächelnde Menſchen, die ihm zutranken.

In der That eine beneidenswerthe Stellung für Jemanden, der ſo gern Punſch trank wie der im blonden Bart.

Der Jubel wurde nun immer lauter und ganz allgemein, jedoch ohne in ein wildes Toben oder eigentlich rohes Gelärme auszuarten; es waren ſo manche behäbige Bauern und Anſpänner dabei, die mit ihren gewichtigen Ehehälften ein Tänzchen machten und ſchmunzelnd darein ſahen, wenn die biederben Burſche ihre Dirnen mit beiden Händen unter die Arme faßten und ſie jauchzend in die Höhe hoben, ſo hoch ſie's vermochten. Hin und wieder war denn da auch wohl ein ſtraffes Kernmädchen, das ſeine Kraft auf dieſe Weiſe an ſeinem Galan zeigte.

Das ländliche Feſt wurde auch nicht geſtört, als mehrere Perſonen von dem Hofſtaat Ihrer

Kaiſerlichen Hoheit der Frau Großfürſtin Marie von Rußland, Gemahlin des Großfürſten Thronfolgers, in den Saal traten, um die berühmten altenburgiſchen Bauern am Abend beim Tanz zu ſehen, wie am Morgen zu Pferd.

Unbeirrt durch die Gegenwart der ruſſiſchen Gäſte wurde der Tanz fortgeſetzt, nur daß die ältern Leute allgemach den Jüngern den Platz ganz überließen und ſich zurückzogen hinter die Scattiſche, die in den untern Räumen des güldenen Pfluges aufgeſtellt waren.

Auch der im blonden Bart hatte ſich zurückgezogen, er ſaß mit einigen Freunden noch feſt hinter der Flaſche, als Hoppen-Herrmann ſein Mädel an der Hand nach Hauſe ging. Als der junge Bauer an ſeinem Freunde aus der Stadt vorüberging, rief er: „Sie kommen doch, Donnerſtag über acht Tage halte ich Hochzeit!“

Der aber antwortete treu ſeiner böſen Angewohnheit, arme Dichter zu parodiren, mit Shakespeare's Worten: „In Frankreich hat er nichts, bis er ſein Weib hat!“ Dann wendete er ſich zu ſeinen Zechgenoſſen und ſprach, das Glas leerend: „Dieſer Vers, ihr meine Braven, war vom alten Shakespear und zwar aus dem Schauſpiel: Ende gut, Alles gut!“

Damit verließ er den güldenen Pflug.

3.

Der Donnerstag über acht Tage, den Hoppen-Herrmann seinem Freunde bezeichnet, war gekommen, auch war Hoppen-Herrmann selbst noch einige Male in der Stadt gewesen und hatte seine Einladung wiederholt und so machte sich denn der im blonden Bart heute auf nach dem nahe an der Stadt liegenden Dorfe Herrmanns.

Er kam bei ziemlicher Weile in Hoppen-Herrmanns stattlichem Anspanngute an und fand allda bereits eine Gesellschaft von etwa sechszig Personen, Männern und Weibern in vollem Staate versammelt.

Der Hochzeitbitter mit seinen Kränzen von Silberlahn am Hut hinten, seinen Bändern und seinem riesigen Strauß, ein gewürfelter Bursche, dessen Vater und Großvater und so weiter hinauf schon Hochzeitbitter gewesen waren seit undenklichen Zeiten, bediente die Gäste mit Kuchen und Liqueur und wußte sie durch althergebrachte Späße und Redensarten nach Landessitte in die nöthige Hochzeitslaune zu versetzen. Dann erschien die Musik und unter ihrem Vortritt begab sich der Zug der Hochzeitgäste paarweise nach dem Gute des Brautvaters.

Dort wurden sie freundlich empfangen und abermals zu einem kleinen Imbiß genöthigt, zu welchem der sehr wohlhabende Vater der blanken Sophie einen Wein präsentiren ließ, von welchem der im blonden Bart als Kenner behauptete, er sei von Stephan in Altenburg. Dann lud der Hochzeitbitter die „werthgeschätzten Hochzeitsgäste und Freunde" ein, sich zur Brautmesse in die Kirche zu begeben, was denn auch sofort in folgender Ordnung geschah: zuerst nach der auch hier voranschreitenden Musik der Brautführer, ein stattlicher Sechziger, ein Verwandter der Braut, dann die schmucke Sophie selbst im Hormt, trotz des doch eigentlich geschmacklosen Kopfputzes allerliebst in ihrer bräutlichen Freude. Ihr zur Seite ging der Herr Pfarrer, ein alter ehrwürdiger Priester, ein kleines, schwarzes Käpplein auf dem silberhaarigen Scheitel und einen Rosmarienstengel, so wie ein besonders zu diesem Gange ihm von der Braut verehrtes Tüchlein in der Hand. Dann kam die sogenannte Brautmutter, d. h. die Frau, die bei der Brautmesse die Stelle der Mutter vertritt, denn weder Vater noch Mutter der Braut gehen mit zur Kirche. Ihr folgten die Hormtjungfern, Brautjungfern, Gespielen oder sonst Befreundete der Braut im vollsten Putz, doch ohne Mäntel; dann beschlossen paarweise die übrigen,

weiblichen Hochzeitgäſte dieſe erſte Abtheilung des Brautaufzuges. Der zweiten Abtheilung trat wieder ein Muſikchor voran, dann kam der Bräutigam mit dem Brautdiener und ſeinem Beiſtande, dann die übrigen männlichen Hochzeitgäſte paarweiſe; der Letzte war der mit dem blonden Bart, er ging mit dem alten, pfiffigen Burſchen, dem Oheim der ſchönen Sophie.

Als der Brautzug das Gut verließ, wurde mit der großen Glocke geläutet, dann ertönten die Blas- und Streichinſtrumente bis zur Kirchenthür, an welcher hehrer Orgelſchall die Eintretenden empfing. Jetzt führte der Brautführer die Braut und die Stellvertreterin ihrer Mutter bis zu ihrem Kirchſtuhl; ſobald ſie darin Platz genommen, verfügte er ſich wieder zu den übrigen Mannsperſonen.

Unter Orgelbegleitung wurde nun ein Choral geſungen, nach deſſen Beendigung Hoppen-Herrmann ſtraff und keck an den Altar trat; hier ſtand er allein, bis ihm der Brautführer ſeine Braut aus dem Stuhle zuführte und nun ſtellte er ſich ſo dicht als möglich an ſie, damit nicht, dem alten Aberglauben zu Folge, ein böſer Geiſt der Zwietracht ſich zwiſchen ſie dränge. Der würdige Geiſtliche ſegnete das ſchmucke Paar ein und nun wechſelten ſie, nicht Ringe, ſondern nach ur-

alter Väter Sitte einen Mahlschatz von mehreren alten Henkelthalern, die an ein grünes Band gereiht waren.

Darnach schritt das nunmehr vermählte Paar um den Altar herum und der Brautführer führte die junge Frau nach dem Stuhl zurück; allda hielt die Brautmutter streng darauf, daß die Vermählte das Brautlied nicht mit singe, es auch nicht nachlese, sondern sich auf das Gesicht niederlege, als ob sie schlummern wolle.

Eine fast wunderliche Sitte.

Als das letzte Lied gesungen, ging der Zug in derselben Reihe, in welcher er gekommen, wieder nach dem Gut von Sophieens Aeltern zurück, wo indeß der Hochzeitbitter schon das Festmahl arrangirt hatte.

Der mit dem blonden Bart hatte große Freude darüber, daß man sich sofort zu Tische setzte und befand sich recht gemüthlich neben einer allerliebsten Hormtjungfer, deren Bekanntschaft er schon auf dem Bauernball im güldnen Pfluge gemacht.

Nun sprach der Schulmeister, nicht der Pfarrer, der neben dem Brautpaar am Tische saß, das Tischgebet und die Gäste wurden bedient durch die Aeltern der Braut, die Geschwister und den Hochzeitbitter.

Nach Tische wurde getanzt, die älteren Leute

ſpielten einen Scat und ſo wurde der Tag bis ſpät in harmloſer Freude hingebracht. Als ſich das junge Ehepaar gegen Mitternacht entfernt hatte, brachte der Hochzeitbitter den mit dem blonden Bart in das für ihn beſtimmte Nachtquartier; von dort aus wurde er auch am nächſten Morgen abgeholt, um bei dem feierlichen Einzuge der jungen Frau in das Gut ihres Gemahls (ſie nennen's die Heemfuhre) zugegen zu ſein.

Da wurden die unter vielen Ceremonieen überreichten Hochzeitgeſchenke und die Ausſteuer auf einem ſogenannten Kammerwagen voran gefahren, dann wurde das alte, tüchtige Lied:

„Unſern Ausgang ſegne Gott ꝛc.“

unter Muſikbegleitung geſungen und Sophie nahm mit Thränen Abſchied von ihren Aeltern und ließ ſich von dem braven Hoppen-Herrmann nach der neuen Heimath führen. Der Hochzeitbitter aber entließ die Hochzeitgäſte mit wohlgeſetzten Worten des Dankes.

Der im blonden Bart aber murmelte, als er ſeines Weges fürbaß ſchritt nach der Stadt:

„Traun! nun wird ſich Wincheſter nimmer beugen,
Nicht nachſtehn ſelbſt dem Stolzeſten der Pairs!“

Gedichte.

I.

Eine Indianerſage.

Donnernd ſtürzt der Miſſiſſippi
Seine dunkelgrüne Welle
Ueber Sanct Antony's Fälle
Nieder von der Felſenwand,
Grollend rollt die Woge weiter
Durch das jungfräuliche Land
Immer mächt'ger, ſtiller, breiter
Bis zum fernen Meeresſtrand.

Auf den dunkelgrünen Waſſern
Tanzt ein Rindencanoe,
Wampum ziert die niedern Borde
Und ein Kranz von Aloe;
In dem Kahne ernſt und ſchweigend
Kniet ein Indianerweib —
Federn ſchmücken bunt die Locken
Farb'ge Matten ihren Leib.
Und das Kind — in ihren Armen

Wiegt ſie's ſanft in ſüße Ruh,
Lauter brauſ't der Miſſiſſippi
Und ſie ſingt ein Lied dazu:

„Armer Knabe, armer Knabe
Sterben mußt Du, eine Blume,
Die am Morgen erſt erblüht —
Wirſt das Muſethier nicht jagen,
Nicht die Friedenspfeife rauchen,
Schwingen nie den Tomahawk —
Ach ein Häuptling iſt dein Vater,
Hundert Scalpe trägt er ſtolz,
Ach, er hat mich nun verlaſſen,
Mich, die ihm ſo theuer war!
Eine Andre nennt er Blume,
Einer Andern bringt er Schmuck,
Du und ich, wir ſind vergeſſen
Armer Knabe, du und ich."

Und mit Windeseile jaget
Auf den Wogen hin der Kahn,
Immer lauter brauſ't der Donner
Von Sanct Antonsfall heran,
Doch das Weib ſingt immer lauter
Von verlor'nem Liebesglück,
Und auf ihres Knaben Antlitz
Ruht der Augen Jammerblick:

„Großer Geiſt, du hörſt mein Flehen,
Nimm zu dir mich und mein Kind,
Weil wir Beide hier auf Erden
Einſam und verlaſſen ſind!“

Und der Woge wildes Toſen
Uebertönt der Stimme Laut,
Aus den Wolken trübe lächelnd
Nur der Mond herniederſchaut. —

Auf der letzten Woge Rücken
Tanzt das ſchwache Rindenboot,
Jäh hinunter in die Tiefe
Fliegt es, in den naſſen Tod.

Brauſend bäumen ſich die Wellen
Auf aus jäher Tiefe wieder,
Doch die Mutter mit dem Kinde
Des Häuptlings bringen ſie nicht wieder.

Und allnächtlich, wenn die Wellen
Silberhell im Mondlicht flimmern,
Hört man's tief im Grunde wimmern
Bei den Sanct Antonyfällen,
Leiſe klagt des Weibes Stimme:

„Armes Kind, wir ſind vergeſſen
Armer Knabe, du und ich!“

II.

Im Bagno.

Schon leuchtet in röthlicher Gluth der Fanal,
Horch! sieben Schüsse! das Abendsignal —
Die Sclaven entschlummern bei Kettenklang,
Die Luft, sie athmet so ängstlich und bang. —

Der Brittenmatrose in zorniger Hast
Im Traume nach seiner Kette faßt,
Der Schweiß ihm von der Stirne träuft,
Quer über das Antlitz die Narbe läuft.

Der Seeman träumt von der Meeresfluth,
Dem Reich erkämpft durch brittannischen Muth;
Kanonen rufen: „Die Flagge herauf!"
Es stehen die goldenen Sterne*) darauf.

Das Tauwerk knarret, die Woge brüllt;
Ho! Yankeeflagge!" die Pfeife schrillt,
Pistol in der Faust, hinauf auf die Wand!
„Saint George! Saint George! für Altengelland!" —

*) Flagge der nordamerikanischen Freistaaten.

Dicht neben ihm fiebert ein Frankenſoldat
Von ewig grünender Lorbeerſaat,
Von ſeines Jahrhunderts gewaltigem Sohn,
Vom großen Kaiſer Napoleon,

Von drückender Schwüle am Julitag,
Erquickendem Blitzes- und Donnerſchlag,
Und wie auf's zertretene Lilienfeld
Die Tricolore der Freiheit geſtellt. —

Im Winkel dort ſchlummert von Ketten gedrückt
Ein Pole, der jubelnd den Säbel gezückt,
Der fluchend die Ruſſen zuſammenhieb
Und ſie in die Wogen der Weichſel trieb;

Auf flüchtigem Renner vorüber dem See,
Es fliegt um die Schenkel des Roſſes der Schnee,
Wild ſchäumet der Narew, durch's Wogengeziſch
Da fliegen die Lanzen der Freiheit ſo friſch,

Es brechen die Ketten, und Polen wird frei,
Gleichviel ob im Leben, im Tode es ſei! —
Der Pole erwacht, und die Kette ſich regt,
Ein Blitz aus dem flammenden Auge ſchlägt. —

Der kämpfet im Schlafe, der Handſchar hell blitzt,
Die Fuſtanella mit Blut überſpritzt:
„Auf Löwen von Hellas! für's heilige Kreuz!
„Zum Schlachten der Heiden, die Freiheit gebeut's!“

Es knirſcht mit den Zähnen der kühne Suliot:
„Der Paſcha, der Paſcha! ich ſchwor ihm den Tod,
„Er hat mir die blühende Gattin entehrt!“
Ein Blitzſtrahl unter die Türken fährt.

Er ſtürzt in's Gemetzel, die Klinge ihm ſpringt,
Der Paſcha vom blutigen Roſſe ſinkt,
Schon faßt er des ſeidenen Kaftan's Saum,
Da fährt der Sclave empor aus dem Traum. —

Es ſchauert der Morgen, der Urwald ſchweigt,
Dort röthen die Kordilleren ſich leicht,
Der Miſſiſſippi ſich mächtiger ſchwellt,
Die große Pulsader der neuen Welt.

Der Kaiman duckt aus dem Schilfe hervor,
Der Biſon knickt das Savannenrohr —
Aufzucket des freien Kentucky Sohn,
Die klirrenden Ketten, ſie ſprechen ihm Hohn. —

Dort hebet das Haupt der rieſige Mohr,
Grell tritt in dem Auge das Weiße hervor,
Er denket an ſeines Mädchens Qual,
Das ſeiner geharret im Palmenthal.

Der Samum durchglühete gelbe Sand,
Des Nigers ſmaragdgrünes Gürtelband,
Des hungernden Löwen donnernd Gebrüll —
Der Sclave neigt ſich und weinet ſtill. —

Zwei Deutſche ſchlummern da Hand in Hand,
Als lägen daheim ſie am Weſerſtrand;
Der Eine träumt von der blonden Maid,
Das Herz voll ſeliger Traurigkeit.

Der Andre träumt von der großen Welt,
Von fremdem Gepränge, wie's Deutſchen gefällt,
Von Kaiſern, die liegen im gothiſchen Dom,
Vom heiligen Vater im hohen Rom —

Da donnert vom Forte es ſieben Mal,
Den Bagno erſchüttert das Morgenſignal,
Aufjagt von der kläglichen Lagerſtatt
Die armen Gefangnen der Renegat.

III.

Ein Nachtſtück.

Tiefer Schnee liegt auf der Haide,
Schwarz vom Föhrenwald umkränzt,
Und, als trüg er banges Leide,
Bleich der Mond herniederglänzt;

Eiſig kalt, in ſcharfen Stößen,
Fährt der Sturm von Oſten her,
Bricht die Bäume, fegt die Blößen,
Scheucht der Wolken ſchwärzlich Heer.

Durch der Föhren ſchmerzlich Stöhnen
Klingelt's luſtig hell heran,
Peitſchen knallen, Schellen tönen
Und ein Schlitten bricht ſich Bahn.

Eine Mutter drin, zwei Knaben
Und ein Säugling an der Bruſt;
Wie im Tact die Roſſe traben,
Peitſchenknall und Schellenluſt!

Und die beiden Knaben wachen,
Weil's ſo luſtig klingt und knallt,
Heiter tönt ihr munt'res Lachen
Durch den finſtern Föhrenwald.

Horch! welch' herzzerreißend Heulen?
Schaudernd bebt das Viergeſpann,
Aber dann mit Windeseilen
Fliegt der Schlitten ſeine Bahn.

An die bange Mutter ſchmiegen
Sich die Knaben ſchnell verzagt,
Gleich dem Sturm die Roſſe fliegen,
Die des Wolfes Stimme jagt.

In das Pfeifen markerſchütternd
Miſcht ſich bald ein heiſ'res Schrein
Und der Muſchik betet zitternd:
„Großer Gott, ſieh' gnädig d'rein!"

Wuthgeheul, Geſchrei, Gewimmer,
Gier'ger Wölfe Schreckenston,
Näher kommt es, näher immer
Und die Roſſe keuchen ſchon.

Heulend jagt die wilde Meute,
Mehr als hundert ſind's, heran,
Denn ſie wittern reiche Beute
Auf der friſchbefahr'nen Bahn.

Weinend blickt zum nächt'gen Himmel
Hier das zarte Brüderpaar —
Da, welch' gräßliches Gewimmel!
Da, der Wölfe gier'ge Schaar!

„Daß ſich unſer Gott erbarme!"
Schreit der Muſchik angſterfüllt —
Aus der Wölfe dichtem Schwarme
Wüſtes Wuthgekreiſche ſchrillt.

Da umſchlingt der Knaben Einen
Blitzesſchnell der Mutter Arm —
Hört's! die Mutter wirft den Kleinen
Mitten in der Wölfe Schwarm!

Wie die Beſtien heiſer heulend
Kämpfen um das arme Kind,
Da der Muſchik haſtig eilend
Einen Vorſprung wohl gewinnt?

Doch umſonſt der Roſſe Mühen,
Horch! das iſt der Wölfe Ton!
Ach! umſonſt iſt hier das Fliehen
Da, da ſind die Beſtien ſchon!

Wie im Wahnſinn, hohl umpfiffen
Von dem friſchen Morgenwind,
Wirft die Mutter angſtergriffen
Nun hinaus ihr zweites Kind.

Wieder um die zarte Beute
Kämpft des Wolfes wilde Brut,
Doch die hungertolle Meute
Sättigt nicht des Kindes Blut.

Und im falben Mondenlichte
Jagen wieder ſie heran,
Liſtig kreuzend in der Richte
Der entſetzten Roſſe Bahn.

Schaurig blickt der Mondesſchimmer
In des Säuglings Angeſicht,
Doch das kindliche Gewimmer
Rührt der Mutter Wahnſinn nicht.

Und das Letzte, Liebſte füttert
Sie der Wölfe grimmer Schaar,
Selbſt der rohe Muſchik zittert
Und Entſetzen ſträubt ſein Haar!

Sieh, da kommen helle Räume! —
Munt'rer wird der Roſſe Trab,
Lichter ſchimmern durch die Bäume
Und die Wölfe laſſen ab.

Ihre Stimmen fern verklingen —
Hunde bellen ſchon ganz nah,
In der Schenke Muſchik's ſingen
Zu der Balalaika!

Vor der Thür zur niedern Hütten
Stehn die müden Roſſe gleich,
Doch die Mutter lag im Schlitten
Eine Leiche, ſtill und bleich. —

IV.

Die Jungfrau im See.

Die Sonne ſpielet im Morgengewinde,
Der leiſe die Spitzen der Gläſer küßt.
Es athmen die Fluren den ſüßeſten Frieden
Vom jungen Morgen frohlockend begrüßt.

Ein Jüngling wandelt in ſeligem Schweigen
Durch grünende Saaten auf thauigem Pfad,
Bis da, wo die ſilbernen Wellen ſich theilen
Am erlenumbüſcheten Seeesgeſtad.

Er ſchauet hinein mit wonnigem Beben,
Hinein in die Tiefe, ſo blau und ſo feucht,
Herauf und hernieder ſiehet er wehen
Der Morgenſtrahlen funkelnd Geleucht.

Da locken vergebens die duftigen Blüthen,
Nur tiefer blickt er hinein in den See,
Ein ſüßes Sehnen ziehet ihn nieder,
Es faßt ihn ein ſelig, unnennbares Weh.

Und wie er ſo ſtill in die Tiefe ſchauet,
Ein Glockenton durch die Wellen dringt,
Der Jüngling ſeltſam durchſchauert lauſchet —
Das Glockengeläute vernehmlich erklingt.

Die Töne ſchwellen empor mit den Wellen
Aus blauendem See in das laue Geduft,
Sie heben ſich über den Spiegel, durchbeben
Mit hallenden Schlägen die zitternde Luft.

Mit leuchtenden Augen blickt er hernieder,
Die ſüßeſten Wonnen der Jüngling ahnt,
Tief unten im Grunde ſieht er die Kirche,
Wo lockend die Glocke an's Beten mahnt.

Da ſchaut ſie empor — die Augen, ſie ſtrahlen,
Den Jüngling durchzucket ihr ſüßer Schein,
Er möchte da unten zur Kirche wallen,
Er möchte da unten im Grunde ſein.

Sie breitet ſo bräutlich die weißen Arme,
Sie grüßet ſo liebend und lieblich herauf,
Da ſchlagen zuſammen die rauſchenden Waſſer
Und nehmen den ſehnenden Jüngling auf.

V.

Peeping Tom.

„Herzog Wilhelm, Herzog Wilhelm,
Gnade für die arme Stadt,
Die aus angeſtammter Treue
Wie ein Held geſtritten hat!“
Alſo bat der Frauen Schönſte
Sank in Thränen auf die Knie,
Doch mit rauher Stimme zürnte
Wilhelm von der Normandie:
„Fühlen ſoll die ſtolze Veſte
Meines Zornes ſchwer Gewicht;
Hei! der Normann wird euch zeigen
Wie man Sachſentrotz zerbricht!
Nicht die Thürme, nicht die Thore,
Nicht die Häuſer bleiben ſtehn,
Denn beim heil'gen Kreuz! in Flammen
Soll Coventry untergehn!“
„Großer Fürſt iſt keine Gnade
Denn an deinem Königsthron?“

Fleht Godiva naſſen Auges
Mit dem weichſten Schmeichelton.
Und der ſtolze Normann höhnet:

„Gräfin, euch, der ſchönen Frau,
Will ich mich galant erzeigen,
Hört mein letztes Wort genau:
Wenn ihr Morgen durch Coventry
Mittags um die zwölfte Stunde
Nackend wie euch Gott geſchaffen
Reitet langſam in die Runde,
Dann will ich Coventry ſchonen,
Dann ſoll Gnad' für Recht ergeh'n!"

Lachend ſprach's der ſtolze Normann,
Ließ die ſchöne Gräfin ſteh'n. —
Doch Godiva hohen Sinnes
Eilt zur hartbedrängten Stadt,
Die von Hunger überwältigt
Keine, keine Hoffnung hat. —
Und verbreiten durch die Gaſſen
Läßt ſie ſchnell die ſeltne Kunde:

„Hört, der Herzog will euch ſchonen,
„Wenn ich in der zwölften Stunde
„Nackend, wie mich Gott geſchaffen,
„Langſam reite durch die Stadt;
„Hört, Godiva will euch retten,
„Wie Godiva für euch bat.
„Morgen wird Godiva nackend

„Durch Coventry's Straßen ziehn;
„Doch verflucht die Männer-Augen,
„Die nicht meinen Anblick fliehn!"
Und das hohe Weib vollbrachte
Muthig, was es kühn verſprach;
Ein Mann nur in ganz Coventry
Schaute ihm verſtohlen nach,
Als es, wie es Gott geſchaffen,
Mittags um die zwölfte Stunde
Durch Coventry's Stadt geritten
Langſam ſeine Rettungsrunde.
Herzog Wilhelm hat gehalten,
Was Godiven er verſprach,
Und Coventrys Mauern ſtehen,
Stehen bis auf dieſen Tag.
Aber Einer, der einſt lüſtern
Blickte nach dem ſüßen Leib,
Den, die Vaterſtadt zu retten,
Kühn entblößt das keuſche Weib,
Ward zu ſeiner eig'nen Schande
An dem Fenſter konterfeyt,
Da Godiven er belauſchte,
Und da ſteht auch Er noch heut.
„Peeping Tom!" ſo ruft ihn höhnend
Heute noch die Frauenſchaar,
Die Godiven's Feſt begehet
In Coventry jedes Jahr.

VI.

Am See.

Aus ſtillem See den ſchlanken Leib,
Die weißen Glieder hebt ein Weib.
Ein Ritter ſprengt im Stahlgewand
Auf hohem Roß zum niedern Strand.
Mein Ritter traut, wo kommſt du her?
Vom hohen Schloß am öden Meer!
Will mit dir ziehn, dein eigen ſein,
Auf hohem Schloß du Ritter mein!
Du ſüßes Weib mit weißer Hand,
Du haſt nicht Kleid, nicht Goldgewand —
Du ſüßes Weib mit blauem Aug',
Du haſt nicht Namen nach unſerm Brauch —
Du ſüßes Weib von Locken umweht,
Du kennſt nicht meiner Mutter Gebet —
Du ſüßes Weib an Schönheit reich,
Dein Stamm iſt nicht dem meinen gleich! —
Du Ritter traut geh' du mit mir,
Ich gebe mich dir zu eigen dafür,

Die Waſſer, die ſind mein ſilbern Gewand,
Den Namen mein murmeln die Wellen am Strand,
Das Meer, das ew'ge iſt Urahn mir,
Mein Beten iſt meine Liebe zu Dir!
Der Ritter ſprang vom hohen Roß,
Vergaß am Meer ſein Felſenſchloß,
Das Wappenſchild, er warf's auf den Sand,
Von den Gliedern zog er das Stahlgewand,
Er ſchlang den Arm um den weißen Leib,
In die Tiefe zog ihn das ſchöne Weib.

VII.

Die Nonne.

Was allein das Herz verbrochen,
Muß es büßen denn der Leib? .
Habt dem Himmel mich verſprochen,
Dennoch bin ich nur ein Weib.

Unter ſchweren Geißelhieben
Fließt umſonſt mein heißes Blut
Sündig nennet ihr mein Lieben?
Wißt ihr denn, wie Liebe thut?

Hären Hemd quält meine Glieder,
Stachelgürtel meinen Leib;
Dennoch fühl' ich's immer wieder,
Daß ich nur ein liebend Weib.

Wenn ich vor den Altar trete,
Denk ich ſehnend nur an Ihn,
Ihn verdrängen nicht Gebete,
Chorgeſang und Disciplin.

An des Heilands heil'ger Krippe
Knie ich weinend, gramerfüllt,
Heinrichs Namen auf der Lippe,
In der Seele Heinrichs Bild.

Das allein iſt mir geblieben.
Ach, umſonſt quält ihn der Leib!
Ich kann nichts als lieben, lieben,
Ach, ich bin ja nur ein Weib!

VIII.

Die Palme in der Wüſte.

Einſam in ſtiller Wüſte
Schatt' ich den gelben Sand
Winke nach ferner Küſte,
Traure um fernes Land.

Dem Paradies entſproſſen,
Hält mich die Wüſte nun,
Muß fern von den Genoſſen
Einſam und trauernd ruhn.

Koſend mit meinen Blättern
Spielt wohl der Abendwind —
Brächt' er in Sturm und Wettern
Doch zur Heimath das Kind!

Morgens mit goldenen Händen
Leuchtend die Sonne winkt,
Grüße will ich ihr ſpenden,
Die zur Heimath ſie bringt:

Botin der Königspalme
Fern in der Wüſte Sand,
Grüße du alle Halme
Daheim mir im Vaterland!

Grüße der Ströme Wellen
Küſſe der Wieſen Grün,
Laſſe an allen Stellen
Blumen der Freude blühn!

Reiche allen Betrübten
Tröſtend die gold'ne Hand,
Grüße den heißgeliebten,
Grüße den heim'ſchen Strand!

Ein König hat's geſungen,
Ein König, der verbannt —
Iſt denn ſein Lied gedrungen
Nicht hin in's Vaterland?

IX.

Trinklied im Sommer.

Bringt mir Wein, den rothen, dunkeln
Seh' ich gern im Glaſe funkeln,
Bringt mir Wein s'iſt heiße Zeit,
Wie der Hirſch nach Waſſer ſchreit,
Ruf' ich nach Wein.

Bringt mir Blumen ſüß und duftig,
Bringt mir Kleider leicht und luftig,
Bringt mir Wein s'iſt heiße Zeit,
Wie der Hirſch nach Waſſer ſchreit,
Ruf' ich nach Wein.

Bringt mir Wein! im güldnen, blanken
Will ich baden die Gedanken.
Bringt mir Wein s'iſt heiße Zeit,
Wie der Hirſch nach Waſſer ſchreit,
Ruf' ich nach Wein.

Bringt mir Frauen ſternenaugig;
Troſt aus ihren Lippen ſaug' ich —
Bringt mir Wein! 's iſt heiße Zeit,
Wie der Hirſch nach Waſſer ſchreit,
Ruf' ich nach Wein.

Bringt mir Wein, der ſüß und ſchaumig
Wiegt in kühlen Himmelstraum mich,
Bringt mir Wein! 's iſt heiße Zeit,
Wie der Hirſch nach Waſſer ſchreit,
Ruf' ich nach Wein.

X.

Die deutſche Muſe.

Zu dem Fürſten, zu dem Ritter
Trat mit blanker, güldner Cyther
Einſt der Götter liebſtes Kind;
Und wo Becher luſtig klirrten
Und wo Todespfeile ſchwirrten
Hörte man das Götterkind.

Kaiſer ſtiegen von den Thronen,
Ließen Diadem und Kronen,
Buhlten um der Muſe Gunſt;
Kühne Thaten, hohes Sinnen,
Keuſcher Frauen ſüßes Minnen
Feierte die hohe Kunſt.

Raſch verflogen jene Tage
Und der Muſe leiſe Klage
Ungehört gen Himmel ſtieg.
Freie Männer wurden Knechte
Und Gewalt ging vor dem Rechte,
Gramerfüllt die Muſe ſchwieg.

Ließ die Fürſten, ließ die Ritter,
Floh mit ihrer güldnen Cythar
Zu dem deutſchen Bürgersmann:
Doch der Schmidt mit harten Fäuſten
Und der Schuſter mit dem Leiſten
Haben ihr Gewalt gethan. —

Eingeengt in ſchnöde Bande,
Eingehüllt in Werkgewande
Bei der Eſſen gift'gem Dunſt
Lehrt' die Muſe den Geſellen
Mühſam ſchwere Reime ſtellen
Und zum Handwerk ward die Kunſt.

Selbſt nicht Handwerk ſoll ſie bleiben,
Aus der Werkſtatt wüſtem Treiben
Stieß man das entweihte Kind;
Auf den Straßen kaum gelitten,
Sah man betteln dich und bitten,
Deutſche Muſe, armes Kind!

An die Fürſtenhöfe wieder
Trug die Muſe ihre Lieder;
Halb aus Mitleid, halb aus Hohn
Hieß man unterthänigſt ſingen
Carmina und Oden bringen
Sie um kargen Bettlerlohn. —

Fort mit jener Höfe Schande!
Schnöder Knechtſchaft harte Bande
Bricht das freie Götterkind.
Wie ein Phönix ſich erheben
Frei zu neuem freiem Leben
Schaut der Götter liebſtes Kind.

Durch die Wälder klingen Lieder,
Lebensſtröme fluthen wieder,
Wo die hehre Muſe thront;
Tauſend, tauſend Herzen ſchlagen —
Und der Jungfrau Liebesklagen
Hört entzückt der keuſche Mond.

Ew'ge Meiſterſänge tönen
Nur dem Großen, Wahren, Schönen,
Frei von Fürſtenhuld und Gunſt.
Deutſchen Volkes größte Geiſter
Nennen wieder ſtolz ſich Meiſter
In des Liedes hoher Kunſt.

Und wie einſt in alten Zeiten
Klingt das Lied, wo Männer ſtreiten,
Deutſches Lied bei Feſt und Mahl.
Frevel weiß ein Lied zu rächen,
Und in Liederkränzen ſprechen,
Mächtig beide, Luſt und Qual.

So weit deutſche Männer wohnen,
Sei's in Hütten, ſei's an Thronen,
Hält die deutſche Muſe Wacht,
Hüterin von ew'gen Rechten
Weiß ſie nichts von Herrn und Knechten
Und ihr Lied iſt eine Macht.

XI.

Wie König Rodulf umkam.

Im Kriegszelt auf der Wieſen, von Gold und Eiſen umblitzt
Der alte Herulerkönig Rodulf am Spielbret ſitzt;
Auf ſeine Bruſt hernieder wallt lang der weiße Bart —
Den trotz'gen Helden umſtehen nur Greiſe und Knaben zart!

Und draußen vor dem Zelte, da ragt ein Lindenbaum —
Wer deſſen Wipfel erſtiegen, überſchauet den weiten Raum,
Der ſchaut', wie auf der Wieſen ſich erhub ein grimmer Streit,
Drin ließen Viele ihr Leben um eine trotz'ge Maid.

Die Maid war Rometrude, der Langobarden Stolz,
Schön wie ein Stern am Himmel, ſchlank wie die Tanne im Holz —
Held Rodulfs Bruder tödten ließ ſie im Uebermuth,
Drob viele tapf're Männer mußten fallen in ihr Blut.

Im Kriegszelt auf der Wieſen, von Gold und Eiſen umblitzt
Der ſtolze Herulerkönig Rodulf am Spielbret ſitzt;
Den gemordeten Bruder zu rächen das war der Grund des Kriegs,
Darum ſo ſicher wie heute war er noch nie des Siegs.

Und zu der Knaben Einem der greiſe König ſpricht:
„Steig auf den Baum am Zelte und ſchärfe Dein Geſicht,
Sag an wie meine Heruler kämpfen in heißer Schlacht —
Und: Tod dem, der vom Fliehen heut nur zu reden wagt!“

Hoch in die grüne Linde der junge Knabe ſteigt,
Der König Rodulf im Zelte, der ſitzt am Spielbret und ſchweigt,
Dann ruft er: „meine Heruler, wie kämpfen ſie, junges Blut?“
Und der Knabe vom Baume dagegen: „Deine Männer, ſie kämpfen gut!“

Im Zelte ſpielt der König und draußen ſiegt der Feind,
Der Knabe auf grüner Linde in Todesängſten weint;
Doch wie der König fraget: „wie kämpfen ſie, junges Blut?“
Erklingt die Antwort vom Baume: „Deine Männer, ſie kämpfen gut!“

Als endlich Alles verloren, da hub der Knabe die Hand:
„Dich beugt der Zorn des Himmels! weh dir, Herulerland!“
‚Ha!“ ruft der greiſe König, „die Meinen fliehen? ſprich!“
Und die Antwort tönt vom Baume: „Du ſprichſt vom Flieh'n, nicht ich!‘

Kaum war das Wort verklungen, da brach der Feind in's Zelt,
Da fielen die Greiſe, die Knaben und Rodulf, der Königsheld;
Die zornigen Langobarden, die waren von Blute roth —
So kam von einer Jungfrau viel Männern bittrer Tod!

Von Jena nach Königsberg.

Erſter Theil.

Von Jena nach Königsberg.

Von

George Hesekiel.

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1860.

2108 b

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
(Saale)

AB 139260

Erſtes Capitel.

Preussen bleibt feſt und der König oben!

In ſchweren Stößen, die einander bald raſcher, bald langſamer folgten, wehte der kalte Herbſtwind über die Stoppelfelder und Sandſchollen, rauſchte in dem niedrigen Fichtenwalde und brauſte, dumpf aufheulend, über den See, deſſen bleigraue Waſſerfläche auf- und niederſchwankte und klatſchend an die Ufer ſchlug.

Mittag war längſt vorüber; die Sonne hatte es einige Male, aber ohne Erfolg, verſucht, mit ſcharfem Strahl die dichten Wolkenſchleier zu durchbrechen, nun herrſchte eine eigenthümliche Dämmerung, die, unbeſtimmt, ſcheu, faſt ängſtlich, ſehr gut zu dem froſtigen, unbehaglichen Herbſtwinde paßte.

Mitten im See lagen auf einer Insel die Ruinen des alten Schlosses, eine alte Warte stand noch fast ganz unversehrt, die Trümmerhaufen und die mächtigen Bäume überragend, deren letzte bunte Blätter der Wind widerwillig fast entführte und lässig in die Wasser streute.

Zahlreiche Dohlenschwärme nisteten in den alten Bäumen und ruderten mit langsamen Flügelschlägen um die hohe Warte; mißtöniges Geschrei ausstoßend griffen sie einander an mit den mächtigen Schnäbeln, aber selbst ihr Kampf war faul und kurz, bald ruhten die schweren Vögel, wenn auch nicht freundlich, so doch gleichgültig wieder dicht nebeneinander.

An der Südspitze des See's, dem alten Schlosse gerade gegenüber, lag ein stattliches Herrenhaus mit zwei hohen Giebeln; reich verzierte Absätze in kunstreicher Steinmetzarbeit zierten diese Giebel und liefen wie luftige Treppen das steile, mit Hohlziegeln gedeckte Dach hinauf bis zum First, wo zwei riesige Fische von Eisenblech, auf jeder Seite einer, als diensthuende Wetterfahnen figurirten. Uebrigens war das Herrenhaus, von einem schön gewetterten rothen Sandstein erbaut, zwei Stock hoch, mit zierlich gekerbten Thür-

und Fenſterſimſen verſehen und an einem großen Wirthſchaftshofe belegen.

Das alte Schloß auf der ſichern Inſel im See war die Wiege des edlen Geſchlechtes, das ſeit dem 16. Jahrhundert breiter und luſtiger wohnte in dem ſtattlichen Herrenhauſe, als in dem ſchmalen Schlößlein im einſamen See.

Während des dreißigjährigen Krieges an manchem ſchlimmen Tage war das alte Schloß wiederum zu Ehren gekommen, und die Beſitzer flüchteten oft neben ihrer beſten Habe auch die Ehre ihrer Frauen und Töchter und das eigene Leben vor der Zügelloſigkeit feindlicher Soldateska in die Burg, die damals noch ziemlich gut erhalten war.

Auch ſpäter noch im Schwedenkriege, vor dem Treffen bei Fehrbellin, wurden die „Weibervölker", wie's in der Chronik heißt, ein paar Mal in's alte Schloß über's Waſſer geflüchtet.

Seitdem erſt lag das Stammhaus der edlen Pletzen von Beſſin ganz dem Verfall preisgegeben. Niemand kümmerte ſich um die alte Burg, denn auch im Herrenhauſe drüben ſtanden die herrſchaftlichen Wohnzimmer während der Lebensdauer von zwei

Generationen faſt völlig leer. Herr Gneomar Dubislaw Euſebius Pletze von Beſſin, einer der eleganteſten juriſtiſchen Schriftſteller ſeiner Zeit, bekleidete hohe Aemter bei Hofe und im Staate, die ihm wenig Muße gelaſſen, ſich um ſein Erbgut und Stammhaus zu kümmern. Sein Sohn aber und Erbe, Eberhard Euſebius, focht in allen Schlachten des ſiebenjährigen Krieges und war ſchon ein alter Mann, invalid und Generalmajor, als er zum erſten Male den Beſſiner See wiederſah, aus dem die edlen Pletzen ſtammen und den Namen führen.

Der alte General hatte kein großes Intereſſe für die alte Burg, dafür aber deſto mehr für die Landwirthſchaft; er brachte die Güter empor, die Beſſiner Wirthſchaft galt bald als eine Muſterwirthſchaft ringsum und wetteiferte mit den Wirthſchaften auf holländiſche Art, welche der hochverdiente kleve'ſche Erb-Jägermeiſter Freiherr von Hertefeld angelegt in der Mark. Als der tapfere General müde und hochbetagt ſtarb, war ſein einziger überlebender Enkel-Sohn, Gneomar Dubislaw Euſebius, wie ſein gelehrter Urgroßvater geheißen, der Erbe eines verhältnißmäßig reichen Beſitzes, deſſen Bewirthſchaftung er auch ſo-

fort, dem Befehl ſeines Großvaters gemäß, übernahm.

Die edlen Pletzen von Beſſin waren immer gehorſame Söhne geweſen, und Gneomar Dubislaw Euſebius übernahm die Bewirthſchaftung ſeines Erbes um ſo lieber, als er von jeher mehr Luſt zum Landwirth, als zum Soldaten gehabt und in das Küraſſier-Regiment von Reitzenſtein nur eingetreten war, weil ſein Großvater das beſtimmt befohlen. Er hatte ſeine Pflicht als Soldat gethan, aber auch nicht mehr; da er nur im Frieden diente, ſo hatte er keine Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen. Beim Regiment hatte er in gutem Anſehen geſtanden, Freunde aber nicht gefunden; es war eben nicht leicht mit ihm umzugehen, und der halb ſinnende, halb trotzig-finſtere Ausdruck des Geſichts, der vielleicht einen feinern Beobachter angezogen hätte, ſcheuchte leichtblütige, frohe Kriegerjugend zurück.

Als der Lieutenant ſeinen Abſchied erhalten und Beſſin übernommen hatte, regelte er ſofort die Wirthſchaft ſo verſtändig, daß die Leute alsbalde ſagten: „Der kann's noch beſſer, als der alte General, ſein Großvater!“ und dennoch ſah man ihn weit ſeltener

auf dem Felde, im Wald, Hof und Stall, wie seinen Großvater, aber man fand ihn überall da und mit untrüglicher Sicherheit, wo er als Herr persönlich auftreten mußte. Die Beamten und Verwalter, alle Leute arbeiteten gern unter ihm, denn er ließ der eigenen Thätigkeit der Arbeiter so weit als möglich Spielraum, er ließ die Menschen gern zum Gefühl der Selbstständigkeit kommen, er ließ mit Vergnügen Jedem seine Art und stand sich vortrefflich dabei, vielleicht mit aus dem Grunde, weil seine Leute zuvor unter seinem Großvater an das strenge Friedericianische Commando gewöhnt worden waren. Das steckte ihnen Allen noch im Wesen, und darum freuten sie sich der größeren Selbstständigkeit ohne über den Strang zu schlagen.

Der Lieutenant Pletz von Bessin hatte seinen Großvater begraben, das Gut übernommen, die Wirthschaft in Ordnung gebracht, Alles, wie's der Großvater befohlen; diesen großväterlichen Befehlen auch weiter treu, fuhr er am ersten Tage, da er die Trauer abgelegt, nach Hohenkremmen, zwei Stunden von Bessin, wo der General von der Carnitz saß mit einer ganzen Schaar von Enkelinnen.

Die beiden Generale hatten kurz vor dem Hintritt des alten Pletz beſchloſſen, eine Heirath zu Stande zu bringen und eine von den hübſchen Carnitzinnen zu einer Pletzin von Beſſin zu machen.

Die dritte von den fünf Fräuleins von der Carnitz, damals ein großes, ſtarkes, ſchönes Mädchen von achtzehn Jahren, hieß Hedwig, die hatte dem alten Pletz am beſten gefallen, die hätte er auch am liebſten ſeinem Enkelſohne beigelegt, aber in Folge einer Zartheit, die Niemand bei dem alten Herrn geſucht hätte, hatte er ſeinem Enkel nur befohlen, eine Carnitzin von Hohenkremmen zu nehmen, die Auswahl ſollte ihm freiſtehen unter den fünf Schweſtern. Doch hatte er nicht unterlaſſen, ſeinem Enkel einen kleinen Wink, ſeiner Anſicht nach vermuthlich eine ganz zarte Andeutung, zu geben, denn in einem der vielen Paragraphen des großväterlichen Teſtamentes hieß es: „item vermache ich zu einem recompense 1000 Thlr. an die ehr- und tugendſame Mademoiſelle Hedwig de Carnitz zu Hohenkremmen, als weil dieſelbe mir ſtets als eine ſehr brave und ſchmucke Perſon erſchienen und ich ſolche vor allen andern

demoiselles meinem Enkelsohn als ein Ehegemahl beigelegt gern gesehen."

Diesen Paragraph hatte der junge Herr von Pletz nicht vergessen, als er nach Hohenkremmen kam, er war entschlossen, seines Großvaters Wunsch nachzukommen, ehe er noch Hedwig von der Carnitz gesehen. Der General empfing, wie man denken kann, den Enkel seines alten Freundes sehr freundlich und commandirte seine Weibervölker sogleich zur Revue. Gneomar Dubislaw Eusebius fand mit Vergnügen, daß er ganz denselben Geschmack hatte, wie sein Großvater, Hedwig erschien auch ihm als die Schönste und Liebenswürdigste unter ihren Schwestern. Der Geschmack ist glücklicherweise verschieden, jedenfalls hatte Herr von Pletz einige Wochen später ein gesundes starkes Ehegemahl, mit etwas röthlichem Haar zwar, aber mit weißem Teint und milden blauen Augen, das die Pflichten der Hausfrau im alten Herrensitz der Pletzen zu Bessin mit Anstand und musterhafter Treue übte.

Der Enkel war auch hier den Wünschen seines Großvaters nachgekommen, und der reiche Segen einer

ruhigen und glücklichen Ehe folgte diesem kindlichen Gehorsam.

Eine durchaus ruhige und glückliche Ehe war es, welche Herr Gneomar und Frau Hedwig nun schon über das siebente Jahr führten in dem stattlichen Hause zu Bessin am See, wenn auch die Nachbaren allerlei unnützes Zeug sprachen und allerlei Geschichten zu erzählen wußten von dem traurigen Leben, das die Bessin'schen mit einander führen sollten.

Freilich sehr lustig ging's auf dem Hofe zu Bessin eben nicht zu, das Antlitz des Hausherrn erschien noch düsterer und trotziger fast neben den milden freundlichen Augen und klaren Zügen der Hausfrau, aber dennoch fühlte Alles, die Unterthanen wie das Gesinde, eine Anhänglichkeit für den gnädigen Herrn, die nirgends größer sein konnte. Man verkehrte freilich lieber mit der freundlichen gnädigen Frau, aber wenn's Noth that, ging man doch mit dem vollsten Vertrauen zu dem finstern Herrn, ein Vertrauen, welches auch nie getäuscht wurde. Man pflegte Frau von Pletz zu bedauern, denn man fand es hart, daß eine so junge Frau so einsam leben mußte, aber Frau von Pletz mußte ja nicht einsam leben,

ſondern ſie wollte es, weil ſie den Hang ihres Gemahls zur Einſamkeit, ſeine Abneigung gegen Geſellſchaft alsbald erkannt hatte. Frau Hedwig hing mit einer Innigkeit an ihrem Gemahl, die im Lauf der Jahre nicht abgenommen hatte, ſondern größer geworden war; ihr höchſtes Glück beſtand in der Erfüllung ſeiner Wünſche, die ſie zu errathen verſtand; ihre Freude fand ſie in dem Gefühl der Abhängigkeit von dem Manne, den ſie liebte, und dieſes Gefühl beſeligte ſie ſo, daß ſie oft gefliſſentlich kleine Verſtöße beging, damit er ſie corrigire oder table und ſie ſo ihre Abhängigkeit von ihm empfinden laſſe. Die Welt hatte keine Ahnung von dem glückſeligen Leben in dem Hauſe zu Beſſin, das gewiß ganz ſtill geweſen wäre, wenn die beiden kleinen Junker nicht mit lärmenden Kinderſpielen die hohen Gemächer erfüllt hätten. Zur Freude der Mutter hatten die beiden Junker Eberhard Euſebius und Gneomar Euſebius ganz und gar das dunkle ſinnende Auge und die finſtre trotzige Miene des Vaters geerbt, dagegen zeigte der ſchlanke Wuchs der Knaben bald, daß ſie in dieſem Punkte nicht dem Vater, ſondern der Mutter nachſchlagen würden. Frau Hedwig war groß und ſchlank;

die Pletze von Beſſin aber waren ſeit Menſchengedenken immer kurz und knorrig geweſen.

In einem Punkte hatten die mancherlei Gerüchte, die über die Beſſin'ſchen umgingen, nicht unrecht; der Hausherr war wirklich ſelbſt für ſeine Gemahlin einen großen Theil des Tages nicht ſichtbar. Niemand wußte, was Herr Gneomar in dieſen Stunden trieb, einſam in ſeinem Zimmer verſchloſſen, oder was er machte im alten Schloß auf der Inſel im See, der Stammburg ſeiner Ahnen, wo er ſich in der grauen Warte einige Gemächer hatte einrichten laſſen.

An dem froſtigen unbehaglichen Octobernachmittage des Jahres 1806, an welchem unſere Erzählung beginnt, ſah man einen jungen Menſchen von vielleicht achtzehn Jahren in der gewöhnlichen Kleidung der märkiſchen Bauern aus dem Fichtengehölz hervortreten, welches die ſanfte den Beſſiner See nordweſtlich halbbogenförmig einſchließende Hügelkette kränzt.

Dieſer junge Menſch, der anſtrengend gelaufen ſein mußte, denn der Schweiß troff ihm von der Stirn trotz des kalten Herbſtwindes, blieb einen Augenblick keuchend ſtehen, jedoch nicht aus Ermüdung,

denn er begnügte ſich einen Blick nach dem Himmel zu werfen, wie die Landleute zu thun pflegen, die ihre Uhr nicht in der Taſche, ſondern über ſich haben. Unmuthigen Blickes ſchaute der junge Menſch bald auf das Herrenhaus hinüber am rechten Ufer, bald auf die alte Burg mitten im See. Er ſchien zweifelhaft zu ſein. Der bedeckte Himmel ließ keine genaue Zeitbeſtimmung zu, und offenbar war ihm bei ſeiner Eile eine Zeitverſchwendung peinlich. Doch überlegte er wie geſagt nur einen Moment, dann ſprang er in langen Sätzen den Hügel hinab und lief eine Strecke hin an dem feuchten Ufer des See's, das mit morſchen Schneckenhäuſern und Muſchelſchaalen dicht beſäet war.

Er mußte ſeines Weges ſehr ſicher ſein, denn plötzlich ſchlug er ſich links und drang, von einem großen Steine zum andern ſpringend, ſcheinbar nur durch Zufall lagen deren etliche dort, in ein dichtes und hohes Röhricht ein. In dieſem verſchwand er gänzlich, kurz darauf aber ſchoß ein Kahn mit großer Geſchwindigkeit aus dem Röhricht hervor und flog von ſtarken Ruderſchlägen getrieben der Inſel zu.

Der junge Menſch ruderte wacker, doch hatte

er noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ſich ein Fenſter in dem oberſten Stock des alten Wartethurmes öffnete und eine Hand ſichtbar wurde, welche ein Tuch wehen ließ.

Der Burſche, der die Warte, ſeit er das Röhricht verlaſſen, nicht einen Moment aus den Augen gelaſſen hatte, bemerkte nicht ſo bald das Zeichen, als er einen ſchrillen Schrei ausſtieß und beide Ruder zugleich ſalutirend aus dem Waſſer in die Höhe hob.

Sofort verſchwand das weiße Tuch, das Fenſter wurde geſchloſſen, klatſchend fielen die Ruder in's Waſſer und wie ein Pfeil ſchoß das leichte Schiffchen vorwärts.

Der Landungs-Platz der Inſel war durch ein kleines, jetzt halb in Trümmern liegendes Bollwerk und ein Paar rieſige alte Bäume vor dem Winde geſchützt und ſo belegen, daß er von dem Herrenhauſe und dem dazu gehörigen kleinen Flecken Beſſin aus nicht beobachtet werden konnte. Wer von dem Herrenhauſe her kam, mußte die ſüdweſtliche Spitze der Inſel doubliren, um dieſen Hafen zu erreichen.

Der junge Menſch, den wir beobachtet haben,

hielt gerade auf die Landungsstelle zu und ruderte dann mit einer geschickten Bewegung hinein.

Auf der obersten der breiten Treppenstufen stand ein Herr, kaum mittelgroß, aber stark und kräftig gebaut, mit breiter Brust und breitem aber finsterem Gesicht, dessen Backenknochen stark hervortraten, dunkle Augen lugten aus tiefen Höhlen unter buschigen Wimpern wie spähend und forschend hervor. Dieser Herr, der einen erbsenfarbigen kurzen Rock bis an den Hals zugeknöpft, Stiefeln bis an's Knie und eine Pelzmütze trug, sah ruhig und nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen den raschen Bewegungen zu, mit denen der junge Mensch sein Fahrzeug hinein brachte, dann sagte er: „Du legst dich noch zu stark auf die linke Seite beim Rudern, mein Sohn, dadurch ermüdest du deinen rechten Arm früher, als den linken; hast du einen Brief für mich?"

Der junge Mensch, der eben aus dem Kahn gesprungen, war beinahe erschrocken auf der untersten Stufe stehen geblieben und sah staunend zu seinem Herrn auf. Woher wußte der gnädige Herr, daß sein rechter Arm früher müde wurde? Aber der gnädige Herr wußte ja Alles!

Der junge Menſch knöpfte langſam ſeine Jacke auf, nahm ein zuſammengelegtes Tuch, das er auf der Bruſt trug, heraus und wickelte den Brief für ſeinen Herr aus.

Herr von Pletz, denn es iſt der edle Grundherr, den wir da vor uns haben, nahm den Brief und wollte ſich entfernen, da rief der junge Menſch plötzlich: „Gnädiger Herr!“

Etwas verwundert blieb der Edelmann ſtehen, er liebte es nicht, daß ihn ſeine Leute anredeten.

„Was willſt du, mein Sohn?“ fragte er ernſt, aber ohne Härte oder Zorn.

„Gnädiger Herr,“ ſagte jetzt der junge Menſch „der Herr Poſtmeiſter hat geſagt, ich ſollte laufen, was mich meine Beine tragen thäten, es kämen Soldaten nach Beſſin, vielleicht heute noch, es ſei alles voll Franzoſen über der Havel.“

Der Edelmann hielt einen Augenblick den goldenen Knopf einer mächtigen Reitpeitſche ſinnend zwiſchen den Lippen ſo, daß man ſeine Zähne ſah, die weiß, ſpitz und regelmäßig wie die eines Raubthiers waren; eine häßliche Angewohnheit übrigens,

die nur Frau Hedwig anmuthig fand und ſonſt gar kein Anderer.

„Sagte der Herr Poſtmeiſter weiter nichts, mein Sohn?“ fragte Herr von Pletz endlich.

„Nein, weiter nichts,“ entgegnete der ländliche Jüngling beſtimmt, nachdem er ſich zuerſt die Naſe gerieben und dann hinter den Ohren gekratzt hatte, vermuthlich um ſein Gedächtniß zu locken.

„Sagte der Herr Poſtmeiſter nicht, daß Freunde kämen?“ forſchte der Edelmann weiter, ohne die Geduld zu verlieren, mit voller Ruhe, aber doch mit ſichtlichem Intereſſe.

Der junge Menſch ſah ſeinen Herrn ſteif in's Geſicht, er gab keine Antwort.

„Und doch muß er ihm eine Botſchaft gegeben haben!“ ſagte der Edelmann zu ſich ſelbſt und ſann weiter nach, „daß die Franzoſen in Maſſe vorgehen, das brauchte er mir nicht ſagen zu laſſen, daß wir dieſer Tage Einquartierung bekommen würden, lag auf der Hand, was ſoll das heißen, daß er dem Jungen befiehlt zu laufen? der arme Kerl muß die zwei Meilen in zwei Stunden gelaufen ſein!“

Der Edelmann ſah den jungen Menſchen wie-

herum aufmerkſam an, offenbar in der Abſicht, ein neues Examen mit ihm zu beginnen, da bemerkte er, daß der Burſch verſtohlene und beinahe ängſtliche Blicke auf den Brief warf. Offenbar ſagte dem eine Ahnung, daß der gnädige Herr nur den Brief zu leſen brauche, um ihn weiterer Fragen zu entheben, aber er hatte nicht den Muth, darauf aufmerkſam zu machen.

Herr von Platz lächelte leiſe und öffnete den Brief, den er faſt ganz vergeſſen hätte; er las und ſeine Lippen begannen zu zittern, er las weiter und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, er las zu Ende und ſtieß einen Schrei aus, ſo grell, ſo wild und ſcharf, daß er aus gar keiner menſchlichen Kehle zu kommen ſchien, dunkle Gluth brannte dabei auf ſeinen Wangen und ſein Antlitz nahm einen ſo grimmigen Ausdruck von Zorn und Haß an, daß der junge Menſch entſetzt mit einem Sprunge die Treppen hinunter in ſeinen Kahn huſchte und ſich zum Flüchten bereit machte.

Im nächſten Augenblick aber hatte der Erbherr von Beſſin ſeine Selbſtbeherrſchung wieder gewonnen, er nahm ſich zuſammen und las den Brief, der ihn

ſo gewaltig erſchütterte, noch ein Mal. „Auch du, mein Boyen," ſagte er leiſe und tief ſchmerzlich bewegt, „und der junge Lebebur und mein tapferer Couſin Schulenburg, Alle, Alle dahin! dahin!"

Mit einem kräftigen Ruck richtete ſich der Edelmann auf, ſein Blick fiel auf den Burſchen, der ihn noch immer ängſtlich vom Kahn aus betrachtete.

„Komm mit mir, mein Sohn!" befahl er vollkommen ruhig und ſchritt, ohne ſich umzuſehen, der alten Warte zu; der junge Menſch folgte ihm.

Das untere Geſtock der Warte enthielt einen ländlich ausgeſtatteten Salon, deſſen Meubles indeſſen auf einen Haufen zuſammengetragen und mit einer Decke verhängt waren, wie immer im Spätherbſt geſchah, wenn Frau von Pletz nicht mehr herüber kam mit ihren Kindern, wie ſie im Sommer zuweilen zu thun pflegte.

Der Edelmann trat zu einem Schrank, öffnete ihn und ſagte zu dem jungen Menſchen, der ſehr ängſtlich zu ſein ſchien: „Siehſt du dieſen Knopf, mein Sohn?"

Der Gefragte nickte.

„Drücke kräftig darauf!" befahl der Herr, und

auf den ersten Druck öffnete sich die Hinterwand des Schrankes und ließ den Eingang in einen dunklen Raum sehen. Der Edelmann schob den Jungen hinein und folgte ihm.

War es bei dem matten Lichte des Herbstnachmittags in dem Salon schon düster, so war es in dem Raume, dessen Eingang der große Schrank maskirte, vollständig finster; der Edelmann schlug Feuer, nachdem er tastend eine große Zunderbüchse von Blech gefunden, welche in der Mitte des Gemachs auf einem Tische stand. Als er mit dem Schwefelfaden den Docht einer kleinen Lampe entzündet, zeigte sich's, daß die Beiden in einem ziemlich geräumigen Gemach sich befanden, das ein Bett und andere Meubles enthielt.

„Mein Sohn," wendete sich jetzt der Grundherr einfach, aber doch mit großer Würde zu dem jungen Menschen, „hast du gehört, daß der König unser Herr eine große Schlacht verspielt hat?"

„Ja!" antwortete der Gefragte, indem er seinem Herrn verständnißvoll ins Gesicht sah, und setzte leise hinzu: „Der Franzose ist im Land, es kommt böse Zeit!"

„Du hast recht, mein Sohn, es kommt böse Zeit,"

fuhr der Edelmann fort, „in böser Zeit aber müssen alle die treu zusammen halten, die das preußische Herz am rechten Flecke haben. Mein Sohn, ich denke, daß du das preußische Herz auf dem rechten Flecke hast, denn dein Vater, Gott hab' ihn selig! war ein rechter preußischer Soldat und treuer Mann, und deine Mutter ist nun schon vierzig Jahre auf dem Hofe und ist überall treu erfunden worden, treu wie Gold; von dir, mein Sohn, weiß ich auch nichts Unrechtes, also will ich dich zu meinem Helfer, zu meinem Gehülfen machen in dieser schweren Zeit. Willst du mir helfen, mein Sohn, im Dienste des Königs und des Vaterlandes, so gieb mir deine Hand?"

Schwer, wie die Treue wiegt, fiel die harte Hand des jungen Menschen in die dargebotene des Edelmanns, er fragte nicht, er zauderte nicht, freudig und von Herzen schlug er ein; sein Erbherr forderte ihn zum Dienst des Königs, das fuhr wie ein leuchtender Strahl durch die noch schlummernden Empfindungen und dunkeln Regungen der jugendlichen Seele. Er richtete sich hoch auf, er war ein Anderer geworden, seit der Herr seinen Handschlag empfangen.

Mit Wohlgefallen bemerkte der Herr von Bessin

den Eindruck, den dies auf den Jüngling gemacht, und nun fuhr er in seiner ruhigen Weise fort: „Es gilt, dem Könige, unserm Herrn, von seinen Officieren und Soldaten so Viele zu retten, als irgend möglich, und sie über die Oder zu retten, oder nach Stettin, wenn die Franzosen dies noch nicht eingeschlossen haben. Bessin ist ein einsamer Ort, weit ab von den großen Straßen, und selbst wenn drüben Einquartierung kommen sollte, können wir unsere Landsleute doch hier auf der Insel, drüben in der Dohlenschenke, im Steinbruch und an all' den heimlichen Plätzen verstecken, die du alle kennst —"

Der junge Mensch nickte, der Edelmann aber sagte: „Des lahmen Fritz Revier geht von dem Jägerhause bis an die Dohlenschenke, der Dohlenwirth reicht bis an die einsame Tanne, von da ab über den ganzen See und die Ufer ist dein Revier, mein Sohn; drüben vom Steinbruch bis zur Bessiner Pfarre commandirt der schwarze Fritz, von der Pfarre aber bis zur Feldmark von Hohenkremmen der Herr Pastor; ihr seid so zu sagen meine Officiere, und das Hauptquartier ist auf dem Hofe drüben, verstehst du? Nun ist deine Hauptaufgabe, mein Sohn, daß du immer in Be-

wegung biſt und Alles erkundeſt, was zwiſchen der einſamen Tanne und dem See geſchieht. Tag und Nacht mußt du auf den Beinen ſein, vorwärts von der einſamen Tanne in der Richtung von Hartacker und Oberrad; kommen Feinde, Franzoſen, ſo meldeſt du das, ſo ſchnell du kannſt, dem Dohlenwirth oder deſſen Sohn, einer von Beiden wird immer in der Nähe der einſamen Tanne ſein; kommen flüchtige Preußen, ſo zeigſt du ihnen den Weg nach den Steinbrüchen von Oberrad, ſagſt ihnen, aber ohne dich weiter einzulaſſen, daß ſie dort Kameraden, ſo wie Speiſe und Trank finden würden. Das aber iſt nicht Alles, es iſt möglich, ſogar wahrſcheinlich, daß der Herr Poſtmeiſter auf dem Waldwege über Hartacker verwundete oder flüchtige preußiſche Officiere bringt, die geleiteſt du hierher, ſie finden oben im Thurm Speiſe, Trank und Bequemlichkeit. Sobald du aber irgend wen auf die Inſel gebracht haſt, ſo ſteckſt du, wenn es Tag iſt, die Hacke, die oben auf dem Thurm zu dieſem Zweck liegt, in den Ring an der Zinne, in den wir ſonſt die Fahne geſteckt haben, iſt es aber Nacht, ſo ſtellſt du die Lampe in das zweite Fenſter oben. Haſt du mich verſtanden?“

Der Burſch bejahte, der Edelmann examinirte hin und her, bis er ſich überzeugt hatte, daß er wohl verſtanden war, dann erſt fuhr er fort: „Nun, mein Sohn, du wirſt deinem Vater und deiner Mutter, mir und dem Könige keine Schande machen, das weiß ich, aber du mußt nicht nur thätig, ſondern auch vorſichtig ſein; höre, wenn der Herr Poſtmeiſter Leute ſchickt, ſo frage ſie, auch wenn du ſie kennſt, nur dreiſt, ob ſie dir nicht ein Wort zu ſagen hätten, und trau' ihnen erſt, wenn ſie dann ſagen: Ja, Preußen bleibt feſt! darauf antworteſt du: Und der König oben! fragt dich aber Einer vorſichtig, ob du ihm nichts zu ſagen hätteſt, ſo ſagſt du: Ja, Preußen bleibt feſt! dann muß der Andere antworten: und der König oben! Haſt du verſtanden?"

„Ja, Preußen bleibt feſt und der König oben!" wiederholte der Burſche mit einem Anfluge von Begeiſterung.

„Von ſolchen Leuten," ſprach der Edelmann weiter, „wirſt du ſtets ſichere Nachrichten erhalten, denn es giebt noch viel treue Leute in der alten Mark Brandenburg, wenn auch leider an ſchlechtem Geſindel kein Mangel iſt; bringen dir ſolche Leute Botſchaften für

mich, so meldest du sie an den Dohlenwirth, du selbst aber kommst nicht in das Herrenhaus hinüber, nur dann kommst du, wenn du am Tage um das Fensterkreuz meiner Schlafkammer ein rothes Tuch gebunden siehst, oder wenn in der Nacht zwei Lichter brennen, dann kommst du mit Allen, die du finden kannst, und zwar bewaffnet, denn dann gilt es Kampf auf Leben und Tod. Die Waffen, die noch im Gewehrschrank oben sind, trägst du in dieses Gemach, die Pulverhörner und Kugelbeutel sind gefüllt, Schießgewehr wird aber so wenig als möglich gebraucht, hörst du? nun noch Eins: Es ist möglich, daß der Feind auch diese Insel heimsucht, dann flüchtest du die preußischen Officiere, die etwa hier sind, in dieses verborgene Gemach, wo sie ziemlich sicher sein werden; sollten sie jedoch auch hier bedroht sein, so öffnest du die Fallthür, die unter diesem Tisch ist, sie öffnet sich leicht, du brauchst nur mit der Spitze deines Messers auf das Auge des Fisches zu drücken, den du da siehst."

Der Edelmann zeigte mit seiner Reitpeitsche auf die Figur eines Fisches in dem Holzgetäfel des Fußbodens.

„Unten," fuhr der Herr fort, „ist ein weitläuftiger

Kellerraum, der einen Ausgang nach dem See oben in den Trümmern hat. Sieh' dir nachher alle diese Gelegenheiten genau an, damit du durchaus Bescheid weißt in der Stunde der Gefahr, hier aber nimm diesen Hirschfänger und dieses Pistol, du bist jetzt ein gewaffneter Mann des Königs."

Der Herr von Bessin nahm die Waffen von der Tafel, er waffnete seinen Lehnsmann für des Königs Dienst. Mit freudebebender Hand ergriff der Jüngling den einfachen aber soliden Hirschfänger so wie das schwere Pistol. Er folgte seinem Herrn hierauf hinaus, wo nun bereits die Dämmerung des Herbstabends herein gebrochen war.

Geräuschlos glitt der Kahn durch die Fluthen, über denen Herbst und Nacht bereits Schleier woben, die unter dem Winddruck niedersanken und sich dann wieder erhoben wie riesige Gespenster. Sie sprachen kein Wort, weder der Herr noch der Diener, sie fühlten, daß böse Zeit gekommen, aber sie waren auch entschlossen, ihr männlich Trutz zu bieten und ihre Pflicht zu thun in alle Wege, Jeder auf seine Weise.

Der Wind erhob sich mächtiger und heulte grim-

mig über den See, er ſtieß mit Macht an das ſteinerne Herrenhaus, da fuhr der Kahn an's Land, der junge Mann ſprang hinaus, hielt die Kette an und reichte ſeinem Herrn die Hand, der aber ſtieg aus, ohne die Hand anzunehmen, und ſprach, indem er ihm auf die Schulter ſchlug: „Habt ihr mir nicht ein Wort zu ſagen, Lehnert Schaller?"

„Ja, Preußen bleibt feſt!" flüſterte der Jüngling tief bewegt; „und der König oben!" gab der Edelmann die Parole.

Leonhardt Schaller aber ſprang in ſeinen Kahn und ruderte ſich nach der Inſel zurück. Zum erſten Male hatte ihn der Herr bei ſeinem ganzen Namen und „Ihr" genannt; er war ein Mann geworden an dem Abend, und Preußen brauchte Männer nie ſo nöthig!

Zweites Capitel.

Stille vor dem Sturm.

Der Erbherr von Beſſin kam vom See her und ſchritt ſeinem Herrenſitz zu; er ging mit dem feſten und ſichern, aber auch gemächlichen Schritt eines Mannes, der ſeinen eigenen Grund und Boden beſchreitet. Jetzt, in dem Augenblick, wo ein ſchweres Verhängniß über das Vaterland gekommen, wo der ſiegreiche Feind hinter dem zerſprengten Heer des Königs her in die alten Kernprovinzen der preußiſchen Königsſtaaten mit blitzgleicher Schnelligkeit eindrang, da erhub ſich mächtiger denn je im Herzen ſo manches märkiſchen Edelmannes das Gefühl ſtolzer Selbſtherrlichkeit. Von dem Augenblick an, wo der Grundbeſitz nur noch Pflichten und Laſten, oft ganz unerträgliche, auflegte,

schritt der Pletz von Bessin mit doppeltem Stolz über sein Land, über sein Vatererbe, das er jetzt allein vertheidigen mußte, allein schützen, allein regieren, ohne die Hülfe seines Königlichen Oberlehnsherrn, von dem aus er nach Kräften helfen mußte, dem Könige Land und Volk erhalten.

Es ist eine starre, zähe Art in diesen märkischen Junkern und ihren ländlichen Hintersassen; noch heute wie damals werden diese Leute scheinbar gleichgültig, wenn zu viel an ihnen herum regiert wird, sie ziehen sich dann in ein hartnäckiges Stillschweigen zurück, sie widersetzen sich nicht, aber sie grollen schweigend, sobald indessen ein Unglück kommt, dann stehen sie auf und verläugnen ihre gute Art niemals.

Herr von Pletz war ein ächter Repräsentant jener zähen märkischen Art, er hatte still auf seinem Hause gesessen, kaum Umgang pflegend mit den nächsten Nachbaren; der loyale Edelmann hatte nicht ein Wort des Unmuths laut werden lassen wollen über die trostlosen Zustände, in welche sein geliebtes preußisches Vaterland durch eine entsetzliche Regiererei versunken vor Jena. Nun war Jena gekommen, die düstern Befürchtungen, die der Junker gehegt, waren Wahrheit

geworden, eine ſo entſetzliche Wahrheit, daß ſie alles übertraf, was er je in ſeinen finſterſten Stunden gefürchtet; aber das war's el[illegible], was die ganze zähe Widerſtandskraft der märkiſchen Eigenart wach rief in ihm und ſeinen gleichgeſinnten Genoſſen. Der Preußiſche Staat konnte zertrümmert hinſinken in jenen dunkeln Herbſttagen, aber Preußen erhub ſich trotzig in demſelben Augenblick über den Trümmern und begann mit ſtummer Energie einen Neubau, zuerſt aus den Trümmern ſorgſam ſammelnd, was irgend noch als Werkſtück und Bauſtein verwendet werden konnte. Kaum war die Niederlage von Jena bekannt, kaum ſtob die Flucht durch das Land und die Verfolgung hinter her, als auch ſchon die Junker zuſammentraten in verſchiedenen Gruppen, die ſich gegenſeitig die Hand reichten und zunächſt dafür ſorgten, daß dem Könige an Mannſchaften und Kriegsmaterial gerettet werde, was noch zu retten war. Die Generale und Miniſter, die Geheimräthe und Behörden mochten den Kopf verlieren, die märkiſchen Junker verloren ihn nicht; wenigſtens trat die Mehrzahl derſelben dem Feinde und dem Unglück gefaßt entgegen und erfüllte ohne Pomp und Gepränge die ſchwierigſten Pflichten mit einer oft

an antike Selbſtverläugnung erinnernden Einfachheit. Würdig ſtanden den Edelleuten dabei die Bürger und Bürgermeiſter der meiſten kleinen und Mittelſtädte zur Seite. Die Verzweiflung, die Vernichtung, die ſchamloſe Erniedrigung vor dem Feinde, ſie zeigte ſich faſt nur in den großen Städten, bei den höchſten Behörden.

Wir haben bereits geſehen, in welcher Weiſe der Herr von Beſſin ſeine Anſtalten, die darauf abzweckten, dem Könige Officiere und Soldaten zu erhalten, getroffen hatte. Jetzt betrat er ſein Haus, um es vorzubereiten für die feindliche Einquartierung, die ihm der Brief des Poſtmeiſters angekündigt. Er war gefaßt geweſen, den Feind bei ſich zu ſehen, wenn auch nicht ſo bald, denn Beſſin lag meilenweit entfernt von den großen Straßen. Magdeburg mußte die Franzoſen an der Elbe feſthalten, und in Magdeburg war man auf energiſchen Widerſtand gerüſtet; das Erſtere glaubte Herr von Pletz, das Letztere wußte er, denn er hatte am Tage vorher einen Brief aus Magdeburg erhalten, der ſich im Tone freudigſter Zuverſicht dahin ausſprach.

Herr von Pletz öffnete eine kleine Thür, die

Waſſerpforte genannt, und betrat einen engen gepflaſterten Gang zwiſchen zwei Mauern, der ihn zu einer Seitenthür ſeines Hauſes führte; er warf einen Blick durch die offene Thür der Küche, auf deren Heerd ein Feuer traulich flackerte, dann kam er in eine etwas öde und weite Flurhalle, die mit Backſteinen gepflaſtert war. Auf dieſem Pflaſter, das im Laufe der Jahre ausgetreten und uneben geworden war, ſtanden an den Wänden lange, ſchwere Bänke, roh gearbeitet, aber durch den Jahrhunderte hindurch fortgeſetzten Gebrauch ſpiegelblank und glatt geworden; eine an roſtiger Kette von der Decke niederhängende Blechlampe verbreitete ein unſicheres, trügeriſches Licht in der Halle, deren Tonnengewölbe auf das hohe Alter des Gebäudes ſchließen ließen. In der That hatte man bei dem Bau des Herrenhauſes einige bereits vorhandene Baulichkeiten benutzt.

Als der feſte Tritt des Hausherrn, von leichtem Sporengeklirr begleitet, auf dem Pflaſter ertönte, erhub ſich ein Mann, der am obern Ende der einen Bank nahe der großen Thür ſaß, die auf den innern Hof führte. Das rechte Bild eines alten märkiſchen Ackerknechts war der Kerl, das ſchlichte Haar hing ihm

faſt bis in die Augen, glatt geſchnitten; die Augen waren mächtig ſtier, aber wer ſich nur etwas auf Geſichter verſtand, der ſah auch die Schlauheit darin, und um den breiten Mund lauerte in tauſend Falten jene trotzige, zähe Energie, die aus Sand und Sumpf Korn und Gold erntet, mit Anwendung der gewaltigen ſchwieligen Hände, die bis über's Gelenk hervorragten aus den engen und kurzen Aermeln der grauen Jacke vom gröbſten Tuch mit noch gröberer Leinwand gefüttert, dieſes ſonderbaren Kleidungsſtücks, das eigentlich nur da zu ſein ſcheint, um über die Schulter gehängt zu werden, denn unter hundert märkiſchen Jacken ſind ſicher neunundneunzig zu eng, wenn ſie wirklich angezogen werden. Der unterſetzte, aber kräftige Menſch, der etwa vierzig Jahre oder etwas darüber alt ſein mochte, ſtand mit einer Art von militäriſchem Anſtand, beide Hände an der Hoſennaht, vor dem Edelmann, der ſich ihm raſch genähert hatte und vor ihm ſtehen geblieben war.

„Die armen Teufels werden gleich hier ſein, gnädiger Herr!“ meldete der Knecht, „ſie haben gelooſt, Jean und Wally bleiben heim, bis ſie abgelöſt werden.“

„Es iſt gut, Uhde,“ ſagte Herr von Pletz und

befahl dann: „ruft mir gleich den Herrn Amtmann, und geht dann zum Herrn Propſt und zum Herrn Caplan, macht eine Empfehlung von mir, ich ließe ſie bitten, mich gleich zu beſuchen, es habe Eile.“

Der Knecht machte links um und entfernte ſich durch ein kleines Pförtchen, welches in einen der großen mit eiſernen Nägeln beſchlagenen Thorflügel, durch welche die Halle geſchloſſen wurde, eingeſchnitten war. Der Edelmann dagegen kehrte um, rief im Vorübergehen in die Küche hinein: „Frau Schaller, ſorge ſie für Abendbrot, die armen Teufels kommen, ſieben Mann, ſie bleiben auf dem Hof!“ und ſtieg dann eine ziemlich ſchmale Wendeltreppe hinauf.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ antwortete Lehnerdt Schaller's Mutter, die Ausgeberin und Schaffnerin im Hauſe Beſſin, dabei unterließ ſie nicht eine Anzahl der ehrerbietigſten Knixe nach der Thür hin zu machen, an der ſie ihren gnädigen Herrn vermuthete, denn ſehen konnte ſie ihn nicht, auch wenn er ſtehen geblieben wäre.

Im obern Stockwerk öffnete Herr von Pletz die Thür eines Gemaches, aus welchem ihm tobender Kinderlärmen entgegenſcholl. Er trat unbemerkt ein,

denn die Stühle umwerfend und rücksichtslos über Alles hinstürmend jagten sich seine beiden Knaben mit lautem Geschrei durch das ziemlich umfangreiche Gemach, während ihre Mutter, dem Gewirr den Rücken zukehrend, neben einem hohen und schmalen Kamine saß, und an einem kleinen Tischchen, das durch eine Lampe mit grünem Schirm beleuchtet war, in ihrem Wirthschaftsbuch eifrig rechnete.

Der Edelmann stand mit untergeschlagenen Armen und schaute mit dem ihm eigenen sinnenden Blick bald auf die blühenden Kinder, bald auf die stattliche, schöne Frau, deren edles Antlitz, leicht geröthet und bei der Beugung auf das Buch von dem hellen Lampenschein unmittelbar angestrahlt, ungemein friedlich und lieblich aussah.

Den friedlichen Kinderlärmen im eigenen Hause verglich der Hausherr in seinen Gedanken mit dem Kriegslärmen draußen; es war dem trotzigen Manne, als wolle eine bange Wehmuth sein muthiges Herz beschleichen; er machte eine rasche Bewegung, um sich von dieser Wehmuth zu befreien, nahm die Mütze ab und warf sie, gut gezielt, seinem ältesten Sohne an den Kopf.

Mit hellem Freudengeschrei stürmten die Knaben heran und sprangen alsbald jubelnd an dem Vater empor, rasch erhob sich auch Frau Hedwig, mit den Augen grüßte sie den Gemahl und faßte seine Hand, die sie ihm verstohlen drückte.

„Wie ist's möglich, meine sehr Liebe," sagte Herr von Pletz lächelnd, „daß du bei diesem Höllenlärmen der Jungen rechnen kannst?"

Frau Hedwig antwortete nicht mit Worten, sie sah ihren Gemahl lächelnd an, und der verstand sie ganz wohl.

„Aber ihr Jungen," fuhr er fort, „was habt ihr gespielt?"

„Wir waren Fische im See," rief der Jüngste hastig, „ich war ein großer Hecht und wollte den Sebus verschlingen, weil der nur ein kleiner Fisch ist."

„Ich bin ein Pletz und die Pletzen wehren sich immer, auch wenn der Fisch, der sie verschlingen will, noch größer ist, nicht wahr, Vater?" sprach Junker Eusebius, der Aelteste, ernsthaft.

Dem Edelmann gefiel's, daß sein Aeltester gerade auch im Spiel nichts Anderes sein wollte als ein Pletz, er legte seine Hand schwer auf das Haupt

des kleinen Knaben und sprach: „Wie's mit den andern Pletzen bestellt ist, mein Sohn, das kann ich dir nicht sagen, die Pletze vom Bessinersee aber, die wehren sich immer, immer, hörst du, und wenn der noch so groß wäre, der sie zu verschlingen käme; nun aber will ich euch was sagen, liebe Jungen, wenn ihr Fische im See spielt, so müßt ihr ganz still sein, denn wißt ihr, die Fische sind stumm!"

Mit großen Augen sahen die Knaben ihren Vater an, dann klatschten sie in die Hände und begannen sich wieder zu jagen, mühselig jeden Ausruf unterdrückend; der Edelmann aber hatte sich zu seiner Gemählin gewendet, er schlang den Arm um ihren Leib, zog sie an sich, drückte sie fest an seine Brust und sah ihr ernst und lange in die schönen lieben Augen, die so zärtlich und so stolz, so zuversichtlich und doch scheu zu ihm aufblickten. Er sagte ihr halblaut, daß er französische Einquartierung erwarte; Frau Hedwigs Auge wurde traurig, aber nicht ängstlich, sie war eine Preußische Patriotin, und an der Seite ihres Gemahls fürchtete sie sich nie. Er theilte ihr mit, was er zunächst beschlossen, wies sie an, für die Bequemlichkeit und die Bewirthung der ungebetenen Gäste im voraus

Sorge zu tragen, das Weitere aber Gottes Barmherzigkeit anheim zu ſtellen. Zuletzt ſagte er noch, daß er, um einige zuverläſſige Leute mehr auf dem Hof zu haben, die armen Teufels beſtellt habe. Das hatten die beiden kleinen Junker kaum gehört, als ſie in ein lautes Freudengeſchrei ausbrachen.

„Still, Jungen, Fiſche ſind ſtumm!“ rief der Vater mit halber Drohung.

„Ich bin kein Fiſch mehr!“ entgegnete der Jüngere ſofort.

„Ich bin ein Pletz und will einer bleiben!“ beharrte Junker Euſebius trotzig.

„Ich will zu den armen Teufels!“ ſchrie Junker Dubislaw.

„Du kannſt die Kinder immerhin noch ein wenig zu den armen Teufels hinuntergehen laſſen, liebe Hedwig! wirſt ohne ſie genug zu thun haben, und dort ſind ſie gut aufgehoben. Ich muß mit den beiden geiſtlichen Herren und mit dem Amtmann reden.“

Wie das Wetter flogen die Knaben zur Thür hinaus, rollten mehr als daß ſie gingen die Treppe hinunter und ſtürzten ſich in die große Küche, haſtig nach den armen Teufels fragend. Kaum hatte ihnen

Frau Schaller gesagt, daß die armen Teufels in der Brunnenstube säßen und ihr Abendbrot verzehrten, als die Junker auch schon wieder hinaus waren, der Brunnenstube zu. Die Frau Schaller schüttelte ihr Haupt, das graue Haare zierten und ein steifgestärktes weißes Mützchen darüber mit einem Fleck von drap d'argent; die gute alte Person schüttelte den Kopf, denn sonst waren die Junker niemals aus der Küche gegangen, ohne ihr wenigstens eine Handvoll Backobst abgeschmeichelt zu haben.

Die Brunnenstube in Bessin war eine kleine Kemnate zu ebener Erde, herausgebaut in den Hof bis an den großen Brunnen heran; es war eine Art von Geschäftszimmer für den Amtmann, an dessen Wohnung sie auch stieß, wurde indessen Abends häufig als eine Art von Gesellschaftszimmer für Verwalter und deren Besuche und sonst Leute benutzt, die man nicht in die Gesindestube brachte, welche übrigens dicht an die Brunnenstube anstieß und mit ihr durch eine nur selten geschlossene Thür verbunden war.

„Les pauvres diables, bon soir! soyez bien venus, les pauvres diables!“ riefen die beiden Knaben, heiter in die Brunnenstube stürzend.

Da erhoben ſich ſieben Männer von ihrer Bank hinter dem Tiſch, lachten heiter und ſprachen einen entſetzlichen Miſchmaſch von Deutſch-Franzöſiſch, bemächtigten ſich der kleinen Junker, ließen ſie auf ihren Knieen reiten und ſangen und ſcherzten, daß die Knaben in jauchzendem Uebermuthe tobten.

Wer waren dieſe Leute, die man mit dem ſonderbaren Namen: die armen Teufels von Beſſin nicht im Scherz, ſondern ganz ernſthaft nannte, ja, die amtlich ſo genannt wurden und die ſich ſelbſt mit einem gewiſſen Stolz dieſen Namen beilegten?

Kurz nach der Aufhebung des Edictes von Nantes hatte ein Pletz von Beſſin, der damals bei der Reichstagsgeſandtſchaft ſtand, einem franzöſiſchen Edelmann, der ſich in Brandenburg refugirte, um ſeiner Confeſſion treu bleiben zu können, ein kleines ärmliches Stückchen Land dicht am Beſſiner See verkauft, dahin hatte ſich der Refugié geſetzt mit einigen von ſeinen alten Dienern, die ihn nicht hatten verlaſſen wollen. Die Franzoſen legten eine Meierei und eine Gartenwirthſchaft am Beſſiner See an, aber ſchon im zweiten Jahre ſtarb der franzöſiſche Edelmann, und da er das Land nicht bezahlt hatte, ſo wäre es den armen

Leuten, die Frauen und Kinder hatten, gewiß ſehr ſchlecht gegangen, wenn der Grundherr nicht in milder und großmüthiger Weiſe erklärt hätte, er wolle die armen Teufels nicht von dem Fleck Landes treiben, auf den ſie ſchon ſo viel Fleiß verwendet hätten. Seitdem hießen die Franzoſen die armen Teufels von Beſſin in der ganzen Gegend. Der Herr von Pletz, der ſie zuerſt aufgenommen, gab ihnen ſpäter auch ihr Land in Erbpacht gegen einen ganz geringen Canon und freute ſich der Fortſchritte, welche ſie mit ihrer Gartenwirthſchaft machten. Fleiß und Gottesfurcht wohnten in den kleinen ſchmucken Häuſern der armen Teufels von Beſſin, ſie wurden zwar nicht reich, ja nicht einmal wohlhabend, denn es war ein hartes Land, das ſie bebauten, aber ſie hatten den Fleck Erde lieb, den die Großmuth des Grundherrn ihren Vätern gegeben, als ſie um des Glaubens willen flüchtig ihr ſchönes Vaterland verlaſſen hatten und in die rauhen Marken kamen. Mit ſonderbarer Liebe und Treue hingen die armen Teufels an der Familie der Gutsherrſchaft, einer von ihnen war immer der Gärtner in Beſſin, aber auch die andern waren ſtets da, um zu helfen, wenn's irgend die Gelegenheit er-

forderte. Sie sprachen längst nicht mehr französisch, die armen Teufels, aber sie hatten noch einzelne Sprachtraditionen bewahrt, sie waren mit den Leuten in der Umgegend vielfach verschwägert und verwandt, es konnte nur wenig noch von dem altfranzösischen Blute in ihnen sein, dennoch hatten sie eine andere Art, als die zähen, ernsten Märker ringsum hatten, sie sangen bei der Arbeit, waren beweglich und lustig und darum eben das Entzücken der beiden Knaben, für die es immer ein großes Fest war, die armen Teufels zu besuchen oder deren Besuch zu empfangen.

Außerdem aber war noch ein Band, welches die Nachkommen der französischen Flüchtlinge mit der Gutsherrschaft verknüpfte — die ganze Gegend war lutherisch, die edlen Pletzen von Bessin aber, wie die armen Teufels, reformirten Bekenntnisses. Wenn also der Schloßherr den reformirten Pastor aus einem ziemlich entfernten Städtchen nach Bessin kommen ließ, um die Sacramente zu verwalten, dann wurden die armen Teufels stets zum Gottesdienste eingeladen. Uebrigens herrschten in der kleinen Colonie noch immer die frommen Traditionen der vertriebenen Väter, sie waren eifrige und strenge Calviniſten.

Nach und nach waren die armen Teufels, sie waren längst stolz auf diesen Titel und nannten sich selbst so, so mit der Familie des Gutsherrn zusammengeschmolzen, daß sie gar nicht getrennt von derselben gedacht werden konnten, und in der ganzen Gegend citirte man die armen Teufels von Bessin als Muster ehrsamer und treuer Guts-Unterthanen.

Die beiden Junker plauderten lebhaft mit den Männern, die dabei ihre Biersuppe speisten und Brod und Käse, was ihnen vorgesetzt worden als Imbiß. Da war von allerlei ganz sonderbaren Vergnügungen die Rede, welche den beiden Knaben für die nächste Zeit in Aussicht gestellt wurden, und es war den Kleinen gar nicht recht, daß der Amtmann kam und die armen Teufels zu dem gnädigen Herrn beschied.

Victorien und Hippolyte, sehr vornehme Namen für Gärtnersleute, trugen die Junker erst zur gnädigen Frau hinauf, dann traten sie mit ihren Genossen in das Vorzimmer des Gutsherrn, dessen Wände bis an die Decke hinauf mit Büchern bedeckt waren.

Hier stand der Edelmann mit dem Propst und dem Caplan, den beiden lutherischen Geistlichen des kleinen Ortes Bessin, der unter den Pletzen stand;

den Geiſtlichen hatten ſich noch einige hervorragende Glieder ihrer Gemeinde angeſchloſſen.

Die armen Teufels ſtellten ſich in eine Reihe, nachdem ſie die Anweſenden mit einer Verbeugung begrüßt hatten, welche gleich verrieth, daß ſie andern Stammes, als das Volk in den Marken. Auch hatten ihre Züge noch eine gewiſſe Schärfe und Beweglichkeit, die ſie von den Andern unterſchied.

„Mes enfants,“ wendete ſich der Edelmann gleich zu ihnen, „ich habe euch rufen laſſen, weil wir wahrſcheinlich morgen, vielleicht auch heute noch feindliche Einquartierung bekommen werden. Die Leute ſind darob ſehr in Angſt, denn es laufen widrige Gerüchte um über das Betragen der Franzoſen, Gerüchte, die wahrſcheinlich begründet ſind, denn man weiß ja wie die Soldaten Bonaparte's zu hauſen pflegen. Es iſt ſchwere Zeit, aber es wird dadurch nichts gewonnen, daß man ſich flüchtet und Hab und Gut der Discretion des Feindes überläßt. Ich habe deshalb die Herren Geiſtlichen gebeten, ihren Einfluß anzuwenden, daß die Leute in ihren Häuſern bleiben, und Einige von euch ſollen ſich in der Propſtei aufhalten, denn ihr verſteht doch wohl noch ſo viel Fran-

zöſiſch, daß ihr euch allenfalls und zur Noth mit den Franzoſen verſtändigen könnt."

Die armen Teufels ſahen ſich betroffen an und machten dann eine ziemlich verlegene Verbeugung.

„Es wird ſchon gehen," ermuthigte der Edelmann, „ihr braucht ja keine Reden zu halten, aber ihr werdet ſchon verſtehen, wenn die feindlichen Soldaten Bier, Brod, Heu, Stroh und dergleichen Dinge verlangen, nicht?"

Das gaben die Leute ziemlich zuverſichtlich zu, und Herr von Pletz meinte, zu den Geiſtlichen gewendet, es ſei damit ſchon viel gewonnen, denn viele Exceſſe würden ſchon vermieden dadurch, daß man überhaupt wiſſe, was der Feind verlange.

„Vier von euch," ſagte er wieder zu den armen Teufels, „gehen mit dem Herrn Propſt, die Andern bleiben hier auf dem Hofe, Gott befohlen!"

Auf einen Wink des Gutsherrn entfernten ſich die treuen Leute, während ſich dieſer noch einen Augenblick mit den beiden Geiſtlichen unterhielt, die ernſt und gefaßt dem Kommenden entgegenſahen; er verſprach ihnen, bei der erſten Nachricht von der An-

näherung des Feindes zu ihnen zu kommen und ſie zu unterſtützen.

Eben wollten ſich auch die Geiſtlichen verabſchieden, als man Hufſchlag unten im Hofe vernahm; der Edelmann öffnete raſch das Fenſter und rief in die Dunkelheit hinaus: „Wer iſt da?“

„Runge!“ antwortete der Reiter, „Soldaten kommen über die Marxmühle herein; der Herr Paſtor von Hohenkremmen ſchickt mich, Infanterie und Cavallerie, man ſieht Brände in der Entfernung, die Leute meinen, es ſei die Mühle bei Obergedern und die Scheunen beim Bichow'ſchen Hofe.“

„Gehen ſie mit Gott, meine Herren!“ verabſchiedete der Edelmann jetzt etwas haſtig die Geiſtlichen, die ſich eilig zu ihrer Heerde begaben, welche, bereits in Kenntniß geſetzt von der Annäherung der Franzoſen, in einer eigenthümlichen Miſchung von Aengſtlichkeit und Gleichgültigkeit verharrte. Es war nicht ſchwer, die Leute von der Flucht in die Forſten oder in entfernte Steinbrüche abzuhalten, der märkiſche Landmann geht nicht gern von Haus und Hof.

Es mochte etwa neun Uhr ſein, in Beſſin ſtanden die Leute trotz der rauhen Nachtluft noch in

Gruppen vor den Häusern, im Schloß hatte Frau Hedwig ihre Kinder zu Bett gebracht, und beredete eben mit ihrem Gemahl, wie die Mägde für die ersten Augenblicke wenigstens verborgen gehalten werden könnten, als plötzlich ein eigenthümliches Geräusch in der Nachtstille vernommen wurde, das sich ruckweise wiederholte.

Der Edelmann öffnete das Fenster und horchte scharf aus. Offenbar fand ganz in der Nähe ein Gefecht statt, es waren regelmäßige Salven, die da krachten, und zwar ziemlich starke Salven, weil sie so deutlich vernehmbar waren trotz des sehr heftigen Gegenwindes. Gleich darauf ging ein großer Brand auf, gerade dem Fenster gegenüber, aus welchem Herr von Pletz sah. Dieser schloß den Flügel, nahm die Hand seiner Gemahlin und führte sie in das Schlafzimmer der Kinder, das am Ende eines langen Ganges belegen war und die Aussicht nach dem See zu hatte. Er wollte ihr nichts sagen von dem Brande, denn offenbar stand das Herrenhaus von Hohenkremmen, wo Frau von Pletz geboren und erzogen war, jetzt im Besitze ihres Oheims, in Flammen. Der Edelmann ließ sich von seiner Gemahlin das Versprechen geben,

das Schlafzimmer der Kinder nicht zu verlaſſen, dann eilte er hinunter in den Hof, wo die Knechte zuſammenſtanden und ſich flüſternd ihre Bemerkungen über den Brand mittheilten.

Das Schießen hatte jetzt ganz aufgehört; mit großer Umſicht traf Herr von Pletz ſeine Maßregeln, er theilte ſeine Leute in zwei Wachen, von denen eine immer auf dem Hofe und in der Geſindeſtube auf Poſten ſein ſollte, während die andere ſchlafen oder ruhen mochte. Die Mägde wurden zu Bett geſchickt, erhielten aber Befehl, ſich nicht auszukleiden und ſich auf den erſten Ruf der Frau Schaller in die etwas beiſeit liegende Brauerei zu begeben, wo ſie bei der Annäherung der Feinde eingeſchloſſen werden ſollten.

Die junge Frau des Caplans und die Töchter des Propſtes kamen, ſie dünkten ſich auf dem Schloß ſicherer, als im Ort, Herr von Pletz ließ die Erſchrockenen, nachdem er ſie durch ernſtes Zureden etwas beruhigt hatte, zu ſeiner Gemahlin führen.

Jetzt erhielt der Edelmann Botſchaft von dem patriotiſchen Paſtor von Hohenkremmen: es hatte ein Engagement zwiſchen Preußen und Franzoſen ſtattgefunden, die Preußen hatten ſich tapfer ihren Rückzug

erkämpft, ſie hatten die Feinde geworfen, und dieſe hatten ſich auf die Marxmühle zurückgezogen, wo ſie ziemlich ſtark ſtanden, aber in der Nacht nicht wagten, weiter etwas zu unternehmen. Das Gefecht hatte ſich bis ins Dorf hineingezogen und zwei Scheunen waren dabei in Brand gerathen. Der Paſtor ließ anzeigen, daß er die Preußen von ſichern Leuten durch das Luch habe führen laſſen, daß dieſe Königlichen Truppen alſo vor einer feindlichen Verfolgung von der Marxmühle aus geſichert wären.

Herr von Pletz ſendete jetzt Leute aus, die ſich von verſchiedenen Seiten der Marxmühle nähern ſollten, um wo möglich zu erfahren, was für Truppen dort ſtünden.

Langſam und bleiſchwer ſchlichen die bangen Stunden dahin, der Edelmann gönnte ſich keinen Augenblick Ruhe; gegen Morgen, als er ſich überzeugt hatte, daß ſeine Gemahlin ſchlief, und daß die Leute, welche im Hof die Wache hielten, munter, unternahm er, von zwei armen Teufels begleitet, eine Inſpicirung und ging durch ſeinen Flecken. Hier herrſchte tiefe Ruhe, nur beim Spritzenhauſe ſtand eine Wache und

in der Probſtei waren die Geiſtlichen, der Schulze und ein paar Andere wach

Der Wind hatte ſich gelegt und es begann leiſe aber eiſig kalt zu regnen.

Herr von Pletz ſtand mit ſeinen Adjutanten etwa hundert Schritt vor Beſſin auf dem Wege nach Hohenkremmen, auf dem Thurme ſchlug es vier Uhr, als ſich ein leichtes Geräuſch von Hohenkremmen her hören ließ.

„Es kommt ein Wagen, gnädiger Herr!“ meldete Hippolyte, „ein Zweiſpänner!“

Der Edelmann ſtieg von dem hohen Seitenrande des Weges hinunter in die Straße und fragte, als der Wagen herankam: „Wer da?“

„Guten Morgen, gnädiger Herr!“ entgegnete der Wagenführer, „ich erkenne ſie an der Stimme, Gott ſei Dank, daß ich wieder da bin!“

„Seid ihr's, Vater Nolte,“ rief der Gutsherr, haſtig an den Wagen tretend, „wo kommt ihr her?“

„Von Prenzlau,“ entgegnete der Mann, ein reicher Müller aus der Gegend und bekannter Patriot, indem er vom Wagen ſprang, „ich bin geſtern früh von Prenzlau weg und den ganzen Tag und die ganze

Nacht gefahren, kreuz und quer, um meine Pferde vor den Franzoſen zu ſichern. Ich habe ſchreckliche Geſchichten erlebt, gnädiger Herr, noch vorgeſtern hat der Fürſt von Hohenlohe bei Prenzlau capitulirt!"

„Alſo auch er, ein Herr von ſo hohen Gaben!" rief der Edelmann im tiefſten Schmerz, „Hippolyte, nehmt die Pferde beim Kopf, führt ſie langſam; erzählt mir, Nolte, was ihr geſehen habt!"

Der Müller berichtete nun ſeinem Begleiter, daß er am 27. October bei ſeinem Schwager in Prenzlau geweſen und von dem Boden eines Hauſes am Templiner Thore, von wo er die ganze Gegend habe überſehen können, die ganze Affaire beobachtet habe.

„Wir ſahen die preußiſchen Infanterie-Colonnen," erzählte der Müller, „ſich langſam gegen die Stadt fortbewegen; kaum hatten ſie die Vorſtadt erreicht, ſo zog ſich ein Trupp rechts aus der Colonne heraus und ſetzte ſich außerhalb der Häuſer rechts und links an der Straße nach Templin; das war, wie ich nachher erfuhr, das Grenadier-Bataillon Graf Kohna. Währenddem marſchirte das Corps durch die Stadt nach den jenſeitigen Hügeln, nur einige Cavallerie blieb dieſſeits der Stadt bei dem Grenadier-Bataillon,

auf welches unſere ganze Aufmerkſamkeit gerichtet war. Mit innigſter Freude bemerkte ich, daß ich mich nicht getäuſcht hatte, es waren wohl noch die alten Preußen! Wir ſahen die Franzoſen in der Entfernung zwei Batterien auffahren, während ſich in der Ebene eine Maſſe Cavallerie ſammelte; ich meine, es müſſen fünf Regimenter oder noch mehr geweſen ſein. Das feindliche Feuer begann gleich ſehr heftig, aber das Grenadier-Bataillon ſtand ſo ruhig und gelaſſen im Feuer, daß mir das preußiſche Herz im Leibe lachte, und die beiden Feldſtücke, die das Bataillon bei ſich führte, ſchoſſen ſo gut, daß drei feindliche Geſchütze zerſchmettert wurden. Anfangs verlor das Bataillon wenig Leute, die feindlichen Geſchütze aber rückten immer näher, Kugel auf Kugel ſchlug mörderiſch ein, ich ſah den Commandeur fallen, gleich darauf aber war er wieder auf den Beinen, eine Kanonenkugel hatte ſeinem Pferde die Hinterbeine weggeriſſen. Wie eine Mauer ſtanden die Grenadiere und zogen ſich endlich langſam, mit voller Ruhe nach der Stadt, wahrſcheinlich hatten ſie Befehl zum Rückzuge erhalten. Nur ein kleiner Trupp blieb rechts von der Straße an einer Mühle ſtehen und ſetzte, unterſtützt von einer

kleinen Schaar von Reiterei, den Kampf fort. Dreimal versuchten diese braven Cavalleristen den Feind anzugreifen, aber vergeblich, man sah, daß die halbverhungerten, maroden Pferde den Dienst versagten. Die Grenadiere schlugen sich noch eine halbe Stunde fast gegen die feindliche Cavallerie, dann fiel der Capitain, und gleich darauf war die kleine muthige Schaar zersprengt, niedergehauen und gefangen; gnädiger Herr, ich habe geweint wie ein Kind bei dem Anblick. Gestern früh habe ich den tapfern Officier gesehen, es ist der Capitain von Taubenheim vom Grenadier-Bataillon Graf Dohna, er liegt beim Stadtchirurgus Herrn Albrecht in Prenzlau, von vier Hieb- und einer Stichwunde gefährlich blessirt; ich glaube nicht, daß der wackere Mann mit dem Leben davon kommt. Gleich nachdem das geschehen, kam preußische Infanterie auf dem Wege von Schönermark her, man sagte mir, es sei die Arriere-Garde des Fürst-Hohenlohischen Corps; sie beeilte sich, die Stadt zu erreichen, aber die ganze französische Cavallerie warf sich über sie her und richtete ein furchtbares Blutbad an. Unterdessen hatte der übrige Theil des Grenadier-Bataillons die Stadt erreicht, die Verfolgung war

aber so heftig, daß einige französische Cavalleristen mit eindrangen, die dann sogleich niedergemacht wurden, während der Major, Graf Dohna, mit eigener Hand die Thorflügel zuschlug. Trotz alle dem Jammer war's eine Freude, diesen Officier zu sehen, ruhig und gelassen gab er seine Befehle, ließ das Thor verrammeln, seine Kanonen dahinter aufpflanzen und seine Mannschaften sich rechts von der Straße mit dem Rücken gegen die Häuser aufstellen. In dichter Masse rückte die feindliche Cavallerie nun an's Thor, sie verlangte die augenblickliche Oeffnung unter furchtbaren Drohungen, Graf Dohna erklärte ihnen, daß zwei mit Kartätschen geladene Kanonen dahinter stünden. Plötzlich kam ein Adjutant des Fürsten von Hohenlohe an's Thor und holte einen französischen Officier ab, mit dem er durch die Stadt zu dem Fürsten ritt. Ich begriff das nicht gleich, aber mir ahnete, daß das nichts Gutes bedeuten könne. Nun verließ ich voller Sorge den Boden und lief nach dem Wirthshause, wo ich meine Pferde gelassen, ich schirrte Hals über Kopf an, aber es war zu spät, die Franzosen waren schon in der Stadt. Rasch zog ich meine Pferde in einen versteckten Ziegenstall und ging in die Wirths-

ſtube, da war ein Beamter des Grafen Arnim, der mir erzählte, daß ſchon am 26. das Grenadier-Bataillon Graf Dohna ein ſehr tapferes Gefecht in Boytzenburg beſtanden und daß ein Herr von Arnim, ein Verwandter des Grafen, mit den Schützen des Bataillons die Schloßbrücke tapfer vertheidigt hätte. Das war in Prenzlau eine furchtbare Nacht, gnädiger Herr, überall lagen Verwundete und Todte und dazu die Capitulation! Es war als wenn Alles verzaubert wäre! Und doch hatten ſich unſere Landsleute, trotz Hunger und Ermüdung, wie die Löwen geſchlagen; ſie erzählten von einem Fahnenjunker von Petersdorff vom Infanterie-Regiment Sr. Majeſtät des Königs, der ſich den Degen in der Rechten, die Fahne in der Linken wüthend gegen die Feinde gewehrt habe; ſein Capitain, der ſchon bleſſirt war, deckte ihm den Rücken, grimmig drängten ſich die Feinde um die Fahne, man bot ihm Pardon, er antwortete: je ne rends pas mon drapeau! und ſtieß mit der Fahnenſtange einen Chaſſeur vom Pferde. Ein Franzoſe ſoll gerufen haben: parbleu! c'est le second prince de Saalfeld! Endlich, als der Junker ſah, daß er der Uebermacht erliegen müſſe, warf er die Fahne rückwärts über eine

hohe Gartenmauer, gleich darauf erhielt er einen Hieb über den Kopf und sank zusammen. Der tapfere Junker ist aber nicht todt, Bürger von Prenzlau, die Alles mit angesehen, haben ihn aufgehoben, mir hat's einer versichert, der selbst dabei gewesen. Die Franzosen haben den ganzen Garten ausgesucht nach der Fahne, aber sie nicht gefunden. Ach, gnädiger Herr, mit solchen Leuten hat der Fürst von Hohenlohe capitulirt, was soll aus dem Könige werden?"

„Verzagt nicht, Vater Nolte," redete der Edelmann zu, „es ist schwere Zeit, aber ihr habt ja selbst gesehen, daß es trotz allen Unglücks doch immer noch die alten Preußen sind, die Nachkommen sind noch immer der Väter werth. Wie findet ihr die Leute im Lande?"

„Gut, durchaus gut, gnädiger Herr," entgegnete der alte Müller, „sie fürchteten sich wohl vor den Feinden, aber doch nicht zu arg, und überall waren sie willig, den Patrioten zu helfen und den Soldaten des Königs die Wege zu weisen und sie zu unterstützen. In Hohenkremmen sagte mir der Herr Pastor, es stünden feindliche Truppen auf der Marxmühle, sie müssen aber ganz in der Stille weiter zurückgegangen

ſein, denn bei der Marxmühle iſt Alles ſtill. In Holbau ſagten ſie, ein franzöſiſcher General habe ſeit geſtern Nachmittag ſein Quartier auf dem hohen Sattel!“

„Es wird jetzt auch an uns kommen, Vater Nolte!“ meinte Herr von Pletz ſtehen bleibend.

„Nun wir können auch nicht verlangen, daß es uns beſſer geht als anderen ehrlichen Leuten,“ entgegnete der Müller, „aber ich denke immer, viel werden wir nicht auszuſtehen haben, denn der Feind wird ſich zwiſchen unſern Brüchern und Luchen eben nicht ſehr geheuer fühlen!“

Das Fuhrwerk des Müllers hielt vor dem Schloß.

„Wollt ihr nicht ein wenig frühſtücken, Vater Nolte,“ lud der Gutsherr ein, „den Pferden etwas geben?“

„Ich danke, gnädiger Herr,“ lehnte der Müller ab, „habe beim Paſtor in Hohenkremmen Heu und Brod vorgelegt, und ſie wiſſen, daß es mich drängt, wieder in meine Mühle zu kommen.“

„Kann's mir wohl denken, Vater Nolte,“ ſagte der Edelmann die Hand des Müllers drückend, der

wieder auf seinen Wagen stieg, „ihr laßt mich doch Alles wissen, was vorfällt?“

„Der gnädige Herr kann sich auf mich verlassen, Gott schütze sie und ihr ganzes Haus! fort!“

„Behüt euch Gott, Nolte!“

Der Wagen rollte langsam in die Seitenstraße ein, die in einiger Entfernung am See hin führte. Es war ringsum tiefe Stille, lange lauschte der Gutsherr dem Geräusch des leichten Wagens, das noch aus weiter Ferne zu seinem Ohr drang. Tief seufzend betrat er endlich wieder seinen Hof, er hatte eine Ahnung, daß das die Stille sei, die dem Sturme vorhergeht, darum gönnte er sich auch jetzt noch keine Ruhe, er überzeugte sich, daß sein Weib und seine Kinder fest schliefen, dann trank er ein Glas Wein, stopfte sich eine Pfeife und ging rauchend auf und ab vor dem großen Hofthor.

Drittes Capitel.

Der Feind in Beſſin.

Endlich war es Tag geworden, in einem fahlen Lichte ſtanden die Gebäude und die faſt blätterloſen Bäume auf dem Vorhofe, die Menſchengeſichter waren bleich und die Augen blickten verdrießlich, denn wenn auch eine bange Nacht vorüber war, ſo folgte ihr ein Morgen, ein Tag, der nicht weniger bange war.

Im Flecken ließ der Propſt die Glocken läuten, er hielt eine Morgenbetſtunde mit ſeiner Gemeinde; der Gutsherr ging hinauf, um mit ſeiner Familie zu beten vor dem Frühſtück. Nach der Sitte des Hauſes las Frau von Pletz einen Abſchnitt aus der Bibel; laut und mit kräftiger Stimme las die edle Frau, wie ihre Gewohnheit war, und was ſie las, das war die Er=

rettung der Kinder Iſrael und der Untergang der verfolgenden Aegypter im rothen Meer; als ſie aber ſchloß: „daß das Waſſer wiederkam und bedeckte Wagen und Reiter und alle Macht des Pharao, die ihnen nachgefolget waren in's Meer, daß nicht Einer aus ihnen überblieb. Aber die Kinder Iſrael gingen trocken mitten durch's Meer; und das Waſſer war ihnen für Mauern, zur Rechten und zur Linken. Alſo half der Herr Iſrael an dem Tage von der Aegypter Hand. Und ſie ſahen die Aegypter todt am Ufer des Meeres, und die große Hand, die der Herr an den Aegyptern erzeigt hatte," — da merkten ſelbſt ihre kleinen Knaben, daß eine große Freudigkeit und Erhebung über ihre Mutter gekommen ſei, und als der Vater aufſtand und ein lautes: Amen! ſprach, da wunderten ſich die Kinder, daß die Augen ihrer Eltern leuchteten, als ſie ſich über die Bibel hin die Hände reichten, — ſie wunderten ſich, aber der Augenblick war ihnen ſo feierlich und bedeutungsvoll zugleich, daß ſie noch jetzt als reife Männer nie ohne tiefe Rührung an jenen Morgen denken können.

„Der Feind! der Feind!" keuchte ein Burſche, in's Zimmer ſtürzend.

„Wo, wo?" fragte der Edelmann, ſeine Mütze aufſetzend, indem er den Burſchen bei der Hand faßte und mit ihm hinaus ging.

Auf der Treppe kam ihm ein zweiter Bote entgegen, im Hofe ein dritter, Jeder meldete eine andere Richtung, aus welcher der Feind heranziehe; einen Augenblick überlegte Herr von Pletz, dann begriff er, daß Beſſin zum Rendezvous für verſchiedene feindliche Truppenabtheilungen beſtimmt ſein müßte. Offenbar fehlte es dem Feinde an den nöthigen Terrainkenntniſſen, denn der abgelegene Flecken, fern von jeder größern Straße, zwiſchen Brüchern, Luchen und Seen verſteckt, war wenig zu einem Sammelpunkt geeignet, wenn nicht ganz beſondere Zwecke etwa verfolgt wurden.

Fünf Minuten ſpäter rollte von der Marxmühle her ein mit ſechs Pferden beſpannter Leiterwagen in die Straße ein, die durch den Flecken nach dem Schloß führte, ſechs bis acht franzöſiſche Soldaten ſaßen darauf. Sie ſtiegen vor der Propſtei, einem alten ſtattlichen Hauſe, ſie mochten es für die Mairie halten, von ihrem Wagen und gaben ſich als Quartiermacher des Oberſten Pelet zu erkennen; der Amtmann und

der Propſt, von den armen Teufels unterſtützt, verſtändigten ſich ziemlich gut mit den alten Soldaten, die, nachdem ſie mit einem handfeſten Frühſtück bewirthet worden waren, ſich ziemlich artig benahmen. Das wurde Herrn von Pletz auf's Schloß gemeldet in demſelben Augenblick faſt, als ſich die Scene vollkommen änderte.

Plötzlich erſchien, Niemand wußte, woher er gekommen, Angeſichts der Propſtei ein Chaſſeur, ſchaute ſich vorſichtig um nach allen Seiten, indem er ſein Pferd einen Augenblick anhielt, dann feuerte er ſeine Flinte auf die Leute ab, welche vor der Propſtei ſtanden, glücklicher Weiſe ohne Einen zu treffen, warf ſein Pferd herum und jagte davon. Die franzöſiſchen Quartiermacher wollten oder konnten keine Auskunft über dieſe bedenkliche Erſcheinung zu Pferde geben, hatten auch keine Zeit dazu, denn in dieſem Augenblicke wälzte ſich unter Trommelſchlag und Pfeifenklang eine dichte Maſſe von Fußvölkern in den Ort, die ſich auch ſofort rechts und links in die Häuſer warfen und zu plündern begannen.

Die Quartiermacher erklärten, daß dieſe Infanterie nicht zu dem Regiment des Oberſten Pelet

gehöre, die in einer halben Stunde frühestens eintreffen könne, sie blieben ruhig bei der Flasche sitzen, obwohl sie der Propst auffordern ließ, etwas für die Ordnung zu thun. Sie zuckten die Achseln und deuteten auf die Menge, nur die Propstei versprachen sie zu schützen. Unterdessen quoll ein Strom von Infanterie nach dem andern in den engen Flecken, aus vielen Häusern vernahm man den Hilferuf der mißhandelten Leute, denn es war ganz unmöglich, Hülfe zu bringen, weil sich Colonne auf Colonne drängte. Die Scenen wurden von Minute zu Minute immer wilder, die französischen Offiziere thaten nichts, gar nichts, dem Plündern ihrer Leute zu wehren, sie sahen ruhig zu, wie die schändlichsten Dinge an den Frauen und Mädchen verübt wurden, denen es nicht gelungen war, sich zu verbergen, ja, der Capitain einer Voltigeur-Compagnie brach selbst den Schreibtisch des Caplans auf und nahm sich ein Messer und einen silbernen Bleistifthalter zum Andenken mit. Ein anderer Officier verlangte die Oeffnung der Kirche und schickte sich eben an, die Thüren zu erbrechen, als Trompetengeschmetter erklang und gleich darauf ein heftiges Gewehrfeuer begann. Jetzt wirbelten auch

die Trommeln, die ganze Masse gerieth in eine rückgängige Bewegung, die Plünderer sprangen aus den Häusern in Reihe und Glied. Ein höherer Officier, der jetzt erst zu Pferde erschien, gab seine Commandos, und in höchster Eile marschirten die einzelnen Colonnen ab, der Oberst hielt mit zwei anderen Officieren dicht am Wege und ließ sie an sich vorüber defiliren. Unterdessen hatte das Schießen fortgedauert, es entfernte sich aber langsam.

Herr von Pletz hatte die Absicht gehabt, den bedrängten Leuten zu Hülfe zu kommen, aber er hatte keine Möglichkeit dazu gesehen; auch begaben sich die Dinge mit einer so rapiden Schnelligkeit, daß der ganze Aufenthalt dieser unregelmäßigen Infanterie kaum eine Stunde gedauert hatte, doch war dies lange genug gewesen, um großen Schaden anzurichten.

Als die letzte Rotte den Hohlweg hinter Bessin passirt hatte, jagte der französische Oberst seinen Leuten nach, und bis auf die Quartiermacher in der Propstei war der Ort wieder frei vom Feinde, jedoch auf Minuten nur, denn alsbald trabten Chasseurs durch, ohne sich aufzuhalten, ihnen folgte ein Bataillon, das ebenfalls nicht Halt machte, sondern nur im Durch-

marſchiren hier und dort einen Trunk verlangte. Noch drei Bataillons kriegsgeübte Truppen, das ſah man ihnen an, marſchirten in kurzen Pauſen durch den Ort, dann aber erſchien ein Oberſt, von Adjutanten, Ordonnanzen und einer Eskorte vom achten Dragoner-Regiment begleitet.

Er hielt vor der Thür der Propſtei auf einem hochbeinigen braunen Engländer, verſprach den Geiſtlichen mit einem etwas hochmüthigen Lächeln Schutz für ihre Kirche, ertheilte auch ſofort Befehle, daß Zucht und Ordnung gehalten würden, und unterhielt ſich mit Hülfe der armen Teufels ganz leutſelig mit den Leuten. Der große ſchöne Reitersmann mit dem ſtarken Schwarzbart und den funkelnden Augen imponirte den guten Leuten gewaltig.

Unterdeſſen war ein Officier, begleitet von mehreren Quartiermeiſtern und Ordonnanzreitern, auf dem Hofe erſchienen und hatte dort erklärt, daß der Obriſt Pelet, Commandeur einer Brigade, ſein Quartier auf dem Schloſſe nehmen werde.

„Sagen ſie ihrem Herrn Obriſten," entgegnete Herr von Pletz dem jungen Officier, „daß er mir ſo

willkommen ſein ſoll in meinem Hauſe, als es unter dieſen Umſtänden möglich iſt.“

„Es iſt meinem Obriſten ziemlich gleichgültig, ob er ihnen willkommen iſt oder nicht,“ rief der Chaſſeur-Officier wegwerfend und in deutſcher Sprache, „wir ſind den Herren Preußen nicht willkommen, ah! jetzt ſind wir die Herren in dieſem Lande, und ſie haben ſich lediglich nach meinen Befehlen zu richten!“

Der märkiſche Edelmann erwiderte kein Wort auf dieſe brutale Frechheit, er lächelte mitleidig, das war die Rettung des Deutſch-Franzoſen, denn es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, und ſeine Leute hätten den Frechen vom Pferde geriſſen und ihn erſchlagen.

Laut lachend ritt der Lieutenant durch's Thor, um ſeinem Obriſten Meldung zu machen.

„Laßt euch das als Beiſpiel dienen,“ wendete ſich Herr von Pletz zu ſeinen Leuten, „das war die erſte Unbill, die wir zu leiden hatten von dem Uebermuth des ſiegreichen Feindes, es werden deren mehrere kommen, viele, unerträglich viele, aber unſere Zeit wird auch kommen, denn Preußen bleibt feſt!“

„Und der König oben!“ antworteten die Leute ihrem Herrn halblaut, aber entschlossen.

Darauf ging der tapfere Sohn des Landes hinauf in sein Zimmer, die Leute zerstreuten sich, nur ein alter Knecht blieb zurück, der den Befehl hatte, es zu melden, wenn der Obrist angekommen sei.

Er hatte nicht lange zu warten, denn beinahe unmittelbar nach dem Weggange des Hausherrn trabte der Obrist mit seiner Suite in den Hof.

„Wo ist der Eigenthümer?“ schnaubte der junge übermüthige Chasseur-Officier den Knecht an, der ihn gar nicht verstand, obwohl die Frage in deutscher Sprache gethan wurde.

Der Eigenthümer, das war ein Titel, den man noch nie einem märkischen Edelmanne gegeben, der sich aber besonders seltsam in diesem Moment ausnahm, wo fremde Herren ohne Umstände über das Eigenthum Aller verfügten.

Der ehrliche Knecht antwortete nichts und ließ den Strom französischer und deutscher Flüche, die der Chasseur über ihn ergoß, ruhig über sich ergehen, dann ging er langsam, dem gnädigen Herrn die Ankunft der fremden ungebetenen Gäste zu melden, wäh-

rend die armen Teufels, durch die Hufschläge herbeigerufen, aus der Brunnenstube kamen und die Ordonnanzen mit den Pferden in den Nebenhof, wo die Ställe waren, führten.

Obrist Pelet schwang sich langsam aus dem Sattel, klopfte schmeichelnd den schön gebogenen Hals seines Braunen, ehe er das Pferd dem Reitknecht übergab, dann wendete er sich um und betrachtete das alterthümliche Steinportal der Halle, dessen schöne Verhältnisse und kunstreiche Verzierungen ihm sichtlich sehr wohlgefielen. Auch das Wappen, zwei silberne Fische auf blauem Grunde zeigend, fesselte seine Aufmerksamkeit, es war nicht, wie sonst wohl gewöhnlich, oben in oder über dem Thürbogen angebracht, sondern in Mannshöhe am rechten Pfeiler, und bildete gewissermaßen den Schluß einer Inschrift, welche auf einem halbgerollten Bande in gleicher Höhe auf dem linken Pfeiler anfing und über den Thürbogen hinweg bis zu dem Wappen hinablief. Obgleich nun diese Inschrift in sehr steifen, eckigen, mittelalterlichen Buchstaben geschrieben war, so las der Obrist doch sehr geläufig: „In nomine Dei Patris, Filii et Spiritus sancti. Non omnis caro eadem caro est: sed

alia est hominum caro, alia pecudum, alia volucrum, alia piscium.“ *) Der feindliche Officier las das wiederholt halblaut, sinnend suchte er die Beziehung zu ergründen, die offenbar zwischen den Fischen im Spruch und den Fischen im Wappen bestand, aber er konnte sie nicht finden, denn er wußte nicht, daß er einen Bibelspruch las.

Auch hatte er keine Zeit, sich weiter mit dem Latein der Vulgata zu beschäftigen, denn der Hausherr trat ihm aus der Halle entgegen und lud ihn ein, ihm zu folgen.

Der feindliche Officier warf einen forschenden Blick auf den märkischen Edelmann, der seine Einladung eiskalt, aber vollkommen höflich stellte und sie auch an die andern Officiere richtete.

„Die Gastfreundlichkeit dieses edlen Hauses wird auf eine harte Probe gestellt, mein Herr,“ wendete sich der Obrist sehr artig zu dem Edelmann, „es ist hart, den Feinden seines Souverains die Honneurs im eigenen Hause machen zu müssen; ich werde das

*) 1. Cor. 15, 39. Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, sondern ein anderes Fleisch ist das der Menschen, ein anderes das des Viehes, ein anderes der Fische, ein anderes der Vögel.

Meinige thun, ihnen dieſe Laſt, welche das wechſelnde Kriegsglück auflegt, zu erleichtern."

„Unglück und Kriegslaſt ſind zu ertragen, Herr Obriſt," entgegnete der Hausherr, „wenn der Sieger die Kriegslaſt nicht erſchwert durch Uebermuth, das Unglück nicht durch Hohn vergiftet und ſo, wie ſie, des Wechſels im Glück eingedenk iſt. Sie ſind in meinem Hauſe willkommen, meine Gemahlin erwartet ſie zum Frühſtück!"

Sie ſtiegen zuſammen die Treppe hinauf.

„Ich bitte, empfehlen ſie mich Madame, bis ich ſelbſt die Ehre habe!" ſprach der Obriſt, indem er die Verbeugung des Hausherrn erwiderte und dann in das Zimmer trat, deſſen Thür der Amtmann geöffnet hielt. Die beiden Officiere, die dem Obriſten gefolgt waren, wurden in ein Gemach daneben geführt, welches ſie mit Allem ausgeſtattet fanden, was ein Soldat nach dem Marſch bedürfen kann.

Der Obriſt ſtand an dem einzigen hohen Fenſter ſeines Gemaches, er blickte hinüber in den kleinen Ort, wo ſeine Dragoner einquartiert wurden, er ſah die Poſten ausſetzen und überzeugte ſich, daß Alles in Ordnung war. Damit war dem Soldaten Genüge

geſchehen, die Landſchaft, die durch ihren Reichthum an Waſſer und Wald gar nicht reizlos war, feſſelte ihn nicht lange, er wendete ſich um nach dem Innern des Gemachs, wo ſein Kammerdiener Koffer und Mantelſäcke öffnete und die Vorbereitungen zur Toilette ſeines Herrn traf.

Man hatte dem feindlichen Officier eines der beſten Gemächer im Schloß eingeräumt, es war mit Ledertapeten ausgeſchlagen, auf denen in Gold gepreßt verſchiedene Bilder zu ſehen waren; auf der einen Wand das Urtheil des Salomo in dem Streit der beiden Mütter um das Kind, gegenüber David, der dem Saul den Zipfel des Gewandes abſchneidet, an der dritten Wand eine andere Scene, die man aber nicht zu erkennen vermochte, weil das Hauptbild gerade durch den Thüreinſchnitt in Wegfall gekommen war, vielleicht war es der Abſalon, der rechts vom Fenſter an einem Tannenbaume hing, oder auch der zornige Saul, der links ſeinen Speer ſchleuderte. Dieſe koſtbare Tapete war niederländiſche Arbeit, ein Pletz von Beſſin, der nachgehends an der Seite des Kronprinzen, des ſpäteren Königs Friedrich Wilhelm I.,

in der Schlacht bei Malplaquet gefallen, hatte ſie zum Geſchenk geſendet an den Majoratsherrn in Beſſin.

Faſt mitten im Gemach ſtand ein großes Bett mit hohem Himmel, über dem ein rieſiger Federbuſch ſchwankte, die Vorhänge waren von ſtarrer gelber Seide mit ſtark vergoldeten Schnüren und Quaſten. Auch die Polſter der Stühle mit dem niedrigen runden Rückenſtück waren von gelber Seide, die freilich etwas verbleicht war, obwohl ſie für gewöhnlich durch Kappen geſchützt wurde.

In dieſem Prunkgemach war es behaglich warm, denn ein großer Ofen ſtand zur Seite des Bettes in der Wand, er wurde aber in dem kleinen Nebengemach geheizt, das man dem Kammerdiener angewieſen hatte, dieſes ſtand auch durch eine kleine ſchmale Thür, hinter dem Ofen in die Tapete eingefügt, mit dieſem Zimmer in Verbindung.

Der Obriſt beachtete das Alles aufmerkſam, er rieb ſich die Hände, denn er fand es behaglich, doppelt behaglich, da er ſeit faſt drei Wochen kein ordentliches Quartier gehabt hatte und kaum aus dem Sattel gekommen war. Ueberdem heimelte ihn das alte Haus an, es erinnerte ihn an ſein Vaterhaus,

das die Republikaner verbrannt hatten, denn Obriſt Pelet war ein Edelmann von gutem Hauſe aus der Picardie; einſt Emigrant und immer Gegner der Revolution, hatte er doch nicht vermocht, dem Soldatenzauber, dem Glanz des Kriegsruhmes zu widerſtehen, mit dem Napoleon ſo viele tapfere Edelleute zu ſeiner Fahne gelockt und an ſich gefeſſelt hat. Pelet hatte eine ſchnelle Carriere gemacht, er hatte als Lieutenant den Zug nach Aegypten angetreten, bei Auſterlitz hatte er ſich ein Regiment erſtritten, jetzt führte er eine Brigade und konnte ſicher darauf rechnen, in der nächſten Zeit ſchon zum Generale befördert zu werden.

Mit großer Behaglichkeit machte er ſeine Toilette und ließ ſich von ſeinem Kammerdiener ankleiden, der ihn mit der Geläufigkeit eines ächten Pariſers von Allem in Kenntniß ſetzte, was er ſchon im Hauſe erkundet hatte.

„Es iſt ein vornehmes Haus das," plauderte der Pariſer, „ein wenig ſchwerfällig, wie dieſe Deutſchen ſind, aber alles reichlich und anſtändig, vor hundertfunfzig Jahren ſind die Schweden hier geweſen, ſeitdem kein Feind."

„Und woher wiſſen ſie das Alles," fragte der Obriſt lächelnd, „ſprechen ſie deutſch?"

„Oh nein!" erwiderte der Pariſer ablehnend, „wie können der Herr Obriſt das glauben?" der Kerl that, als ſei es eine Beleidigung, daß man ihm die Kenntniß einer ſo barbariſchen Sprache zutraue, „aber ich habe hier Landsleute gefunden, Franzoſen, Herr Obriſt, Nachkommen von Hugenotten, welche Louis le Grand einſt aus Frankreich vertrieben hat, weil ſie nicht in die Meſſe gehen wollten. Die armen Menſchen haben ſich zwar grauſam vernachläſſigt unter den Barbaren hier, aber man kann ſich doch noch verſtändlich mit ihnen machen; es ſind Gärtner, ſie haben den Salat nach Deutſchland verpflanzt und Obſt und Gemüſe, was man Alles vorher hier nicht gekannt hat; ſie rühmen den Eigenthümer ſehr und noch mehr deſſen Gemahlin, die ein Engel von Schönheit ſein ſoll."

Der Obriſt wäre kein Franzoſe geweſen, wenn ihn dieſe letzte Kunde nicht ganz beſonders intereſſirt hätte, er ſagte zwar nichts, aber der Kammerdiener nickte bedeutungsvoll, als der Obriſt ein Chagrin-Käſtchen nahm, es öffnete und ſich mit dem Abzeichen

eines Commandeurs der Ehrenlegion, ſo wie mit den Kreuzen der Militair-Orden von Bayern und Würtemberg ſchmückte. Das geſchah nur, weil die Schloßfrau ſchön ſein ſollte.

Das Raſſeln von Säbeln auf dem Eſtrich des Vorſaales, das Klirren von Sporen zeigte dem Obriſten an, daß ſich ſeine Officiere verſammelten, um ihn zum Dejeuner abzuholen, er ſteckte den Degen an und ſetzte den Federhut auf. Ein Lächeln überflog ſein ernſtes Geſicht, als er hinaustrat und die fünf Officiere alle nach Kräften geputzt ſah; er war überzeugt, daß auch ſie bereits von der Schönheit der Schloßfrau gehört hatten.

„Wie ſind ſie mit ihrem Quartier zufrieden?“ fragte er, nachdem er ihren Gruß militairiſch erwidert hatte.

Alle ſprachen ſich ſehr zufrieden aus über das Quartier in dieſem verzauberten Schloß, wie ſie das gute alte Haus Beſſin nannten, nur der junge Chaſſeur ſpottete über die altfränkiſche Pracht.

„Man weiß ſchon, daß ſie in Preußen nichts nach ihrem Geſchmack finden,“ entgegnete der Obriſt ſcherzend, „ſie lieben die Preußen nun einmal nicht,

die armen Preußen werden ſich über dieſes Unglück tröſten müſſen.“

Einer der armen Teufels, der die blaue mit Silber beſetzte Livree des Hauſes angezogen hatte, die für gewöhnlich gar nicht getragen wurde, führte die franzöſiſchen Herren über eine kleine Treppe durch mehrere enge Gänge und endlich auch durch einige ſehr einfach ausgeſtattete Zimmer zu dem kleinen Saal, in welchem das Frühſtück ſervirt war.

Der Obriſt und die Officiere überzeugten ſich, daß man ihnen wirklich die Prunkzimmer des Hauſes zum Quartier angewieſen hatte, was auf Alle, ſelbſt auf den Chaſſeur, einen angenehmen Eindruck machte.

Der Edelmann ging ſeinen Gäſten einige Schritte entgegen und ſtellte den Obriſten ſeiner Gemahlin vor, welche ihre beiden Knaben neben ſich hatte.

Die große, ſchöne Frau mit den ſanften Augen, die, weiß und blond, böſe Leute ſagten: röthlich, in der ſchwarzen Kleidung noch weißer und klarer erſchien, machte ſichtlich großen Eindruck auf die feindlichen Officiere.

Sie ſah wirklich wie eine Königin aus, die beiden Knaben konnten für ihre Pagen gelten, und ihre

ehemalige Gouvernante, die mit ernſter und ſteifer Würde hinter ihr ſtand, für ihre Oberhofmeiſterin. Der Obriſt ſtellte der Schloßfrau ſeine Officiere vor, und das Entzücken derſelben war nicht gering, als die ſchöne Frau ihre Anreden in fließendem Franzöſiſch beantwortete. Nur der Chaſſeur war ärgerlich, er hatte nämlich ſchon allerlei Pläne darauf gebaut, daß er, vermöge ſeiner Kenntniß der deutſchen Sprache, der Einzige ſein werde, der ſich mit der Dame unterhalten könne.

Man nahm Platz und anfänglich war das Geſpräch ziemlich einſylbig, denn die Officiere aßen und tranken mit gutem Appetit, ſie fanden die einfache Speiſe trefflich bereitet und den Wein ſehr gut.

„Wiſſen ſie, mein Herr," wendete ſich endlich der Obriſt, der zwiſchen dem Herrn und der Frau vom Hauſe ſaß, an den Erſteren, „daß ich heute, gleich beim erſten Tritt in ihr Haus, eine heimathliche Erinnerung gefunden habe?"

Herr von Pletz ſah den Obriſten fragend an.

„Iſt es das Wappen ihrer Familie, was unten an dem Pfeiler des Portals zu ſehen?" fragte der Obriſt.

„So iſt es, Herr Obriſt," entgegnete der märkiſche Edelmann, „die ſilbernen, goldenbewehrten Fiſche in blauem Felde ſind das Wappen der Pletzen von Beſſin."

„Nun, mein Herr," rief der Obriſt mit einer gewiſſen Bewegung, „zwei ſilberne, goldbewehrte Fiſche in blauem Felde ſind auch mein Wappen, das Wappen der Pelet de la Truiterie!"

„Wie ſagen ſie?" rief der Edelmann erſtaunt, „ſie ſind ein Baron de la Truiterie?"

„Nach unſern alten Gewohnheiten vor der Revolution hätte ich wohl kein Recht, mich einen Baron de la Truiterie zu nennen, ich bin ein Cadet, mein Herr! mein älteſter Bruder iſt der Baron de la Truiterie, mich nannte man den Chevalier, und meine Familie nennt mich noch ſo, obwohl ich jetzt Baron des Kaiſerreichs bin."

Der Obriſt deutete mit leichter Handbewegung auf den Crachat der Ehrenlegion, deſſen Beſitz ihn zum Baron des Kaiſerreichs machte.

„Das iſt doch ſehr eigenthümlich!" meinte der Edelmann, und zwar mit einem Anflug von Verlegen-

heit, von Unſicherheit, die ſonſt gar nicht in ſeinem Weſen lag.

Der Obriſt bemerkte das wohl, aber mit großer Gewandtheit richtete er das Wort an die Frau vom Hauſe und bemerkte, die Fiſche in ſeinem Wappen ſeien truites, Forellen, das Wappen alſo ein redendes.

„Unſer Wappen iſt auch ein redendes," entgegnete die Dame lächelnd, „nur ſind die Fiſche in unſerem Schild keine vornehmen Forellen, ſondern kleine Fiſche, wie ſie hier in dem See gefangen werden, man nennt dieſe Fiſche Pletzen, und wir führen denſelben Namen."

„Vielleicht iſt es ihnen nicht unintereſſant zu erfahren, Herr Obriſt," nahm jetzt der Edelmann, der ſich geſammelt hatte, das Wort wieder, „daß ſie nicht der Erſte von ihrer Familie ſind, der in dieſem Hauſe weilt. Nach der Aufhebung des Nanteſer Edicts lernte einer meiner Ahnen in Regensburg einen Baron de la Truiterie kennen, der mit einigen von ſeinen Leuten aus Frankreich geflüchtet war. Das gleiche Wappen hatte die Bekanntſchaft vermittelt, aus der Bekanntſchaft wurde eine herzliche Freundſchaft. Der franzöſiſche Baron kaufte ſich hier bei uns an

und gründete mit den Leuten, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, eine Viertelſtunde von hier eine Niederlaſſung, die noch heute beſteht. Jener Baron lebte nicht lange hier, er ſtarb und wurde bei meinen Ahnherren unten in der Kirche begraben. Seine Leute aber blieben im Lande, und ihre Nachkommen leben noch heute in meinem Hauſe, als treue Unterſaſſen geſchätzt. Ich werde dem Herrn Obriſten die jenen Baron betreffenden Papiere aus dem Archiv holen laſſen und auf ſeinem Zimmer vorlegen."

Mit höchſtem Intereſſe hatte der Herr Obriſt dieſe Mittheilung vernommen, es war eine große Bewegung über ihn gekommen.

„Es iſt kein Zweifel," rief er endlich, „Thomas Babincourt Pelet, Baron de la Truiterie, Vidame von Chateau-Pelet und Pelet-Ravignan, Königlicher maréchal de camp, iſt anno 1688 nach Holland und Deutſchland geflüchtet, weil er Hugenott war; die Familie, er hatte drei Brüder, hat niemals wieder etwas von ihm vernommen, vermuthlich, weil er zu früh ſtarb, er war der ältere Bruder meines Urgroßvaters. Ich möchte die Nachkommen der Leute ſehen, ich denke, ich habe ſie ſchon geſehen, aber ich möchte ſie

ſprechen, und bekomme ich heute keine Befehle, weiter vorzurücken, ſo beſuche ich die Anlage meines Ahnherrn. Mein Gott, wie wunderbar!“

Auf einen Wink ſeines Vaters war der älteſte Junker hinausgelaufen und holte den Hippolyt, den Aelteſten der armen Teufels herein, der ſich in der Livree der edlen Pletzen von Beſſin ſehr ſtattlich ausnahm.

„Tretet näher, Hippolyt!“ befahl der Hausherr, „der Herr Obriſt hat einige Fragen an euch zu richten.“

Der franzöſiſche Märker verbeugte ſich nicht ohne eine gewiſſe Zierlichkeit und ſah den Obriſten aufmerkſam an, der ihn ſcharf muſterte und dann begann: „Der Herr hier ſagt mir, daß ihre Väter aus Frankreich hierher gekommen ſind vor hundert Jahren und drüber, wegen Verfolgung um des religiöſen Bekenntniſſes willen.“

„Es iſt ſo, mein Obriſt!“ antwortete Hippolyt, alle ſeine Kenntniß des Franzöſiſchen zuſammennehmend.

„Sie ſprechen franzöſiſch, wie ich höre!“ fuhr der Obriſt fort.

„Ein wenig nur,“ erwiderte der gute Mann beſcheiden, „mein ſeliger Vater ſprach es noch ganz

geläufig, weil er mit seinem gnädigen Herrn in Berlin gewesen längere Zeit, daher kommt es, daß ich es noch ein wenig besser kenne, als meine Vettern und Neffen."

„Können sie mir sagen, aus welcher Provinz Frankreichs ihre Väter hierher kamen?"

Der Obrist blickte mit einiger Spannung auf den Mann, der sichtlich verlegen wurde und endlich sagte: „Ich weiß es nicht, mein Obrist, ich weiß nur, daß mein Urgroßvater, Hippolyt Bernier, die Meierei von Ravignan gehabt von den sehr erlauchten und sehr mächtigen Baronen de la Truiterie, Vidames von Pelet."

Ein stolzes Lächeln zog über das Gesicht des Obristen; in seinem Vaterlande galten die stolzen Feudaltitel seines edlen Geschlechts nicht mehr, er mußte in die Mark Brandenburg kommen, um noch einmal von den alten Ehren seiner Väter zu hören; er sah den Hausherrn zufrieden an, dann fragte er weiter: „Haben sie nie gehört, daß das Schloß und die Meierei von Ravignan in der Picardie liegen?"

„Oh, mein Obrist!" rief jetzt Hippolyt, „ich verstehe, der selige gnädige Herr hat zu meinem

Vater immer geſagt: „„mon vieux Picard!““ jetzt verſtehe ich!“

„Wiſſen ſie, mein Freund, wie der Mann hieß, mit dem ihre Väter aus Frankreich hierher gewandert ſind?“ forſchte der Obriſt weiter.

„Das kann ich dem Herrn Obriſten ganz genau ſagen,“ rief der franzöſiſche Märker lebhaft, „denn ich bewahre das Pſalmenbuch jenes Edelmannes noch, auf deſſen erſter Seite geſchrieben ſteht: Thomas Louis Timoleon de Babincourt de Pelet, Baron de la Truiterie, Vidame von Chateau-Pelet und Pelet-Ravignan, Seigneur-Chatelain von Arnoux, Creſſe und Croix-Rouſſe, maréchal de camp im Dienſt Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät. Das ſteht in dem Pſalmenbuch, ich kann es dem Herrn Obriſten zeigen!“

„Ich möchte es wohl ſehen,“ ſagte der Obriſt und ſtand auf, „umarmen Sie mich, Hippolyt Bernier,“ ſetzte er dann mit bewegter Stimme hinzu, „ich heiße Timoleon Adolph Pelet de la Truiterie, jener Edelmann, mit dem ihre Väter hierher kamen, war der Bruder meines Urgroßvaters.“

Der Obriſt umarmte den Gärtner, er hielt ihm

ſeine rechte Wange zum Kuß hin, Hippolyt berührte ſie leiſe mit ſeinen Lippen.

Es war eine eigenthümliche Scene, die franzöſiſchen Officiere begriffen ſie nicht recht, der märkiſche Edelmann aber hatte ein Verſtändniß dafür; mehr oder minder bewußt war in den beiden Männern, die ſich da umarmten, das patriarchaliſche Gefühl der Zuſammengehörigkeit mächtig, das einſt den adligen Lehnsherrn mit ſeinen Hinterſaſſen verbunden hatte. Ueber hundert Jahre waren verfloſſen, als Feind kam der Nachkomme des Lehnsherrn in das Land, wo ſeine ehemaligen Hinterſaſſen eine Zuflucht, eine neue Heimath gefunden, wo ſie ihre franzöſiſche Abſtammung faſt ganz vergeſſen hatten, und dennoch war in Beiden noch ein Reſt der alten Zuſammengehörigkeit; in dem alten Gärtner wachte Alles auf, was in ihm halb vergeſſen und ſchlummernd gelegen von Erinnerungen an die Vergangenheit, von den Erzählungen ſeines Vaters und Großvaters, er fühlte ſich plötzlich als einen Vaſallen des edlen Hauſes der Pelet, Thränen zitterten in ſeinen Augen.

Der Obriſt verließ jetzt den bewegten Mann und verſprach, die Niederlaſſung am Beſſiner See, die

ſein Ahnherr einſt begründet, zu beſuchen, wenn er irgend Zeit dazu finde, jedenfalls wolle er die Nachkommen der alten Vaſallen ſeines Hauſes ſehen, ehe er weiter marſchire.

Durch dieſes Ereigniß war eine Art von freundlicherem Vernehmen zwiſchen dem Obriſten und dem Hausherrn hergeſtellt; es war nicht mehr nur der feindliche franzöſiſche Officier, der bei einem märkiſchen Edelmann im Quartier lag, es war auch ein franzöſiſcher Edelmann von guter alter Familie, deſſen Ahnen mit dem Hauſe der Pletzen von Beſſin in freundlicher Verbindung geſtanden und dieſem Hauſe Dank ſchuldig geweſen. Das erleichterte dem Hausherrn und der Hausfrau ihre Stellung ungemein, ſie durften zuweilen der feindlichen Officiere vergeſſen und in dem Obriſten nur den Edelmann aus befreundetem franzöſiſchen Hauſe ſehen; ſo fand ein Entgegenkommen von beiden Seiten ſtatt und man fühlte ſich beiderſeits wohl dabei.

Nach dem Frühſtück zog ſich die Hausfrau zurück, ſie hatte fünf Eroberungen gemacht, denn die fünf franzöſiſchen Officiere waren in gleichem Grade entzückt von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und

ſelbſt der deutſch-franzöſiſche Chaſſeur, ein Pfälzer aus Kaiſerslautern, ſchwärmte in überſchwänglichen Worten für die reizende Chatelaine, ſie war das Erſte, das Einzige in preußiſchen Landen, was er nicht tadelte.

Der Obriſt empfing auf ſeinem Zimmer Rapporte aller Art, ſchickte Meldungen ab und regelte den Dienſt; der Hausherr bemerkte bald, daß ſein Gaſt ein höchſt umſichtiger Truppenführer war, der nichts aus den Augen ließ. Die Truppen, die unter ſeinem Befehle ſtanden, waren zwar ziemlich weit auseinander gelegt, in verſchiedenen Dörfern, Mühlen und Höfen einquartiert, das aber gerade ſchien den Obriſten zu beſonderer Vorſicht zu mahnen, und ſehr geſchickt ſorgte er dafür, daß die einzelnen Truppentheile ſowohl unter ſich, als auch mit dem Hauptquartier durch ausgeſtellte Poſten und Patrouillen in ſteter Verbindung blieben. Der märkiſche Edelmann hörte, daß der Obriſt zu einem Officier ſagte, daß er dieſe Vorſichtsmaßregeln durchaus für nothwendig halte, obwohl er nicht unmittelbar am Feinde ſtehe, ſondern noch ein fliegendes Corps leichter Truppen vor ſich habe, denn das eigenthümlich coupirte Terrain mache einen Ueber-

fall ſehr leicht ausführbar. Auch habe er die Truppen nur auf Befehl des Marſchalls ſo weit auseinander gelegt, der es durchaus verlangt habe, um den Leuten einige Erholung zu gönnen.

Am Mittag ließ der Obriſt, der bereits die Papiere ſeines Ahnherrn, welche ihm der Hausherr zugeſandt hatte, flüchtig durchgeſehen, den Edelmann bitten, zu einem der Gärtner zu ſenden, auf daß er ihn nach den Anlagen am See geleite.

Der edle Pletz von Beſſin ſchwankte einen Augenblick, dann entſchloß er ſich, ſeinen Gaſt ſelbſt zu begleiten.

Es war rauhes, häßliches Wetter, eiſig pfiff es herüber über den See, und fröſtelnd hüllte ſich der feindliche Officier in ſeinen langen Mantel, als er an das Ufer trat und nun ohne Schutz dem Wetter preisgegeben war. Dennoch blieb er ſtehen und ſchaute mit dem prüfenden Blicke des Soldaten um ſich. Drüben auf einer Lichtung der Hügelkette ſtand eine Vedette ſeiner Dragoner; den Carabiner auf den Schenkel geſtemmt, unbeweglich, wie aus Eiſen gegoſſen hielt der Reiter, und ſeine Umriſſe huben ſich ſcharf ab gegen den grauen Hintergrund; weiter zurück in einer

kleinen Terrainfalte, dicht am Ufer des See's, war eine gemischte Feldwacht aufgestellt; von da ab setzten noch drei oder vier Posten die Verbindung mit Bessin fort. Nachdem der Obrist das gesehen, blickte er nach der andern Seite hinüber, nach der Südspitze des See's, wo das alte Schloß auf der kleinen Insel lag. Auf dieser Seite standen keine Posten, denn von dort her konnte kein Ueberfall erwartet werden, weil Hartacker und die andern Dörfer weiter rückwärts dicht voll französischer Infanterie lagen, welche die Preußen nothwendig berühren mußten, wenn sie sich von dieser Seite aus dem Bessiner See nähern wollten.

Der scharfe Wind jagte die zerrissenen Wolkenstreifen mit schwindelnder Geschwindigkeit hin über den See und die graue Trümmerburg; wie immer flatterten Schwärme großer Dohlen schwerfällig um die alte Warte, mißtöniges, weithin vernehmbares Geschrei ausstoßend.

Der Obrist streckte die Hand aus nach den Ruinen auf der Insel.

„Es ist die Stammburg meines Hauses, die Wiege meines Geschlechts," beantwortete der Edelmann diese stumme Frage, „meine Väter haben ihren

Namen von den kleinen Fischen in diesem See, und sie haben auch wie diese Fische mitten im See gelebt."

Die Herren wechselten nur noch wenige Worte, dem Franzosen mochte der scharfe Wind lästig sein, er schlug seinen Mantelkragen in die Höhe und wendete sich ab; dem Herrn von Pletz aber schlug das Herz gewaltig, denn er sah das Zeichen, das er mit Lehnerdt Schaller verabredet hatte, die Hacke war aufgerichtet auf der Warte in dem Ring, in welchem sonst der Flaggenstock befestigt wurde. Es war also ein preußischer Officier auf der Insel, einer oder mehrere.

Es war ihm darum sehr lieb, daß der Obrist rascher zu gehen begann und sich nicht wieder umsah nach der Ruine, die sie ganz im Rücken ließen, als sie den Weg betraten, der vom See ab nach der kleinen Colonie der armen Teufels von Bessin führte.

Viertes Capitel.

Der See und ſein Erbherr.

Der Erbherr von Beſſin mochte mit dem feindlichen Obriſten jetzt vielleicht die Niederlaſſung der franzöſiſchen Refugirten erreicht haben; wenigſtens waren die Geſtalten der beiden Männer ſchon hinter dem kleinen Sandhügel verſchwunden, der die Niederlaſſung gegen die Stürme deckte, die über den See hinſtrichen, als die franzöſiſche Vedette, die jenſeits des See's in dem Einſchnitt der Hügelkette ſtand, plötzlich in Bewegung gerieth. Wie eine Statue ſtarr hatten Mann und Roß bis jetzt geſtanden, nun ließ der Dragoner ſein Pferd zur Seite treten und hob ſich, vorwärts ſpähend, im Sattel, plötzlich aber riß er den Cara-

biner empor, feuerte und sprengte dann, sein Roß herumwerfend, mit lautem Alarmruf den sanften Abhang hinunter und dann längs des Seeufers der Feldwacht zu. Sein Schuß, sein Ruf hatten nicht nur die Feldwacht, sondern alle Posten alarmirt; noch ehe er seine Meldung gemacht hatte, rückte die Mannschaft der Feldwacht aus. Der Wachtmeister, der diesen Posten commandirte, sendete sogleich einen Dragoner nach dem Hauptquartier rückwärts und setzte sich seinerseits auch dadurch in Verfassung, den Feind zu empfangen, daß er seine Cavallerie vorschickte nach dem schon mehrfach erwähnten Hügeleinschnitt, wo die Vedette gestanden, die den Feind entdeckt hatte.

Noch ehe aber die französischen Reiter den Weg am See hin ganz zurückgelegt hatten, erschien auf dem Hügelkamm, etwas oberhalb des Einschnitts, ein einzelner Preußischer Reiter auf einem schönen schwarzbraunen Roß; er hielt einige Augenblicke und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die Stellung der französischen Posten. Der Preuße, ein Husar, schien gar nicht auf die Dragoner zu achten, die stürmisch heranjagten und bei seinem Anblick in einen wilden Ruf ausbrachen. Auch die Posten am andern Ufer, die

den einzelnen Reiter ſahen, trabten unruhig hin und her, einige legten auch ihre Carabiner an, ſetzten ſie aber gleich wieder ab, da ſie ſelbſt ſofort begriffen, daß ein Schuß über die breite Fläche des See's hin eine lächerliche Pulververſchwendung geweſen wäre.

Jetzt hörte man in Beſſin eine einzelne Trompete ſchmettern, der Preußiſche Huſar oben auf dem Hügel hielt noch immer ganz unbekümmert; hinter dem Herrenhauſe hervor kam nun in ſcharfem Trabe eine Abtheilung Dragoner; mit ihr der junge Chaſſeur-Officier aus dem Elſaß, Obriſt Pelet's Adjutant.

In dem Augenblick, wo die erſten Dragoner von der Feldwacht in den Einſchnitt einbogen, zog der Preußiſche Reiter oben ein Piſtol aus der Halfter, wendete langſam ſein ſchönes Pferd und verſchwand. Faſt a tempo paſſirten die franzöſiſchen Dragoner den Einſchnitt und wurden den Blicken entzogen, vier oder fünf Schüſſe aber, die dann raſch hinter einander krachten, zeigten, daß ein Engagement ſtattfinde, und ſpornten das Commando, bei dem ſich der Chaſſeur-Officier befand, zu verdoppelter Eile an.

Daſſelbe hatte jetzt die Feldwacht paſſirt, da kam in gewaltigen Sätzen ein Dragoner durch den

Einſchnitt heruntergeſprengt; offenbar hatte derſelbe ſein Roß nicht mehr in der Gewalt, das unaufhaltſam niederwärts ſtürmte dem See zu; dicht am Ufer warf ſich der Dragoner aus dem Sattel, und mit einem weiten Satze ſprang das Roß in den See, deſſen Waſſer klatſchend über ihm zuſammenſchlugen. Das Thier war verwundet, denn als es wieder heraufkam, färbte ſich das Waſſer roth, noch zweimal kam es heftig arbeitend herauf, dann verſank es unter den rothen Schaumblaſen.

Der Chaſſeur-Officier befragte den Reiter dieſes Pferdes, die Dragoner kehrten zurück; es war wirklich ein einzelner Preußiſcher Huſaren-Officier geweſen, der die feindliche Stellung alarmirt hatte, vortrefflich beritten, hatte er ſich der Verfolgung leicht entzogen, zumal da er das Terrain genau zu kennen ſchien. Der Dragoner erzählte: der feindliche Officier, dem er hitzig verfolgend der Nächſte geweſen, habe ſich plötzlich gewendet und ihm in franzöſiſcher Sprache zugerufen: „Schade um dein gutes Pferd, Kamerad!“ darauf habe er geſchoſſen nnd das Pferd am Hals verwundet, das dann im Schreck und Schmerz ſich herumgeworfen und endlich im See den Tod gefunden.

Die Franzoſen bewunderten die Ritterlichkeit des Huſaren-Officiers, der ſich begnügt hatte, das Pferd zu treffen, da er doch eben ſo gut den Mann hätte nehmen können.

Langſam ritten die franzöſiſchen Soldaten nach der Feldwacht und nach dem Dorfe zurück, die Ruhe ſtellte ſich allenthalben wieder her, und in dem Hügeleinſchnitt hielt, als ſei nichts vorgefallen, hoch zu Roß im langen Mantel die Vedette.

Den Dragonern folgend ritt auch der junge Chaſſeur-Officier dem Herrenhauſe wieder zu, als ihm Obriſt Pelet in den Weg trat, der, durch die einzelnen Schüſſe aufmerkſam gemacht, haſtig ſeinen Rückweg angetreten hatte und nun nicht wenig beruhigt war, als er beim Seeufer angekommen Alles wieder ruhig und in Ordnung fand.

„Ich traue dem Volke hier nicht," ſchloß der Jäger-Officier ſeinen Rapport an den Obriſten, „die Vedette hat deutlich geſehen, daß ſich der feindliche Officier mit einem Bauernburſchen unterhielt, bevor er ſich da oben zeigte."

„Der Herr des Gutes ſpricht franzöſiſch," bemerkte Obriſt Pelet, dem jungen Officier einen Wink

gebend, obwohl der märkiſche Edelmann discret einige Schritte zurückgeblieben war; „dem Volke in Feindesland traut man niemals," fuhr der Obriſt fort, „ſie müſſen es ganz natürlich finden, daß die Landleute den Truppen ihres Königs jede mögliche Unterſtützung zu Theil werden laſſen. Ich dächte, wir hätten geſtern und vorgeſtern darüber Erfahrungen gemacht."

„Ich weiß nicht, mein Obriſt," nahm der junge Officier flüſternd das Wort, indem er ſich tief nieder neigte vom Sattel zum Ohr ſeines Chefs, der neben ihm herſchritt, „ob ich ihnen geſtehen darf, daß ich ganz eigenthümliche Befürchtungen hege."

Der Obriſt blieb einen Augenblick ſtehen und ſah ſeinem Adjutanten ſcharf prüfend ins Geſicht, dann ſagte er kurz: „Reden ſie!" und ſchritt weiter.

„Das iſt's eben," raunte der Chaſſeur kopfſchüttelnd, „ich habe nichts zu reden, ich habe halbe Worte, auch oft nur Mienen aufgefangen, wie kann ich ihnen halbe Worte überſetzen, wo die ganzen ſchon nicht zu überſetzen ſind? Mir iſt zu Muth, wie dem Löwen im Netze zu Muthe ſein mag, ich fühle mich umgarnt, umgeben von irgend etwas Drohendem. Es iſt eine Verſchwörung rings um uns her, und zwar

eine ſehr wohl geordnete; ich habe bemerkt, daß einige Perſonen immer nur auf Befehle Anderer warten und dann handeln, ich habe Leute ins Schloß kommen ſehen, die offenbar Nachrichten gebracht hatten und dann wieder verſchwunden waren, und, entſchuldigen ſie, mein Obriſt, unſer Preußiſcher Schloßherr kommt mir vor wie ein intereſſanter Verſchwörer."

„Mein lieber Lieutenant," entgegnete der Obriſt nachdenklich, „ihre Beobachtungen und Bemerkungen haben ſicher guten Grund, ein Volksſchlag wie dieſer wird immer in einer Art von permanenter Verſchwörung gegen die Feinde ſeines Königs ſein, ich zweifle auch gar nicht, daß unſer Schloßherr ein Häuptling dieſer Art von Verſchwörung iſt; ich kenne das Gefühl, von dem ſie ſprechen, ich habe es auch, aber ich hatte es noch ſtärker in Aegypten, wo religiöſer Eifer uns umgarnte; hier haben wir's nach meiner feſten Ueberzeugung mit einem loyalen Gegner zu thun, man wird uns hier nicht heimtückiſch im Schlaf meuchelmorden, aber man wird den feindlichen Truppen jeden möglichen Vorſchub leiſten, darum müſſen wir ſehr auf unſerer Hut ſein, und die Erſcheinung des Preußiſchen Huſaren-Officiers auf dieſer Seite

zeigt mir, daß General Dugonnier nicht ſo aufmerkſam iſt, als er ſein ſollte. Behalten ſie die Augen offen, Freund, wir ſind in Feindesland, und wenn wir auch genöthigt ſind, jede Feindſeligkeit gegen uns nach Kriegsgebrauch zu rügen, ſo dürfen wir andererſeits auch nicht verkennen, daß die Leute hier doch eigentlich nur ihre Pflicht thun, wenn ſie die Soldaten ihres Königs unterſtützen."

Der junge Officier machte eine raſche Bewegung und wollte reden.

„Ruhig, Freund," hielt ihn der Obriſt zurück, „ſie haſſen und verachten die Preußen, und ich habe ihnen ſchon ein paar Mal geſagt, daß ſie unrecht daran thun; ich kann nicht läugnen, daß ich einen ordentlichen Reſpect vor dieſen Leuten habe, ſie ſind offenbar Frankreichs geborene Gegner, überall tritt die Preußiſche Gegnerſchaft uns in den Weg ſeit Louis le Graud ſchon, und Napoleon le Grand wird daran nichts ändern. Sie ſind jetzt geſchlagen, gewaltig auf's Haupt geſchlagen, und wer nur durch die Preußiſchen Städte zieht, der mag ſich auch einbilden, ſie wären beſiegt; ich denke aber, daß die Haltung dieſer Edelleute und Bauern, dieſer Poſtmeiſter

und vor allen dieſer Prediger ihnen gezeigt hat, daß die geſchlagenen Preußen noch keine beſiegten ſind. Napoleon iſt ein gewaltiger Feldherr, er hat für Roßbach eine glänzende Revanche genommen auf dem Felde von Jena; ich bin überzeugt, daß Preußen früher oder ſpäter ſeine Revanche für Jena nehmen wird. Sehen ſie, junger Freund, das deutſche Reich und Frankreich bilden einen ewigen Gegenſatz in der Weltgeſchichte, das deutſche Reich hat ſich in ſeiner Vielheit nicht behaupten können gegen die Einheit Frankreichs, es iſt nach faſt tauſendjährigem Kampf erlegen, aber jener hiſtoriſche Gegenſatz iſt ſo nothwendig für das Völkerleben, daß Preußen an die Stelle Deutſchlands trat ſchon hundert Jahr früher als das deutſche Reich aufhörte: der Gegenſatz muß ſein, einen Feind aber, den mir Gott und die Geſchichte entgegenführen, den will ich ritterlich beſtreiten, aber ich vermag ihn weder zu haſſen, noch zu verachten, wenn mir gerade der Sieg zugefallen. Die Maſſen mögen ſich haſſen, bei ihnen brennt die Wunde, der perſönliche Verluſt, das preußiſche Volk mag das franzöſiſche haſſen, es wird ſeine Gefühle erwidert finden; die Maſſen ſehen den hiſtoriſchen Gegenſatz nicht, denkende Männer aber

werden ihn herausfinden, ihre Pflicht thun, den Gegner achten und ihn bekämpfen. Da haben ſie eine vollſtändige Lection, mein junger Freund!"

„Ich danke ihnen, mein Obriſt," entgegnete der Chaſſeur, ſein Pferd zügelnd, denn der Obriſt war ſtehen geblieben, „gewiß haben ſie recht, aber verzeihen ſie, ich fühle dieſe olympiſche Ruhe nicht in mir, ich fühle mich nicht als ein Werkzeug Gottes in der Weltgeſchichte, ich haſſe dieſe Preußen, ich bin ganz Maſſe mit meinem Haß. Ich war ein Deutſcher, als mir Preußen meinen Vater erſchoſſen, jetzt bin ich ein Franzoſe, und unbekümmert um den großen Gegenſatz in der Weltgeſchichte haſſe und verfolge ich die Preußen, und ich verachte ſie, weil ſie ſich haben ſchlagen laſſen, jämmerlich ſchlagen laſſen!"

„Ich laſſe Jedem ſeine Art," antwortete Obriſt Pelet ruhig, „ſie ſind ein tüchtiger Officier, ich ſchätze ſie, darum habe ich ſo offen mit ihnen geredet, ſie werden aber nur dann eine Zukunft als Soldat haben, wenn ſie Haß und Verachtung gegen den Feind ablegen. Napoleon's Genie hat die Preußen geſchlagen, es iſt ungerecht, ſie deshalb zu verachten; was wollen ſie? wenn ein Mal das Genie auf Preußens Seite iſt,

werden wir geſchlagen, aber werden ſie ſich ſelbſt und uns dann auch verachten? An Beiſpielen hoher Bravour fehlt es bei den Preußen auch in dieſem für ſie ſo unglücklichen Feldzug nicht, und — ich ſchlage lieber einen tapfern Feind, einen Feind, den ich achte, als einen den ich verachte."

„Noch ein Mal, mein Obriſt," erwiderte der Chaſſeur zerſtreut, „ich glaube, ſie haben recht, aber ich kann mich nicht erheben zu ihren Anſchauungen und — und —"

Der Officier hielt plötzlich inne.

„Was haben ſie?" fragte der Obriſt aufmerkſam werdend.

„Es iſt vielleicht eine Täuſchung," entgegnete der Gefragte, „aber ich glaube nicht, daß ich mich irre; heute Mittag, als ich auf ihren Befehl alle Kähne auf dieſem See dort zuſammen bringen ließ und eine Wache dazu ſtellte, befand ſich jener Stock, oder Stange, oder was es ſonſt iſt, nicht auf jenem Thurme; ich möchte wetten, daß ſie ſich nicht dort befand. Iſt die Inſel bewohnt? was bedeutet der Stock? iſt's ein Signal? iſt uns ein Kahn entgangen?"

„Wir werden es gleich erfahren!“ entgegnete der Obriſt vollkommen ruhig, indem er ſtehen blieb.

Der Reiter hielt ebenfalls ſein Pferd an, aber er lächelte ſpöttiſch.

Langſam kam der märkiſche Edelmann näher; er war zurückgeblieben aus Discretion, er mochte das Geſpräch der franzöſiſchen Officiere nicht hören, er konnte ſich denken, daß es ſich um die Alarmirung handelte. Jetzt ſah er wohl, daß die Herren auf ihn warteten, aber er beſchleunigte ſeinen Schritt nicht, denn es war ſein eigener Grund und Boden, auf den er trat, und die Herren waren Gäſte, die er nicht gebeten hatte. Zudem beunruhigte ihn das Zeichen Lehnerdt Schallers am Wartthurm auf der Inſel, und er ſehnte die Abenddämmerung heran; eine Ahnung kam über ihn, daß die Feinde Verdacht geſchöpft haben könnten.

„Sie hatten die Güte, mir die Ruinen auf jener Inſel als die Wiege ihres Geſchlechtes zu bezeichnen, mein Herr,“ nahm der Obriſt das Wort, indem er dem Gutsherrn einen Schritt entgegen kam und nach der Richtung der Warte deutete, „darf ich fragen, ob die Gebäude dort noch bewohnt ſind?“

Der Platz von Beſſin ſchaute mit einem langen, ernſten, faſt wehmüthigen Blick nach der Inſel hinüber, kein Zucken einer Muskel verrieth die Beſtürzung, die er bei dieſer directen Frage empfand, dann ſagte er langſam: „Die ſchwarzen Geſtalten der Dohlen, die ſie ſchattenhaft um die Zinne flattern ſehen, und die Nebel, die aus dem See aufſteigen, ſind jetzt wohl die einzigen Bewohner der Inſel. Sonſt war es anders, und noch jetzt im Sommer ziehe ich mich zuweilen in die kleine Bibliothek zurück, die ich mir dort eingerichtet habe. Auch meine Frau kommt an ſchönen Tagen mit den Knaben hinüber, ſie hat einen hübſchen ländlichen Salon in dem grauen Thurm — jetzt aber möchte es ſehr unwirthlich drüben ſein!“

Der Edelmann beantwortete, wie man ſieht, die kurze Frage etwas wortreich, aber er fühlte, daß er im Sprechen ſeine Faſſung vollkommen wieder gewonnen, und der ruhige Ton ſeiner Stimme täuſchte nicht nur den Obriſten, ſondern auch den Chaſſeur, der ſeinem Chef einen Blick des Einverſtändniſſes zuwarf und dann mit kurzem militäriſchen Gruß davonritt.

Während die beiden älteren Herren dem Herrenhauſe zugingen, trabte der Chaſſeur nach der Lan-

dungsstelle, unfern des Fleckens und der größern Straße, wohin er alle Kähne, die er auf dem See gefunden, hatte bringen lassen. Er fand den Posten in Ordnung, er zählte die Kähne durch, es fehlte keiner, und dennoch blieb in ihm ein Rest von Mißtrauen. Er maß die Entfernung bis zur Insel und würde wahrscheinlich sich auch durch den heftigen Wind nicht haben abhalten lassen, hinüber zu fahren und die Ruinen sorgfältig zu untersuchen, wenn nicht die Dämmerung gar zu rasch hereingebrochen wäre und der eisgraue, alte Fischer nicht geradezu erklärt hätte: es sei gefährlich, den See zu befahren im Abendnebel, auch könne er nicht dafür einstehen, daß er die Insel treffe in der Dunkelheit und bei heftig wehendem Nordwest.

Der Chasseur sah den Alten mißtrauisch an bei dieser Erklärung, offenbar traute er nicht recht, und sein Argwohn wurde auf's Neue rege; aber er stand ab von seinem Verlangen, denn er sah, daß es ihm wenig helfen werde, zu beharren, auch fürchtete er ja von der Insel durchaus keine Gefahr, sondern hoffte nur allenfalls dort Spuren eines Complotts zu finden. Eine halbe Stunde später waren alle Posten rings

um den See verdoppelt, und in dem kleinen Hause des alten Fischers, der gar spöttisch dazu lächelte, war eine ordentliche Wachtstube etablirt zum Schutz der Kähne.

Als der junge thätige Krieger nach allen diesen Anordnungen in das Herrenhaus zurückkam, war die Nacht fast vollständig herein gebrochen und Hippolyt empfing ihn mit einer Einladung der Dame vom Hause.

Ein eigenthümliches Lächeln glitt über das hochmüthige Antlitz des Chasseurs, er drehte sinnend einen Augenblick an den Spitzen seines Schnurrbartes, dann nahm er den Säbel unter den Arm und folgte, ohne erst Toilette zu machen, dem armen Teufel nach dem Gemach der schönen Hausfrau.

Das fand er behaglich erwärmt und mäßig erleuchtet durch einige große Armleuchter, die mit Kerzen besteckt waren; man liebte damals die grellen Beleuchtungen noch nicht so wie jetzt.

Der Hausherr saß mit Obrist Pelet an einem chinesischen Tischchen, in eine Partie Piquet vertieft, die andern Officiere standen um die Hausherrin, welche mit einem Strickstrumpf in der Hand in der Nähe des

Ofens Platz genommen und in lebhafter Conversation mit ihren kriegerischen Gästen begriffen war.

An dieser Conversation betheiligte sich der Chasseur bald auf's Lebhafteste und wurde rasch gewahr, daß die kecke, pikante Art seiner Unterhaltung die schöne Frau aufmerksam auf ihn mache und sie zu interessiren beginne. Die Eitelkeit des jungen Officiers feierte Triumphe, er sah, daß der weiche Blick der Dame von Zeit zu Zeit sich zu ihm erhub, er las Empfindungen in diesen Blicken, die ihm sehr schmeichelhaft waren, und als das Abendessen gemeldet wurde und Frau Hedwig sich erhub, war er keck genug, ihr seinen Arm anzubieten, seinem Obristen also zuvorkommend.

Der Obrist, der bereits einen Schritt gegen die Dame vorgetreten war, drohte seinem Adjutanten halb lächelnd halb verdrießlich mit dem Finger und nahm dann den Arm des Hausherrn.

Das Souper war beinahe heiter; die ruhige Würde der edlen Frau imponirte den feindlichen Officieren gerade genug, um sie in den gehörigen Schranken zu halten, ohne ihnen jedoch die Heiterkeit zu stören, zu der Wein und Mahl und die Gesellschaft einer schönen Dame auffordern.

Nur der Hausherr bemerkte mit einer gewissen Unbehaglichkeit, daß der Chasseur, der ihn am Morgen beleidigt hatte, jetzt seiner Gemahlin eine außerordentliche Aufmerksamkeit zeige. Diese Bemerkung trug natürlich nicht dazu bei, seine Stimmung gegen den jungen Offizier zu verbessern.

„Darf ich um ihren Namen bitten?" fragte Frau von Pletz im Laufe des Gespräches den Adjutanten, der zu ihrer Linken Platz genommen.

„Ich heiße Ferdinand Newbel, Madame zu dienen!" entgegnete der Gefragte, leicht erröthend vor Freude, denn er sah in der einfachen Frage ein erhöhtes Interesse.

„Der Herr ist ein Deutscher?" fragte jetzt Frau von Pletz weiter, und zwar in deutscher Sprache, indem sie zugleich mit gar nicht mißzuverstehendem Erstaunen auf die französische Uniform blickte.

„Madame," erwiderte der Chasseur rasch, ebenfalls deutsch sprechend, „ich bin Franzose; meine Familie ist allerdings deutscher Herkunft, mein Großvater war Bürgermeister in Kaiserslautern, mein Oheim einer der fünf Directoren der französischen Republik, meinen Vater haben mir die Preußen erschossen."

Haſtig, kurz abgeſtoßen ſagte das der junge Mann, und ſein etwas hochmüthiges, aber ſonſt hübſches Geſicht nahm einen harten, tückiſchen Ausdruck an.

„Armer junger Mann!“ ſagte Frau von Pletz halblaut und im Tone der innigſten Theilnahme; der Ton berührte den Chaſſeur ganz eigenthümlich, er neigte ſich ſeitwärts, als ſei er begierig, noch mehr in dieſem Ton zu vernehmen, als aber die Dame ſchweigend auf ihren Teller blickte, richtete er ſich mit einem Ruck auf und ſagte halblaut: „Mein Vater und meine Mutter machten eine Reiſe, ſie hatten das Unglück, in die Hände der Preußen zu fallen, man fand bei meinem Vater Briefe, die ihn in den Augen der Feinde compromittirten, man achtete nicht auf die Betheuerungen ſeiner Unſchuld, nicht auf die Bitten meiner Mutter oder ſeines Kindes, denn ich war noch ein Kind damals, der Preußiſche General ließ meinen Vater erſchießen, meine Mutter wurde tiefſinnig von dem Tage an, aber ich lebe noch!“

Der Chaſſeur ſagte das mit einer ſolchen Energie, daß ihn die Dame erſchrocken anſah.

„Warum immer an dieſe Unglücksgeſchichte erinnern, mein Lieber,“ nahm der Obriſt mit verweiſen-

dem Tone das Wort; „gewiß, es iſt hart, ſehr hart, aber der Krieg iſt nun mal ein grauſames Handwerk, und der Preußiſche General hat gewiß nicht aus Blutdurſt ſo gehandelt, ſondern weil er einer Pflicht genügen zu müſſen glaubte.“

Man verließ dieſen Gegenſtand und ſprach von andern Dingen, der Chaſſeur aber blieb ſtumm und ſpielte mit dem Meſſer auf dem Teller. Als das Deſſert erſchien, wurde er hinausgerufen in Dienſtgeſchäften, er empfahl ſich mit einer tiefen Verbeugung vor der Hausfrau. Auch kam er nicht wieder, obgleich die Herren ziemlich lange bei der Flaſche ſitzen blieben.

Es mochte gegen eilf Uhr ſein, als die franzöſiſchen Officiere laut lachend und ſcherzend, raſſelnd und klirrend durch das ſo ſtille Haus ſchritten, um ihre Zimmer zu ſuchen. Obriſt Pelet fand den Lieutenant Newbel in ſeinem Zimmer ſeiner harrend.

Herr von Pletz kehrte, nachdem er dem Obriſten bis zum Vorſaal das Geleit gegeben, zu ſeiner Gemahlin zurück, er faßte ihre Hand und ſagte leiſe: „Meine theure Hedwig, ich weiß nicht, ob der junge Chaſſeur den Namen des Preußiſchen Generals kennt,

der ſeinen Vater nach Kriegsrecht erſchießen ließ, ich aber kenne ihn. Dein Oheim Carl drüben in Hohenkremmen war es, er hat es mir ſelbſt erzählt, er war im Recht, denn der Mann war ein Spion, aber wenn der Chaſſeur den Namen kennen ſollte, ſo wäre er gewiß der Mann, ſchlimme Repreſſalien zu üben. Hüte dich alſo, im Geſpräch mit ihm deinen Familiennamen zu nennen."

„Mein Familienname iſt Pletz von Beſſin und gar kein anderer," entgegnete Frau Hedwig, einen ſtolzen Blick auf ihren Gemahl werfend, „mein Oheim Carl hat gewiß nur ſeine Schuldigkeit gethan."

In ſolchen Momenten der Aufregung mußte man Frau Hedwig ſehen, in ſolchen hatte ihre Schönheit einen idealen Anflug, mit zärtlich bewunderndem Blick hingen des Gemahls Augen an ihr, einen Moment aber nur, dann ſchlang er ſeine Arme um ihren Nacken, küßte ſie heiß auf Mund und Wange und flüſterte ihr leiſe ins Ohr: „Bete für mich, meine geliebte Hedwig, bete, daß mich Gott ſchützt, denn ich muß einen ſchweren und gefährlichen Gang gehen!"

Der Edelmann riß ſich los und eilte hinaus, ſtarr ſah ihm die arme Frau nach, ſie ſetzte ſich matt

nieder und saß da, wie ein Bild des Schmerzes, die gefalteten Hände im Schooß. Bald aber erhub sich ihre kräftige Seele, sie streckte die Hände aus und begann halblaut aber eifrig zu beten.

Die Frau betete und heiße Thränen flossen dabei über ihre lichten Wangen, die Frau war voll Angst und Schmerz, aber sie weinte sich das gedrückte Herz leicht, und sie betete so lange und so eifrig, bis sie sich stark und muthig wieder fühlte, dann schlich sie leise aus dem Saal und kniete lange zwischen den Bettchen ihrer Knaben.

Während die Frau betete und weinte, rüstete sich der Mann; er barg ein geladenes Pistol in seiner Brusttasche, er band die Pelzmütze mit einem Riemen unter dem Kinn fest, er zog einen dunkeln Pelz über seinen hellfarbigen Rock, dann ergriff er die Reitpeitsche, deren starker Stiel mit wuchtigem Knauf in nerviger Hand eine vortreffliche Waffe sein konnte. Durch eine schmale Treppe kam er aus seinem Zimmer unmittelbar in den Hausflur hinunter und öffnete ohne Geräusch die kleine Thür, die Wasserpforte, durch die wir ihn schon früher eintreten sahen. Wie schon bemerkt, führte ein schmaler Gang zwischen

zwei ſtarken und ziemlich hohen Hofmauern direct nach dem Ufer des Sees.

Der Edelmann ſtand und lauſchte; es war Alles ſtill, er vernahm nur das Rauſchen des Windes, das leiſe Klatſchen des Waſſers und bald näher bald ferner den eintönigen Ruf der franzöſiſchen Poſten, die ſich anriefen, um ſich wach zu halten.

Langſam ging Herr von Pletz hinunter zum See, an der ſandigen Landungsſtelle lagen zwei Kähne; die Franzoſen hatten ſie nicht bemerkt, denn die Fluth des Sees trat zu weit hinein zwiſchen den beiden Mauern, überdem war der ſchmale Eingang durch Büſche und Röhricht verſteckt, für Fremde eigentlich gar nicht bemerkbar. Es war ſehr finſter, taſtend fand der Edelmann den Kahn, er ſtieg hinein, überzeugte ſich, daß die beiden Ruder umwunden waren, und löſete nun die Kette ſo vorſichtig, daß ſelbſt das leiſeſte Klirren vermieden wurde. Mit den Händen ſich gegen die Mauer ſtemmend ſchob er den Kahn langſam vorwärts, bis er das Ende der Mauer erreicht hatte, dann ſtieß er ihn mit einem heftigen Ruck in die wallende Nebelmaſſe hinein, die über der Fläche des Sees wogte.

Er lauſchte wieder.

„Sentinelle, prenez garde à vous!“ klang der fortlaufende Ruf der franzöſiſchen Poſten bald näher, bald ferner rings um den See.

Der Edelmann ließ die Ruder vorſichtig in das Waſſer und begann zu arbeiten; für jeden Andern wäre es eine Unmöglichkeit geweſen, ſich auf dem bewegten Waſſer in Nacht und Nebel zurecht zu finden, der Beſſiner See war aber die Heimath und das Erbgut der Pletzen, und ruhig legte ſich der muthige Mann mit voller Kraft auf ſeine Ruder.

Wir haben ſchon in unſerem erſten Capitel bemerkt, daß man die Südſpitze der Inſel doubliren mußte, um den Hafen derſelben zu erreichen. Herr von Pletz hatte die Richtung mit vollkommener Sicherheit genommen, wahrſcheinlich aber hatte ihn der heftige Wind doch dem Ufer etwas zu nahe gebracht, denn nachdem er eine ſtarke halbe Stunde gerudert, vernahm ſein geübtes Ohr plötzlich den Tritt von Pferden. Er erkannte daraus, daß er zu weit nach Süden hinabgetrieben und dem Lande zu nahe gekommen ſei, ſofort wendete er und kämpfte rudernd gegen den Wind, indem er ſich aber mit ſeiner ganzen Kraft

in das Ruder legte, brach ihm das mit lautem Krach unter der Hand entzwei.

„Qui vive?“ donnerte sofort der Anruf des französischen Reiters herüber.

Herr von Pletz blickte sich um, da blitzte es hell auf im Nebel, ein Schuß krachte, Pferdegetrappel, Anrufe und lautes Toben folgte der tiefen Stille.

Dem Edelmann schlug das Herz höher, aber kaltblütig steckte er ein drittes Ruder, das er aus Vorsicht im Kahne geführt, in den Ring des zerbrochenen und ruderte muthig weiter, jetzt seiner Richtung ganz sicher durch den Schuß und die Stimmen der feindlichen Posten. Glücklich erreichte er den Hafen der Insel. Er hatte fast dreiviertel Stunden gebraucht zu dieser Fahrt.

„Es findet Niemand die Insel bei Nacht und Nebel, der Bessiner See kennt seinen Herrn!“ sagte er, sich selbst tapfer tröstend, als er die Stufen hinaufstieg.

Unterdessen hatte der Schuß die ganze französische Chaine alarmirt; der Posten, der ihn abgefeuert hatte, behauptete, einen Kahn auf dem See gesehen zu haben. Das war nun zwar nicht möglich, vielleicht aber hatte

er, trotz aller Vorsicht des Edelmannes, die Ruderschläge vernommen, und das Geräusch des zerbrechenden Ruders gab ihm eine etwas sicherere Vermuthung.

Lieutenant Newbel empfing die Meldung und kleidete sich sofort an, obwohl er, der eben den Obristen verlassen, sich kaum niedergelegt hatte. Sein Mißtrauen gegen den Schloßherrn, besonders rücksichtlich der Ruinen auf der Insel, erwachte in verstärktem Maße, er beritt alle Posten und empfahl überall die schärfste Aufmerksamkeit. Aber auch als er das vollendet, gönnte er sich keine Ruhe, sondern begab sich in das kleine Haus des Fischers und nahm dort an dem Tische bei den andern Soldaten Platz; er war fest entschlossen, die Insel zu besuchen, sobald der Morgen graue.

Kurz vor ein Uhr meldete der Posten, der bei den Kähnen stand, daß er von fern ein verdächtiges Geräusch vernehme. Der Lieutenant dachte an einen feindlichen Ueberfall, um sich der Kähne zu bemächtigen. Er eilte sofort mit einigen alten Soldaten hinaus und befahl der Wache, sich fertig zu machen. Sie lauschten aufmerksam, wirklich vernahmen sie ganz

deutlich leiſe Ruderſchläge, wenn das hohle Brauſen des Windes auf Augenblicke ausſetzte.

„Es iſt ein Kahn, ich höre deutlich die Ruderſchläge!“ flüſterte ein Wachtmeiſter mit vielen Chevrons dem jungen Officier zu, dieſer nickte, wartete noch einen Augenblick und rief dann mit lauter Stimme: „Halt, wer kommt da?“

Keine Antwort.

„Feuer!“ ſchrie der Officier, außer ſich über die Ungewißheit, die ihn quälte.

Die Schüſſe knallten, auf's Gerathewohl nach der Richtung hin abgefeuert, in der man das Geräuſch vernommen.

Wiederum gerieth die ganze Chaine in Bewegung und überall wurde angerufen, aber wiederum war Alles vergeblich. Nach und nach trat die frühere Stille wieder ein, nur unterbrochen durch das eintönige: sentinelle, prenez garde à vous!

Es war etwa zwei Uhr Morgens; mit bleichem Antlitz, aber mit leuchtenden Augen verband Frau Hedwig ihrem Gemahl eine leichte Fleiſchwunde am linken Oberarm.

„Ich denke, daß ich dem Könige und dem Vater-

lande jetzt vier tapfere Officiere erhalten habe," ſagte der Edelmann, „dafür iſt dieſe Schramme denn doch nicht zu viel. Denke dir, wenn ich eine Viertelſtunde ſpäter gekommen wäre, ſo hätte der Lehnerdt Licht gezeigt im Fenſter der Warte. Die Franzoſen hätten es ohne Zweifel bemerkt, denn ſie ſind bereits mißtrauiſch, und hätten der Inſel einen Beſuch gemacht. Es war ein Glück, daß es mir noch zeitig genug einfiel, daß ich einer Entdeckung noch vorbeugen könne. Jetzt mögen ſie hinübergehen und die Ruinen durchſuchen, ich bin ſicher, daß ſie nichts finden! Der See läßt ſeinen Erbherrn nicht zu Schanden werden!"

Der Edelmann war im Gefühl ſeines glücklich ausgeführten Coups faſt redſelig, was er ſonſt nie war; er erzählte auch, daß es die Stimme des Lieutenants Rewbel geweſen, die ihn angerufen, als er ſich bei dem Fiſcherhauſe vorüber gerudert, und daß die beiden von den Franzoſen abgefeuerten Schüſſe getroffen hätten, der eine den Bord des Kahnes, der andere ſeinen Arm.

Nur einige Stunden Ruhe gönnte ſich der treue Patriot; Morgens nach ſechs Uhr war er ſchon wieder bei ſeinen Leuten, er hielt den verwundeten linken

Arm dadurch feſt, daß er die linke Hand zwiſchen die Knöpfe ſeines zugeknöpften Rockes ſchob, Niemand durfte von ſeiner Verwundung etwas erfahren.

Fünftes Capitel.

Die wackre Edelfrau.

Noch war es kaum Tag, als der Amtmann mehr entrüſtet als verlegen vor dem unerſchrockenen Edelmann erſchien und ihm mittheilte, daß der Adjutant des Obriſten die Schlüſſel zu dem Thurme auf der Inſel und des Amtmanns Begleitung dahin verlange. Sehr ruhig gab Herr von Pletz die verlangten Schlüſſel, dann ſagte er mit einem eigenthümlichen Blick: „Geht nur mit hinüber, alter Freund, wir haben jetzt kein Mittel, uns zu widerſetzen!“

Der alte Burſche nahm die Schlüſſel und ſchüttelte unwillig mit dem grauen Haupte, er murrte vor ſich hin Einiges vom alten Fritz und vom wohlſeligen Herrn General, faßte dann raſch nach der Hand des

Edelmanns, drückte ſie kräftig und eilte dann ſo raſch hinaus, als ihn ſeine alten ſteifen Beine tragen mochten.

Der Amtmann über Beſſin war der Günſtling des ſeligen Generals geweſen; ein Beſſiner Kind und treuer Sohn des Landes, brach ihm das Preußiſche Herz ſchier vor Jammer, als er die Franzoſen ſah in dem alten Hauſe am See, bis dahin hatte er's nicht glauben wollen, daß der Bonaparte über die Elbe gekommen ſei. Geſtern war er wie betäubt geweſen, mechaniſch hatte er die Aufträge ſeines Herrn erfüllt, die Stille der Nacht erſt hatte ihm das ganze Gefühl des unermeßlichen Elendes gegeben, das über König und Vaterland, über Alles was den Preußiſchen Namen trägt, hereingebrochen. Aber der alte Menſch war ein Sohn der Mark Brandenburg, ſein Jammer erſtarrte in Trotz, und mit grimmigem Haß blickte er auf die Franzoſen. Es ward ihm ſauer, von ſeinem Herrn die Schlüſſel zu fordern, denn er wußte, daß der Edelmann die Einſamkeit der Inſel und der Warte reſpectirt wiſſen wollte, daß er faſt Niemanden dort zugelaſſen ſeit Jahren, ja, daß ſelbſt die gnädige Frau mit ihren Knaben nur ſelten eine Einladung da hin-

über erhalten, darum faßte auch die Reſignation, mit welcher der Platz ihm die Schlüſſel gab, und die Erklärung, daß man keine Mittel zum Widerſtand habe, ſo tief ſchmerzlich in ſeine Seele, und er eilte hinaus, damit der Herr ſeine naſſen Augen nicht ſehen ſollte.

In der Küche ſaß Lehnerdt Schaller an dem ſchneeweißen Holztiſch neben der Thür, er aß ein Stück Brod und ein Stück Speck dazu; mit wortloſer Energie arbeitete der breite Mund mit den glänzend weißen Zähnen, das Sprechen überließ der tapfere Eſſer der liebenden Mutter allein, die ein Töpfchen mit Bier warm gemacht hatte am Heerdfeuer, um ihren Sohn zu erquicken. Sie rührte mit dem hölzernen Löffel in dem Warmbier, ſah mit mütterlichem Stolz auf den Sohn und hatte Freude daran, daß es ihm ſchmeckte, während ſie zugleich allerlei gar nicht ſchmeichelhafte Dinge von den franzöſiſchen Kerls erzählte, welche den Mägden überall hin nachſtiegen und gar nicht in Dronung zu halten wären. Aber auch auf die Mägde war Frau Schaller gar nicht wohl zu ſprechen und erklärte, daß ſie ſchon dafür ſorgen wolle, daß alle die, welche ſich mit den franzöſiſchen Kerls

eingelaſſen, ihre gehörigen Hiebe bekommen ſollten, wenn erſt wieder Ordnung im Hauſe wäre.

Frau Schaller ſchüttete vor ihrem Sohne das Herz aus, das übervoll war, und ſehr ſchmeichelhaft waren die Titel nicht, die ſie den franzöſiſchen Kerls und den Mägden dabei gab; Lehnerdt war offenbar ganz der Anſicht ſeiner Mutter, denn er widerſprach ihr gar nicht, ſondern aß ernſthaft weiter, indem er ſie freundlich anblickte; plötzlich ſtockte der Fluß der mütterlichen Ergießungen, der Amtmann trat mit einem „Guten Morgen, Gevatterin!“ über die Schwelle.

Lehnerdt erhub ſich gleich reſpectvoll vor ſeinem Herrn Pathen, der, wie's ſchien, erfreut über ſeinen Anblick, ihn ebenfalls begrüßte und ſogleich ſagte: „Lehnerdt, wenn du jetzt nichts für den gnädigen Herrn zu thun haſt, ſo wär's mir ſchon recht, wenn du mich auf die Inſel begleiten thäteſt, ich ſoll die franzöſiſchen Kerle hinüberbringen; denkt euch, Gevatterin, ſie haben dem gnädigen Herrn die Schlüſſel zum Thurm abfordern laſſen!“

Frau Schaller ſchlug die Hände zuſammen: „Das überlebt der gnädige Herr nicht!“ rief ſie tief betrübt.

„Die Franzoſen durchſuchen die Ruinen!“ ſagte Lehnerdt leiſe für ſich und ſann eine Weile nach.

„Nun, kannſt du mit, Lehnerdt?“ fragte der Amtmann.

Der junge Menſch nickte, legte ſein Brod und ſeinen Speck zuſammen und knöpfte dieſen noch immer anſehnlichen Frühſtücksreſt in ſeine enge Jacke, unbekümmert um die Unform, die daraus entſtand, dann ſchlug er ſein Taſchenmeſſer zuſammen, ſchob es in die Beinkleidertaſche und machte ſich alſo fertig, dem Amtmann zu folgen.

Die Schaffnerin ſchenkte dem Amtmann einen Schnaps ein, „gegen die böſen Morgennebel auf dem See,“ wie die gute Frau ſagte; Lehnerdt ſchluckte das heiße Bier ohne weitere Umſtände hinunter und legte dann ein Kleidungsſtück an, das wie ein Mantelkragen ausſah, Farbe unbeſtimmbar, Stoff nicht wohl mehr erkennbar, dieſes Kleidungsſtück nannten Lehnerdt Schaller und ſeine Mutter „das Matin“ und hielten es hoch in Ehren, weil's dem Vater Schaller ſeliger einſt gehört.

Die beiden Männer wollten gehen und Lehnerdt hatte ſeiner Mutter ſchon die Hand zum Abſchied ge-

geben, da blieb er plötzlich ſtehen und ſah den Amtmann forſchend und beinahe ängſtlich an.

„Was haſt du, mein Sohn?“ fragte der alte Menſch verwundert.

„Herr Pathe, ihr habt eure Pfeife noch nicht angezündet!“ ſagte der junge Menſch ernſthaft.

Der Amtmann lachte und zog ſogleich ſeine kurze Pfeife hervor, die er raſch mit einer Kohle in Brand brachte, ihm fiel nichts weiter auf; die Mutter aber ſah ihren Sohn forſchend an, denn ſie hatte wohl gehört, daß ihres Sohnes Stimme ganz ſeltſam geklungen, als er den Herrn Pathen an die Pfeife erinnerte.

Der Himmel lichtete ſich allmälig im Oſten, als der Amtmann und Lehnerdt zu dem Häuschen des Fiſchers kamen, in welchem, wie wir wiſſen, eine franzöſiſche Wache eingerichtet worden war.

„Wie lange bleibt der alte Kerl!“ ſchrie der ungeduldige Chaſſeur-Officier, „ich werde ihm ein Dutzend Hiebe aufzählen laſſen, tauſend Donner!“

Der Amtmann entgegnete kein Wort, er ging ruhig zu dem nächſten Kahn, ſtieg hinein und ſagte: „Nimm die Ruder, Lehnerdt!“

Der Chasseur sprang ihnen nach, der Kahn schwankte und drohte umzuschlagen, die beiden Männer rührten sich nicht, der Lieutenant schwebte in Gefahr in's Wasser zu stürzen, keine Hand streckte sich aus, ihm zu helfen; mit Mühe gewann er endlich das Gleichgewicht und den Sitz auf einem Brett in der Mitte des Kahnes.

Lehnerdt stieß ab und ruderte langsam voraus, noch vier Kähne folgten, jeder mit einem Unterofficier und einigen Soldaten besetzt. Mit einiger Verwunderung bemerkte der Amtmann, daß Lehnerdt nicht den gewöhnlichen Cours nach der Südspitze der Insel hielt, sondern ruhig gegen den Wind nordwärts hinauf wendete.

Langsam jagte der Morgenwind die Nebel, die auf dem See lagen, vor sich her, und als der Spiegel frei war, befanden sich die Kähne ein gutes Stück oberhalb der Insel, die Franzosen aber stöhnten und keuchten, schwitzten und fluchten grimmig über die ungewohnte Arbeit des Ruderns. Mit lässigem Ruderschlage trieben jetzt die Kähne an der anderen Seite der Insel zu.

„Kerl, was hast du da auf deiner Brust?“

fragte der Lieutenant plötzlich, der die unnatürlich hohe Bruſt Lehnerdt's bemerkte, weil ſich während des Ruderns das Matin verſchoben hatte.

Lehnerdt ſtarrte den feindlichen Officier mit jenem ſtumpfen Blicke an, der den Landleuten eigen iſt, wenn ſie nicht verſtehen wollen.

„Knöpfe deinen Rock auf!" befahl der Chaſſeur, den ein Mißtrauen ergriff, der vielleicht verborgene Waffen zu finden glaubte, „wirſt du gleich gehorchen, Schlingel!"

Lehnerdt rührte ſich nicht.

„Knöpfe deine Jacke auf, Lehnerdt," ſagte jetzt der Amtmann mit breitem Lachen, „der Herr wird dir dein Frühſtück nicht nehmen!"

Auch der junge Menſch verzog jetzt den breiten Mund zu einer Art von Lächeln, knöpfte ſeine Jacke auf und hielt dem Lieutenant ſein Brod und ſeinen Speck hin, als wolle er ihn zum Genuß deſſelben einladen; ſehr appetitlich ſah nun freilich das Frühſtück nicht aus.

„Pfui Teufel, was das Volk unreinlich iſt!" ſchrie der Officier mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Meine Jacke iſt ganz rein!“ entgegnete Lehnerdt und knöpfte ſein Frühſtück ruhig wieder ein.

Der Amtmann faßte mit grimmigem Druck den Knauf des ſchweren Weißdornſtockes, der an einem Lederriemen an ſeiner Hand hing, er hätte dem franzöſiſchen Kerl gern über den Schädel gehauen; der Vorwurf der Unreinlichkeit ſchmerzte den alten Burſchen ganz gewaltig, und ſein Verdruß darüber war ſo groß, daß er ſich nur mit Mühe zurückzuhalten vermochte.

Lehnerdt trieb ſeinen Kahn in den kleinen Hafen, den wir ſchon in unſerem erſten Capitel beſchrieben haben, und ſchlang die Kette um einen der Steinpfoſten; der Lieutenant und der Amtmann betraten nach ihm die feuchten Stufen. Ohne eine Miene zu verziehen ſahen der Amtmann und Lehnerdt zu, wie ſich die Franzoſen quälten, die Kähne herein zu bringen, während der Officier ungeduldig hin und her lief und die Seinigen zur Eile mahnte. Nach und nach landeten die Soldaten endlich und begannen nun, wahrſcheinlich ſchon vorher erhaltenen Befehlen gehorchend, die Trümmer zu unterſuchen, während der Lieutenant mit zwei Unterofficieren dem Thurme zu-

ſchritt und dem Amtmann befahl, die Thür zu öffnen. Bei den Kähnen blieb eine Wache zurück, Lehnerdt folgte ohne ein Wort zu ſagen dem Amtmann, der die Thür erſchloß und dann zuerſt eintrat in den völlig dunkeln Salon. Der feindliche Officier ließ den Laden eines Fenſters öffnen und ſchaute ſich forſchend um; mit einiger Rückſichtsloſigkeit warfen die Unterofficiere die Meubles auseinander, die in der Mitte des Gemaches aufeinander gehäuft waren.

Etwas unbefriedigt ſtieg der Lieutenant jetzt die ſchmale Wendeltreppe aufwärts, der Amtmann öffnete ein Gemach, in welchem ſich nebſt einigen alterthümlichen Tiſchen und Stühlen eine hübſche Sammlung von alten Waffenſtücken befand. Eine Art von Arſenal gefunden zu haben glaubte im erſten Augenblick der feindliche Officier, aber er mußte ſich bald zu ſeinem Verdruß überzeugen, daß dieſe Schwerter und Hellebarden, dieſe Dolche und Panzerſtücke für moderne Krieger keine Waffen wären. Freilich fand er auch Schießgewehr, aber nur Stücke mit Radſchlöſſern und ein Paar Luntenflinten.

Er ſtieg jetzt in die dritte Etage hinauf, hier fand er wieder ein Arſenal, aber eins, das noch we-

niger nach seinen Erwartungen war, es war nämlich eine Bibliothek. Mit einer Rohheit, welche einem Bücherliebhaber das Herz zerrissen haben würde, warfen die Unterofficiere hier und da ein Paar Reihen seltener Bücher aus den Regalen auf den Fußboden, um zu sehen, ob nicht dahinter etwas versteckt, mit ihren plumpen Schuhen traten sie auf die saubern Bände von gepreßtem Kalbsleder mit eingedrucktem, vergoldeten Wappenstempel; es waren eben Leute, welche das Papier nur so weit schätzten, als es sich zu Patronen benutzen ließ.

Neben der Bibliothek war ein Schlafcabinet, das der feindliche Officier einer ganz besondern Musterung unterzog, in der Bettlade befand sich nur Stroh, dennoch kam es dem Lieutenant vor, als müsse das Kämmerlein noch vor Kurzem bewohnt gewesen sein. Er sah den Rest von einem abgebrannten Fidibus am Fußboden, auf dem Fensterbrett lag etwas Tabacksasche. „Tausend Donner," schrie er plötzlich, „es riecht hier nach Taback!"

Rasch wendete er sich nach dem Amtmann um, der mitten in der Bibliothek stand und ruhig seine kleine Pfeife dampfte, ruhig blickten die beiden Märker

den feindlichen Officier an, der erröthend in die Kammer zurücktrat. Der Chasseur ärgerte sich entsetzlich, er hatte schon geglaubt, aus dem Tabacksgeruch auf ein Versteck schließen zu können, und fühlte sich nun beschämt beim Anblick der dampfenden Pfeife des Amtmanns. Erst als er sich wieder gesammelt, setzte er seine Nachforschungen fort.

Auf der Plattform stand er lange und blickte sich um, er sah seine Posten rings um den See, er blickte nach dem Herrenhause hinüber, auf die verschiedenen Mauern, welche die einzelnen Höfe begrenzten, er suchte sich den Grundriß der Baulichkeiten klar zu machen, denn er vermochte nicht der Befürchtungen Herr zu werden, die immer wieder lebendig wurden in ihm, so oft er auch schon sie unbegründet gefunden.

Er betrachtete die Hacke, die in dem eisernen Ringe statt des Flaggenstocks stand, er fuhr auch in seiner brusquen Manier den Amtmann an und fragte, warum diese Hacke hier stecke, der Amtmann aber zuckte die Achseln. Er wußte es wirklich nicht.

Verdrießlich stieg der Chasseur die Treppe hinunter, seine Säbelscheide klapperte auf den steinernen Stufen; in der Bibliothek fand er die Unterofficiers,

ſie hatten eben ein Wandſchränkchen entdeckt, hatten die Thür erbrochen und darin einen kleinen ſilbernen Reiſebecher, einen Löffel und zwei Flaſchen Liqueur gefunden. Becher und Löffel hatten ſie ſofort eingeſteckt, den Liqueur aber tranken ſie aus, als ihr Officier dazu kam.

„Den Becher und den Löffel des gnädigen Herrn haben die Soldaten eingeſteckt!“ ſagte Lehnerdt zu dem Amtmann, der franzöſiſche Officier hörte es wohl, aber er kümmerte ſich nicht darum; er hatte nichts gefunden, das ſeinen Argwohn rechtfertigen konnte, aber er hatte genug geſehen, was ſeinen Argwohn gegen den Erbherrn von Beſſin ſteigerte. Er hatte drinnen in dem alten Thurm nichts entdeckt, und ſeine Leute draußen waren nicht glücklicher geweſen. Einer nach dem Andern kam und machte ſeinen Rapport.

Vorſichtig und langſam ſchloß der Amtmann die Thüren, die Kähne füllten ſich allgemach, und die Rückfahrt wurde angetreten. Der Lieutenant hatte nicht Acht darauf, daß Lehnerdt Schaller wiederum mühſam gegen Norden hinauf arbeitete, während es doch viel natürlicher geweſen wäre, den kürzern Weg um die Südſpitze der Inſel herum zu nehmen.

Der junge Menſch wußte was er that, der Landungsplatz an der Waſſerpforte war zwar verſteckt, aber den Späheraugen der Franzoſen konnten doch die beiden Parallelmauern auffallen beim Vorüberfahren; außerdem aber machte es dem treuen Manne ein unendliches Vergnügen, was er ſich freilich nicht merken ließ, daß ſich die des Ruderns unkundigen franzöſiſchen Soldaten abplagen mußten bis auf's Aeußerſte. Lehnerdt Schaller konnte auch boshaft ſein, denn als der Kahn ſich der Landungsſtelle am Fiſcherhauſe näherte, ſagte er zum Amtmann: „Vergeßt nicht, dem gnädigen Herrn gleich zu ſagen, daß die Soldaten ſeinen Becher und ſeinen Löffel genommen haben, daß es nicht auf mich kommt, wenn's nachher fehlt!“

Der Lieutenant wendete ſich erröthend ab, er fühlte, daß der junge Menſch die Ehre der franzöſiſchen Krieger beleidigte, aber er konnte kaum etwas thun, denn es war in dieſer Beziehung eine Verwilderung in der franzöſiſchen Armee von damals, gegen die, von einzelnen Officieren wenigſtens, ſchwer anzukämpfen war.

Lieutenant Rewbel war ſchon über eine halbe

Stunde zurück von ſeiner Expedition, der Obriſt wußte es und war einigermaßen verwundert, daß derſelbe immer noch nicht kam, um ſeinen Erfolg zu berichten.

Obriſt Pelet ſaß in dem Tapetenzimmer vor dem rieſigen Himmelbett, in welchem er ſehr gut geſchlafen, und ſchrieb eine kleine Notiz nieder über ſeine Begegnung mit den armen Teufels; dieſe ſollte dann mit den übrigen ſeinen verewigten Verwandten betreffenden Schriftſtücken im Beſſiner Archiv bleiben zum Andenken, und der Schreiber malte ſich das Erſtaunen vor, das einen dritten de la Truiterie ergreifen müſſe, den der Zufall vielleicht nach dem Beſſiner See verſchlage. Der Obriſt fühlte eine wirkliche Zuneigung für den Hausherrn und ſeine Familie, freilich zählte dabei auch der Eindruck mit, den die Schönheit der Dame vom Hauſe auf ihn gemacht, aber hauptſächlich war's doch die tüchtige Perſönlichkeit des Landjunkers, die ernſte, aber gefaßte Art, wie er das Unglück des Landes trug, und die Haltung, die er den Feinden ſeines Königs gegenüber bewahrte. Der Edelmann hatte ein Verſtändniß für den Edelmann, und überdem wiſſen wir, daß Obriſt Pelet die Preußen nicht haßte. Er fühlte ſich deshalb eigentlich im

höchſten Grade unangenehm berührt, als Lieutenant Rewbel mit freudeſtrahlendem Antlitz zu ihm in's Gemach trat.

„Nun, haben ſie ein preußiſches Magazin oder Depot entdeckt auf ihrer verzauberten Inſel?“ fragte er halb verdrießlich, halb ſpöttiſch.

„Auf der Inſel habe ich nichts entdeckt, mein Obriſt,“ entgegnete der Adjutant raſch, „aber hier im Hauſe deſto mehr!“

„Ah! eine ſehr ſchöne Dame,“ rief der Obriſt, „was ſonſt noch?“

„Hm! hm!“ erwiderte der Chaſſeur, dem ein Gedanke zu kommen ſchien, „vielleicht gehört Madame zu den Frauen, die am ſchönſten ſind, wenn ſie weinen!“

Es flog ein grauſam wollüſtiger Hohn um den Mund des jungen Mannes.

„Sein ſie kein Narr, Rewbel,“ ſagte der Obriſt ernſt, dem der Geſichtsausdruck des Officiers höchlich mißfiel, „vergeſſen Sie doch gefälligſt nicht, daß der Kaiſer gegen den König von Preußen Krieg führt und nicht gegen den Herrn von Beſſin.“

Der Lieutenant verbeugte ſich und meldete dann

weiter: „Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Posten, welche in letzter Nacht einen Kahn auf dem See gesehen und gehört haben wollen, sich nicht täuschten, der Kahn ist gefunden!“

„So,“ versetzte der Obrist trocken, „und woran erkannten sie den Kahn, wenn ich fragen darf?“

„An einer Kugelspur, sie erinnern sich, daß ich feuern ließ, und einer Blutspur, die sich beide an dem Kahn fanden.“

Der Lieutenant wurde in demselben Maaße eifrig und empfindlich, als der Obrist sich bestrebte gleichgültig zu sein oder zu scheinen.

„Und wo entdeckten sie diesen höchst merkwürdigen Kahn?“ fragte der Obrist spöttisch.

Der Ordonnanzdragoner Maralt hat mit einem hübschen Mädchen im Hause Bekanntschaft gemacht,“ erzählte der Lieutenant, „er ist ihr nachgeschlichen in die Küche, von dort aber, wahrscheinlich eine Ueberraschung fürchtend, hat sie den Mann in einen kleinen engen Hof neben der Küche geführt und ihn endlich dort allein gelassen, um zuerst zu entschlüpfen, damit man ihre Zusammenkunft nicht entdecke. Der Dragoner hat sich in dem engen Hof umgesehen und end-

lich gefunden, daß derſelbe nur ein Gang, der durch einen leeren Stall hindurch zum Ufer des See's führe. An dem von Außen ganz verſteckten Landungsplatze lagen zwei Kähne. Auf die Meldung des Dragoners habe ich ſofort die Localitäten ſowohl als die Kähne unterſucht und habe mich überzeugt, daß in dem verſteckten kleinen Hafen zwiſchen den beiden Mauern der Kahn mit umwundenen Rudern liegt, durch welchen in letzter Nacht unſere Poſten zwei Mal alarmirt wurden, der Kahn, auf den ich zu feuern befahl und nicht ohne Erfolg, wie die Kugelſpur und mehr noch die Blutſpur verräth!"

„Und was, mein Freund," fragte der Obriſt lächelnd, „was ziehen ſie aus dieſem trefflichen Kahn für Folgerungen? Was wollen ſie damit?"

„Mein Gott," rief der junge Officier, „der Herr dieſes Hauſes benützt den verſteckten Landungsplatz, die verſteckten Kähne zu nächtlichen Fahrten auf dem See, deren Zweck doch wohl ſchwerlich ein anderer, als ein feindſeliger iſt!"

„Und wenn ich das Alles zugebe, Herr Lieutenant," fragte der Obriſt weiter, „was würden ſie nun thun?"

„Ich würde den Hausherrn arretiren, ihn vor ein Standrecht ſtellen, oder wenigſtens in das Hauptquartier abführen laſſen!“ rief der Adjutant haſtig.

„Vortrefflich,“ ſagte der Obriſt lachend, „Herr Rewbel hätte dann zu gleicher Zeit das Vergnügen, einen dieſer verhaßten und verachteten Preußen zu vernichten und deſſen ſchöne Frau zu tröſten; ſie gehört vielleicht zu den Frauen, die am ſchönſten ſind, wenn ſie weinen!“

Der Lieutenant biß ſich auf die Lippen, der Obriſt wiederholte die Worte, die er kurz vorher geſprochen, in einer höchſt empfindlichen Weiſe.

„Nein, mein Herr,“ fuhr Pelet fort, indem er ſich hoch aufrichtete und ſein Geſicht den männlich ernſten Ausdruck annahm, der ihm ſo viel Würde gab: „ich werde den Herrn dieſes Hauſes, der ſeine Pflichten gegen uns in wahrhaft edelmänniſcher Weiſe erfüllt, ohne die Pflichten zu verletzen, die ihm höher und heiliger ſein müſſen, weder arretiren, noch fuſiliren, noch in's Hauptquartier führen laſſen, ſondern ihm ganz einfach die Kähne wegnehmen, durch die er uns, nach ihrer Anſicht, gefährlich iſt. Ueberlegen ſie doch, Herr, was ſie thun wollen? Der verſteckte Landungs-

Platz ist sicher nicht angelegt worden unsertwegen, er hat lange vor Ausbruch des Krieges bestanden, seine Existenz können sie dem Hausherrn also nicht zum Vorwurf machen, die Kähne können ihm auch nicht zum Vorwurf gereichen, denn sie haben ihm nicht befohlen, seine Kähne abzuliefern, sondern sie sind um den See herumgefahren, und haben alle Fahrzeuge, die sie gefunden, weggeführt. Es ist ihre Schuld, mein Herr, daß die versteckten Kähne nicht gefunden wurden. Und nun nehmen wir an, der Hausherr selbst habe aus irgend einem Grunde eine nächtliche Fahrt auf dem See gewagt, ist der See nicht sein Eigenthum? Nein, ich werde nichts gegen diesen Edelmann thun, so lange sie mir nicht die positiven Beweise liefern, daß er etwas gethan hat, was man nicht erlauben darf, wenn man in Feindes Land steht. Ja, hätten sie auf der Insel ein Waffendepot entdeckt, wie sie gestern vermutheten, oder einen Versteck feindlicher Officiere, wie mir wahrscheinlicher war, so würde ich allerdings genöthigt gewesen sein, diesen Mann in's Hauptquartier zu schicken, da aber dies nicht der Fall ist, da sie selbst zugeben, daß sie auf der Insel nichts Verdächtiges gefunden haben, so,

mein lieber Rewbel, müſſen ſie ſich begnügen, der hübſchen Frau dieſes Preußen den Hof zu machen, ohne die Luſt der Thränen zu genießen!

Der Lieutenant hatte alsbald begriffen, daß der Obriſt recht habe und gar nicht anders handeln könne, wenn er ſich nicht einen Act ganz brutaler Gewalt erlauben wolle, was niemals in dem ritterlichen Charakter dieſes Officiers gelegen; er ſah, daß er ſich einigermaßen blos gegeben in den Augen ſeines Chefs, was zwar ſeine Stimmung gegen den Hausherrn nicht ſehr verbeſſerte, ihn aber auch nicht eben niederdrückte. Obriſt Pelet war gegen jüngere Officiere, verſteht ſich, wenn er ihre militäriſche Tüchtigkeit erkannt hatte, ein über alle Begriffe nachſichtiger Chef, Rewbel wußte, daß der Obriſt nach einigen Spöttereien die Angelegenheit vergeſſen werde. Er brachte darum das Geſpräch auf andere Gegenſtände und begleitete den Obriſt dann zu dem Frühſtück.

Hier machte er der ſchönen Frau wiederum in franzöſiſcher Weiſe den Hof, aber ſo derb, daß er die ſonſt ſo ruhige und ſichere Frau mehrere Male in Verlegenheit und zum Erröthen brachte, was ihn nur kühner machte, weil er ſich's zum Vortheil an-

rechnete. Er wagte ſogar, eine Bewegung der ſchönen Frau benutzend, den runden Arm flüchtig zu küſſen. Seine Kameraden ſahen ihn erſtaunt, der Obriſt mißbilligend an, Herr von Pletz ſchien es nicht geſehen zu haben, die Dame ſelbſt aber nahm mit einer ganz unnachahmlichen Gebärde die Serviette und wiſchte damit langſam die Stelle auf ihrem Arme ab, welche der Lieutenant mit ſeinen Lippen berührt hatte.

Die Geſichter der Franzoſen wurden blutroth, der Obriſt blickte haſtig in ſeinen Teller, er wollte dieſe Bewegung nicht geſehen haben, der märkiſche Edelmann aber ſchaute aus ſeinen düſtern Augen unter den buſchigen Wimpern hervor ſo hohnvoll, daß der junge Officier, ſchon halb von Sinnen über die Schmach, die für ihn in der Bewegung der Hausfrau lag, ſich dem Erſticken nahe fühlte, als er dieſen Blicken begegnete. Er hatte keine Worte, ſeine Hände zitterten, ſeine Augen rollten, wie die eines Wahnſinnigen.

Einer der Dragoner-Officiere, die mit ihm am Tiſch ſaßen, war ſein guter Freund und verſuchte ihm zu helfen, er ſtand haſtig auf und ſprach: „Verzeihen ſie, mein Obriſt, daß ich mich entferne, ich ſitze

nicht gern am Tisch eines Mannes, der meine Nation so haßt, wie dieser, einer Dame gegenüber, die sich durch die Lippen eines Franzosen beschmutzt oder entweiht zu fühlen scheint."

Der Obrist wollte entgegnen, aber mit einer würdevollen Handbewegung hieß ihn Frau Hedwig schweigen und sagte mit einer wahrhaft entzückenden Einfachheit: „Erlauben sie mir ein Wort, mein Herr, sie sind im Irrthum, wenn sie glauben, daß ich mich durch den Kuß eines Franzosen entweiht oder beschmutzt fühlen könnte; ein Kuß, der mir gegen meinen Willen gegeben wird, kann mich überhaupt weder ehren noch verunehren; ich bin aber nicht gewohnt, mich gegen meinen Willen küssen zu lassen, dies wollte ich Herrn Newbel durch meine Gebärde andeuten, weiter nichts, daß ich aber damit durchaus keine Beleidigung der französischen Nation beabsichtigte, das kann ich ihnen auf der Stelle beweisen."

Anmuthig erhub sich Frau Hedwig und reichte ihre Linke dem Obristen, ihre Rechte aber dem Dragoner-Capitän zum Kuß.

Ehrfurchtsvoll küßten die Officiere Jeder die Hand, die ihm gereicht wurde, der Obrist aber rief:

„Nun Rewbel, bitten ſie um Verzeihung, ſie haben Unrecht.“

Der Chaſſeur nahm ſich mit Macht zuſammen, er merkte, daß ſein Obriſt ihm den einzigen Weg zeigte, auf dem er noch mit einiger Ehre aus der für ihn verhängnißvoll gewordenen Situation kommen konnte; er ſagte ſich ſelbſt, daß er zudringlich geweſen, daß er auf eine nicht eben ſehr feine Art bei der ſchönen Edelfrau die Rechte des Siegers habe geltend machen und dafür auf eine ebenſo empfindliche als verdiente Weiſe geſtraft worden ſei. Gewiß würde er um Verzeihung gebeten haben, er wollte es ſelbſt jetzt, er machte unerhörte Anſtrengungen, aber er vermochte es nicht, weil die Blicke voll Hohn und Verachtung, mit denen ihn der Gemahl der Dame unaufhörlich anſtarrte, ſich wie glühende Stacheln in ſein Herz einbohrten und ihn zur Wuth reizten.

Indeſſen ſtammelte er einige Worte, welche allenfalls für eine Entſchuldigung gelten konnten, auch beeilte ſich Frau Hedwig, ſie als ſolche anzunehmen, indem ſie freundlich entgegnete: „Sicherlich finden ſie uns zu ſtreng, mein Herr, aber die Sitte verbietet hier Manches, was in ihrem Lande erlaubt iſt, und

dann, wir ſind im Unglück, und im Unglück iſt man immer leicht verletzbar.“

Der Obriſt und ſeine Officiere bewunderten die Ruhe, die Würde und doch auch die große Gewandtheit, welche Frau Hedwig bei dieſem Conflict an den Tag legte, den ſie allerdings verurſacht hatte, zu dem ſie aber durch die ſuffiſante und dreiſte Courmacherei des Chaſſeurs gewiſſermaßen gezwungen worden.

Auf Newbel machte Frau Hedwig niemals einen tieferen Eindruck, das ſchöne Weib war ihm niemals begehrenswerther erſchienen, als in dieſen Momenten, er hätte ſie küſſen und erwürgen mögen zu gleicher Zeit; die Blicke des Hausherrn hatten ihn verlaſſen, ſeit die Edelfrau wieder freundlich geſprochen mit ihm, er athmete freier auf und hatte Zeit, ſich zu erholen.

In dieſem Augenblick trat Hippolyt ein, er brachte einen Brief für den Hausherrn und ſprach: „Der Knecht des Herrn Generals wartet auf Antwort, gnädiger Herr!“

Die Blicke der franzöſiſchen Officiere richteten ſich auf den Hausherrn, der flüchtig um Entſchuldigung bittend den Brief erbrach, nur Obriſt Pelet kümmerte ſich nicht darum, denn er ſagte ſich gleich,

daß ein Brief, der ſo offen übergeben würde, nichts Gefährliches enthalten könne, dennoch bewogen die Blicke der Officiere den Edelmann zu einem Schritt, den er im Augenblick bereute, der aber nicht mehr zurückzunehmen war.

Er hatte nämlich den Brief dem Obriſten übergeben und ihn mit der höflichen Phraſe begleitet: „Die Bitte iſt wohl billig, der General iſt ein naher Verwandter meiner Gemahlin!“

Obriſt Pelet hatte kaum das kurze franzöſiſche Billet überflogen, als er ſich zu dem Lieutenant Rewbel wendete, ihm das Billet gab und freundlich ſagte: „Der Beſitzer des Gutes Hohenkremmen, General von Carnitz, iſt völlig aufgezehrt, wie er ſchreibt, und wünſcht zur Bewirthung ſeiner Einquartierung namentlich Wein und Branntwein zu kaufen, er bittet um Geleit für einen Wagen, den er nach der Stadt ſchickt; ſorgen ſie dafür, lieber Rewbel! ihre Kameraden, die in Hohenkremmen liegen, werden es ihnen danken!“

Der Obriſt glaubte ein ſehr gutes Werk gethan zu haben; für den märkiſchen Edelmann ſowohl wie für den Officier mußte ein längeres Zuſammenſein

peinlich werden, auch ſprang der Chaſſeur ſofort auf, grüßte flüchtig und eilte hinaus; helle Gluth brannte auf ſeinen Wangen.

Kaum hatte der Lieutenant das Gemach verlaſſen, als ſich auch der Hausherr auffallend haſtig entfernte und ſeine Gemahlin mit den franzöſiſchen Officieren allein ließ. Fünf Minuten ſpäter wurde der Obriſt herausgerufen, dem im anſtoßenden Gemach der Hausherr mit den Worten entgegentrat:

„Ich habe einen unglaublich leichtſinnigen Streich begangen, Herr Obriſt, der dem Oheim meiner Frau das Leben koſten kann, wenn mir nicht der Edelmuth eines Feindes hilft!“

„Reden ſie, mein Herr, was iſt geſchehen?“

„Herr Obriſt,“ fuhr der arme Edelmann fort, „der General von der Carnitz iſt derſelbe, welcher im Jahre 93 den Vater des Herrn Rewbel erſchießen ließ, und der Lieutenant weiß es!“

„Tod und Hölle!“ ſchrie der Obriſt erſchrocken, „der Lieutenant iſt im Stande, das ganze Dorf in Brand zu ſtecken!“

„Ich habe ſchon eine Warnung an den General geſchickt!“ ſagte der Edelmann.

Der Obriſt ging jetzt eilend in den Saal zurück: „Capitain,“ rief er dem Dragoner zu, „eilen ſie, der Lieutenant Newbel ſoll noch einmal wieder kommen, ich erwarte ihn auf meinem Zimmer!“

Der wackere Mann empfahl ſich der Edelfrau und ging mit ſeinen Officieren, die er durch eine Handbewegung eingeladen, ihm zu folgen, aber er ging nicht weit, nur bis zum Vorſaal, da kam ihm ein Adjutant des Generals entgegen.

„Was bringen ſie, Maulevrier?“ fragte er.

„Ordre zum augenblicklichen Aufbruch, mein Obriſt,“ rief dieſer, „ich werde die Ehre haben, ſie zu begleiten, das Rendezvous iſt in Rohrdeich, drei Stunden von hier, General Dugonnier iſt bereits in Marſch, der Herr Marſchall wünſcht die möglichſte Eile!“

Der Dragoner-Capitain kam jetzt mit dem Chaſſeur zurück, der ſein Pferd bereits aus dem Stall gezogen hatte, der Obriſt ertheilte ſeine Befehle, nach allen Seiten hin eilten die Officiere auseinander, und zwei Minuten ſpäter ſchmetterten die Trompeten der Dragoner und bliesen zum Sammeln, unten im Flecken

aber wirbelten die Trommeln und die Truppen traten auf den Alarmplätzen an.

Fast freundschaftlich nahm der Obrist Abschied von dem Edelmann, dem er ins Ohr raunte, daß er schon dafür sorgen wolle, daß der Lieutenant nicht nach Hohenkremmen komme, so lange die Truppen noch in der Gegend ständen.

Kaum eine Stunde nach der Ankunft von Marschall Bernadotte's Adjutanten herrschte die tiefste Stille in Bessin, im Herrenhause, wie auf dem See, im Flecken, überall, die Franzosen hatten mit einer Geschwindigkeit ihren Marsch angetreten, die etwas Zauberhaftes hatte.

Im Flecken wurde die durch den französischen Besuch fast in jedem Hause gestörte Ordnung so rasch und so gut als möglich wieder hergestellt; auch im Herrenhause gab's allerlei wieder ins Schick zu bringen, und Frau Schaller vergaß die Züchtigungen nicht, die sie verschiedenen Mägden versprochen für unziemliche Zärtlichkeit gegen französische Kerls; der Edelmann aber empfing eine Menge von Berichten, welche ihm seine Standesgenossen, auch Müller und Förster, Postmeister und Prediger der Umgegend sendeten. Im

Steinbruch, eine Stunde vom Beſſiner See, lagen an ſechzig preußiſche Soldaten, die ſich ſelbſt ranzionirt hatten, verſteckt; Herr von Pletz ſorgte unverzüglich für deren Verpflegung und Bekleidung, was bei dem rauhen Wetter durchaus nöthig war. Am anderen Tage, wenn der Nachtrab der Franzoſen etwas ferner, ſollten dieſe Leute quer durchs Land auf ſicheren Wegen nach der Oder gebracht werden. Zwei verwundete preußiſche Offiziere, welche die letzten beiden Nächte in einem Ziegenſtall des Pfarrers von Hartacker zugebracht, wurden angemeldet, da nun Beſſin wieder frei von feindlicher Einquartierung war und bei ſeiner abgelegenen Lage auch eine ſolche ſchwerlich mehr zu befürchten hatte.

Ueberall hin gab der Erbherr von Beſſin ſeine Befehle, jetzt trat die Verſchwörung offen auf, von der ſich der Lieutenant Rewbel umgeben gefühlt während ſeines ganzen Aufenthalts am See.

Gerade um Mittag kam ein Kahn von der Inſel herüber und landete an dem Sandplatz zwiſchen den Hofmauern an der Waſſerpforte, deren Geheimniß ſo ſchmachvoll verrathen worden war von einer verliebten Dirne; glücklicher Weiſe ohne Schaden für den Haus-

herrn, der gar nicht wußte, wie sehr ihm die Großmuth des Obristen nöthig gewesen zu Schutz und Schirm.

Lehnerdt Schaller, der den Kahn gerudert hatte, half den vier Personen, welche in dem Kahn gesessen, aussteigen, und sie bedurften seiner Hülfe; es waren vier mehr oder minder hart blessirte Officiere, drei davon trugen den Kopf verbunden und zwei davon außerdem noch den Arm in der Schlinge. Dem Vierten lag ein breites, schwarzes Pflaster quer über die linke Wange, ging über die Nasenwurzel hinweg und lief hart über dem Auge in die Stirn hinauf, dieser Officier ging überdem, schwer und schmerzlich stöhnend, an einem Stocke, denn er war auch am Fuße contusionirt.

In Fetzen und Lumpen hingen den Blessirten die Reste ihrer Uniformen auf dem Leibe, Alle hatten darüber Mäntel und Röcke, die ihnen schon auf der Insel gegeben worden waren. Sie waren die vier Officiere, die der wackere Edelmann in vergangener Nacht mit Gefahr seines eigenen Lebens gewarnt und mit Lehnerdt Schallers Hülfe in dem unterirdischen Raum der Ruinen versteckt und so glücklich vor den

Nachforſchungen des eifrigen franzöſiſchen Officiers ſicher geſtellt hatte.

Herr von Pletz kam den Officieren in der Flurhalle entgegen, er hieß ſie in herzlichſter Weiſe willkommen und lud ſie ein, ihm zu folgen, den Officier mit dem Säbelhieb quer über das Geſicht faßte er kräftig um den Leib, um ihm das Erſteigen der Treppe zu erleichtern: „Kommen ſie, Herr von Leiſt,“ ſagte er tröſtend, „ein paar Tage Ruhe, und ſie können wieder zu Pferde ſteigen!“

„Gott gebe es,“ ſeufzte der verwundete Officier, „haben ſie keine Möglichkeit,“ ſetzte er dann raſch hinzu, „meiner Frau und meinem alten Ohm eine Botſchaft zukommen zu laſſen, daß ich noch lebe, die Pein und Angſt meiner Frau ſind gewiß groß?“

„Beruhigen ſie ſich doch, lieber Herr von Leiſt,“ tröſtete der edle Pletz freundlich, „ich habe geſtern ſchon, gleich nach meiner Rückkehr von der Inſel, einen der verbündeten Prediger benachrichtigt; ich bin überzeugt, daß ihre Frau Gemahlin noch heute oder ſpäteſtens morgen die Botſchaft bekommt, daß ſie nicht ſchwer verwundet ſind.“

Der Gutsherr, Frau Schaller und Lehnerdt

führten die Officiere in ein Zimmer, abgelegen, ziemlich gut versteckt, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war, welche die Herren bedurften.

„Es ist freilich hier nicht sehr elegant," der edle Pletz wollte scherzen, um die trübe Stimmung seiner Gäste zu erheitern, „indessen im Kriege geht es hin, und das Königliche Regiment Gensdarmes muß sich's auch mal so gefallen lassen."

„Das Königliche Regiment Gensdarmes No. 10 existirt nicht mehr!" rief der Lieutenant von Leist, sich matt niedersetzend, und Thränen schossen aus seinen Augen.

„Aber Preußen existirt noch, Herr von Leist," sagte der Edelmann nachdrücklich, „Preußen bleibt fest und der König oben!"

„Amen!" entgegnete der verwundete Officier und blickte dankbar auf den edeln Pletz, der ihm mit seiner Zuversicht neuen Muth ins Herz goß.

Sechstes Capitel.

Auf der Bernekoper Pfarre.

Der Sandweg war feſt, und ziemlich leicht rollte der Planwagen mit den breitſpurigen Rädern, von vier muntern Roſſen gezogen, dahin; zwiſchen Waſſer und Wald hinein in die alte tapfere Mark Brandenburg, hinein in den ſchönen, milden Novembertag, der eine Art von wehmüthiger Heiterkeit ausbreitete über die ſtillen Felder, die ſchweigenden Waſſer und ernſten Fichtenhölzer.

Das Viergeſpann lenkte unſer Freund vom Beſſiner See, Lehnerdt Schaller, in ſeines Vaters „Matin"; und hinter ihm unter der Plane ſaßen auf drei großen Futterſäcken, die mit Decken und Mänteln belegt waren, je zwei und zwei, ſechs Perſonen.

Den vorderſten Sitz nahmen ein Frau Hedwig von Pletz und der Lieutenant Hans Dinnies von Leiſt; die Dame hatte vielleicht ſelten ſo hübſch ausgeſehen wie an dieſem Vormittage, der tapfere Officier ganz beſtimmt noch nie ſo abſcheulich. Die Dame trug eine eng anliegende ſchwarze Sammetkappe, die ihr zartes, weißes Geſicht anmuthig hervortreten ließ und die ſchöne Bildung deſſelben, von der reinen Luft roſig angeflogen, wie in einem Rahmen zeigte; gut und ruhig blickten die Augen, bald in die Landſchaft hinein, bald auf den wunden Krieger an ihrer Seite. Die hohe ſtattliche Geſtalt der Dame war in einen ſchlechten braunen Tuchmantel gehüllt.

Hans Dinnies von Leiſt, den die Berliner Damen einſt für den ſchönſten Officier im prächtigen Regiment der Gensd'armes erklärten, lag läſſig an der Seitenwand von Weidengeflecht; freilich hatte er ſich in der letzten Zeit, denn faſt vierzehn Tage war er mit ſeinen Kameraden bei ſorgſamſter Pflege in dem Herrenhauſe zu Beſſin verſteckt geweſen, mächtig erholt; die eiſerne Natur des pommerſchen Heldenſtammes, aus dem er hervorgegangen, hatte ſich bewährt, er war geſundet, die alten Kräfte kamen wieder,

aber der geiſtige Druck, den des Vaterlandes Unglück auf ihn übte, machte ihn läſſig und verdroſſen. Er ſaß neben der ſchönen Frau, aber er ſuchte keine Unterhaltung mit ihr, wohl beantwortete er ihre Fragen, aber er fand keine Freude daran, zu reden. An Weib und Kind daheim dachte er oft, ſowie an den alten Oheim; an den König und an das Vaterland aber dachte er immer. Schmerzlich ſchwere Gedanken, die ihn zwar nicht muthlos zu Boden drückten, die ihn aber quälten und ängſteten, denen er erſt dann zu entrinnen hoffen durfte, wenn er, den Pallaſch in der Fauſt, wieder den Feinden gegenüber ſtände. Und dahin war er auf dem Wege. Er hätte ſich ſicher auf Nebenwegen viel leichter nach Spankow durchſchleichen und Ruhe ſuchen können in den Armen ſeines ſchönen Weibes, aber der tapfere Reiter verwarf dieſen Vorſchlag, den ihm Herr von Pletz machte, auf der Stelle, er wollte nur über die Oder, um in Preußen zum Heere des Königs zu ſtoßen. Aeußerlich war der junge Mann furchbar entſtellt, eine dicke rothblaue Narbe, nur zum Theil noch mit einem ſchwarzen Pflaſter belegt, lief ſchräg links über ſein abgezehrt Angeſicht, das dadurch in zwei faſt gleiche

Hälften getheilt wurde; die Lippen waren dünn geworden und die ſonſt ſo glatte Stirn lag in düſtern Falten. Es war ein Zug von Trotz und Grimm in dieſem entſtellten Antlitz, der ihm etwas Wildes und Drohendes verlieh, das er vordem niemals gehabt.

Auf dem zweiten Sitz befand ſich der edle Pletz von Beſſin mit einem Infanterie-Officier; auf dem dritten die beiden anderen Officiere, die wir ſchon im Herrenhauſe am See geſehen.

Die vier Soldaten waren in Civilkleidung, theils, weil ſie hoffen durften, alſo weniger Aufmerkſamkeit zu erregen, theils aber auch, weil die Reſte der Uniformſtücke, die ſie noch mit nach Beſſin gebracht, zu gar nichts mehr taugten. Uebrigens waren die drei Kameraden Leiſt's leichter und beſſer geſtimmt, auch ſie waren entſchloſſen, ſich zur Armee des Königs durchzuſchleichen, aber ſie waren, entweder leichtblütiger oder oberflächlicher als Leiſt, nicht ſo ſchwer betroffen von dem Unglück Preußens. Als ſie von ihren Wunden geneſen, trat die Jugend wieder in ihre Rechte bei ihnen, ſie tröſteten ſich über die große Niederlage mit der Hoffnung auf noch größere Siege. Im Innern des Wagens unterhielt ſich Herr von Pletz

ziemlich lebhaft mit den drei Officieren, ſeine Gemahlin und Herr von Leiſt nahmen keinen Antheil an dem Geſpräche, ſie hatten ſchon lange geſchwiegen.

„Schöne Pferde!“ ſagte Herr von Leiſt plötzlich und deutete mit der Hand nachläſſig auf das Viergeſpann.

Die Dame lächelte ihm anmuthig zu, dann entgegnete ſie: „Starke Pferde, gute Pferde, Herr von Leiſt, ſchön ſind ſie eben nicht, aber Pletz hatte vier ſehr ſchöne Pferde, vier Rappen, es war eine Freude die Thiere zu ſehen; die Franzoſen haben ſie mitgenommen!“

„Ein ſchmerzlicher Verluſt!“ ſagte Leiſt etwas zerſtreut.

„Pletz war viel betrübter über den Verluſt unſeres alten, treuen Kutſchers,“ fuhr die Edelfrau fort, „als über den ſeiner Pferde; der alte Mann hatte ſeines Herrn Pferde nicht laſſen wollen, die franzöſiſchen Dragoner haben ihn niedergehauen, wir fanden ihn nach dem Abmarſch todt im Stalle, und er hat nicht einmal Kinder hinterlaſſen, denen wir Gutes thun, an denen wir ſeine Treue vergelten könnten!“

Es ſtand eine Thräne in dem Auge der ſchönen

Frau, ſie ſchwieg eine Weile; Thräne und Schweigen galten dem Andenken des treuen Dieners, dann fuhr ſie fort: „Dieſe Pferde würden wahrſcheinlich auch mit in das franzöſiſche Hauptquartier gegangen ſein, wenn ſie nicht in einem abgelegenen Stalle allein geſtanden hätten; denn von unſeren anderen Pferden iſt uns keins geblieben; Pletz hat kein Reitpferd behalten, und ſelbſt meinen armen blinden Schimmel, meines Mannes Großvater hatte ihn mir geſchenkt, als ich noch Mädchen war, haben ſie mitgenommen, das alte Thier hat ſchwerlich auch nur die nächſten Märſche ausgehalten!“

„Die franzöſiſchen Officiere,“ meinte Leiſt, „ſcheinen nicht eben ſehr gewiſſenhaft zu verfahren!“

„Es wäre wohl unrecht,“ entgegnete die Dame, „den Officieren das Alles zur Laſt zu legen, aber vielleicht ſollten ſie aufmerkſamer ſein; hat doch ſelbſt der Kammerdiener des Obriſten Pelet, wie ſich von ſelbſt verſteht, hinter dem Rücken ſeines Herrn, die ſilbernen Löffel geſtohlen, und die Diener der anderen Officiere haben ſelbſt Bettwäſche und was ihnen ſonſt zur Hand geweſen, eingepackt; am meiſten hat es mich gekränkt, daß dieſes Pack ſo Vieles ganz muth-

willig ruinirt hat, zerſchnittene Betten, zerſchlagenes Geſchirr, zerbrochene Spiegel überall, es war ein abſcheulicher Anblick! In einem Zimmer waren alle Polſter auf den Stühlen ganz regelmäßig durch Kreuzſchnitte geöffnet. Krieg iſt hart, Herr von Leiſt, aber ich glaube doch nicht, daß preußiſche Soldaten ſo verfahren könnten!"

„Gewiß nicht, gnädige Frau," ſagte der Officier lebhafter, „da iſt ein Raffinement, ein Vergnügen an muthwilliger Beſchädigung und Vernichtung fremden Eigenthums, daran denken unſere Leute nicht, ſelbſt dann nicht, wenn ſie gereizt werden, viel weniger ſo!"

„Viele Bilder haben ſie zerſchlagen und zerriſſen!" ſetzte die Edelfrau hinzu.

Dieſe Büberei mußte der ſchönen Dame ſehr empfindlich ſein, denn ihr freies, klares Angeſicht wurde faſt zornig, doch ging es gleich vorüber, es war wie eine dunkle Wolke, die an einem hellen Tage an der Sonne vorüber zieht und ihr Licht auf einen Augenblick abdämpft.

„Ah! da iſt ja die Thurmſpitze von Bernekop ſchon!" rief ſie ſich aufrichtend und zeigte auf eine

Spitze, die wie eine dunkle Nadel hineinstach in das lichte Gewölk, mit dem der Horizont umflogen war.

Der Wagen fuhr jetzt in einem sehr schlechten Wege langsam dahin, über Baumwurzeln mit derben Stößen kippend, in Sandlöcher sinkend, an einzelnen Steinen stoßend und knirschend. Zur rechten Hand trat der Fichtenwald dicht heran, zur linken war er stark gelichtet und ganz ohne Unterholz, man sah durch die einzelnen schlanken Bäume die stillen Wasser des Bernekoper Luches, in denen die blätterlosen Ellergebüsche und Eschen im leisen Zuge des Windes lautlos hin- und herschwankten.

Das war ein ächt märkisches Landschaftsbild, in seiner Armuth nicht ohne Reiz.

Als der Wagen aus dem Walde ganz heraus war, lag am Ufer eines kleinen Flüßchens ein Dorf vor den Reisenden, dessen Strohdächer von dem weit sichtbaren spitzen Thurm der Dorfkirche und dem Ziegeldache des Gutes überragt wurden.

Klirrend und stoßend, noch weit mehr denn zuvor im Walde, rasselte der Wagen über einen ächt märkischen Knüppeldamm, der in der Form des latei-

niſchen Buchſtabens S ſich durch einen Bruch wand und bis nah an das Dorf führte.

An den einzelnen ſtillen Hütten vorüber fuhr Herr von Pletz mit ſeinen Genoſſen dicht unter dem kleinen Hügel hin, auf welchem die Kirche ſtand, ein ureinfacher aber wahrſcheinlich auch uralter Bau von Feldſteinen. Rings um die Kirche lag der Gottesacker, den eine niedrige Mauer einfaßte.

Man ſah keinen Menſchen im Dorfe, vor einem der Häuſer ſtand ein Spitz, der bellte den Ankommenden ſeinen Gruß zu; vor dem Krug ſah man ein paar ausgeſpannte Wagen, und in einer von den drei oder vier morſchen Stehkrippen vor der Thür ſaß ein ſtattlicher Hahn mit einigen von ſeinen Lieblingsweibern, denen er die paar Haferkörner, welche die Roſſe darin gelaſſen, großmüthig gönnte. Neugierig ſchauten die Hühner auf den vorüberraſſelnden Wagen, der Hahn würdigte die Reiſenden kaum eines hochmüthigen Blickes.

Faſt ganz um die Kirche herum, immer der Kirchhofsmauer entlang, fuhr der Wagen, dann lenkte Lehnerdt Schaller um eine ſtattliche alte Linde in einen bedeckten Thorweg hinein, der zwiſchen zwei

Scheunen hindurch in einen unregelmäßigen, aber sehr geräumigen Hof führte.

Dieser Hof war rechts von Ställen, vorwärts von einem sehr verfallenen und schiefen Plankenzaun, über den die jetzt kahlen Obstbäume des Gartens blickten, links aber von einem niedrigen und ziemlich langen Wohngebäude eingeschlossen. Zu der offenen Thür dieses Gebäudes führte ein schmaler, gepflasterter Weg an der Seite hin. Die Mitte und der Hauptraum des Hofes war von einer rohen Balustrade eingeschlossen, innerhalb welcher auf weicherem Mist und Strohboden einige sehr unansehnliche Kühe und eine ganze Heerschaar von Hühnern sich befanden.

Das war der Pfarrhof von Bernekop, und das kleine, alte, gebückte Männlein, das da an der Thür steht, mit dem schwarzen Sammetkäppchen auf den dichten, langen weißen Locken und mit den schwarzen, muthig funkelnden Augen unter der hohen Stirn, ist der Magister Friedrich Thebesius, pastor loci. Der Greis im schwarzen Rock, die Manchesterbeinkleider in den hohen blank gewichsten Stiefeln, tritt rasch an den Wagen, als dieser vor der Thür hält, und ruft

mit kräftiger Stimme: „Gott willkommen, meine liebe, gnädige Frau und Alle, die mit ihnen kommen!“

Er reichte der Edelfrau seine Hand, um ihr beim Absteigen behülflich zu sein, er that das mit einer gewissen würdevollen Anmuth, die ihm gar wohl ließ.

„Guten Tag, lieber Papa,“ grüßte Frau von Pletz anmuthig niedersteigend an der Hand des Pastors, „wo ist Mamachen? doch nicht unwohl?“

„Nein, nein!“ entgegnete der Greis schelmisch, „nicht unwohl aber noch nicht fertig, je älter die Frau Pastorin wird, desto mehr Zeit braucht sie zum Putz; ist auch in der Ordnung, als sie so alt war wie die liebe, gnädige Frau, da brauchte sie fast gar keine Zeit, eins, zwei, drei war Alles fertig!“

Mit großer Treuherzigkeit und sichtlicher Freude begrüßte der Pastor von Bernekop nun den Erbherrn von Bessin und die Officiere und lud sie ein, ihm in sein Pfarrhaus zu folgen, während Frau von Pletz, die in diesem Hause nicht fremd war, seine Einladung gar nicht erwartet hatte.

Durch das unaufhörliche Gebell des Hofhundes war nun auch ein Knecht herbeigerufen, der dem

Lehnerdt Schaller die Roſſe abſchirren und in den Stall führen half.

In der großen, etwas düſtern Stube des Pfarrers ſtand ſchon der Tiſch gaſtfreundſchaftlich gedeckt mit ſchneeweißem Linnen und mit blankem Zinn, denn es war nahe an Mittag und die Gäſte waren erwartet worden. Hier hieß der Pfarrer die Herren noch ein Mal willkommen, Jedem die Hand reichend, dann lud er ſie ein einen Biſſen Brod zu nehmen und einen kleinen Schnaps, bis das Mittagseſſen fertig ſei.

Die Herren folgten der Einladung, denn eine Fahrt von drei Meilen im Planwagen durch märkiſchen Sand und über märkiſche Knüppeldämme macht Appetit überall.

Das war eine hübſche, räumliche Stube, ein Paar große Bilder in ſchwarzen Rahmen hingen an den Wänden, geiſtliche Herren in Amtstracht; über dem kleinen Klavier aber prangte ein ſchönes Bild des großen Friedrich mit noch ganz jugendlichem Geſicht, aus den erſten Jahren ſeiner Regierung. Fridericus Incomparabilis trug eine Uniform von blauem Sammet und ſchaute aus ſeinen großen, ge-

waltigen blauen Augen bedeutsam nieder. Schwere alte Tische, Stühle und Schränke von Nußbaumholz bildeten das Geräth, einfach Alles und sauber, dennoch in der Zusammenstellung einen gewissen altväterlichen Wohlstand verrathend. Durch eine offene Thür neben dem gewaltigen Kachelofen blickte man in eine kleinere Stube, die war so voller Bücher, daß kaum des Pfarrers Schreibtisch unter dem einzigen Fenster und sein alter Lehnstuhl dabei Platz hatten.

„Ich sehe, unser alter Freund ist noch nicht hier!" sagte Herr von Pletz.

Der Greis blickte auf die große Schwarzwälder Uhr, die neben der Thür tickte, zog dann eine fast kugelförmige Taschenuhr an einer silbernen Kette hervor, öffnete eins der vielen Gehäuse und entgegnete, nachdem er beide Uhren verglichen, mit großer Bestimmtheit: „Der Herr Postmeister wird hier sein, ehe denn noch zehn Minuten verflossen sind! Haben sie neue Nachrichten, lieber Herr von Pletz?"

Der Erbherr von Bessin gab dem Geistlichen ein Paar Zeitungsblätter, bemerkend, daß eben nichts Neues von Belang darin sei, daß man aber doch

manches genauer erfahre, was man bisher nur unvollständig gewußt.

„Der Herr Poſtmeiſter wird das Neueſte mitbringen!“ rief der Greis und ſeine dunkeln Augen blitzten, „Gott erbarme ſich über unſer Preußen, jede neue Zeitung auch ein neues Unglück! aber Gott legt Keinem mehr auf als er tragen kann, liebe Herren, und Er, der uns ſo gewaltig prüft in dieſer Nacht, Er wird uns auch wieder aufrichten an ſeinem Morgen!“

„Der Greis ſpricht Feuer!“ ſagte Herr von Leiſt leiſe zu ſich ſelbſt, „das iſt ein tapferer Alter, der würde dem Landrath von Wackerrode gefallen; wie iſt mir denn? Kennen ſie den Landrath von Wackerrode, Herr Paſtor?“

„Gott hat's gnädig mit ihm gemacht, lieber Herr,“ entgegnete der Geiſtliche, „daß er ihn das Alles nicht hat erleben laſſen, er hat's kommen ſehen, wie oft haben wir davon geſprochen; er hat gejammert über ſein Preußen, der alte treue Kriegsmann des großen Königs, aber er iſt verſammelt zu ſeinen Vätern mit der feſten Zuverſicht, daß Preußen doch endlich mit Gottes Hülfe ſiegreich hervorgehen werde aus den Leiden und der ſchweren Bedrückung. Mein patronus,

der wohlſelige Herr Major von Wackerrode iſt am Sonntage palmarum, gerade als die Glocken zum erſten Male läuteten, ſanft und ſelig verſchieden; er liegt drüben in Lobendorf, Bernekop iſt die mater von Lobendorf, begraben. Sein ſonſt immer ſo gaſtfrei offenes Haus iſt jetzt verſchloſſen; der Erbe, ein mecklenburgiſcher Edelmann, iſt den ganzen Sommer krank geweſen und hat noch nicht zur Uebernahme kommen können!"

Der Greis fuhr noch eine Weile fort, von ſeinem ſeligen Patron zu erzählen, und mit Vergnügen hörten ihm die Herren zu, denn es war in allem was er ſagte, ſelbſt in dem unbedeutendſten, eine ganz unverwüſtliche Tapferkeit und Lauterkeit der Geſinnung, die ſich trefflich mit der geiſtlichen Art und Sprechweiſe paarte.

Endlich kam auch die Frau Paſtorin, eine feine alte Dame, trotz hohen Alters ganz unverfallen, würdevoll und heiter zugleich.

Die Frau Paſtorin Thebeſius war ein Fräulein von gutem Adel aus Pommern, eine von dem zahlreichen Geſchlecht der Kamecke, und Leiſt, dem Frau von Pletz das unterwegs geſagt, begrüßte ſie gleich

als Couſine, welcher Gruß denn eine ziemlich lange, gründliche und ſehr intereſſante Entwickelung dieſes verwandtſchaftlichen Verhältniſſes zur Folge hatte. Das greiſe Mütterchen zeigte ein treffliches Gedächtniß und rühmte von Leiſt's Vater, den ſie perſönlich gekannt hatte, daß ſelbiger ein vollkommener Cavalier geweſen, während ſie von dem alten Obriſtlieutenant nur wußte, daß er für einen unermüdlichen Tänzer gegolten, weshalb auch unter den Damen große Trauer geweſen, als er ein Bein verloren.

Mitten in dieſe Plauderei hinein, an der auch die andern Officiere Theil nahmen, weil ſie Namen von Familien hörten, die mit den ihrigen verwandt, fiel die Ankunft des Poſtmeiſters, der auf einem ſtarken Schweißfuchs in den Hof trabte und ſchon abgeſtiegen war, als der greiſe Paſtor vor die Thür kam, um ihn zu begrüßen.

„Guten Morgen, meine Damen, ihr gehorſamſter Diener!“ mit dieſem Gruß trat die gewaltige Geſtalt des verabſchiedeten Hauptmanns und jetzigen Poſtmeiſters Theuerdank in's Zimmer.

Leiſt, der mit ſeiner Couſine, der Frau Paſtorin, an einem der Fenſter geſtanden, blickte mit großem

Intereſſe durch die Geraniumſtöcke, die auf dem Fenſterbrett ſtanden, nach des Poſtmeiſters Schweißfuchs, der ziemlich warm geritten war und darum auf dem Hofe hin und her geführt wurde.

Der Poſtmeiſter küßte den Damen die Hand, machte das aber ab ohne ſich weiter zu verneigen, was ihm bei ſeiner Corpulenz ſehr unbequem geweſen ſein würde, dann reichte er Herrn von Leiſt die Hand und ſagte, mit den Augen liſtig zwinkernd: „Nicht, der Herr Kamerad ſind von der Cavallerie?“

„Lieutenant von Leiſt vom Regiment Gensd'armes!“ entgegnete Leiſt, zur ſichtlichen Freude des Goliaths, der ſich nun ſtolz aufrichtete und mit der Hünenfauſt an die Bruſt ſchlagend, daß es dröhnte, ſagte: „Anſpach-Baireuth-Dragoner, ehemals Hauptmann Theuerdank, jetzt Poſtmeiſter!“

„Aber doch immer noch Theuerdank, lieber Herr Poſtmeiſter!“ warf Frau von Pletz lächelnd ein.

„Wie gnädige Frau befehlen!“ erwiderte der wackere Mann galant, ohne ſich jedoch aus ſeiner Ruhe bringen zu laſſen, denn er fuhr nun fort Bekanntſchaft zu machen mit den Officieren, freute ſich ſehr, wenn er errieth, ob ſie von der Infanterie oder

der Cavallerie, ſagte Jedem ſeinen Namen beſonders und erklärte ihnen endlich, daß er es über ſich nähme, ſie, wohlverſtanden einzeln, über die Oder zu bringen; weiterhin wolle er ſie denn auch an ordentliche Leute adreſſiren, die nicht an Seiner Majeſtät zum Hundsfott geworden wären, wie er ſich kräftig ausdrückte. Zugleich rühmte er ſich, daß er ſchon an ſechszig Officiere dem Könige und dem Vaterlande gerettet und mehrere hundert Soldaten; freilich mußte er aber auch zugeben, daß es alle Tage ſchwerer werde, durchzukommen, weil es zwiſchen Weichſel und Oder von franzöſiſchen Völkern wimmele.

Darauf wurde die Suppe aufgetragen, und der geiſtliche Herr hielt ein faſt ſeltſames Tiſchgebet, in welchem er des Königs und der Preußiſchen Krieger gedachte in ergreifenden Worten; ein kräftiges Soldatengebet war das, nur etwas zu lang für hungrige Leute.

Während des Eſſens erzählte der tapfere Poſtmeiſter ſeine Neuigkeiten, die ungewiſſen Nachrichten von der königlichen Armee, die officiellen Berichte über Napoleon's Aufenthalt in Berlin, all' die zahlloſen Kunden und Zeitungen, die in bewegten Zeiten von

Mund zu Mund gehen; der Poſtmeiſter Theuerdank hörte Alles, erfuhr Alles und wußte Alles; das war ſeine Stärke, darauf beruhte auch ſein Vermögen, Preußiſche Officiere und Soldaten mitten durch die Feinde hindurch zu ſalviren. Unerſchöpflich war der Poſtmeiſter in Mittheilungen von einzelnen Zügen Preußiſcher Tapferkeit, er ſammelte ſolche mit unermüdlichem Eifer und erzählte ſie ſich und Andern ſo oft als nur möglich war.

„Lieber Herr Poſtmeiſter,“ unterbrach ihn plötzlich der greiſe Paſtor mit funkelnden Augen, „es iſt löblich, daß ihr unſeres Kriegsvolks Tapferkeit rühmet, aber rühmet nicht allzuſehr, auf daß ich nicht glauben muß, ihr wäret verzweifelt an der Zukunft und wolltet euch tröſten und ſtärken an ſolchen Hiſtorien! Wir ſind gebeugt unter die gewaltige Hand Gottes, Mann, und Er alleine iſt's, der Preußen wieder aufrichten wird!“

Der Poſtmeiſter ſtutzte einen Augenblick, er fühlte, daß eine Wahrheit war in dem was der Paſtor ſagte, aber er ſchwieg nicht ſehr lange, bald war er wieder in vollem Zuge, und der Paſtor ſtörte ihn nicht wieder. „Gott führt Andere auf andern Wegen,“ ſagte

er leiſe und hörte dann ſelbſt nicht ungern dem Erzähler zu, der die Officiere vom Grenadierbataillon von Kraft rühmte, die ſich bei Auerſtädt mit dem Degen in der Hand Mann an Mann in eine Lücke geſtellt hatten und den Heldentod geſtorben waren. Der Poſtmeiſter erzählte weiter vom Lieutenant von Klöden vom Regiment von Kleiſt, dem hatte eine Kanonenkugel beide Beine weggeriſſen, ſeine Leute wollten ihn zurücktragen, er litt es nicht, ſondern trieb ſie mit mahnenden Worten ins Feuer zurück. Als die Retirade begann, rief der ſterbende Officier einen Soldaten zu ſich, gab ihm ſeine Uhr und ſeine Börſe und ſagte: „Nimm das, mein Sohn, damit es die Feinde nicht bekommen.“

„Habt ihr ſchon von dem Hauptmann von Bismarck gehört?“ rief der Poſtmeiſter, „der bekam beim Avanciren eine Flintenkugel in den Leib und fiel um, ſeine Compagnie ſtutzte, wollte nicht vorwärts, mit letzter Anſtrengung richtete ſich der tapfere Mann auf, hielt ein Tuch vor ſeine Wunde und ermahnte ſeine Leute zum Vorgehen, dann trat er bei Seite, aber er hatte noch nicht zehn Schritte gemacht, als er niederſtürzte!“

Der Poſtmeiſter war, wie geſagt, unerſchöpflich im Erzählen von ſolchen Geſchichten; er ſchien es hauptſächlich darauf abgeſehen zu haben, die perfide Jämmerlichkeit aufzudecken, mit der gewiſſe Leute damals ſchon anfingen, die Preußiſchen Officiere zu verleumden und ihnen allein die Schuld des unermeßlichen Unglückes beizumeſſen, — ein Verfahren, was leider mit einer teufliſchen Conſequenz ſo lange und ſo eifrig fortgeſetzt worden, daß noch heute die Leute, die ſich vorzugsweiſe die Gebildeten zu nennen belieben, hochmüthig die Achſeln zucken über die Junker von Jena und denen die Schuld der Niederlage zuſchreiben.

Der Poſtmeiſter hatte eben wieder eine Reihe von Mittheilungen beendet, und es war eine kleine Pauſe entſtanden, da rief der Lieutenant von Leiſt, aus tiefem Sinnen auffahrend: „oh wie iſt es möglich? wie iſt es möglich?“

Es klang ein tiefes Wehe aus dieſem Schmerzensruf — der junge Mann konnte und wollte es nicht begreifen, daß ſein theures, ſein ruhmreiches Preußen untergegangen ſein ſolle.

„Unſer Elend kommt vom Calculiren!“ ſagte plötzlich der edle Pletz von Beſſin.

Die Andern ſahen ihn fragend an.

„Ja, vom Calculiren,“ fuhr der Edelmann fort, „weil der große Friedrich ſein Hauptaugenmerk mit darauf gerichtet hatte, ſo viel als möglich Geld einzunehmen, weil ein großer Schatz allerdings eine Stütze der politiſchen Bedeutung iſt, ſo calculirte nun Alles, vom Miniſter bis zum Schreiber, wo noch etwas herauszupreſſen, wo noch etwas zu erſparen. Hieraus entſtand langſam nach und nach in allen Zweigen ein ſchäbiges, knauſeriges Syſtem der Erſparung und Plusmacherei, was unſere eigentlich treffliche Verfaſſung bei den Leuten verhaßt machte. Die übelſte Folge davon aber war, daß alle Staatsdiener zuletzt anfingen, dies Syſtem zu ihrem Privatintereſſe zu benutzen. Die Beſoldungen blieben auf dem alten Fuß, die Bedürfniſſe ſtiegen um das Doppelte und Dreifache, der Luxus ſtieg ebenfalls; die Staatsdiener hatten durch die immer mehr überhand nehmende Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei ſchwere Arbeit und konnten doch von dem unzureichenden Gehalt nicht mehr leben. Jeder fing alſo an auch für

ſich etwas Plus zu machen, auch ſeine häusliche Noth durch Knauſereien in ſeiner amtlichen Stellung, ſo groß oder ſo klein dieſelbe ſein mochte, zu beſeitigen. Das wurde im ganzen Staat ſo Sitte, daß man es als eine bekannte Sache, als ein nothwendiges Uebel betrachtete. Es kam ſo weit, daß diejenigen, die ſich um eine Stelle bewarben, immer mehr nach den Emolumenten als nach dem Gehalt frugen. Auch die Armee erlag dieſem Calculiren und Plusmachen. Was hat man alles gethan, um die Kaſſe der Compagnie-Chefs zu füllen! Montirung, Hemden, Schuhe der Soldaten, alles wurde beknappt. Das waren ganz bekannte Sachen, ich ſage ja nichts, was ihnen nicht genau bekannt wäre! An dieſer Stelle hat mein ſeliger Freund von Wackerrode oft genug erklärt: „„Mit der Compagnie hört die Honnetetät des Officiers auf, ſo wie der Hauptmann eine Compagnie bekommt, muß er ins Plusmachen und Calculiren hinein gerathen, er kann gar nicht anders, nur die Lieutenants ſind noch honnet!““ Leider, leider, er hat nur zu Recht gehabt, am Plusmachen und Calculiren iſt unſer glorreiches Preußen zu Grunde gegangen.“

„Es ist das zum Theil wohl wahr, Herr von Pletz," nahm der greise Pastor das Wort, „aber glauben sie mir, trotz des Calculirens hätte der Preußische Staat noch lange floriren können, oder vielmehr das Calculiren hätte nicht bis zu diesem Mißbrauch gedeihen können, wenn nicht die Gottlosigkeit gewesen wäre; nicht am Calculiren ist Preußen zu Grunde gegangen, sondern an der Gottlosigkeit, die in den Städten herrscht bei Vornehm und Gering; sie haben des Glaubens gespottet, aber der Herr läßt sich nicht spotten!" —

Der Pastor hielt plötzlich inne, denn der Hund draußen schlug an, rascher Hufschlag, ein Reiter auf schaumbedecktem Roß hielt vor der Thür.

Siebentes Capitel.

Lehnerdt Schaller.

Poſtmeiſter Theuerdank, der ſo ſaß, daß er durch die kleinen grünen Scheiben des nächſten Fenſters nach dem Hof ſehen konnte, ſchüttelte gewaltig den Kopf, als er dieſes Reiters und dieſes Roſſes anſichtig wurde; die ganze Geſellſchaft ſchwieg, denn es war Keiner dabei, der nicht feſt überzeugt geweſen wäre, daß der Reiter eine ungewöhnlich wichtige Nachricht bringe; in aufgeregten Zeiten iſt man immer darauf gefaßt, etwas Beſonderes zu vernehmen, und damals, obgleich die Hiobspoſten Schlag auf Schlag kamen, war man bei der neueſten noch eben ſo empfindlich als bei der erſten, denn die preußiſchen Herzen vermochten es nimmer, gleichgültig zu werden bei den

Nachrichten von den Unglücksfällen, die damals hageldicht, so zu sagen, fielen, wenn sie sich auch oft bemüheten, gleichgültig zu erscheinen.

Schon vernahm man die schweren Tritte des Reiters in dem Vorflur, und Aller Augen wandten sich nach der Thür, nur der Postmeister blickte immer noch mit gewitterschwangerer Miene durch das Fenster nach dem Hof, wo das Roß auf- und abgeführt wurde, dem die Flanken schlugen von dem Gewaltritt.

Es war ein ganz junger Bursch, der da eintrat, halb wie ein Postillon oder ein Bedienter, halb wie ein Bauer gekleidet; die hohen Sporenstiefeln und den Hut hatte er vom Postillon, die Jacke und die schwarzen, bocklebernen Beinkleider vom Bauern; der Junge grüßte ohne Verlegenheit mit dem Hute in der Hand, dann schritt er rasch auf den Postmeister zu.

„Zurück," schrie dieser mit Donnerstimme, indem er aufsprang und mit der Faust gegen die Brust schlug, „zurück, Junge, oder ich vergreife mich an Dir gröblich; neuntausend Teufel in dein schurkisches Gebein, wer heißt dich ein königliches Dienstpferd auf so hundsföttische Weise strapaziren?"

„Postmeister!" rief der alte Pastor mahnend.

Der grimmige Mann hörte es nicht.

„Lieber Herr Poſtmeiſter!“ ſagte Frau von Pletz ſanft und legte ihre ſchmale hübſche Hand auf den Arm des Zürnenden.

Das drang dem Wilden an's Herz, er ſetzte ſich nieder und ſchwieg, nachdem er noch einige dumpfe Laute ausgeſtoßen, die wie das Knurren eines böſen Hundes klangen, der ſich gegen ſeinen Willen zurückgehalten und beherrſcht fühlt.

Unterdeſſen hatte der Reiter aus dem Futter ſeines Hutes einen Zettel hervorgezogen, den reichte er dem Poſtmeiſter und ſprach halb verlegen, halb trotzig: „Die Frau Poſtmeiſterin hat geſagt, ich ſollte in Gottes Namen reiten und wenn ich die Bläſſe zu Schanden reiten thäte, es wäre um Leben und Tod!“

Der Poſtmeiſter nahm nicht ſogleich den Zettel, den ihm der Junge hinhielt, er ſuchte vielmehr haſtig in allen ſeinen Taſchen, bis er endlich aus einer derſelben ein ſchwarzes ledernes Futteral hervorbrachte, aus welchem er eine mächtige Brille zog, deren Gläſer er erſt mit ſeinem bunten Taſchentuch abwiſchte, bevor er ſie aufſetzte. Er nahm endlich den Zettel, las ihn aufmerkſam durch, las ihn noch einmal und zerknitterte

ihn dann in seiner gewaltigen Hand. Eine ziemliche Weile sah der eifrige Mann nachdenklich vor sich nieder, dann richtete er sich plötzlich auf und sprach: „Es ist gut, Marx, unter solchen Umständen darf man bisweilen selbst königliche Dienstpferde strapaziren, geh' hinaus in die Küche, bitte dir ein Stück Brot und einen Tropfen Schnaps für die Bläſſe, das arme Thier wird heute noch dran glauben müſſen!"

Der Junge entfernte sich, sichtlich erfreut über den glücklichen Ausgang einer Scene, die ihm sehr drohend erschienen sein mußte.

„Herrschaften," nahm der Postmeister das Wort, als sich die Thür hinter dem Jungen geschlossen, „wir dürfen keine Minute Zeit verlieren, ich habe die Franzosen im Hause, Gott sei's geklagt, Chasseurs, und muß machen, daß ich heim komme; sie, meine gnädige Frau und Herr von Pletz haben auch Besuch zu gewärtigen, denn die Chasseurs werden von mir zu ihnen kommen, ein Officier hat sich lebhaft nach dem Wege nach Bessin und nach Hohenkremmen erkundigt."

„Hohenkremmen?" rief Herr von Pletz auffahrend, „ein Chasseur-Officier?"

„So ist's, Herr von Pletz," entgegnete der

Poſtmeiſter, „meine Frau ſchreibt, er habe ganz genau nach dem General von der Carnitz geforſcht.“

„Es iſt kein Zweifel,“ meinte der Edelmann, er dachte an den Lieutenant Newbel, deſſen Vater der General von der Carnitz einſt als Spion erſchießen ließ.

„Sie, mein Herr Kamerad,“ wendete ſich Theuerdank an Herrn von Leiſt, „müſſen ſogleich fort, der Herr Paſtor wird wohl einen finden, der ſie bis Langenpieske geleitet, dort werden ſie ſchon erwartet — ſie, meine andern Herren Kameraden, müſſen hier in der Pfarre bleiben, morgen werde ich aber Rath finden, ſie weiter zu führen!“

„Mache dich fertig, meine Liebe,“ ſagte Herr von Pletz aufſtehend zu ſeiner Gemahlin, „wir können nicht zeitig genug nach Hohenkremmen kommen, deinem Oheim droht eine große Gefahr. Lehnerdt Schaller kennt alle Wege und Stege, er kann den Herrn von Leiſt nach Langenpieske geleiten.“

„Das iſt gut, den Lehnerdt, den kenne ich,“ meinte der Poſtmeiſter überlegend, „der Junge iſt vorſichtig, er kann nicht vorſichtig genug ſein, da dieſe Teufels-Franzoſen wieder in der Gegend ſind. Sie

müſſen zu Fuß gehen, Herr von Leiſt, ſchlechter Spaß das für gediente Cavalleriſten, wie wir ſind, aber Alles für den König und dieſes alte liebe Land Preußen!“

Damit ging der Poſtmeiſter nach der Thür und ſchrie mit lauter Stimme nach Lehnerdt Schaller, der auch nicht ſäumte, zu erſcheinen.

Während der Poſtmeiſter nun dem Führer ſeine Inſtructionen und Weiſungen gab, zog Herr von Pletz den Lieutenant in ein Fenſter und nöthigte ihm ein paar Rollen Courantmünze auf; Herr von Leiſt nahm das Darlehn endlich dankbar an, man hatte damals gewaltig wenig, aber man reichte weit mit dem Wenigen, weil Einer dem Andern herzlich und willig aushalf.

Die Frau Paſtorin hatte indeſſen einen Kober mit Lebensmitteln gefüllt, und der wackere Magiſter Friedrich Thebeſius brachte einen tüchtigen Wanderſtab aus einer Ecke, den er dem tapferen Officier unter Anwünſchung des göttlichen Segens überreichte.

Die Kameraden hätten Herrn von Leiſt gern gleich begleitet und ließen ſich davon auch nur durch die energiſche Erklärung des Poſtmeiſters, daß es gar

nicht möglich sei, sie alle Viere zugleich über die Oder zu bringen, davon zurückhalten.

Unterdessen war der Planwagen des Herrn von Pletz vorgefahren; er schüttelte den Offizieren, die er alle mit Reisegeld versehen hatte, die Hand, und umarmte den greisen Geistlichen zum Abschied.

„Wir sehen uns wieder in besserer Zeit, Herr von Leist!“ sagte die Schloßfrau von Bessin freundlich zu dem Scheidenden.

„Das nehme ich als frohe Verheißung!“ entgegnete der Lieutenant.

„Die gewiß zutrifft,“ rief der greise Magister mit erhobener Stimme, „wir sehen uns Alle wieder in besserer Zeit, und ist's nicht hienieden, so ist's droben; hier, nehmen sie, meine Herren, den Abschiedstrunk, nehmen sie!“

Die Frau Pastorin präsentirte die gefüllten Gläser, der Greis nahm sein Mützchen ab und rief, das Glas hoch hebend: „Gott, barmherziger Vater, Gott, allweiser Rather, Gott, allmächtiger Helfer, siehe du zu in deiner Gnade, daß unserem theuern Könige und unserem geliebten Vaterlande geholfen werde in dieser tiefen Noth! Amen!“

„Amen!“ ſagten die Anweſenden und leerten ſchweigend ihre Gläſer.

„Preußen bleibt feſt und der König oben!“

Damit nahm Herr von Pletz den Arm ſeiner Frau und ging hinaus. Er ſah ſich nicht mehr um, er hob ſein Gemahl auf den Wagen, ſchwang ſich hinauf zu ihr, ergriff die Peitſche, die ihm der Pfarrknecht reichte, und klappernd und klirrend, vom Gebell der Hunde begleitet, rollte der Wagen aus dem Hofe.

Mit demſelben Wort, mit: „Preußen bleibt feſt und der König oben!“ nahm nun auch Herr von Leiſt Abſchied, dem ſeine greiſe Couſine, die Paſtorin, noch ein warmes Tuch aufgenöthigt hatte, zum Schutz gegen den kalten Abend.

Langſam ging der wunde Offizier über den Hof, ſchwer auf den Stock des Pfarrers geſtützt, er war der Bewegung noch ungewohnt; die Pfarrersleute ſtanden vor der Thür und ſahen ihm nach, mit ihnen die drei Kameraden, die noch zurückbleiben mußten und mit Wehmuth einen Gefährten ſcheiden ſahen, den ſie in ſchwerer Zeit kennen und ſchätzen gelernt hatten.

Herr von Leiſt hatte mit ſeinem Führer Lehnerdt Schaller den Pfarrhof durch eine Nebenpforte, die

zwiſchen zwei Gärten hinten hinausführte, verlaſſen und war langſam wandernd zu einer Reihe von niedrigen Sandhügeln gelangt, die ſich in nordöſtlicher Richtung von Bernekop aus ins Land hineinzogen.

Als ſie den Kamm dieſes Zuges erreicht hatten, blieb Lehnerdt Schaller, der bis dahin kein Wort geſprochen hatte, plötzlich ſtehen und deutete mit ſeinem Knotenſtock erſt rückwärts nach Weſten auf einen faſt verſchwindenden Punkt, indem er ſagte: „Da fährt der gnädige Herr!“ dann wendete er ſich halb und deutete auf zwei Reiter, die im ſchärfſten Trabe ſich von Bernekop entfernten. „Der Herr Poſtmeiſter!“ erläuterte der Führer, dann rückte er den Kober zurecht, nahm ſein „Matin“ zuſammen und ſprach, den Pfad abwärts nehmend und halb zu Herrn von Leiſt gewendet, dem er ſcharf ins Geſicht ſah dabei: „Auf die Waldecke, von der Waldecke nach dem dürren Eſel, vom dürren Eſel nach der einſamen Fichte, von da nach der Mühle, von da nach Langenpieske, von da geht's nach der Oder!“ —

Der Officier bemerkte augenblicklich, daß ihn der wortarme Sohn der Marken auf dieſe Weiſe orientiren und über die Richtung des Weges in Kenntniß

ſetzen wollte. Er ließ ſich deshalb die Orte noch ein Mal nennen, was Lehnerdt in wörtlicher Wiederholung that, gleichſam als ob er ein auswendig gelerntes Sprüchlein herſage. Leiſt ließ ſich nun noch einige Erläuterungen geben; erſt als er erfahren hatte, daß man von der Waldecke, auf welche ſie zuſchritten, einen weit von jeder Straße abliegenden Krug, der dürre Eſel genannt, liegen ſehen könne, daß ferner die einſame Fichte weithin ſichtbar ſei, und daß es von da aus in gerader Linie nach der Mühle gehe, ſagte er zu dem jungen Menſchen: „Ihr denkt, daß Franzoſen in der Nähe ſind, und meint, daß ich mir im Nothfall meinen Weg allein ſuchen ſoll!“

„Es kann ſein, es kann aber auch nicht ſein!“ entgegnete Lehnerdt Schaller, in ächt märkiſcher Weiſe nur den erſten Theil der Frage und auch dieſen nur höchſt unvollkommen beantwortend.

Der Officier lächelte, er kannte das Landvolk, machte weiter keine Verſuche, ein Geſpräch anzuknüpfen, ſondern ſchritt tüchtig aus. Es kam ein eigenes Gefühl von Freudigkeit und Geſundheit über den noch halbwunden Mann, er fühlte ſeine Kräfte, er konnte wenigſtens wieder marſchiren; es war ihm, als ſtände

er bereits wieder bei der Fahne des Königs, war er doch endlich auf dem Wege dahin.

Die beiden Wanderer erreichten die Waldecke, sie kamen an dem dürren Esel vorüber, kurz bevor die frühe Dämmerung des Novemberabends begann. Mit einiger Verwunderung sah Herr von Leist, daß ihn sein Führer einen kleinen Umweg um einen Sumpf, der durch ein Weidicht gedeckt war, machen ließ.

„Sie brauchen im dürren Esel gar nicht zu wissen, daß welche nach der einsamen Fichte gegangen sind!" erklärte Lehnerdt sehr ruhig auf Leist's fragenden Blick und deutete dann auf den mächtigen Baum, der, obwohl nicht auf einer Höhe stehend, dennoch weithin sichtbar war in der offenen Ebene.

Die Dunkelheit brach jetzt rasch herein und mühsam wurde der Marsch des Officiers, denn quer durch lockeres Feld und tiefe Sandschollen schritt sein Führer, unbekümmert um Pfad und Weg, der einsamen Fichte zu, welche wie ein finsteres Gespenst, von dichten Abendnebeln umwallt, sich vor ihnen erhub und den Officier, der allgemach sich ermüdet fühlte, zu necken und zu verspotten schien. Es schien ihm nämlich, als komme er ihr gar nicht näher, als weiche sie mit

jedem Schritt, den er vorwärts thue, einen Schritt zurück. Es wurde vollständig Nacht, der gespenstige Baum war immer noch nicht erreicht, der Lieutenant stöhnte schwer und würde seinem Unwillen und seiner halben Verzweiflung wohl noch auf andere Weise Luft gemacht haben, wenn er sich nicht vor Lehnerdt Schaller geschämt hätte. Der aber schien seine Gedanken zu errathen.

„An der Fichte bleiben wir, bis der Mond aufgeht, sonst finden wir den Steg nicht bei der Ober-Mühle!“ sagte er, und seine einfachen Worte gaben dem Officier neuen Muth. Er stieg wieder rüstig vorwärts durch den tiefen Sand, und da er bei nun völliger Finsterniß die große Fichte gar nicht mehr sah, so däuchte es ihm beinahe zu bald, als Lehnerdt Schaller plötzlich stehen blieb und sprach: „Da sind wir bei der Fichte, Herr Lieutenant, hier ist der Stein, da setzen sie sich!“

Tappend fand der Officier den Stamm des Baumes und bald saß er ganz behaglich auf dem glatten Feldstein. Müde und abgespannt verfiel er in ein tiefes Sinnen, aus dem er plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch zu seinen Füßen aufgeschreckt

wurde, er beugte ſich lauſchend vor, dann ſagte er, über ſich ſelbſt lächelnd: „Ach ſo, ihr eßt euer Abendbrod, Schaller? Wie iſt's, habt ihr nichts für mich?“

„Am rechten Fuß des Herrn Lieutenants ſteht ja der Kober von der Frau Paſtorin!“ antwortete Schaller kaum vernehmlich, denn vermuthlich hatte er einen ſtarken Biſſen zwiſchen den Zähnen.

Der Officier folgte der erhaltenen Weiſung und fand in dem Kober, den Schaller ihm zu Füßen geſtellt, nicht nur Brod und Salzfleiſch und einige von jenen unverwüſtlich harten, märkiſchen Knackwürſten, die ganz loſe in der dünnen durchſichtigen Schale hängen, ſondern auch eine tüchtige Schnapsflaſche und endlich, was ihn förmlich entzückte, eine Blaſe mit Taback und eine kleine kurze Pfeife. Der noch übrige Theil des Kobers war von einem Hemde und zwei Paar wollenen Strümpfen eingenommen, daran erkannte der Officier die frauenhafte Fürſorge ſeiner greiſen Couſine in der Bernekoper Pfarre.

Herr von Leiſt aß jetzt mit gutem Appetit zu Abend und nahm einen tüchtigen Schluck, als er aber dem Lehnerdt die Flaſche bot, ſagte der ablehnend: „Von der Bernekoper Pfarre geht Keiner leer, ich

habe in meinem Matin noch eine Flasche für den Herrn Lieutenant, wenn die aus ist!“

Die Begierde nach Speise und Trank war gestillt, der Officier zog die Blase aus dem Kober, im Vorgenuß schon schwelgend stopfte er die kleine Pfeife; er konnte sie nicht sehen, aber fühlend erkannte er an dem Horne, daß es die Meerschaumpfeife des Erbherrn von Bessin war, die er noch ein paar Tage zuvor sehr bewundert hatte. Lehnerdt Schaller schlug dienstfertig Feuer, und einige Augenblicke darauf kam es dem Officier vor, als ob ihm nie eine Pfeife Taback so vorzüglich gut geschmeckt hätte.

Der Officier rauchte, mit seinen Gedanken beschäftigt hatte er seines Führers nicht acht, denn sonst hätte er sich doch über dessen energische Thätigkeit wundern müssen, Lehnerdt Schaller kaute unaufhörlich Brod und Salzfleisch, und zuweilen nahm er einen Schluck dazwischen. Er aß mit dem ganzen Ernst und der vollen Feierlichkeit des märkischen Landvolkes, für welches das Essen noch ein Act von so zu sagen religiöser Bedeutung ist, während die Städter die Ernährung des Leibes, der doch der Träger der unsterb-

lichen Seele, schon längst mit frivoler Gleichgültigkeit behandeln.

Bleiches Mondenlicht begann mit seinen zitternden Strahlen über die Ebene zu spielen; man konnte nicht sagen, daß der Mondschein die Gegend erhellte, sein Licht diente höchstens dazu, die Schatten noch dichter erscheinen zu lassen und unkundige Augen zu verwirren. Hans Dinnies von Leist würde es vorgezogen haben, sich seinen Weg tappend in der dichtesten Finsterniß zu suchen, als beim tückischen Strahl dieses täuschenden Lichtes, das die Gegenstände jeden Augenblick in anderer Form, in anderer Gestalt erscheinen ließ. Er suchte sein Auge zu gewöhnen, er mühte sich die Umrisse einzelner Baumgruppen vor sich festzuhalten.

Lehnerdt Schaller packte indessen den Kober wieder, hing ihn um, schob ihn rückwärts unter das Matin, und fragte endlich, nachdem er einen Augenblick marschfertig vor dem Lieutenant gestanden, ob dieser nicht nach seinem Pistol sehen wolle.

Der Officier fuhr auf, zog ein kleines Pistol aus der Brusttasche seines Ueberrocks und untersuchte mechanisch die Pfanne, dann blickte er seinen Führer

fragend an, ohne zu bedenken, daß derſelbe in der Dunkelheit unmöglich die Frage von ſeinem Geſicht leſen konnte.

„Meinſt du, daß Franzoſen in der Nähe ſind?“ fragte er, hinter Lehnert herſchreitend, der ſich in Marſch geſetzt hatte.

„Der Herr Poſtmeiſter ſagte, daß Franzoſen in der Niedermühle wären,“ entgegnete der Burſche, „und daß ſie zuweilen Leute nach der Obermühle verſchicken thäten. Bei der Obermühle müſſen wir über den Steg, die Müllersleute ſind gut, aber der Knappe taugt nichts, und man kann doch nicht wiſſen.“

Wiederum ging der Marſch im ſchwachen Mondlicht und tiefem Schweigen durch den Sand wohl eine Stunde Weges weiter; der Officier hatte längſt ſeine Pfeife ausgeraucht und er mußte alle ſeine Kräfte aufbieten, um dem Burſchen zu folgen, der keine Müdigkeit zu kennen ſchien und bei der geringen Helle ſeinen Weg ſo ſicher verfolgte, als leuchte ihm der helle Sonnenſchein. Der Officier bemühte ſich vergeblich, ſich einigermaaßen zu orientiren, er ſah nur dunkle Schatten, bald rechts, bald links in einiger Entfernung. Solche Märſche aber, bei denen man

wenig oder nichts sieht, sind doppelt angreifend und ermüdend.

Plötzlich stand Lehnerdt Schaller und flüsterte dem Officier zu: „Das ist die Obermühle, viel Licht, die Müllersleute sind nicht allein.“

Der Lieutenant erkannte bald, daß er am Rande einer ziemlich tiefen Schlucht stand, in deren Grunde ein nicht unbedeutendes Wasser floß, dessen Rauschen er ganz deutlich vernahm; die Mühle stand still, wenigstens vernahm man das Klappern nicht. Herr von Leist zog seine Uhr und ließ sie repetiren.

Acht Uhr!

„Herr Lieutenant,“ sagte jetzt Schaller leise, „wir müssen über den Steg an der Mühle, und wenn ein französischer General drin wäre, es giebt für uns keinen anderen Weg. Gehen sie dicht hinter mir her, so rasch als möglich, der Hund wird anschlagen, dann stelle ich mich an's kleine Fenster der Mühle, es ist nur eins auf der Seite, klopfe und spreche mit den Leuten, sie aber halten sich nicht einen Augenblick auf, laufen rasch über den Steg und springen drüben die Schlucht hinauf, sie können gar nicht fehlen, immer grade aus; wenn sie oben sind, halten sie sich ein

wenig links und laufen bergein, bis ſie auf einen Erlenbuſch ſtoßen, ſie werden's da ein wenig naß haben, aber nicht zu ſehr, in dem Erlenbuſche warten ſie von jetzt ab eine Stunde, man weiß nicht, was paſſiren thut. Komme ich in einer Stunde nicht, ſo gehen ſie ruhig weiter, immer grade aus, es iſt naß da, aber es hat jetzt nichts zu ſagen, und bis nach Langenpieske iſt keine Meile, dort aber laſſen ſie ſich zum Schulzen Hans Jochem führen, geben ihm das Wort, beſtellen ihm einen Gruß vom Herrn Poſtmeiſter und können dann ganz ſicher ſein, daß er ſie auch ohne mich über die Oder bringen wird."

Herr von Leiſt, der wohl begriff, daß er Lehnerdt's Anordnungen ganz unbedingt Folge leiſten müſſe, wenn er nicht in die Hände der Franzoſen fallen wolle, die ihn ſchon an ſeinen Narben im Geſicht augenblicklich als preußiſchen Officier erkennen würden, ließ ſich ſeinen Weg noch einmal ſo genau als möglich beſchreiben und wollte, nachdem dies geſchehen, eben das Zeichen zum Aufbruch geben, als plötzlich ein eigenthümliches Geräuſch aus der Mühle heraufdrang.

„Sie ſingen!“ ſagte Schaller augenblicklich und lauſchte aufmerkſam.

Die beiden Wanderer vernahmen eine tiefe Baßſtimme, welche ſang:

En casaquin
De Nankin
Vient une grisette
Oeil brillant,
Scintillant,
Sait agacer maint galant.

Loin de quinquet
Un bosquet
Tente la fillette:
C'en est fait
L'amour fait
Le plus aimable méfait!

Dann fielen mehrere Stimmen mit dem Refrain des pariſer Gaſſenhauers ein:

O vous tous, amis du tonneau,
Rendez-vous à la courtille.
Aussitôt que le jour pointille
Attablez-vous chez Ramponneau?

„Es ſind vier Franzoſen in der Mühle,“ ſagte Lehnerdt Schaller mit großer Beſtimmtheit, als er den Refrain gehört, „ſind der Herr Lieutenant bereit?“

„In Gottes Namen vorwärts!“ entgegnete Herr

von Leiſt, als die Franzoſen in der Mühle ihren Geſang aufs Neue begannen.

Der Officier armirte ſein Piſtol und ſchritt dicht hinter dem jungen muthigen Führer her den Abhang hinab; er fühlte ſein tapferes Herz gewaltig ſchlagen, ſie kamen zur Mühle, helles Licht fiel durch das kleine Fenſter der Müllerſtube auf den Pfad und zeigte dem Lieutenant die ſchmale Planke, die über das ziemlich tiefe Mühlwaſſer als Brücke geworfen war. Laut bellend ſchlug der Hund an, als die beiden Wanderer um die Ecke des Hauſes traten, der Officier ſtutzte unwillkürlich, aber „vorwärts!“ flüſterte Lehnerdt und ſtand mit einem Sprunge vor dem kleinen Fenſter, den Raum völlig verdunkelnd. Herr von Leiſt huſchte hinter ihm weg, der Hund bellte furchtbar, der muthige Junge aber klopfte derb an die Fenſterſcheibe.

Der Geſang ſchwieg.

„Wer da?“ ſchrien die Franzoſen wie aus einem Munde und fuhren empor von ihren Sitzen hinter dem Tiſch.

Der Müller öffnete das Fenſter.

„Guten Abend," grüßte Schaller ruhig, „wie weit habe ich noch bis zum dürren Esel?"

Er fragte mit Absicht so, um glauben zu machen, daß er über die Planke gekommen sei.

Der Müller wollte eben antworten, da rief plötzlich eine Stimme dicht hinter Schaller: „aux armes! aux armes!" und eine andere zeterte hinterdrein: „es ist Einer über die Planke, ich hab's gesehen!"

Es war ein Franzose, der mit dem Mühlknappen aus dem wenige Schritte gegenüberliegenden Stalle kam.

„Haltet ihn! haltet ihn!" schrien die Franzosen.

Lehnerdt Schaller bückte sich gewandt unter der Hand durch, die von rückwärts nach ihm griff, aber nur seine Mütze faßte, er flog der Planke über das Mühlwasser zu, der Franzose, laut fluchend, leichtfüßig hinter ihm her. Der junge Mensch schoß über die Planke hin, noch ehe er aber das Ende der schmalen Brücke erreicht hatte, fühlte er, daß sein Verfolger sie auf der andern Seite betrat; ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wendete er sich, sobald er das Ufer betreten, warf sich auf's Knie, und eine Secunde später rollte die Planke klatschend in's Wasser, mit ihr

verſank der verfolgende Franzoſe, einen ſchrillen Schrei ausſtoßend, in den dunkeln Fluthen des Mühlbachs.

Gewaltig athmend richtete ſich Lehnerdt Schaller auf, fluchend und lärmend tobten drüben die Franzoſen durcheinander, die nicht wußten, was ſie thun ſollten, denn Alles, was wir jetzt erzählt haben, hatte ſich ſo blitzſchnell zugetragen, daß den Leuten das Verſtändniß völlig fehlte, das ihnen der Mühlknappe, der nicht franzöſiſch reden konnte, auch nicht zu geben vermochte.

Lehnerdt's Verfolger mußte augenblicklich ertrunken ſein, wahrſcheinlich von einem Schlagfluß getroffen, man vernahm keinen Laut mehr von ihm, und die Kameraden glaubten ihn auf der Verfolgung des Flüchtigen, bis ſie entdeckten, daß die Planke über das Mühlwaſſer abgeworfen war.

Der wackere märkiſche Dienſtmann vom Beſſiner See war indeſſen ein Stück am Mühlwaſſer hingelaufen, damit, wenn er etwa verfolgt oder beobachtet werde, die Feinde glauben ſollten, daß er ſich der Nieder-Mühle zugewendet, als er aber an eine Stelle des Mühlengrundes kam, wo am Abhange die Fichten höher und dichter ſtanden und tieferen Schatten

gaben, da kroch er mit raschen, aber fast unhörbaren Bewegungen die Böschung hinauf und rannte auf der andern Seite, sich mehr nach rechts aufwärts wendend, in vollem Laufe hinunter. Bald fühlte er, daß der Boden unter seinen Füßen weicher wurde, er sah im flimmernden Mondenschein die Erlengebüsche, er wußte, daß er sich am Rande eines Luches befand, und daß sein Weg gefährlich wurde, dennoch mäßigte er kaum die Schnelligkeit seines Laufes, bis er im schwachen Dämmer den größern Erlenbusch vor sich sah, den er dem Lieutenant von Leist als Rendez-vous bezeichnet hatte. Jetzt ging er langsamer, er zog die Flasche aus seinem Matin und that einen tüchtigen Zug, darauf begann er mit leiser Stimme zu brummen:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann flieht die ganze Reichs-Armee,
Panduren und Franzosen.

Kaum hatte er diesen einzigen Vers, den er wußte von dem alten Friedericianischen Siegesliede, beendet, als der Lieutenant zu ihm trat und mit bewegter Stimme sagte: „Willkommen, Lehnerdt, das soll euch nicht vergessen werden!“ Er drückte ihm die Hand. Der Bursche war empfänglich für dieses

Zeichen der Dankbarkeit, es erfüllte ihn mit mächtigem Stolz, aber er ſagte nach ſeiner Landesart kein Wort dazu, ſondern ſchritt mit rüſtiger Schnelligkeit auf dem naſſen Pfad fort, der ſich durch das Luch hin in tauſend Krümmungen wand, ein Pfad, den er in der Nacht beſſer fand, als ihn ein Anderer am Tage gefunden haben würde. Erſt als ſie ein tüchtiges Stück des Weges hinter ſich hatten und es wieder über ein trocknes Sandfeld etwas lehnan vorwärts ging, begann der Officier ein Geſpräch.

„Gott ſei Dank, daß ihr kamet, Lehnerdt, den Weg hätte ich nimmermehr gefunden!“ ſagte er halblaut.

„Nein, den hätten der Herr Lieutenant nicht gefunden,“ entgegnete Lehnerdt einfach, „aber wenn ſie, wie ich geſagt habe, immer geradeaus gegangen wären, ſo würden ſie auch durchgekommen ſein, denn das Waſſer ſteht jetzt nirgendwo hoch, und es hatte keine Gefahr.“

„Und wie war's an der Mühle?“ fragte der Officier.

Lehnerdt Schaller erzählte jetzt ruhig, was er gethan hatte, und ſetzte mit einem Gleichmuth, der

unter andern Umständen empörend gewesen wäre, hinzu, wie er nicht glaube, daß der Franzose, den er in das Mühlwasser gestürzt, mit dem Leben davon gekommen sei, denn der Fall des reißenden Baches sei zu stark.

Herr von Leist machte keine Bemerkung, er hatte in der letzten Zeit den Tod in zu vielen Gestalten gesehen, als daß das Leben eines Feindes ihm irgend von Bedeutung hätte erscheinen können.

Noch eine starke Stunde mußten die Flüchtlinge marschiren, und der Officier fühlte sich bis zum Tode erschöpft, als er endlich in nicht allzu weiter Ferne Hundegebell vernahm und eine Uhr schlagen hörte.

„Da ist Langenpieske!“ sagte Lehnerdt tröstend, trat dann dicht an den Lieutenant, legte dessen linken Arm, ohne ihn weiter zu fragen, um seinen Hals und schritt weiter, dem wirklich Wankenden also zur Stütze dienend.

Sie erreichten das Dorf endlich. An dem bereiften Zaune der ersten Hütte war ein Graben, dahin brachte der junge Mensch den Officier und ließ ihn niedersetzen, wickelte ihm seinen Matin um die Schulter, flüsterte einige Worte, die wie Trost klangen,

und eilte mit raſchen Schritten davon. Kaum war der Lieutenant allein, als ihn die Müdigkeit übermannte, er ſank zurück und ſchlief auf kalter Erde in Lehnerdt Schaller's Matin gehüllt und mit dem Kopf an den Zaun gelehnt feſt ein.

Er vermochte nicht aufzuſtehen, er vermochte kaum ſich zu beſinnen, als er geweckt wurde; zuerſt ſah er nur eine Laterne, die vor ihm an der Erde ſtand, dann erkannte er Lehnerdt's Stimme, der ihn an den Schultern aufhob und zu einer dritten Perſon ſagte: „Faßt an, Schulze, wir müſſen ihn auf den Wagen tragen."

Herr von Leiſt ermannte ſich, er ſtand auf ſeinen Füßen, der Froſt kam über ihn ſo gewaltig, daß ſeine Zähne aneinander klapperten; kaum vermochte er den Hals der Flaſche mit den Lippen zu faſſen, die ihm ein ſtattlicher Bauer an den Mund hielt. Erſt nachdem er einen tiefen Zug gethan und die wärmende Kraft des Branntweins fühlte, kam er ganz wieder zu ſich.

„Ihr ſeid es, Lehnerdt!" ſagte er, die Hand auf die Schulter des treuen Begleiters legend.

„Gott ſei Dank, Herr Lieutenant!" antwortete

der ehrliche Burſche mit einer Stimme, der man die Freude anhörte, „hier iſt der Schulze von Pieske, der uns gleich weiter bringen will, weil auf morgen Franzoſen im Dorfe angeſagt ſind.“

„Heute kann ich ſie noch fortbringen, Herr Lieutenant,“ nahm jetzt der Schulze, eine hohe, hagere Geſtalt im langen blauen Rock und mit einer mächtigen Pelzmütze auf dem Kopfe, das Wort, „morgen geht es vielleicht nicht mehr, kommen ſie; die Leute ſollen nicht ſagen, daß der Schulze von Pieske einen Officier des Königs verlaſſen hätte, ſo lange er noch ein Paar dralle Pferde vor ſeinem Wagen und eine geſunde Fauſt an ſeinem Leibe hat.“

Die Beiden trugen den Edelmann mehr, als daß ſie ihn führten, zu dem kleinen Korbwagen, der auf der Dorfſtraße hielt, ſie wickelten ihn ſorglich in einige Pferdedecken und ſchoben ihn dann in das Stroh, das hinter dem Brette aufgeſchichtet war, welches, in ein Paar Stricken hängend, einen ſehr beweglichen Sitz bildete.

Herr von Leiſt hatte ſich feſt vorgenommen, wach zu bleiben, kaum aber hatte ſich der Wagen auf dem weichen Sande ſanft in Bewegung geſetzt, als ihn der

Schlaf sofort wieder überfiel; er wußte einige Augenblicke darauf schon nichts mehr von dem, was um ihn her geschah.

Lehnerdt Schaller, der sein Matin wieder umgenommen hatte, ging mit der Laterne vorsichtig den Weg suchend voran, hinter ihm folgte Hans Jochem, der Schulze von Langenpieske, der seine Pferde am Kopfe führte. So fuhren sie langsam in ziemlich weitem Bogen um das Dorf herum, bis sie endlich, weit jenseits desselben, die Fahrstraße durchschnitten und in einen Nebenweg einlenkten, der bald tief in den Forst führte.

Der Lieutenant bemerkte es nicht, als die beiden Männer aufstiegen; er trank, als Lehnerdt ihm den Kopf aufhob und ihm die Flasche an den Mund setzte, aber er fiel augenblicklich wieder in den tiefen Schlaf, aus dem er erst, fröstelnd zwar, aber doch sehr gestärkt und frisch erwachte, als die fahle Helle des Wintermorgens bereits um die Wipfel der Fichten spielte und die furchtbar harten Stöße des Wagens an Steinen und Wurzelwerk selbst die Ruhe eines Todten hätten stören können.

Mit sichtlicher Freude begrüßte Lehnerdt das Er-

wachen des Officiers, obgleich er weiter nichts ſagte, ſondern ihm nur ſofort die Flaſche reichte, die er als Arzneimittel gegen Körperſchwäche zu betrachten ſchien. Der Schulze nickte ihm ernſthaft zu von ſeinem ſchaukelnden Bretterſitz und deutete mit dem Peitſchenſtiel auf einen großen Kober hinten im Wagen. Lehnerdt begriff das gleich, und bald erquickten ſich die Flüchtlinge, wie man ſie wohl nennen darf, an einem tüchtigen Frühſtück.

Es ward nach und nach vollkommen hell, der Lieutenant fühlte ſich ganz friſch und munter, er rauchte behaglich ſeine Pfeife, und zur Verbeſſerung ſeiner Stimmung trug es nicht wenig bei, daß der Schulze beim Herausfahren aus dem Walde, auf eine alte krumme Fichte dicht am Wege deutend, ſagte: „Die Luft iſt rein, kein Franzoſe auf dem Wege, ſonſt hätte der Paſtor von Lanke hier ſchon in aller Frühe einen Pflock in den alten Baum ſchlagen laſſen. Das iſt unſer verabredetes Zeichen.“

Luſtig raſſelte das leichte Wäglein auf ziemlich gebahnter Straße ins Land hinein, und Herr von Leiſt gab ſich bereits der Hoffnung hin, daß er nun glücklich die Oder erreichen werde, als der Schulze

plötzlich die Pferde in ihrem Trab hemmte und die Leine straff haltend sprach: „Da kommt Einer, der uns Zeichen macht, was soll denn das heißen?“

„Er zeigt rückwärts, wir sollen umkehren!“ rief Lehnerdt Schaller, dessen helles Auge an dem hastig Näherkommenden haftete.

„Das ist des Pastors Knecht aus der Lanke!“ sagte der Schulze, den Näherkommenden erkennend.

„Kehrt um, Schulze,“ rief der Knecht jetzt schon aus weiter Ferne, „Franzosen in der Lanke, Cavallerie, sie gehen auf Modrub, ihr kommt nicht mehr über die Lommelhaide!“

Der Schulze nahm die Mütze ab und kratzte sich hinter dem Ohr, einen Augenblick war der wackere Mann unschlüssig. „Waren die Franzosen schon abmarschirt aus der Lanke, Landsmann?“ fragte er den Knecht.

Dieser verneinte.

„Nun, dann sag' dem Herrn Pastor einen schönen Gruß, Mann. Adjes! Vorwärts in Gottes Namen!“

Damit hieb er auf die Pferde, daß sie mit raschem Satze ansprangen und dann auf der glatten Straße in vollem Laufe vorwärts dahinjagten.

Achtes Capitel.

Auf der Haide.

Der Schulz ließ ſeine muthigen Pferde ſcharf austraben, der leichte Wagen flog wie ein Pfeil auf dem feſten Wege dahin, und die drei Männer darin ſprachen kein Wort. Es verging eine Stunde faſt, dann traten die einzelnen Fichtengruppen, zuweilen mit eingeſprengten Birken, die man ſchon weit in der Entfernung geſehen, wieder näher an den Weg, deckten ihn bald auf einer, bald auf der andern Seite, bald auf beiden, ſchloſſen ſich endlich dicht und immer dichter an einander, bis der Schulz die Leine locker ließ und ſeine Roſſe heiß und keuchend im Schritt dahin gingen, im tiefen Sande des Waldweges.

Jetzt drehte ſich Hans Jochem um nach dem Officier im Wagen und ſprach mit ernſthaftem Antlitz, ohne eine Miene zu verziehen: „Wir ſind in der Lommelhaide, Herr Lieutenant, ich glaube nicht, daß wir drüber kommen, ohne von den Franzoſen, die von der Lanke her marſchiren, entdeckt zu werden, denn die Haide iſt offen ſogleich wenn wir über das Wuhlwaſſer ſind. Die Franzoſen werden uns verfolgen, und wenn's auch nur wegen der Pferde, des armen Viehes, wäre. Es giebt nur den einen Damm, wir müſſen über die Wuhle, das arme Vieh thut ſich jetzt verſchnaufen, ſind wir drüben, ſo werde ich aus dem Zeuge fahren; werden wir verfolgt, ſo ſteigen ſie hinter dem Kreuzbuſch aus und Lehnerdt führt ſie durch die Bieſenthaler Forſt nach Britz zu meinem Schwager; Lehnerdt kennt den Weg dahin, mein Schwager aber wird ſie beim alten Zoll in Hohen-Saaten über die Oder bringen und ihnen auch drüben die Wege weiter weiſen nach Wrechow. Wenn wir über die Wuhle ſind, müſſen ſie ſich im Wagen niederlegen, Herr Lieutenant, und Lehnerdt auch, daß die Franzoſen ſie nicht ſehen, komme ich glücklich bis zum Kreuzbuſch, dann will ich ſie ſchon hinter mir herlocken, die verdammten Kerle!“

Der Schulz drehte ſich um und ſah wieder nach ſeinen Pferden, der Lieutenant ſtreckte ſich lang aus im Stroh und Lehnerdt that ein Gleiches, ſo fuhren ſie langſam dahin und ein ſchöner heller Novemberhimmel war über ihnen. Ein ſchlecht gehaltener Dammweg führte über das breite moorige Wuhlwaſſer, und die Sonne ſtieg immer höher. Der Damm war zu Ende, die Blöße lag vor ihnen, „ich ſehe noch keinen Franzoſen!“ ſagte der Schulz ſcharf auslugend mehr zu ſich ſelbſt, als zu den Andern, dann trieb er ſeine Roſſe an. Nach allen Seiten hin ſtreiften die forſchenden Blicke des ehrenfeſten Mannes, vorzüglich hatte er eine Waldecke linker Hand im Auge, die er immer wieder mißtrauiſch beobachtete; dieſelbe war allerdings ein gutes Stück Weges entfernt, aber die Haide war bis dahin ganz offen. Endlich kam der Wagen auf gleiche Höhe mit jener Waldecke, nach und nach ließ er ſie etwas hinter ſich.

„Herr Lieutenant, ich glaube, wir kommen noch —“ begann der Schulz, aber er brach mitten im Satz ab und hieb auf ſeine Pferde, daß dieſe hochaufbäumend anſprangen und dann ſchnaubend dahin jagten.

„Die Franzoſen, zwei, drei,“ ſagte Lehnerdt, der

auf der linken Seite im Wagen lag und durch eine Lücke zwiſchen der Hürde und der Leiter ſehen konnte, „es ſind Dragoner mit Roßſchweifen, wie die welche in Beſſin waren.“

„Dragoner haben ſchwere Pferde!“ bemerkte der Lieutenant.

„Jetzt haben ſie uns geſehen!“ rief Lehnerdt, „ſie ſetzen ihre Pferde in Trab, ſie ſchwenken ein, da kommt noch ein ganzer Trupp.“

Der Schulz ſagte kein Wort, er peitſchte ohne Barmherzigkeit ſeine Roſſe, das arme Vieh, das er ſonſt ſo ſehr liebte.

Die Hetze auf der Lommelhaide war los, hohe Jagd auf Menſchenwild, obwohl die franzöſiſchen Cavaleriſten wohl nur auf ein Paar Pferde zu jagen meinten.

Der Lieutenant kroch auf Schaller's Seite, er mußte ſelbſt ſehen.

„Sie kommen näher,“ ſprach er, nachdem er eine Weile beobachtet hatte, „aber ſie kommen nur langſam vorwärts; wären ihre Pferde nicht ſo ſchwer oder ſo marode, ſie müßten ſchon viel näher ſein!“

Der Cavallerie-Officier folgte mit kundigem Blick

allen Bewegungen der feindlichen Reiter, die drei vordersten kamen in schiefer Richtung dem Wagen näher, die zwei zunächst folgenden brachen plötzlich rechts aus.

„Zwei Dragoner gehen rechts, sie denken uns den Weg abzuschneiden!“ sagte der Officier laut.

Der Schulze lachte in dem ihm eigenen tiefen Tone.

„Sie reiten in den Sumpf!“ bemerkte Lehnerdt, das Lachen des Schulzen erklärend.

Indessen kamen die Dragoner immer näher, und plötzlich blitzte es drüben, ein leichter blauer Rauch wirbelte auf und ein schwacher Knall folgte.

„Der Kerl ist toll, auf solche Entfernung zu schießen!“ meinte Herr von Leist.

„Er will uns befehlen, Halt zu machen!“ murrte der Schulz, ohne sich umzusehen, „aber ich bin harthörig und ein schlechtes Gesicht habe ich auch auf der Haide, nichts gesehen, nichts gehört!“

Er hieb auf die Pferde, die sich aufs Aeußerste angriffen, dennoch kamen die feindlichen Reiter immer näher.

„Die zwei dahinten, die rechts geritten, kehren um!“ meldete der Lieutenant.

„Der Sumpf iſt tief!“ entgegnete Lehnerdt einfach.

„Machen ſie ſich fertig, Herr Lieutenant,“ ſagte jetzt der Schulz ohne ſich umzudrehen, „wir werden gleich am Kreuzbuſch ſein, wenn ich ſage: vorwärts! dann ſpringen ſie auf und hinein in den Buſch, die Kerle laſſen ihnen nur einen Augenblick! Lehnerdt, vergiß den Kober nicht!“

Der Wagen ſchoß vorwärts mit unverminderter Schnelligkeit, einige einzelne Fichtenſtämme flogen vorüber, bald wurden ſie dichter —

„Vorwärts, in Gottes Namen!“ rief der Schulz.

Der Lieutenant erhub ſich ſofort und ſprang hinaus, er fiel lang hin in den tiefen Sand; Lehnerdt Schaller half ihm raſch aufſtehen und zog ihn über einen verfallenen Graben, an welchem ein halb eingeſunkenes ſteinernes Kreuz ſtand, das dem Buſch den Namen gegeben, hinein in das Holz, das durch den jungen Anwuchs zwiſchen den Stämmen ſie den Augen der Verfolger entzog. Herr von Leiſt warf einen letzten Blick auf die Haide, der wackere Schulz rollte ſchon in weiter Entfernung dahin.

Der Weg war ſchwer, oder vielmehr es war gar kein Weg; durch die dichten Kiefern drängten ſich die Flüchtlinge, der ſpitzen Nadeln nicht achtend, die ihnen unaufhörlich ins Geſicht ſchlugen.

Sie hörten einige Schüſſe knallen, der Lieutenant blieb ſtehen, Lehnerdt faßte ſofort ſeine Hand und zog ihn weiter.

„Sie ſind uns noch zu nahe!“ flüſterte der wackere Burſch, „den Schulzen aber haben ſie nicht gekriegt, ſonſt hätten ſie nicht geſchoſſen, ihre Pferde waren zu müde!“

Ein eigenthümliches aber ſehr zuverſichtliches Hohnlachen flog über die breiten Züge Lehnerdt's, der Officier aber freute ſich daran, denn die gute Zuverſicht, die der tapfere Burſch zeigte, ſteckte ihn an; auch er glaubte jetzt ſicher, daß der ehrenfeſte Schulz von Langenpieske den eifrigen Verfolgern entronnen, die er hinter ſich hergelockt, um ihre Flucht zu begünſtigen und zu ſichern.

Gleich darauf vernahmen die Flüchtlinge Trompetenklang hinter ſich, wahrſcheinlich ſammelte der feindliche Officier ſeine Leute, die ſich bei der Verfolgung auf der Haide zerſtreut hatten.

Der junge Mann und ſein Führer wanderten den ganzen Tag, ſie vermieden alle größern Straßen, deren ſie mehrere kreuzten, machten Mittag an einem trockenen Sandplatz und wechſelten nur wenige Worte. Herr von Leiſt marſchirte heute viel beſſer, als geſtern, und hatte mehr mit den Regungen der eigenen Ungeduld, die ihn raſtlos vorwärts trieb, als mit den Schwierigkeiten ſeiner Fußwanderung zu kämpfen, die allerdings auch gering zu nennen waren, denn der Sand ſtand, wie man in der Mark ſagt, der Weg war alſo feſt und lief immer in der Haide hin, keine Menſchenſeele begegnete ihnen den ganzen Tag über. Es begann dunkel zu werden, der Officier ſchritt immer noch ruhig und geduldig hinter ſeinem Führer her; vielleicht wäre er nicht ſo ruhig geweſen, wenn er auf Lehnerdt geachtet hätte, der zwar mit ächt märkiſchem Eigenſinn den Pfad verfolgte, auf dem er ſich befand, der aber ziemlich ängſtliche und verlegene Blicke von Zeit zu Zeit auf ſeinen Gefährten richtete, denn die Wahrheit zu ſagen, ſo hatte Lehnerdt Schaller ſich verirrt. Aber er ſchritt tapfer aus, denn glücklicher Weiſe hatte er bald erkannt, wohin er ſich verirrt hatte; er war nämlich zu weit in die Neuſtädter

Stadthaide gekommen, hatte den Weg nach Britz oder Chorinchen verfehlt und befand ſich nun am Rande der Lieper Haide. Er hatte keinen Umweg gemacht, im Gegentheil hatte er ſich der Oder mehr genähert, als das der Fall geweſen ſein würde, wenn er nach Britz gegangen wäre, aber er wußte für die Nacht keine Unterkunft für ſeinen Officier, und das war es, was ihn hauptſächlich bedrückte; zwar glaubte er ſich auf dem Wege nach dem Sandkrug zu befinden, einem einſamen Etabliſſement in der Haide, aber er kannte die Entfernung nicht genau und fürchtete, die Müdigkeit werde dem Lieutenant nicht geſtatten, die Herberge zu erreichen. Aber entweder waren die Kräfte des Officiers bedeutend geſtiegen, oder der Weg war kürzer, als der gute Burſch gemeint, denn Hundegebell verkündete bald, daß ſich die Flüchtlinge einem bewohnten Orte näherten, von dem Lehnerdt gar nicht zweifelte, daß es der Sandkrug ſein werde.

Herr von Leiſt fragte nicht, das Beiſpiel vielleicht ſeines Führers, vielleicht auch die lange Wanderung durch die ſchweigende Haide hatte ihn ſchweigſam gemacht; er war müde und deshalb vernahm er nicht ungern das Hundegebell, das ihm die Nähe des

Nachtquartiers verrieth, aber er fühlte auch, daß er im Stande ſei, trotz der Müdigkeit, noch weiter zu gehen, und darum wußte er nicht recht, ob er ſich freuen ſollte über den Aufenthalt.

Schon ſah man den Lichtſchimmer zwiſchen den Bäumen, und noch immer ſprachen die Wanderer nicht, da blieb endlich Schaller ſtehen und bat den Officier zu warten, damit er zuvor erkunde, ob nicht etwa Franzoſen im Kruge wären.

Der Lieutenant nickte und lehnte ſich bequem an den nächſten Baum; er mußte ziemlich lange harren, aber er wurde nicht ungeduldig, und endlich kehrte ſein treuer Führer zurück.

„Herr Lieutenant," meldete Schaller, „Franzoſen ſind nicht im Kruge, aber Preußen, Ranzionirte, wohl ein Dutzend, wüſte Kerle, der Krugwirth hat eine Kammer an der Stube, wo er ſie unterbringen wird; die Soldaten dürfen ſie nicht ſehen, der Herr Poſtmeiſter hat mir noch beſonders befohlen, den Ranzionirten aus dem Wege zu gehen, weil ſie das in die größeſte Gefahr bringen könne. Kommen ſie, der Krugwirth wartet an der Hinterthür!"

Ohne ein Wort der Entgegnung folgte Leiſt, und

bald trat er durch eine ſchmale Hinterthür, an welcher ihn der Krugwirth mit dem leiſe geflüſterten Gruß der Patrioten empfing, in einen engen Hofraum. Von da geleitete ihn derſelbe durch eine finſtere Küche in eine ziemlich ſaubere Kammer.

Leiſt ſah ſich um; auf einem braunroth angeſtrichenen Tiſche ſtand ein dünnes Talglicht in einem Drahtleuchter und verbreitete ſchwache Helle in dem kleinen Raum. Unter dem Fenſter war ein ſauberes Bett mit blau und weiß quadrirtem Ueberzuge; ein Schrank und drei hölzerne Stühle, deren ſteife Lehnen in Form einer Acht, mit einem herzförmigen Loch in der oberen Hälfte, geſchnitten waren, bildeten das ganze Ameublement. Eine dünne Bretterwand ſchied die Kammer von der Wirthsſtube und der Officier vernahm ganz deutlich das Geſpräch, das die Preußiſchen Soldaten, die ſich ſelbſt ranzionirt hatten, drüben mit einander führten.

Der Krugwirth legte den Finger auf den Mund und deutete nach der Wand, Leiſt verſtand den Mann wohl, aber er ſah ihn dennoch mit großer Befremdung an, denn das Geſicht deſſelben kam ihm nicht nur ſehr bekannt vor, ſondern er wußte ganz genau, daß

er daſſelbe in Berlin geſehen, er wußte nur nicht gleich, bei welcher Gelegenheit. Doch hier war nicht der Ort, ſich zu erklären, er nickte, der Geberde des Krugwirthes zuſtimmend, und lagerte ſich, als dieſer ging, ſofort nicht ohne Behaglichkeit auf das Bett. Er ruhete ſich, aber er ſchlief nicht, das Hin- und Herreden der Leute in der Wirthsſtube hinderte ihn vielleicht am Einſchlafen, dennoch hatte er anfänglich nicht weiter Acht auf das, was geſprochen wurde.

Nach einer ziemlichen Weile erſt kam der getreue Lehnerdt Schaller und brachte ſeinem Officier eine heiße Bierſuppe in einem irdenen Napfe, die dieſer trotz des verbogenen Blechlöffels mit großem Behagen verzehrte.

Mit großer Befriedigung ſah Lehnerdt dem Eſſenden eine Weile ſehr aufmerkſam zu, es war, als zähle er ihm die Löffel einzeln nach, dann flüſterte er, nach der Wand rückwärts zeigend: „Die führen wunderliche Reden, kehren um, ſind nicht über die Oder gekommen, ſagen ſie; es iſt was mit ihnen, der Krugwirth fürchtet ſich vor ihnen, er hat ſie zum gnädigen Herrn nach Köthen gewieſen, der läßt alle Soldaten über die Oder führen, aber ſie wollen nicht hin. Ein

Unterofficier ist ihr Anführer, sie haben eine Wache vorn an der Hausthür!"

Diese Mittheilung machte den Lieutenant aufmerksam, und als sich Lehnerdt mit dem leeren Napf entfernt hatte, suchte Herr von Leist die Reden der Soldaten in der Wirthsstube zu verstehen. Das war nicht schwer, denn dieselben wurden laut genug geführt, aber der Officier konnte aus denselben nichts besonderes entnehmen. Es waren eben Reden, wie sie eine verwilderte Soldateska führt, die nach einer Niederlage seit Wochen flüchtig durch's Land schwärmt und immer mehr entartet. Rohe Scherze, wilde Ausbrüche des Zornes, des Unmuthes oder der Verzweiflung, Zoten und Flüche, sehr begehrliche und doch auch wieder sehr bescheidene Wünsche wechselten in bunter Folge mit einander ab. Herr von Leist, dem dergleichen Dinge alle schon zur Genüge bekannt waren, wollte es eben aufgeben, länger diese Gespräche zu belauschen, die durchaus kein Interesse für ihn hatten, als er plötzlich dicht neben sich eine Unterredung vernahm, die flüsternd geführt wurde.

Der Officier begriff, daß die beiden Sprechenden

allein an einem Tiſch dicht an der Brettwand ſaßen, welche die beiden Räume ſchied.

„Wir müſſen fort, Schober!“ ſagte der Eine, „dieſe Bande iſt zu groß, morgen werden wir ſcharf verfolgt! Wilhelm giebt's für ſicher, daß ſie hat Anzeige machen laſſen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ entgegnete der Andere, „ſie hat Courage für drei Männer, das weiß ich, aber was kann ſie machen? Die Gerichte thun nichts, weil der Feind im Lande iſt, die Leute hier in der Gegend haben ihn gehaßt wie die Sünde, ſie finden's gerecht, und wenn ſie noch mehr Courage hätte, ſie kann nichts machen.“

„Sie hat an den franzöſiſchen General geſchrieben, der in Freienwalde ſteht, heute ſind Franzoſen in Oderberg geweſen!“ lautete ein neues Argument.

„Die finden Keinen, der ſie durch die Lieper Haide führt, und wir haben unter den Franzoſen auch unſere Freunde,“ verſetzte der Andere zuverſichtlich, „überdem, wer weiß, ob die Franzoſen unſertwegen nach Oderberg gekommen ſind, ſeit geſtern iſt eine allgemeine Bewegung.“

„Aber was willſt du denn eigentlich, Schober,

auf was warteſt du? ich möchte weg aus der Gegend; ich fürchte mich vor ihr, mir zetert immer noch ihre Stimme in die Ohren, als ich ſie an den Bettpfoſten band, ich wollte, daß ich nicht dabei geweſen wäre!"

„Feiger Hund!" zürnte der, welcher der Anführer zu ſein ſchien.

„Ich bin nicht feige, Schober," entgegnete der Geſcholtene, „das weißt du, aber ſie hatte recht, hol mich der Teufel! ſie hatte recht, als ſie ſchrie: Elende, ſo viele über Einen, der nur eine Hand hat!"

„Er war ein Verräther," entgegnete der Andere, „er hat den Preußiſchen Staat verrathen helfen an die Franzoſen, wir haben ihn nicht ermordet, wir haben ihm einen Geiſtlichen gegeben und haben ihn dann hingerichtet."

„Alles gut, aber ich wollte doch, daß ich nicht dabei geweſen wäre!"

„Du biſt aber dabei geweſen," höhnte der Kamerad, „und das kann der Teufel ſelbſt nicht ungeſchehen machen!"

„Das weiß ich wohl," entgegnete der, „aber eben darum will ich fort, ich habe keine Luſt, mich fangen zu laſſen!"

„Und ich muß noch vierundzwanzig Stunden hier bleiben!“ beharrte der Andere.

„Dann bleibe hier, ich gehe, aber ich ſage dir, ehe es morgen Mittag läutet, biſt du geliefert; deine Geldgier bringt dich in Noth, Schober, ich will's dir ſagen, du warteſt auf das franzöſiſche Frauenzimmer, mit dem du ſchon zwei Mal zuſammen geweſen biſt, ich will mich hängen laſſen, wenn das Teufelsweib dich nicht zu der ganzen Geſchichte angeſtiftet hat. Aus Liebe haſt du's nicht gethan, das Weib iſt zwar noch ganz ſchmuck, du aber biſt in deinem ganzen Leben nicht ſehr für's Frauenzimmer geweſen, alſo, ſie hat dir Geld gegeben und du willſt noch mehr Geld von ihr. Meinetwegen, aber warum ſchleppſt du dieſe Menſchen da mit dir? Einzeln, oder allein mit mir, würdeſt du viel ſicherer ſein, oder haſt du noch einen Streich der Art vor?“

„Und wenn das wäre?“ fragte Schober.

„Nun, dann wäre ich nicht mit dabei!“ entgegnete der Andere.

„Vermuthlich würde es auch ohne dich gehen!“ verſetzte der Anführer höhniſch.

„Das denke ich auch," meinte der Andere entſchloſſen, „wir ſind geſchiedene Leute, Adjes!"

„Donnerwetter," ſchrie der Wilde, „alſo iſt das dein Ernſt, du willſt doch nicht mitten in der Nacht auf die Haide?"

„Ich will lieber mitten in der Nacht durch die Haide gehen, als mich hier im Kruge fangen und weiter transportiren zu laſſen."

„Geh zum Teufel, dummer, feiger Hund!" fluchte der Anführer, „meinetwegen laß dich die todte Katze lecken, elender Kerl! verlaß deinen Kameraden, der dir bei Jena das Leben gerettet hat, Lumpenkerl!"

„Schimpfe, ſo viel du willſt, Adjes!"

Offenbar wollte ſich der Eine wirklich entfernen, der Andere aber ſprang ihm nach und hielt ihn zurück; er flüſterte eifrig ihm zu, aber ſo leiſe, daß der lauſchende Officier nichts mehr vom Inhalt ihres Geſprächs zu vernehmen vermochte.

Herr von Leiſt hatte kaum einige Augenblicke Zeit, über das Geſpräch nachzudenken, das er belauſcht, denn plötzlich vernahm er ein dumpfes Getöſe, ein Scharren mit den Füßen, haſtiges, halblautes Hin- und Herreden, dann entſtand eine tiefe Stille.

— Offenbar hatten die Ranzionirten den Krug auf höchst eilige Weise verlassen. Herrn von Leist wurde der Grund dieser raschen Räumung sehr bald klar, denn alsbald fielen mehrere Schüsse rasch hinter einander, aber nicht in der Richtung, von welcher Leist und Lehnerdt Schaller gekommen; ein Trompeter, der dicht vor dem Krug hielt, blies zum Sammeln, und der preußische Cavallerieofficier erkannte daraus, daß der Commandeur der französischen Cavallerie nicht geneigt sei, eine bei der Finsterniß und dem Terrain doppelt gefährliche Jagd auf die flüchtigen preußischen Soldaten anzustellen.

Während sich die Franzosen sammelten und Leist nicht ohne Besorgniß für seinen getreuen Schaller war, traten die Officiere der feindlichen Reiter in die Gaststube des Krugs, Leist hörte ihre Schleppsäbel und ihre Sporen klirren, bald vernahm er auch ihr Gespräch; sie examinirten den Krugwirth und Lehnerdt über die Stärke der Ranzionirten, beide Offiziere wußten sich in deutscher Sprache leidlich verständlich zu machen. Als der Krugwirth die Fragen beantwortet hatte, wendete sich einer der Officiere in französischer Sprache an den andern und sagte: „Die

Schurken haben Verstärkung erhalten, die dicke Dame hat von höchstens einem Dutzend schlechtbewaffneter Leute gesprochen."

„Oder diese Hallunken hier belügen uns und übertreiben die Zahl ihrer Landsleute!" antwortete der Andere mürrisch.

„Es ist möglich, aber ich glaube es nicht," versetzte der Erste lachend, „diese ganze abscheuliche Gegend wimmelt von Versprengten und Ranzionirten, es können sich leicht zwei Parteien zusammengefunden haben. Ich traue diesen Menschen noch weit lieber, als dieser dicken Dame, deren Kommen und Gehen im Hauptquartier mir höchst verdächtig ist."

„Sie hat eine Liebschaft mit dem Lieutenant-Colonel vom 44sten!" bemerkte der andere Officier.

„Als wenn ein Lieutenant-Colonel nicht auch betrogen werden könnte," lachte der Erste, der offenbar das Commando hatte, „übrigens theile ich nicht den Geschmack dieses guten Kameraden von der Infanterie, ist mir doch ein wenig zu viel Speck!"

Die beiden Franzosen lachten und empfingen die Meldung eines Wachtmeisters, dann verließen sie klappernd und rasselnd die Wirthsstube, und der Lieu-

tenant von Leiſt vernahm nichts mehr in ſeinem Verſteck. Der wackere Edelmann ſuchte ſich Alles, was er vernommen, zu recapituliren; es war ihm zu Muth, als wenn die dunklen Andeutungen, die er erlauſcht, ſich auf ihm bekannte Perſonen bezögen; eine Springfluth von Vermuthungen und Empfindungen ſpritzte ihm, ſo zu ſagen, über Hirn und Herz, mit Mühe nur ordnete er ſeine Erinnerungen.

„Ein Weib hat die Ranzionirten angeſtiftet," ſagte er ſinnend zu ſich ſelbſt, „ſie haben einen Mann, der nur eine Hand hat, gefangen, ſie haben ihn erſchoſſen, weil er ein Verräther war; merkwürdig, ein franzöſiſches Frauenzimmer ſtiftet preußiſche Soldaten an, einen Verräther zu erſchießen. Aber der Mann kann nur Preußen verrathen haben, denn um einen Verräther an Frankreich zu beſtrafen, dazu nimmt man keine Preußen. Die Werkzeuge dieſes Weibes warten hier in einem abgelegenen Kruge, vermuthlich auf ihre Belohnung — da erſcheint plötzlich franzöſiſche Cavallerie, und wer ſchickt ſie? ein Weib, das durch ihr Kommen und Gehen im franzöſiſchen Hauptquartier auffällt, die Maitreſſe eines franzöſiſchen Obriſtlieutenants. Es iſt kaum ein Zweifel, daß das Weib, welches

durch preußiſche Soldaten an irgend wem eine Execution vollſtrecken ließ, und dasjenige, welches den Vollſtreckern dieſer Execution franzöſiſche Cavallerie über den Hals ſchickte, daß das eine und dieſelbe Perſon iſt. Dieſe geheimnißvolle Dame iſt ſehr ſtark, wie der franzöſiſche Officier ſagte, und der preußiſche Soldat meinte, ſie ſei noch ganz ſchmuck, auch das ſtimmt zuſammen. Es iſt hier in der Nähe offenbar ein großes Verbrechen begangen worden, deſſen Anſtifterin dieſe Weibsperſon iſt. Zwar kann ich nichts thun, merken aber will ich mir doch, daß ſie die Maitreſſe des Obriſtlieutenants im 44ſten Regiment war in dieſer Zeit, und daß der Anführer der Ranzionirten Schober hieß. Das Opfer hatte eine muthige Frau, aber nur eine Hand, ſie haben dem Opfer den Zuſpruch eines Geiſtlichen gegönnt; ich muß mir das Alles ganz genau merken."

Der Lieutenant war mit ſeinen Ueberlegungen eben zu Ende, als Lehnerdt Schaller eintrat und meldete, daß die franzöſiſchen Chaſſeurs von Chorinchen eben nur herübergekommen wären, um die Ranzionirten aufzuheben, da ihnen das aber nicht gelungen, ſo wären ſie ruhig wieder dahin zurückmarſchirt,

weil ſie alsbald begriffen hätten, daß es unmöglich ſei, dieſelben ſelbſt bei Tage in der Lieper Haide zu verfolgen. Er geſtand auch, daß der Krugwirth, um den Franzoſen Schrecken einzuflößen, die Zahl der Preußen um das Dreifache vergrößert habe. Schließlich ermahnte er den Officier, der Ruhe zu pflegen, da ſie zeitig wieder aufbrechen müßten, denn es ſei ein tüchtiger Marſch noch vom Sandkrug bis zum alten Zoll von Hohenſaaten; er wiſſe den Weg ganz genau, ſchloß Lehnerdt, durch die Lieper Haide und die breite Lege; derſelbe ſei etwas beſchwerlich, aber ganz ſicher, und ſie hätten kein Dorf, keinen Krug, keine menſchliche Wohnung zu paſſiren.

Herr von Leiſt löſchte das Licht und entſchlief bald vor Müdigkeit trotz der aufregenden Gedanken, die ihn bewegten. Er ſchlief faſt die ganze Nacht hindurch, und am andern Morgen hatte der treue Lehnerdt keine geringe Mühe, ſeinen Officier zu erwecken.

„Es iſt ein Mann von Hohenſaaten hier," meldete Lehnerdt ſogleich, „die Franzoſen ſind geſtern über die alte Oder zurückgegangen, und drüben über der Oder ſtehen ſie in Zehden, aber nur mit wenig Infanterie."

Der Lieutenant machte sich marschfertig, der Krugwirth brachte ihm in einem Töpfchen Kaffee, eine wahre Herzstärkung für den Officier, obgleich die Zubereitung über alle Begriffe barbarisch war.

„Ich habe von dem Kaffee meiner Frau genommen, gnädiger Herr," sagte der ehrliche Mann, „ob ich's mit dem Kochen getroffen habe, weiß ich freilich nicht, meine Frau ist schon seit sechs Wochen bei der gnädigen Frau in Sernow unten, wenn die hier gewesen wäre, würde er besser sein, die versteht sich auf den Kaffee!"

Herr von Leist wollte dem treuen Menschen mit seinem Dank eine Bezahlung für das Nachtquartier aufnöthigen, der aber weigerte sich hartnäckig: „Nehme in solcher Zeit nichts von einem Officier des Königs, sie werden ihr Geld noch brauchen, ehe sie zur Armee gelangen, absonderlich wenn sie in's Polnische kommen; nein, gnädiger Herr, ich bin auch Soldat gewesen."

Gerührt steckte der Lieutenant sein Geld wieder ein und fragte freundlich, indem er seine Mütze und seinen Wanderstab ergriff: „Bei welchem Regiment? wo habt ihr gestanden, mein lieber Freund?"

Da richtete sich der Mensch hoch auf, die Arme

lagen straff am Körper, der Zeigefinger vorschriftsmäßig an der Hosennath: „Zu Befehl, Herr Lieutenant! Regiment Gensd'armes, Berlin!“

Es kam eine tiefe Rührung über den Officier, die Augen wurden ihm naß; sein Regiment, seine eigentliche Heimath, Alles was nun zertrümmert war in furchtbarer Niederlage, das Alles wurde wieder lebendig in ihm für einen Augenblick, es stand vor ihm in der Gestalt des Sandkrugwirths — er reichte dem treuen Patrioten die Hand und sprach mit überströmenden Augen: „Kamerad, ich auch, ich bin auch vom Regiment Gensd'armes!“

Der Krugwirth drückte die Hand des Officiers und versicherte nicht minder gerührt: „Kam mir doch gleich so was vor, war wie ein Bekannter, Herr Lieutenant, dürfte ich —“

Der ehrliche Mensch stockte, der Officier aber begriff ihn leicht und sprach: „Ihr seid wohl verabschiedet, ehe ich zum Regiment kam, mein Name ist von Leist.“

„Von Leist?“ rief der Wirth und trat einen Schritt zurück, „verzeih mir's Gott, aber das ist doch nicht möglich? ja, und doch, wahr und wahrhaftig,

das ſind des Junkers braune Augen noch; Herr Lieutenant, ſie kennen den Wachtmeiſter Krauſe nicht mehr, und der alte Krauſe hat ſie nicht mehr gekannt!“

Jetzt erinnerte ſich der Officier deutlich des Alten, der ihn bei ſeinem erſten Auftreten auf der militäriſchen Laufbahn im Regiment unterſtützt hatte, er tauſchte mit ihm raſch einige Erinnerungen, die ſich auf beinahe eben ſo viel Menſchen als Pferde bezogen, und vielleicht würde das Geſpräch noch länger gedauert haben, wenn nicht Leiſt's Blicke zufällig auf Lehnerdt Schaller gefallen wären, der einen Finger im Munde auf der Schwelle ſtand und ſichtlich mit mehr Ueberraſchung als Verſtändniß auf die Scene ſchaute, die ſich vor ſeinem Auge ereignete.

Leiſt ſah die Nothwendigkeit ein zu ſcheiden, der Wirth begleitete ihn bis zur Hinterthür und war eigentlich ganz unglücklich, daß er ſeinen Junker, ſo nannte er ihn, denn Leiſt war erſt Officier, Cornet, geworden, als Wachtmeiſter Krauſe ſchon den Abſchied erhalten, nicht wieder erkannt habe.

„Dafür haben die Franzoſen geſorgt,“ ſcherzte Leiſt, „meine eigene Frau wird mich kaum wieder erkennen!“

Als er das aber gesagt, winkte er dem alten Kameraden vom hochberühmten Regiment Gend'armes, das nun nicht mehr existirte, noch ein Mal freundlich zu und folgte mit raschem Schritt dem voranschreitenden Lehnerdt Schaller. Er sah sich nicht mehr um, hätte er's gethan, dann hätte er einen alten Mann gesehen, der ihm unter halblauten Segenswünschen nachblickte und nicht eher nach seinem Krug zurückkehrte, als bis der Officier von „seinem" Regimente ganz und gar hinter den Bäumen verschwunden war.

Bald war's um die beiden Wanderer einsam still in der bereiften Haide, die ernst schweigend sich rings um sie breitete; es war ein tiefer Frieden in den Hölzern, und schweigend webte die Natur ihre dichten Nebelschleier über die Spitzen der Kiefern. Diese Stille aber, die dem wandernden Officier anfänglich so wohl gethan, wurde ihm nach und nach lästig, so lästig, daß er sich über jeden einzelnen heisern Schrei freute, den ein Raubvogel ausstieß. Er spähete nach den Spuren des Wildes, er gab sich viele Mühe, einer bangen Beklemmung zu entrinnen, die in dieser Stille ihm doppelt gewaltig an's Herz griff, wenn er an das dachte, was er während des Abends

vorher im Kruge erlauſcht. Leiſt war eigentlich ſchweigſam, er war's in den letzten Zeiten noch mehr geworden, dennoch drängte es ihn hier zu reden, er mußte reden, um bangen Befürchtungen zu entrinnen.

„Viel Raubzeug hier, Lehnerdt!" begann er, indem er ſich dem jungen Menſchen mit einem raſchen Schritte näherte.

„Aber auch viel Wild!" antwortete der Mann vom Beſſiner See, „ſo viel hat's bei uns ſchon nicht mehr!"

„Kanntet ihr den Wirth im Sandkrug," fuhr der Officier fort, als der Sohn der Mark ſofort ſchwieg, als er ſeine Antwort gegeben, „mich dünkt, der brave Schulz von Langenpieske hatte uns einen andern geſagt, war's nicht ſo?"

„Ich hatte den Weg nach Britz verfehlt, Herr Lieutenant," geſtand Schaller freimüthig, „da ich aber den Weg zum Sandkrug erkannte, ſo dachte ich, daß ich nichts zu ſagen brauchte. Der Krugwirth iſt auch gut Freund mit dem Herrn Poſtmeiſter, und ich bin zu Bartholomäi vor zwei Jahren ſchon im Sandkrug geweſen, da war ich mit dem Herrn Hauptmann von der Carnitz, dem Vetter von unſerer gnädigen

Frau, wohl vier Wochen in der Haide, bald hier, bald da, das machte, ich trug ihm den Dachsranzen.“

Dieſe Streiferei mußte ſehr viel angenehme Erinnerungen erwecken in dem guten Burſchen, denn er lachte noch eine ziemliche Weile über das ganze Geſicht nachdem er geſprochen.

„Alſo daher kennt ihr die Wege ſo genau in der Gegend, Lehnerdt?“ frug der Officier.

„Ich kannte ſie ſchon faſt ſo gut zuvor!“ entgegnete der Gefragte mit einiger Selbſtzufriedenheit, „bin immer mit geweſen von Klein auf mit meinem Pathen, dem Amtmann, und mit den Junkern von Hohenkremmen. Die Sandkrugwirthin iſt aus der Jägerei in der Redernſchen Forſt, der Jäger iſt jetzt todt, war mit meinem Vater bei den Soldaten!“

Der Officier intereſſirte ſich wenig für die Erinnerungen des braven Burſchen, aber es war ihm gar Recht, daß derſelbe ſprach, und er bemühte ſich, ihn geſprächig zu erhalten.

„Die Wirthin im Sandkrug war nicht daheim,“ fuhr er fort, „wo war ſie doch? mich dünkt, der Krugwirth hätte es geſagt?“

„Die Wirthin war in Sernow bei der gnädigen

Frau, ſie iſt bei der gnädigen Frau geweſen, als die noch klein war, der Wirth hat mir's geſagt!" ſetzte Lehnerdt wichtig hinzu.

„Sernow?" fragte der Lieutenant, „wer iſt die Herrſchaft? wo liegt Sernow?"

„Drüben über der Oder," antwortete der Burſch, „es ſoll noch ein paar Meilen von Zehden ſein, ich weiß da heraus keinen Beſcheid!"

„Und wer iſt die Herrſchaft?" fragte der Officier ahnungslos weiter.

„Die gnädige Frau von Redow!" antwortete Lehnerdt.

„Redow!" rief Leiſt erſchrocken und blieb ſtehen, es war ihm, als würde es plötzlich helle um ihn, doch er beruhigte ſich ſelbſt, „es giebt viele Redows!" murmelte er zwiſchen den Zähnen.

Lehnerdt ſah den Officier befremdet an, dann ſagte er: „Der Kammerherr von Redow hat das Gut letzte Johanni übernommen, ſagte der Krugwirth, die gnädige Frau hat die Krugwirthin kommen laſſen als eine verläßliche Perſon —"

Der gute Burſch ſprach noch eine Weile weiter, mittheilend, was ihm der Krugwirth erzählt, der Of-

ficier hörte ſchon lange nicht mehr auf ihn, der ſtand auf ſeinen Wanderſtab geſtützt und ſprach vor ſich hin: „Mariechen, armes Mariechen! wo waren meine Sinne, daß ich das nicht gleich verſtand? Der Mann mit einer Hand, den ſie als Verräther erſchoſſen haben, die muthige Frau die ihn vertheidigte — Mariechen, armes Mariechen! und das Weib, das dieſe Elenden auf ihn hetzte, die dicke Freundin des franzöſiſchen Lieutenant-Colonel — Hölle und Teufel! die Geheimräthin von Reinbach, meines Weibes Stiefmutter!“

Der Officier ſtieß einen lauten Schrei aus, der wild über die Haide ſcholl und den Wiederhall ringsum weckte, er ließ ſeinen Stab niederfallen und ſchlug beide Hände vor ſein Angeſicht.

Neuntes Capitel.

von Keiſt an die verwittwete von Nedow.

„Auch ohne Aufſchrift und Unterſchrift, liebes Mariechen, wirſt du erkennen, daß dieſe Zeilen nur von mir an dich gerichtet ſein können; ſo allein kann ich dir mein Verſprechen halten und Nachricht von mir geben, ohne dich und den Ueberbringer dieſes Briefes dem Argwohn oder der Verfolgung der Feinde auszuſetzen. Vielleicht haſt du ſo bald keine Nachricht von mir erwartet, und eigentlich iſt's auch nur ein Glückszufall, daß du überhaupt von mir etwas erfährſt. Doch ich will mich nicht lange bei der Vorrede aufhalten, da ich wenig Zeit habe, alſo einen langen Brief ſchreiben muß. Noch einmal aber bitte ich dich, meiner Frau und meinem alten Ohm ſo

raſch und ſo ausführlich wie möglich alle Nachrichten von mir mitzutheilen, Beide werden dir dafür ſehr dankbar ſein, denn ihnen direct eine Nachricht zukommen zu laſſen, dazu habe ich gar keine Ausſicht von hier aus und ſpäter noch weniger.

„Ich habe mein Ziel noch nicht erreicht, aber ich bin ſicher, daß ich's erreichen werde, geliebt's Gott, denn ich ſitze in der vornehmſten Hütte eines abgelegenen Fiſcherdorfs, und mein freigebiger Quartierherr hat geſchworen, mich ſelbſt auf der Rhede von Pillau aus Land zu ſetzen. Wie aber bin ich hierher gekommen? Es iſt das eine weitläufige Geſchichte, beſonders, wenn ich mich erinnere, daß es morgen volle drei Wochen her ſind, ſeit ich von dir an der Schwelle deines Hauſes Abſchied nahm. Ich war tapfer und munter, als ich von dir ausging, der Muth, den du in den ſchweren Bedrängniſſen deiner Lage zeigteſt, hatte mich gewaltig geſtärkt, und ich war feſt entſchloſſen, auszuharren. Seitdem habe ich manche Stunde kleinmüthigen Verzagens zu überſtehen gehabt! Zuerſt bedauerte ich ſehr bald, daß ich, deinen Rath nicht beachtend, den treuen Burſchen, den Lehnerdt, der mich mit eben ſo viel Muth als Klugheit glücklich

bis zu dir geführt, bei mir behalten hatte. Ich glaubte, der wackere Burſch brächte mir Glück; es war wenigſtens eine unbeſtimmte Vorſtellung von etwas Aehnlichem in mir, er ſelbſt wollte dem Könige als Soldat dienen, ich behielt ihn zu ſeiner größten Freude und zu meiner Genugthuung bei mir; wir marſchirten tapfer zuſammen weiter, aber ſiehe da, es kam Alles ganz genau ſo, wie du es vorhergeſagt. Mein Lehnerdt, der ſo ſicher und beſtimmt auftrat, ſo lange wir uns in ſeiner märkiſchen Heimath befanden, wurde, je mehr wir oſtwärts kamen, deſto unſicherer; er wurde ängſtlich, weil er die Wege und Stege, die Wälder und Waſſer nicht mehr kannte, nicht ſeinetwegen, denn er hatte ein treues furchtloſes Herz, ſondern meinetwegen, weil er immer noch nicht von der Verantwortlichkeit für meine Führung befreit zu ſein glaubte nnd zwiſchen ſich und mir nur ein Führerverhältniß kannte. Zwei Tage lang quälte ſich die treue Seele entſetzlich, und als er nun faſt gar nicht mehr auf die Landsleute traf, ſondern meiſt auf Polen, die dem ehrlichen märkiſchen Jungen nicht Rede und Antwort zu geben wußten, da war's aus, rein aus mit ſeiner Faſſung, und ich hab's heimlich beobachtet, daß er heiße Thränen

der Verzweiflung weinte. Das mochte ich nicht länger leiden, obwohl das Leben, das ich nun seit unserer Niederlage führe, hart macht und die wunden Füße wenig Mitleid aufkommen lassen; kurz, ich mochte es nicht mehr leiden und schloß mich einem Truppe von Ranzionirten an, der ebenfalls der Weichsel zuzog, obwohl, wie uns gesagt wurde, die Franzosen bereits vor Danzig stehen sollten. Elendes Leben fast zwei Tage lang! die Rohheit dieser verwilderten Soldaten überstieg alle Begriffe, sie ekelte mich an bis zum Erbrechen; um mir und Lehnerdt die Lage leichter zu machen, gab ich den Kerlen Geld, mehr, weit mehr als meine jetzigen Verhältnisse, trotz deiner Großmuth, liebes Mariechen, mir gestatteten. Es war mir fast nicht unlieb, daß wir am fünften Tage, nachdem ich von dir Abschied genommen, bei der Mittagsrast von Franzosen überfallen wurden.

„Wenn ich sage, es war mir fast nicht unlieb, so kannst du daraus sehen, wie empörend die Gesellschaft war, unter welche ich gerathen; vielleicht komme ich später noch einmal auf diese Gesellschaft zurück. Wir wurden überrascht und Alle gefangen. In mir erkannte man sofort den preußischen Officier und plün-

derte mich aus; da die Plündernden aber Cavalleriſten waren, alſo ſchwerlich unſere Stiefeln brauchten, wie das bei Infanteriſten faſt immer der Fall iſt, ſo ließ ich eine Handvoll Zweigroſchenſtücke durch die Unterbeinkleider in die Stiefeln gleiten; das war das einzige Geld, welches ich rettete. Die Kleider ließ man mir, man nahm mir nur Geld, Uhr, Ringe, Doſe, Tabackspfeife und Taſchentuch, aber ich wollte lieber man hätte mir Alles genommen, und ich hätte nicht den Kummer gehabt, von dem Unglück zu hören, welches mir theure Perſonen getroffen. Aus den Reden der Chaſſeurs, die ich vernahm, muß ich ſchließen, daß mehrere der treuen Patrioten, die mir über die Oder halfen, verrathen worden ſind und des Feindes Rache haben fühlen müſſen. Erſt als uns die Franzoſen in das nächſte polniſche Städtchen führten, bemerkte ich, daß mein treuer Lehnerdt fehlte. Darüber freute ich mich herzlich, möge Gott dem wackeren Burſchen glücklich über die Oder zurück in ſein Vaterland geholfen haben! Den Weg zurück hat er ſicher gefunden, denn wo er einmal geweſen war, da wußte er auch genau Beſcheid und verirrte ſich nie, ſein ganzes Gedächtniß mußte voll Merkzeichen, Steinen, Bäumen, Waldecken

und ähnlichen Dingen ſein. In dem polniſchen Neſt, welches wir nach einem angeſtrengten Marſch erreichten, führte man mich zu einem Officier, welcher ganz gut deutſch ſprach und mir jede mögliche Freiheit anbot, wenn ich mein Ehrenwort geben wollte, nicht davon zu gehen. Da ich aber gerade die Abſicht hatte, bei der nächſten Gelegenheit davon zu gehen, ſo erklärte ich ihm in den beſtimmteſten Ausdrücken, daß ich ihm mein Ehrenwort nicht geben werde, denn es ſei gegen meine Grundſätze, mich alſo zu binden. Er ſah mich eine Weile ernſt an, dann ſprach er: „Sie haben recht, Herr Kamerad, ich würde wie ſie handeln, aber ich würde mich dann auch nicht beklagen, wenn mich der Feind ſo hart behandelte, als es nöthig iſt, um ein Entkommen zu hindern!“ Da ich vorher nicht ausdrücklich zugegeben, daß ich preußiſcher Officier, allerdings aber auch die Annahme nicht beſtritten hatte, ſo verbeugte ich mich ohne weitere Antwort. Der freundliche Feind ehrte mein Schweigen, er reichte mir ein Glas Branntwein, ſchnitt dann ein noch warmes ſchwarzes Brod, das auf dem Tiſche lag, halb durch, gab mir die Hälfte und ließ mich hinausführen. Gott ſegne ihm dieſe Gutthat, denn ich

fror und mich hungerte sehr. Die Nacht lagen wir Gefangene mit noch weiteren vierzig Mann in einem Schafstall; die Nacht war bitter kalt. Am anderen Morgen wurden wir rückwärts transportirt. Die Bedeckung bestand aus zehn bis zwölf Reitern und etwa eben so viel Infanteristen, welche Letzteren meist Verwundete oder Kranke. Indessen waren sie sehr gut bewaffnet und fuhren auf zwei kleinen Wagen halb vor halb hinter dem Zuge, während die Cavalleristen die Flanken zu decken hatten. Gegen Mittag wurde mir ein Platz auf einem der Wagen angeboten; ich sah in dieser Einladung die Folge der Empfehlung des menschenfreundlichen Officiers, doch schlug ich es kopfschüttelnd aus, denn trotz meiner Müdigkeit war ich entschlossen, zu entfliehen, und das konnte ich nicht, wenn ich unter feindlichen Soldaten auf dem Wagen saß. Ich benutzte die erste Gelegenheit, die sich mir zur Flucht bot. Es war Nachmittag, aber noch ganz hell, als wir durch ein Dorf marschirten; der enge Weg zwischen zwei Zäunen nöthigte die Cavallerie voranzureiten, oder beim Nachtrab zu bleiben, wir gingen zwei und zwei, ich machte das letzte Paar mit meinem Nebenmann, einem alten Kerl vom Regiment

König. „Verrath mich nicht, Kamerad!“ flüſterte ich dem Burſchen zu, ſprang um die Ecke des Zaunes und kroch dicht an demſelben hin. Mein Nebenmann verrieth mich wirklich nicht, ſondern ging ruhig weiter. Ich aber kroch auf Händen und Füßen am Zaune hin, bis ich eine lockere Stelle fand, da arbeitete ich mich durch und kroch nun etwas ſicherer auf der anderen Seite des Zaunes fort. Ich befand mich in einer Art von Obſtgarten, an deſſen Ende eine Hundehütte gelegen war, die offenbar nicht beſetzt war, denn der Hund hätte längſt anſchlagen müſſen. In dieſe Hütte kroch ich raſch hinein, krümmte mich zuſammen, ſoweit ich's irgend vermochte, und befand mich nun in einer zwar ſehr unbequemen, aber doch, wie mich damals dünkte, etwas geſicherten Lage. Ich lauſchte aufmerkſam, indeſſen blieb Alles ſtill, und ich freute mich dieſes Zeichens meiner unentdeckten Flucht. Als ich meiner Rechnung nach etwa eine Stunde in der Hundehütte zugebracht und kein verdächtiges Geräuſch vernommen hatte, glaubte ich die Colonne, der ich entſprungen, entfernt genug, und wagte mich hervor aus meinem unbequemen Aſyl. Alles war ſtill, nirgends ein Menſch zu ſehen, langſam ſchlich ich durch

den Garten und kam in einen Hof, der rückwärts sich an ein Haus schloß, das weit besser aussah als die gewöhnlichen Hütten polnischer Dörfer; daraus schloß ich, daß ich mich in dem Pfarrhofe befinde. Ich hatte mich nicht geirrt, ein schlichter aber freundlicher Greis, der aus der Thür trat, gab sich mir als den Pfarrer zu erkennen, fragte mich nach meinen Umständen und war dann gleich erbötig, mir den Weg zum nächsten Ort zu zeigen, denn ich hatte, wie leicht zu begreifen, den heftigsten Trieb, so weit ab wie möglich von der französischen Colonnenstraße zu kommen, der sich die Ranzionirten so unvorsichtig genähert hatten. Der brave Geistliche schenkte mir ein großes Stück Brodt, weiter hatte er nichts, zwei Tage zuvor hatten ihn die Franzosen ganz ausgeplündert. Dann gingen wir, er hatte Freude daran, daß ich mich entschlossen zeigte, zur Armee des Königs zu stoßen, erzählte mir, daß er auf dem Waisenhause zu Halle erzogen sei und seit dreißig Jahren auf seiner Pfarre stehe, dann beschrieb er mir den Weg, den ich nach der Stadt, wohin ich wollte, zu nehmen, und nannte mir die Namen der Dörfer. Plötzlich fragte er mich, ob ich auch Geld bei mir habe, zugleich aber faßte er

in die Tasche und reichte mir ein Viergroschenstück, indem er ganz beschämt dazu sagte, daß er nicht mehr habe. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mir ein Almosen angeboten wurde, ich zuckte zusammen, und dennoch wollte ich den braven Waisenhäuser von Halle nicht kränken. Ich sagte ihm, daß ich noch einen Thaler und etwas drüber habe. Desto besser, meinte er freundlich, aber nehmen sie es zu meinem Andenken, zum Zeichen, daß ich einem unglücklichen Officier meines Königs gern mein Letztes gebe. Da konnte ich mich nicht länger sträuben, ich nahm das Geld. Bald danach holten wir eine Bauerfrau ein, die kannte der geistliche Herr und ihrer Führung empfahl er mich angelegentlich, denn die Frau ging gerade nach dem Dorfe, was zunächst auf meiner Marschroute lag. Beim Abschied gab mir der Greis seinen Segen, und tief ergriffen setzte ich meinen Marsch mit der Bauerfrau fort. Sie hatte in ihrem Korb einen großen Kuchen, davon theilte sie mir freigebig mit und nöthigte mir auch zum Abschied noch eine Schnitte davon auf, also der Empfehlung ihres Pfarrers Ehre machend. Sorgfältig hatte mir die Frau meinen Weg beschrieben, aber ich verfehlte ihn doch,

denn nachdem ich noch etwa zwei Stunden marſchirt war, brach die Dunkelheit ein, und ich befand mich mitten im Holz auf einem Wege, der nur ſehr wenig befahren war. Eine Weile noch ging ich und bemühte mich, Spuren menſchlicher Wohnungen zu finden, bald aber begriff ich, daß bei der Finſterniß alle Bemühungen vergeblich ſein mußten, und ſuchte mir darum ein Plätzchen zu meiner Nachtruhe; ſo bequem ich's irgend zu entdecken vermochte, nahm ich's und lag eigentlich auch nicht ſchlecht auf den glatten weichen Lagen von Fichtennadeln. Die Kälte war mir nicht ſehr empfindlich, ich aß zu Abend von dem Brod des halliſchen Waiſenhäuſers und vermißte eigentlich nur einen Trunk Waſſer, doch litt ich nicht lange Durſt, denn meine Ermüdung ließ mich ziemlich raſch einſchlafen. Ich hatte lange und feſt geſchlafen, denn als mich die ſchneidende Morgenluft weckte, die eiſig über mein Antlitz hinſtrich, fühlte ich mich ſehr geſtärkt und wanderte muthig weiter. Wohin wußte ich nicht, ich hatte für's Erſte nur die Abſicht, Menſchen zu finden, die mir wieder auf meinen Weg helfen ſollten. Nach einigen Stunden fand ich einen Holzknecht, der mich zwar anfänglich nicht verſtand, endlich aber doch begriff,

daß ich den Weg nach dem Dorfe ſuche, deſſen Namen ich ihm nannte. Nach und nach verſtändigte ich mich mit ihm und erkannte, daß ich ſchon am Abend vorher an dem geſuchten Ort vorübergegangen ſei und mich auf meiner Reiſeroute bedeutend vorgerückt fände. Das ſtimmte mich ungemein freudig, ich ſchritt tapfer zu und gelangte, den Weiſungen des verſtändigen Holzknechtes folgend, nach zwei Stunden etwa wieder auf die verlorene Straße. Ich marſchirte bis Mittag und verlor den Weg nicht wieder, da mir ein Schäfer ſeinen Knaben mitgab, der mich auf einem ſchwer zu findenden Waldwege zu dem Dorfe führte, wo ich Nachtruhe halten wollte. Der Knabe war entzückt über das Stück Kuchen, den Reſt von dem Geſchenke der guten Bauerfrau am Tage vorher, das ich ihm als Wegweiſerlohn reichte. Es war etwa fünf Uhr, als ich den Krug erreichte und mit dem Gefühl in die Krugſtube trat, daß ich nicht nöthig haben werde, dieſe Nacht unter freiem Himmel auf harter Erde zu campiren. Man iſt Soldat, aber man iſt auch Menſch, ich geſtehe, daß mir jener Gedanke ungemein wohl that. Die Krugſtube war voller Menſchen, deren lebhaftes Geſpräch bei meinem Eintritt ſofort ver-

ſtummte, Aller Blicke wendeten ſich auf mich. Ich ſetzte mich an einem Tiſchende nieder, zog mein letztes Stück Brod heraus, den Reſt der Gabe des guten Geiſtlichen, ließ mir einen Schnaps einſchenken und bat den Wirth um ein Meſſer. Da der Wirth deutſch ſprach und die Anweſenden in deutſcher Sprache auf die Franzoſen ſchalten, ſo fragte ich den Erſten, ob Franzoſen in der Nähe ſeien. Der Mann ſah mich forſchend an, dann ſagte er leiſe: „Der Herr iſt Preußiſcher Officier, ich kenne mich darauf, gehen ſie doch auf den Hof, der Herr Amtmann iſt eben aus der Stadt zurückgekommen und weiß ſicher Alles auf's Genaueſte. Sie haben nichts zu fürchten, der iſt ein Patriot!“ Nachdem ich mein Brod gegeſſen und meinen Schnaps bezahlt hatte, führte mich des Krugwirths Tochter, ein kleines freundliches Kind mit gelben Ringellöckchen um das runde Köpfchen, und großen blauen Augen, auf den Hof. Der Amtmann, ein noch junger Mann von gutem Ausſehen, empfing mich mit einiger Zurückhaltung, was ich ihm nicht übel nahm, denn mein Anzug war gar zu ſchlecht, als ich ihm aber offen geſagt, wer ich ſei und wohin ich gehe, da ſchwand ſeine Zurückhaltung, er nöthigte mich in ſein Zimmer

und ſetzte mir einen kalten Braten und eine Flaſche Rheinwein vor. Lächelnd ſah mir der Ehrenmann zu, ich aß für zwei Perſonen wenigſtens, und trank zwei Flaſchen Wein aus, während er mir über die Stellungen und Bewegungen der Franzoſen mittheilte, was mir irgend nützlich ſein konnte. Behaglich rauchte ich mit ihm die erſte Pfeife Tabak wieder, ſeitdem ich von den Franzoſen gefangen. Als der Diener Licht gebracht hatte, bemerkte ich, daß mein bis dahin ſo freundlicher Wirth einſylbig wurde und Zeichen von Unruhe gab. Ich ſtand ſogleich auf und nahm dankend Abſchied, er aber, ſichtlich erleichtert durch mein Aufſtehen, ſagte mir haſtig, daß er dem Krüger bereits befohlen habe, mich zu bewirthen, und daß er mir am andern Morgen einen Boten ſenden werde, welcher mich auf weit näheren Nebenwegen bis zu dem Ort geleiten ſolle, von dem aus ich ohne Hinderniß eine gewiſſe Stadt erreichen könne. Ich bin dieſem Herrn Amtmann von Herzen dankbar für alle die Wohlthaten, die er mir erwieſen, obwohl mich noch heute ſeine Unruhe befremdet und die Haſt, mit der er mich in den Krug einlogirte, während es ihm doch auf dem weitläufigen Amtshof nicht an Räumlichkeiten

fehlte. Der Mann ist ein treuer Patriot, er hat den Ruf weit und breit, hat auch so an mir gehandelt. Als ich in den Krug zurückkehrte, sah ich gleich, daß der Krüger die Befehle des Amtmanns hatte, ich bekam warmes Essen und Trinken vollauf, und endlich räumte er mir auch sein eignes Bett ein, was ich nach einiger Weigerung annehmen mußte. Indessen schlief ich in diesem Bette nicht so gut, wie in der Nacht zuvor auf Fichtennadeln unter freiem Himmel. Um vier Uhr schon stand ich auf, meine Beine waren steif, und nicht ohne Schmerzen konnte ich die Knie biegen. Doch zwang ich mich und übte mich im Gehen bis mein Wirth mit dem Frühstück kam. Während er mir dabei Gesellschaft leistete, klagte ich ihm meinen Mangel an Wäsche und fand ihn gleich bereit, mir mein Hemd gegen ein reines, das sehr stark und tüchtig war, einzutauschen. Dieser Wechsel der Wäsche erfrischte mich ungemein. Gleich darauf erschien mein Führer, vom Amtmann gesendet, ein trotziger finsterer Bursch, der eine Axt auf der Schulter trug. Rüstig schritt er vor mir her, ich folgte ihm auf dem Fuße, anfänglich unter großen Beschwerden, dann aber leichter. Mein Führer sprach den ganzen Tag über keine zehn Worte

mit mir, nahm auch nicht Theil an meiner Mahlzeit, obwohl ich ihm reichlich und freundlich anbot von Allem, womit der Krugwirth mir beim Abſchied die Taſchen gefüllt. Die Wanderung durch das wild zerriſſene Terrain, das an allen Abhängen dünn beeiſt war, zeigte ſich außerordentlich beſchwerlich, allerdings aber war der Weg ſicher, denn wir begegneten bis vier Uhr Nachmittags, wo wir in das Dorf kamen, in welches mich mein Führer bringen ſollte, auch nicht einem Menſchen. Als ich in das ziemlich ſtattliche Gaſthaus eintreten wollte, trat mir ein Menſch in den Weg in einer kurzen grauen Pekeſche, eine nicht ſehr ſaubere Pelzmütze auf dem rothen Kopf, glotzte mich aus ſtarren Fiſchaugen eine Weile an und ſagte dann: He, er iſt wohl auch einer von den Helden, die bei Jena ausriſſen? Das Blut ſtieg mir in's Geſicht, es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich „er" genannt wurde, das ſchmerzte mich faſt mehr als die freche Verhöhnung des Unglücks, doch nahm ich mich zuſammen, ich that, als ob ich das Hohnwort nicht vernommen, und trat in die Wirthsſtube. Sie war voll von Bauern und Fuhrleuten, die Branntwein tranken und politiſirten. Ich ſetzte mich mit meinem

Begleiter nieder und ließ ihm Schnaps reichen, während ich ſelbſt aus Sparſamkeit nicht trank. Als der Führer getrunken, verlangte er zu meinem größten Schrecken ſein Botenlohn, darauf war ich nicht gefaßt, ich hatte geglaubt, der Amtmann würde das bezahlen, und ich bin auch noch heute feſt davon überzeugt, daß mich der Burſche geprellt hat. Er verlangte einen Thaler, alſo ziemlich meine ganze Baarſchaft; es war hart, aber ich vermochte nicht mit dieſem Menſchen zu unterhandeln, Schaam, Stolz und Mangel kämpften einen ſchweren Kampf in mir. Ich gab dem Kerl, was er forderte, er ging davon ohne auch nur zu grüßen. Ich war noch ſechs Meilen von dem Städtchen, wohin ich wollte, da hörte ich einen Fuhrmann reden, ich ſchloß aus ſeinen Reden, daß er dorthin fahre, und fragte ihn, ob er mich auf ſeinem völlig leeren Wagen nicht mit dorthin nehmen wolle. Er war auch gleich bereit dazu, verlangte aber einen Thaler und noch ein Biergeld darüber; ich, der ich nur drei Groſchen und das Biergroſchenſtück des ehrlichen Paſtors hatte, erklärte ihm, daß ich ſo viel nicht zu geben habe, laut lachend meinte er nun, dann wäre es beſſer für mich, ich ginge zu Fuße, und fuhr

davon. Es waren harte Empfindungen, mit denen ich mich auf die Bank niedersetzte; gedemüthigt wie noch nie schloß ich meine Augen halb, ich schämte mich vor den Leuten in der Wirthsstube und that als ob ich schliefe. Kaum hatte ich so einige Minuten gesessen, als abermals ein Fuhrmann eintrat und, mit dem Peitschenstiel nach mir zeigend, den Wirth fragte, wer ich sei. „Ein Zugvogel," antwortete der höhnisch, „hat nicht Mosen und nicht Propheten, man muß die Taschen vor ihm zuhalten!" Ich brauche nichts von den Empfindungen zu sagen, die mich durchtobten, als ich diese Worte vernahm, aber ich vermochte es nicht mehr auszuhalten bei diesem Wirth — ich sehe noch diesen kleinen dicken kahlköpfigen Schurken vor mir mit seinen boshaften rothen kleinen Augen, — ich stand auf, bezahlte meine Zeche und ging hinaus, mir war so weh zu Sinne, daß ich fühlte, wie mir die Augen naß wurden, aber ich schluckte mit höchster Anstrengung meine bittern Gefühle hinunter und schritt verzweifelt auf der Straße weiter. Ein Bauer mit einem Ochsenwagen holte mich ein; schüchtern, denn ich fühlte mich entwürdigt, fing ich ein Gespräch mit ihm an, ich fragte nach dem Wege, und da sein Weg noch

eine halbe Stunde der meinige war, ſo bat ich ihn um Erlaubniß, mich auf ſeinen Wagen ſetzen zu dürfen. Gutmüthig erlaubte er es, ich kletterte hinauf und fiel ſofort in einen tiefen Schlaf. Die halbe Stunde war bald zurückgelegt; der Bauer weckte mich mit einem derben Peitſchenhieb und dem lauten Ruf: Herunter, hier fahre ich ab! Der Schlag war nun nicht böſe gemeint, der Menſch war nur roh, aber es war der erſte Schlag, den ich empfing; es zuckte mir durch all: Glieder, aber ich nahm mich zuſammen, dankte freundlich, gab dem Bauer einen Groſchen zu Schnaps und wanderte zu Fuß weiter in die Nacht hinein. Eine halbe Meile war das nächſte Dorf noch entfernt, mehr träumend als denkend legte ich dieſen Weg zurück, indem ich mechaniſch einen Fuß vor den andern ſetzte. Als ich das Dorf erreicht hatte, ſuchte ich nach dem Kruge, an den Zäunen hintappend, endlich klopfte ich an einer Thür, gewaltiges Hundegebell antwortete mir aus dem Innern. Vorſichtig öffnete mir eine ältliche Frau in bürgerlicher Kleidung, ſie lud mich freundlich ein, näher zu treten, und ich folgte ihr, obwohl ich ſchon ſah, daß ich mich in keinem Krug befand. Mein Aufzug, mein Erſcheinen

zu ſo ſpäter Stunde mußte wohl die Neugier der alten Frau, ſowie eines hübſchen jungen Mädchens, das ſich ihr zur Seite ſtellte, erregen; ſie fragten mich, wer ich ſei, wohin ich wolle? Ich ſagte kurz, daß ich Preußiſcher Officier ſei und, der Gefangenſchaft entronnen, zur Armee des Königs wolle, zugleich bat ich um Entſchuldigung wegen der Störung und fügte die Bitte hinzu, mir den Krug zu zeigen. Die Frau, ſichtlich überraſcht und verlegen, rief nach ihrer Magd, da öffnete ſich die Thür zu einer Nebenſtube, und mit herzlichem Gruß trat ein alter Mann daraus hervor, der hatte ſchon im Bett gelegen, war in bloßen Füßen und hatte nur den Pelz umgeworfen. Ich glaube gar, Jeannette, rief er, du willſt den Herrn wirklich im Krug einquartieren, als ob du kein Bett hätteſt? Mädchen, beſorge zu eſſen, zu trinken, ſeht ihr nicht, daß der Herr todmüde iſt? Darauf faßte er meinen Arm, führte mich zu einem Stuhl und ſprach: „Hier nehmen ſie Platz, der Königliche Förſter Smalian läßt keinen treuen Preußen im Stich!“ Die Mutter wie die Tochter pflegten mich nun, und der Alte ſah ſchmunzelnd zu. Gott lohne es den braven Menſchen! Nachdem ich gehörig gegeſſen und ge-

trunken, brachte mich der Förſter in eine kleine Kammer, wo ein ſauberes Bett ſtand, und ſagte mir herzlich gute Nacht. Ich wollte mich nun niederlegen, aber ich vermochte nicht, meine Stiefeln von den angeſchwollenen Füßen zu ziehen, ſeufzend verzichtete ich auf dieſe Wohlthat und vorſichtig wickelte ich meinen Rock um die Stiefeln, um die reinlichen Betten nicht zu beſchmutzen, und ſtreckte mich ſo aus. Ich fiel gleich in einen Halbſchlummer, in welchem ich den Mann mit der grünen Pekeſche ſah, der mich „Er" genannt, meinen Führer, der mich um meine kleine Baarſchaft prellte, den groben Fuhrmann, den ſchändlichen Krüger, den Bauer endlich, von dem ich einen Peitſchenhieb empfangen — danach aber kam der Gedanke an die Freundlichkeit des Förſters und ſeiner Familie; ich ſchlief endlich wirklich ſanft und feſt ein. Als ich erwachte, war noch Alles ſtill im Hauſe; mühſam richtete ich mich auf; es erforderte faſt eine Viertelſtunde der ſchmerzhafteſten Anſtrengungen, bevor ich im Stande war, meine Knie zu bewegen und aufzuſtehen, ich war wie gelähmt. Dennoch fühlte ich meine Kräfte, biß die Zähne zuſammen und ging. Ich dankte Gott, daß ich gehen konnte, daß ich nicht

ſonſt krank geworden, denn ich wußte, daß ich nach den erſten Anſtrengungen im Stande ſein würde weiter zu marſchiren. Der Förſter holte mich zum Kaffee hinunter, der dampfende Trank, von der flinken Tochter kredenzt, gab mir treffliche Labe, dann kam ein Frühſtück, von dem ich mich auf drei Tage hätte ſatt eſſen können, wenn das eine Möglichkeit wäre. Mit Brod und Wurſt und Branntwein reichlich verſehen verließ ich um 6 Uhr das gaſtliche Haus. Kehren beſſere Zeiten einſt wieder, ſo ſuche ich ſicher den Förſter Smalian auf und zeige ihm, daß es kein Undankbarer war, den er gehegt und gepflegt in jener Nacht. Mein Marſch wurde mir an dieſem Tage unglaublich ſauer, obwohl die Landſtraße ebenen Weg bot; der Tag war ſchön, nachdem der Nebel geſunken, aber ich hatte keine Freude daran, und um Mittag ſchon war ich ſo erſchöpft, daß ich gewiß liegen geblieben wäre, wenn nicht ein kleiner Karren des Weges dahergekommen; der Kärrner nahm mich zwei Stunden weit mit für das Viergroſchenſtück des halliſchen Waiſenhäuſers, das ich zuerſt nicht annehmen wollte aus Stolz, dem ich jetzt ſeine freundliche Gabe ſegnete. Als mich der Kärrner ausſetzte, hatte ich noch zwei

ſtarke Stunden Weges vor mir und zwei Groſchen in der Taſche; in dem Städtchen aber kannte ich keinen Menſchen, ſondern hatte nur eine mündliche Empfehlung an einen Kaufmann. Während des Fahrens hatte ich mich etwas geſtärkt, ich trat muthig meinen Marſch an, aber ich merkte bald, daß es mit meinen Kräften raſch zu Ende gehen müſſe, nach einer Stunde ſetzte ich mich auf das Steingeländer einer Chauſſeebrücke, ich konnte nicht weiter und blickte verzweifelt vor mich hin; die ſchnurgerade Allee führte nach der Stadt, deren Thürme ich ſah, ich hatte dieſelben Thürme aber eine Stunde zuvor auch geſehen und glaubte ihnen nicht näher gekommen zu ſein. Da kam ein Mann in Trauer gekleidet des Weges daher, ein Bürger des Städtchens, wie ich nachher erfuhr, der blieb neben mir ſtehen und fragte gutmüthig: ſie ſind wohl ſehr müde? ich lächelte ihn halb irrſinnig an. Sie werden ſich auf dem kalten Stein erkälten, fuhr er freundlich fort, die Glieder werden ſteif, und ſie können nachher nicht auf, kommen ſie, gehen wir ſelbander, im Geſpräch vergeht die Zeit ſchneller. Er reichte mir die Hand, ich nahm noch ein Mal meine Kräfte zuſammen, ſtand auf und ging mit ihm. Wirk-

lich, ich konnte noch ein Mal gehen, und der freundliche Mann ſtützte mich, erzählte, brachte mich zum Sprechen, fragte mich auch etwas neugierig aus und erklärte endlich, als er über alle meine Verhältniſſe unterrichtet war, der Kaufmann, an den ich gewieſen und empfohlen, der ſei ſeit drei Wochen todt. Erſchrocken blieb ich ſtehen, es wurde mir ſchwarz vor den Augen, er aber fügte gleich hinzu: Beruhigen ſie ſich, Herr Lieutenant, ſie ſollen darum nicht verlaſſen ſein, mein ſeliger Schwiegervater war ein guter Patriot, aber ſein Sohn, mein Schwager, iſt's auch, und ſie ſollen nicht darunter leiden. Wir werden ſie bei uns aufnehmen, ſie ſollen und müſſen ſich ausruhen, kommen die Franzoſen, ſo werden wir ſie ſchon verſtecken. Wenn ſie ſich gehörig ausgeruht haben, bringen wir ſie zu einem befreundeten Schiffer, der ſie dann zur See nach Königsberg ſchaffen ſoll! So beruhigte mich der wackre Mann. Damit iſt meine Odyſſee zu Ende, liebes Mariechen! denn acht Tage habe ich, nicht krank eigentlich, aber doch ziemlich leidend in jenem Städtchen zugebracht; dann hat man mich bei Nacht und Nebel zu Jan Blaufink, das iſt der Spitzname meines Schiffers, hierher gebracht, wo ich mich vor-

trefflich befinde und nur auf den ersten günstigen Wind warte, um nach Pillau zu segeln. In wenigen Tagen vielleicht stehe ich wieder unter des Königs Fahne! Grüße du, meine treue Jugendfreundin, grüße du mir mein Weib und meinen alten Ohm, sage ihnen, daß ich stark und gesund sei wie zuvor — adieu, liebes Mariechen, Preußen bleibt fest und der König oben! In herzlicher Liebe und alter Treue der, den du kennst und nicht vergessen wirst, so wie er deiner eingedenk war, ist und bleiben wird in guten wie in schlimmen Tagen."

Druck von G. Hickethier in Berlin.

Von Jena nach Königsberg.

Zweiter Theil.

Von Jena nach Königsberg.

Von

George Hesekiel.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1860.

Zehntes Capitel.

Aus der Franzoſenzeit.

Nachdem wir aus vorſtehendem Brief die Odyſſee des edlen Ritters Hans Dinnies von Leiſt kennen gelernt, verlaſſen wir denſelben in der gaſtlichen Hütte des Preußiſchen Schiffers Jan Blaufink und kehren in die Mark Brandenburg zurück, um uns nach den Perſonen umzuſehen, die wir in der Bernekoper Pfarre verlaſſen.

Wir haben indeſſen den edlen Pletz von Beſſin, den tapfern märkiſchen Junker, nicht in dem ſtattlichen Herrenhauſe am Beſſiner See, ſondern in der Hauptſtadt, in Berlin, zu ſuchen.

Das Palais der berühmten Herzogin Dorothea von Curland und Semgallen unter den Linden. ſtand

verlaſſen, denn die Herzogin war, um dem Kriegsgewitter auszuweichen, mit ihren Prinzeſſinnen nach Rußland gezogen und hatte nur den Finanzrath von Göckingk, den Dichter, als ihren Generalbevollmächtigten und einen Kammerdiener zurückgelaſſen. Der Dichter bewohnte einige beſcheidene Räume im Hofe, die ganze Reihe der prächtigen Zimmer aber hatte der franzöſiſche Commandant von Berlin, General Hullin, in Beſchlag genommen für ſich und ſeine Officiere.

Verdrießlich ging der franzöſiſche Vicekönig von Berlin auf und ab in dem prachtvollen Salon, in dem noch wenige Wochen zuvor die Muſen und Grazien gewohnt bei der ſchönen Herzogin; auf dem herrlichen Flügel, auf dem Prinz Louis Ferdinand, der Preußiſche Kriegsheld ohne Gleichen, zuweilen ſein meiſterhaftes Spiel gezeigt, lag der Degen und der Hut des Eroberers, und mit raſchem Schritt maß Hullin den Raum nach allen Seiten. Der franzöſiſche General war ſichtlich in großer Aufregung, und ein kleines Bild war's, ein kleiner Kupferſtich, der ihn in ſolche Aufregung verſetzt hatte.

„Nein," ſagte der aufgeregte Mann vor ſich hin, „nein, ſie würden es nicht gewagt haben! Das Bild

hat da gelegen von Anfang an, ich habe es nicht bemerkt, ich glaube, ſein Bild verfolgt mich überall hin! Pah!“ fuhr er ſtehen bleibend fort, „was ereifere ich mich über das Bild? Trage ich's doch ſelbſt in mir mit mir herum, und den ewig nagenden Kummer, die peinigende Reue dazu! Ich bin ein ehrlicher Mann mein Lebtag geweſen, ich habe als Soldat immer meine Schuldigkeit gethan — niemals, niemals werde ich's dem Kaiſer vergeſſen, daß er mich gezwungen hat, meine Ehre ſelbſt zu beflecken, mein Gewiſſen zu belaſten. Was hatte er für ein Recht dazu? Doch was frägt dieſer große Kaiſer nach Recht? und ich, ich habe eben ſo viel Schuld, ich hätte proteſtiren ſollen gegen ein ſolches Kriegsgericht, ich hätte mich nicht überreden und täuſchen laſſen ſollen von dem ſchändlichen Savary, ich kannte ſie ja, dieſe tückiſche, ziſchende Schlange!“

Mit einem raſchen Schritt trat General Hullin zu dem Flügel, er nahm einen kleinen verſtaubten Kupferſtich auf, der dort wahrſcheinlich unbeachtet unter den Muſikalien gelegen. Das Bild zeigte einen ſchönen jungen Mann, der mit ernſtem, ſtolzem Geſicht vor einer Reihe von ſitzenden Officieren ſtand.

Die Unterschrift unter dem Bilde lautete: Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, vor seinen Mördern.

„Er ist gut getroffen," sprach der General leise, indem er das Bild genau betrachtete, ja, das sind die stolzen Züge, oh! das ist Savary, auch er ist zu erkennen, das soll wahrscheinlich Bazancourt sein, das vielleicht ich selbst, doch von uns hat man keine Bilder gehabt, man hat auf Gutdünken Officiere hingemalt, was hilft es uns? was hilft das uns? Nach Jahrhunderten noch wird man sagen: Hullin? richtig, auch Einer von denen, die im Vincenner Schloß zu Gericht saßen, auch Einer von den Mördern des Herzogs von Enghien! Wehe mir! wer hieß mich, der ich ein Franzose bin, einen Bourbon tödten, auf das Geheiß dieses Bonaparte, der kein Franzose ist!"

Der General öffnete eine Brieftasche und legte das kleine Bild hinein. Dann fuhr er mit der Hand über die stark ausgearbeiteten Züge seines Gesichts, das martialisch aber nicht ohne Wohlwollen war. Langsam trat er an das Fenster und blickte durch die Scheiben. Seine Gedanken nahmen einen andern Lauf.

„Ah! welche stolze Gestalt?" rief er plötzlich,

„richtig, es ist Madame Herz, es konnte keine Andere sein! ein schönes Weib! sie wird meinen Vice-Wirth Herrn Göckingk besuchen. Der elende Kammerdiener, den die Herzogin als domestique de place hier gelassen, sagte neulich, Madame Herz werde zu mir kommen, wenn ich ihr nur einen Wink gäbe. Ich bin überzeugt, daß die Canaille gelogen hat, mir ekelt vor diesem liebedienernden Gesindel hier in Berlin! Der Bursch hatte bemerkt, daß die schöne Herz Eindruck auf mich gemacht, sogleich war er bereit zur Kuppelei; ich freue mich, daß ich mich mit dem Elenden nicht weiter eingelassen habe, denn ich verstehe mich etwas auf Frauen," der General lächelte mit französischer Geckenhaftigkeit, „ich weiß, daß es verlorene Mühe wäre, von dieser schönen Frau etwas zu hoffen."

Der General trat vom Fenster zurück und setzte sich an einen Schreibtisch, er begann mit soldatischer Schnelligkeit Berichte zu lesen und Befehle zu unterzeichnen; darüber mochte eine halbe Stunde etwa verflossen sein, als sich die Thür des Adjutanten-Bureau's öffnete, und ein Officier eintrat, welcher meldete, daß Madame Herz den General zu sprechen

wünſche. Haſtig erhob ſich der General, ſeine Ueberraſchung war ſichtlich ſehr groß, er wollte reden, doch beſann er ſich raſch und winkte dem Officier. Einen Augenblick ſpäter trat die bekannte Hofräthin Herz in den Salon. Der General ging ihr lächelnd entgegen und muſterte einen Augenblick ſcharf die imponirende Geſtalt, die edeln reinen Geſichtszüge —

„Sie haben befohlen, General!“ begann die ſchöne Frau leicht grüßend.

„Ich befohlen?“ rief Hullin erſtaunt und verlegen zugleich.

„Der Kammerdiener war in ihrem Namen bei mir, General, und hat mir befohlen, vor ihnen zu erſcheinen!“ entgegnete die Dame einfach.

„Iſt der Menſch von Sinnen?“ fragte der Commandant von Berlin, doch war jetzt ſeine Verlegenheit größer als ſein Erſtaunen, denn er gedachte des Anerbietens, das ihm jener Elende gemacht.

Die Herz ſchwieg, offenbar erwartete ſie, daß der Kammerdiener nun gerufen werde und daß eine Aufklärung ſtattfinden würde, da das aber zu ihrer Befremdung nicht geſchah, ſo begann ſie gewandt: „Es iſt alſo ein Irrthum, wiſſen ſie, daß mich das

ſehr beruhigt, General? denn obwohl ich mir nicht bewußt war, daß ich mir durch irgend eine Handlung ihre Unzufriedenheit zugezogen, ſo beunruhigte mich dieſe Aufforderung doch ſehr. Ich fürchtete nämlich die Vergünſtigung zu verlieren, durch welche ich bis jetzt von Einquartierung frei geblieben. Ich weiß nicht, durch welches Freundes Fürſprache bewogen, ſie mir dieſe Vergünſtigung haben zu Theil werden laſſen, bekenne indeſſen, daß mich die Entziehung derſelben unbedingt zur Auswanderung nöthigen würde, denn da ich meine blinde Mutter bei mir habe und meine Penſionen nicht gezahlt werden, bin ich eigentlich ohne Subſiſtenzmittel!"

Die Dame ſagte das Alles mit einer Offenheit, zugleich aber auch mit einer Würde, die den General wirklich mit Schaam erfüllte über die Rolle, die ihn die Liebedienerei eines Elenden dieſer Frau gegenüber ſpielen ließ. Er beeilte ſich, Madame Herz zu verſichern, daß ſie nichts zu fürchten habe und daß er entſchloſſen ſei, die Lage der Einwohner überhaupt ſo erträglich zu machen, als ihm irgend möglich ſei.

„Freilich," fuhr der Commandant fort, „iſt der Krieg hart, und bei dem beſten Willen ſieht man ſich

oft in die traurige Nothwendigkeit versetzt, hart sein zu müssen, doch wenn die Zeit auch schwer ist, Madame, es ist doch besser, daß sie nun hier bleiben können, denn wenn sie die Erziehung der kleinen Prinzeß Charlotte übernommen hätten, wie ihnen vorgeschlagen wurde, so müßten sie jetzt wahrscheinlich mit dem flüchtigen Hofe nach Rußland wandern."

Jetzt war Madame Herz im höchsten Grade überrascht, denn allerdings war ihr kurz vor dem Kriege durch Delbrück,*) den Erzieher des Kronprinzen,**) der Antrag gemacht worden, die Erziehung der Prinzeß Charlotte***) zu übernehmen; sie hatte es abgelehnt, und eben darum mit Niemandem von dieser Angelegenheit gesprochen. Sie merkte, daß General Hullin ihr eine Probe von der Allwissenheit der französischen Polizei habe geben wollen, und entgegnete in der ihr eignen ernst freundlichen Weise: „Sie haben von dem ehrenvollen Antrag erfahren, General, der mir vor dem Kriege gemacht wurde; wenn aber ihre Polizei Alles weiß, so weiß sie auch, daß ich eine

*) Starb als Superintendent in Zeitz.

**) Se. Maj. der König Friedrich Wilhelm IV.

***) Ihre Maj. die Kaiserin-Mutter von Rußland.

treue Unterthanin bin und daß ich mit Freuden die Königliche Familie begleiten würde, wenn ich ihr dadurch irgendwie nützlich werden könnte."

„Ich achte solche Gesinnungen!" versicherte der General und entließ mit sehr artigen Worten die muthige Frau, als General Pelet gemeldet wurde.

Es flog ein leises Lächeln um die Lippen des eintretenden Generals, als er den schon alternden Commandanten in einem tête-à-tête mit einer so auffallend schönen Frau fand; der Herz entging das nicht, sie sah ihn mit einem ernsten, klaren Blicke an, neigte leise ihr Haupt und verließ den Salon durch das Bureau der Adjutanten, durch welches sie eingetreten.

„Eine schöne Frau!" sagte General Pelet, der sich tief vor ihr verneigt hatte, und trat zu Hullin.

„Schön und tugendhaft!" versicherte dieser.

„Ich zweifle nicht daran!" erklärte Pelet im Tone vollster Ueberzeugung.

„Womit kann ich ihnen dienen, lieber General?" fragte Hullin, der seine Gedanken mit Gewalt von der Herz abwenden mußte; es fiel ihm ein, daß General Pelet gar nicht zu seinen besonderen Freunden gehörte, und er wußte auch weshalb, — Pelet hatte

die Hinrichtung des Herzogs von Enghien auf's Schärfste verurtheilt. Sein Kommen mußte also einen besondern Grund haben.

„Sie würden mich sehr verbinden, General," nahm Pelet nach einigem Besinnen das Wort, „wenn sie mir sagen wollten, was einem Herrn von Pletz zur Last gelegt wird, den man in voriger Woche auf seinem Schloß aufgehoben und hierher nach Berlin gebracht hat? Ich will ihnen gleich sagen, daß ich ein großes Interesse an diesem Edelmanne nehme, weil einer meiner Vorfahren, der als Hugenott auswandern mußte, ein Asyl auf den Gütern dieser Familie gefunden hat. Ich erfuhr das, als ich vor einigen Wochen zufällig dorthin ins Quartier kam."

Hullin beeilte sich, den Wünschen des hochgeachteten Kameraden zu entsprechen; er blätterte in einem Actenstück, aber er suchte lange, bis er einen Zettel fand, den er aufmerksam durchlas, ehe er sich wieder zu Pelet wendete.

„Der Herr von Pletz ist ein bekannter und höchst eifriger Patriot!" sagte er dann ruhig.

„Das versteht sich von selbst, denn er ist ein ehrenhafter Cavalier!" bemerkte Pelet dazu.

„Steht an der Spitze einer geheimen Verbindung!“ fuhr Hullin fort.

„Welche den Zweck hat, flüchtige und verwundete preußiſche Officiere zu verſtecken und zu pflegen!“ endete Pelet den Satz.

„Und ſie auf geheimen Wegen zur preußiſchen Armee zu befördern!“ betonte Hullin ſtärker.

General Pelet machte eine verächtliche Handbewegung.

„Trotz alledem,“ fuhr der Commandant fort, „würde ich dieſen Herrn nicht haben aufheben laſſen, wenn er nicht die Flucht eines Generals von Carnitz begünſtigt hätte, der, wie man mir berichtet hat, ein höchſt gefährlicher Menſch iſt.“

General Pelet brach in ein lautes Lachen aus und that ſich gar keinen Zwang an, trotz der unzufriedenen Blicke, mit denen ihn General Hullin muſterte.

„Entſchuldigen ſie, General,“ nahm endlich Pelet das Wort, „entſchuldigen ſie mein Lachen, aber ohne die Angelegenheit zu kennen, wußte ich im Voraus, daß der General von Carnitz der Hauptpunkt ſein werde. Erlauben ſie, lieber Kamerad, daß ich ihnen ſage, von wem die ſo gefährlich lautende Denunciation

gegen den General von Carnitz iſt, ſie iſt von dem jetzigen Escadronchef Rewbel, der bis vor Kurzem mein Ordonnanzofficier war. Das iſt eine Erbärmlichkeit von dieſem jungen Manne, der ſonſt Verdienſte hat; glauben ſie mir, General, der alte Herr von Carnitz iſt uns durchaus nicht gefährlich, eine von dieſen alten preußiſchen Perrücken, trinkt ſehr viel und hat noch mehr Podagra, völlig unſchädlicher alter Knabe, der unſere Officiere ſehr gut aufgenommen hat, der ſofort mehr Wein herbeizuſchaffen bemüht war, als ihm unſere durſtigen Landsleute ſeinen Keller leer getrunken hatten. Der gute Mann iſt ſtets beſorgt, ſich und Andere vor den Qualen des Durſtes zu ſchützen, die er für die härteſten und ſchwerſten hält."

„Nicht ganz mit Unrecht," bemerkte Hullin, „was aber konnte dieſen Rewbel bewegen, eine ſo gefährliche Denunciation wider dieſen durſtigen General einzugeben?"

„Ich will es ihnen ſagen," entgegnete Pelet ernſt, „der General von Carnitz hat Rewbel's Vater, mit Recht oder Unrecht, als Spion füſiliren laſſen!"

„Teufel!" fuhr Hullin auf.

„Sie wiſſen, General," ſetzte Pelet bedeutſam hinzu, „daß man keinen einzelnen Menſchen für den Spruch der Kriegsgerichte, für die Strenge der Kriegsgeſetze verantwortlich machen darf, deßhalb nenne ich's unverantwortlich, daß der Escadron-Chef Rewbel ſich dafür an dem General von Carnitz rächen will, jämmerlich iſt's, daß er's durch eine Denunciation thut, und miſerabel, daß er auch gegen den Herrn von Pletz denuncirt, weil deſſen ſchönes Weib des rachſüchtigen Herrn Liebesbewerbung nicht günſtig genug aufgenommen. Wäre der Rewbel nicht ſonſt ein tüchtiger Officier und die Rache an Preußen nicht zur Narrheit bei ihm geworden, ſo würde ich ihm eine Suppe einbrocken, an der er ſich tüchtig den Mund verbrennen ſollte; ich bitte ſie, lieber General, laſſen ſie den Herrn von Pletz frei, wir können den Leuten kein Verbrechen daraus machen, daß ſie Patrioten ſind, und großen Schaden kann uns der einzelne kleine Edelmann doch wahrhaftig nicht thun."

Jedem Andern würde Hullin wahrſcheinlich eine abſchlägliche Antwort gegeben haben, er fand das Benehmen des Edelmanns gar nicht ſo tadelfrei, wie ſein Kamerad, auch war er anderer Anſicht über die

Fähigkeit zu ſchaden, aber Pelet übte einen eigenthümlichen Einfluß auf Hullin, obwohl er ein viel jüngerer General war. Pelet war nämlich, wie wir wiſſen, ein geborener Edelmann aus altem Geſchlecht, Hullin ein militäriſcher roturier, und trotz allen Pochens auf das eigene Verdienſt fühlten ſich dieſe militäriſchen roturiers ſtets hochgeehrt durch den Umgang mit Kameraden von altem Adel, vornehmer Erziehung und feinen Sitten, ſuchten deren Manier zu copiren, ſo gut ſie vermochten, und wichen faſt überall deren Einfluß. Sie folgten darin nur dem Beiſpiel ihres Imperators Napoleon, der auch eifrigſt trachtete, ſich mit Perſonen von altem Hofadel zu umgeben. Dazu kam bei Hullin in dieſem Augenblick auch noch die unverhüllte Hindeutung Pelet's auf das Kriegsgericht über den Herzog von Enghien; es that ſeinem wunden Herzen wohl, daß nach Pelet's Anſicht kein Einzelner für den Spruch des Kriegsgerichts und die Strenge der Kriegsgeſetze verantwortlich gemacht werden dürfe, kurz, mehr geſchmeichelt als überzeugt gab er auf Pelet's Bitte ſofort Befehl, den Herrn von Pletz frei zu geben und ihn unbehindert auf ſein Landgut abreiſen zu laſſen.

General Pelet dankte dem Commandanten in

jener vornehm flüchtigen Manier, die für Alle, welche nicht tiefer zu ſehen gewohnt ſind, eben ſo viel Imponirendes als Bezauberndes hat, und beeilte ſich dann, den märkiſchen Edelmann, den er befreit hatte, ſelbſt zu begrüßen.

Herr von Pletz war über ſeine Verhaftung acht Tage zuvor lange nicht ſo erſtaunt geweſen, wie über dieſe plötzliche Befreiung, dieſe Entlaſſung ohne alle Bedingungen, bei der ihm ſogar freigeſtellt wurde, ſofort nach Beſſin zurückzukehren. Der wackere Junker begab ſich aus ſeinem Gefängniß zuerſt nach dem Hotel de Brandebourg am Gensd'armenmarkte, wo er ſeit Jahren abzuſteigen pflegte, wenn ihn ſeine Geſchäfte in die Hauptſtadt führten. Das erſte Geſicht, welches ihm hier begegnete, war ein bekanntes, es war das lange hagere Geſicht des alten Hippolyt, welcher der Aelteſte war unter den armen Teufels von Beſſin. Dieſen treuen Burſchen hatte Frau Hedwig ihrem Gemahl nachgeſendet, auf daß ſie ſichre Nachricht von ihrem lieben Herrn habe. Hippolyt konnte ſeinem gnädigen Herrn nun auch zu deſſen Beruhigung mittheilen, daß die gnädige Frau und die Junker geſund ſeien, und daß es auf dem Hofe

überhaupt ſo gut gehe, als es gehen könne bei der ſchweren Zeit. Alle möglichen Mittheilungen, die bis in's kleinſte Detail gingen, machte Hippolyt ſeinem Herrn, während er ihn ankleidete, denn die umſichtige Frau Hedwig hatte dem armen Teufel auch einen Koffer mit Wäſche für ihren lieben Eheherrn mitgegeben. Zuletzt endlich bemerkte der Getreue, daß er auch am Tage zuvor den Herrn Baron Pelet de la Truiterie, der ebenfalls im Hotel de Brandebourg wohne, geſprochen, demſelben Alles ausführlich erzählt und von ihm die Zuſicherung erlangt habe, daß er ſeinen gnädigen Herrn ſchon frei machen wolle.

Jetzt war dem tapfern märkiſchen Junker das Räthſel ſeiner Freilaſſung gelöſt und er konnte in ſeiner ernſten und zurückhaltenden Art dem General herzlich danken, als dieſer bald darauf in's Zimmer trat, um ihn zu begrüßen.

Der edle Pletz von Beſſin hatte anfänglich die Abſicht gehabt, ſofort abzureiſen, denn es drängte ihn, ſein Weib und ſeine Kinder, ſeine Leute und ſeine Habe in dieſer ſchweren Zeit nicht länger allein zu laſſen als unumgänglich nothwendig, aber davon wollte der General gar nichts hören und verlangte

ſtatt alles Dankes, daß Herr von Pletz mit ihm zu Mittag eſſen und mit ihm den Reſt des Tages zubringen ſolle. Der Abreiſe am andern Tage dagegen wollte ſich der General um ſo weniger widerſetzen, als er ſelbſt am andern Morgen abzureiſen gedachte, um ſeine Brigade, welche nach Preußen vorrückte, einzuholen. Ziemlich widerwillig gab Herr von Pletz nach, denn obwohl er den feindlichen Officier perſönlich achtete und ſich ihm durch die Familienerinnerung noch mehr als durch den Dienſt, den ihm derſelbe geleiſtet, verbunden fühlte, ſo war es doch für den treuen Patrioten ein herber Schmerz, durch die Straßen von Berlin an der Seite eines franzöſiſchen Generals gehen zu müſſen, und an deſſen Seite zu ſitzen als Gaſt. Doch, er gab nach und begleitete den General.

Wenn der wackere Landedelmann vielleicht geglaubt hatte, ſeine Erſcheinung an der Seite eines franzöſiſchen Generals werde Aufſehen erregen, ſo täuſchte er ſich gewaltig, er hatte volle Gelegenheit ſich zu überzeugen, daß der Patriotismus der Bewohner von Berlin durchaus keine Abſchließung von den Feinden des Vaterlands fordere. Es wimmelte in den Straßen von Menſchen, franzöſiſche Officiere

ſah man faſt nur mit übermäßig geputzten Damen am Arm und Herr von Pletz hörte entſetzlich viel ſchlechtes Franzöſiſch ſprechen; die ſpeculirenden Berliner ſuchten wenigſtens in ſprachlicher Beziehung von der feindlichen Einquartierung zu profitiren. Franzoſen, leichtfertiges Frauenzimmer und verächtliches Geſindel, vor dem Unterdrücker und Feinde liebedienernd, füllte die Straßen ſchnatternd, lärmend, lachend; nur zuweilen ſah man einen ernſten Mann mit bekümmerter Miene ſich durch die bunten Haufen drängen und mit ſorgenvollem Blick mehr in ſich als um ſich ſchauen. Das laute, anſcheinend luſtige Treiben auf der Straße machte einen tiefen Eindruck auf den Herrn von Pletz; zwar wußte er wohl, daß es auch in Berlin noch genug treue Preußen und gute Patrioten gab, auch war es ihm nicht neu, daß die Maſſe des elenden, charakterloſen, unpatriotiſchen Geſindels ſich immer am meiſten vorzudrängen pflegt; dennoch hatte er ſich Berlin nicht ſo heillos, ſo frivol und frech gedacht. Er hatte geglaubt, die Hauptſtadt des großen Friedrich werde wenigſtens äußerlich Trauer und Leid tragen um den Untergang der Monarchie, Berlin werde ſtill und ernſt ſein in den Tagen, da der König

flüchtete mit der Königin, seiner Gemahlin, und den Königlichen Kindern bis an die äußerste Ostgrenze seines Reiches, da ein heldenhaft Häuflein getreuer Krieger in blutigem Ringen gegen den übermächtigen Feind zu erweisen sich mühete, daß Preußens Heldenthum nicht versunken sei in der Nacht von Jena und Auerstädt, sondern weiter strahle als ein Stern ewiger Ehren, trotz der dichtumhüllenden Wolke des Unglücks; das hatte er geglaubt, und nun fand er anscheinend fröhliches Gewimmel auf Straßen und Plätzen, ein Volk unwürdig im Unglück, wie es unwürdig im Glück gewesen. Helle Schaam braunte auf der Wange des märkischen Edelmannes, als er an der Seite des französischen Generals in das große Gastzimmer des Wirthshauses au parlement d'Angleterre trat.

Diese Räume waren dem Märker nicht fremd, er hatte so manches Mal hier gesessen mit Officieren vom Königlichen Regiment Gensd'armes, mit ehemaligen Kameraden, die nun entweder todt oder wund lagen, flüchtig oder gefangen waren.

Das Zimmer war mit Menschen gefüllt, der General fand für sich und seinen schweigsamen Gast kaum einen Platz an der langen Tafel, an der schier alle

Waffen der französischen und rheinbündlerischen Truppen vertreten waren. Auch Civilisten sah man genug und zahlreiche Exemplare jener ekeln Menschenklasse, die sich in eine Phantasie-Uniform gesteckt hatte und nun goldbetreßt Bedientendienste bei dem Feinde leistete: Berliner Nationalgardisten, junge Ladenschwengel und sonstiges mißfarbiges Zeug, das die Gelegenheit benutzte, ohne Gefahr Soldat zu spielen, die Patrioten zu brutalisiren und vor dem Feinde zu kriechen mit so hündischer Schweifwedelei, daß selbst den der Ekel überkam vor so schmachvoller Niedertracht.

Um einen runden Tisch zunächst des Fensters saßen französische Officiere und Employés der Armeeverwaltung und schwangen den Würfelbecher zum Verderben einiger sogenannter Officier dieser Bürgergarde, mißrathener Sprossen der französischen Colonie, die mehr Gold an den Hosennähten der französirten Uniform als in der Tasche hatten, sich's aber doch zur Ehre schätzten, das Wenige an die nimmersatten Heuschrecken der großen Nation zu verlieren.

An einem andern Tisch, der unten quer gegen die große Tafel gestellt war, saßen mehrere Einwohner Berlin's, meist Beamte und Kaufleute; sie freuten

ſich ſchmachvoll, daß ſie hier in Gegenwart der Franzoſen prahleriſch ihre undeutſche und unpreußiſche Geſinnung ausſprechen konnten, das Unglück des Vaterlands der Armee ſchuld geben und den eigenen König höhnen durften.

Anfänglich hatte Herr von Pletz nicht Acht auf die Geſpräche, die an dieſer Quertafel geführt wurden, die gaſtliche Geſprächigkeit des Generals Pelet nahm ihn in Anſpruch, als aber der General, die Schweigſamkeit ſeines Gaſtes würdigend, mit ſeinem andern Nachbar, einem franzöſiſchen Ordonnateur-General, von Paris zu plaudern begann, da wurde des Landjunkers Aufmerkſamkeit faſt gewaltſam durch die Geſpräche ſeiner Landsleute gefeſſelt.

Der loyale Erbherr von Beſſin ſchauderte; er mußte hören, wie der König, die Königin ſelbſt, die unglückliche Armee auf das ſchmachvollſte verhöhnt und verläſtert wurden, nicht von den Feinden, ſondern von Preußen, von Berlinern, von Menſchen, die oft ihre ganze Exiſtenz der Großmuth des königlichen Hauſes ſchuldeten. Hier behauptete ein gewiſſer P., Hoflieferant und Seidenhändler, ganz laut: der König ſei ein Schwachkopf, er habe ſich von der Königin

und den Officieren vom Regiment Gensd'armes zu dem verrückten Krieg gegen den großen Napoleon zwingen lassen, dessen unglücklicher Ausgang selbst dem blödesten Auge von vornherein erkennbar gewesen. Hier erzählte ein Anderer, Maurermeister und städtischer Beamter, der König sei in Königsberg und spiele den ganzen Tag mit hölzernen Soldaten. Dort rühmte ein Officier der National- oder Bürgergarde, daß sein Corps doch auch unter Kaiser Napoleon gegen den König von Preußen diene, denn wenn es nicht bestände, so müßte Napoleon in Berlin eine größere Garnison halten, deren Kräfte er jetzt besser gegen die Preußen und Russen verwenden könne. Andere erzählten allerlei spöttische und schlechte Geschichten von der Unfähigkeit und Elendigkeit preußischer Generäle und Officiere; leider mochte vieles davon wahr sein, empörend aber war es, daß Preußen und Berliner in diesem Tone davon zu reden wagten.

Vor allen Andern zeichnete sich in Schmähungen gegen Preußen und Vergötterungen Napoleons und der Franzosen ein gewisser B. aus, der, wie Herr von Pletz aus den Gesprächen entnahm, Disponent in der Nauck'schen Huthandlung war.

„Nun B., wie geht es mit dem Handel?“ fragte Einer.

„Sehr gut,“ erwiederte B., „die Festungen gehen reißend ab und unsere Leute verdienen eppes!“

Die Gesellschaft brach in ein wieherndes Gelächter aus.

Herr von Pletz hatte solche Niederträchtigkeit nicht für möglich gehalten.

Gleich darauf las Einer aus einem Zeitungsblatt vor, daß Berlin eine Million Kriegssteuer zu bezahlen habe. Am Schluß der Bekanntmachung erklärte das comité administratif sehr verständlich: der Säumige zahlt für den ersten Tag der Zögerung einen Thaler, für den zweiten zwei, für den dritten vier, für den vierten acht Thaler u. s. w. Strafe. Der Artikel der Zeitung setzte nun auseinander, daß ein Miether der letzten Klasse, der von seiner 60 Thlr. betragenden Miethe 5 Procent mit 3 Thlr zu zahlen habe, wenn er acht Tage säume, folgende Strafgelder zu zahlen habe:

am 1. Tage	1 Thlr.
am 2. Tage	2 Thlr.
am 3. Tage	4 Thlr.

am 4. Tage 8 Thlr.
am 5. Tage 16 Thlr.
am 6. Tage 32 Thlr.
am 7. Tage 64 Thlr.
am 8. Tage 128 Thlr.

also Summa: 258 Thlr.

Nach acht Tagen sollte zwar die Strafzahlung aufhören, dann aber auch sofort der Zwang zur Zahlung eintreten. Die Leute hörten diese Auseinandersetzung mit an, sagten aber kein Wort, es war ja eine französische Verfügung, und wer hätte es gewagt, sie zu tadeln! Sie, die über jeden Pfennig laut schalten, den die rechtmäßige Regierung verlangte, sie ließen sich ohne Widerrede von den Feinden auspressen.

Die Spieler am Fenster, die indessen den Weinbecher eben so eifrig geschwungen, wie den Würfelbecher, waren sehr heiter geworden; sie fingen ein Lied nach dem andern an, und die Deutschen stimmten, so gut sie vermochten, in den französischen Singsang ein, mochte derselbe nun freche Zoten oder nichtswürdigen Spott auf das Preußische und deutsche Vaterland enthalten.

Unterdessen waren zwei Herren eingetreten, die

ganz unten an der Tafel Platz nahmen und sich etwas zu essen bestellten. Beide waren in Civilkleidung, doch war es nicht schwer, Preußische Officiere in ihnen zu erkennen; sie sahen blaß und krank aus und blickten düster drein. Es waren kriegsgefangene Officiere, die von Hullin Erlaubniß erhalten hatten, in Berlin zu bleiben. Herr von Pletz schaute mit inniger Theilnahme auf sie, aber Andere sahen auf die Beiden mit anderen Gefühlen.

„Ich kenne sie beide," flüsterte ein Mensch dem Disponenten B. zu, „der Eine ist von den verfluchten Gensd'armen, der Andere stand bei den Leibcarabiniers!"

Diese Bemerkung genügte dem schändlichen Witzbold, und sofort begann er mit überlauter Stimme: „Ich will ihnen eine ausgezeichnete Geschichte erzählen, meine Herren, die erst vor drei Tagen im Bureau Sr. Excellenz des Herrn Generals Hullin passirt ist. Da kommt einer von den kriegsgefangenen preußischen Cavallerie-Officieren, um sich die Erlaubniß zu erbitten, in Berlin bleiben zu dürfen. Der Adjutant-Unterofficier, der die Wünsche des Helden von Jena zu Protokoll nehmen soll, redet denselben natürlich

franzöſiſch an, aber ſiehe da, unſer Held iſt trotz der ausgezeichneten Erziehung, welche dieſe jungen Herren auf unſere Koſten im Cadettenhauſe empfangen haben, der franzöſiſchen Sprache nicht recht mächtig. Auf die Frage: wie heißen ſie? folgt die Antwort noch ziemlich raſch; aber auf das: woher gebürtig? und: wie alt? kommt die Auskunft ſehr langſam und nur ſtockend zum Vorſchein. Bei welchem Regiment und in welchem Range ſtanden ſie? Der feurige Franzmann verliert faſt die Geduld, doch zwingt er ſich noch ein Mal, als aber auf die Frage: womit werden ſie ſich bei ihrem Aufenthalt hier beſchäftigen? oder warum wollen ſie ſich hier aufhalten? gar keine Antwort erfolgt, ſagt der Adjutant-Unterofficier trocken: vermuthlich um ihre Erziehung zu vollenden? und der Held von Jena antwortet: ja!"

Die ganze Geſellſchaft brach in ein convulſiviſches Lachen über den elenden Scherz aus.

„Es giebt jetzt eine Menge Officiere hier, die bei den Franzoſen in die Schule gehen wollen, um ihre Erziehung zu vollenden?" rief Einer und blickte die beiden Officiere an, die ſich wehrlos dieſem Hohn

Preis gegeben sahen und sich vergeblich müheten, zu scheinen, als ob sie die Kränkung überhörten.

Der edle Platz erstickte fast vor Wuth und Indignation.

„Wir wollen das Preußische Reiterlied singen!“ rief jetzt ein Galanteriewaarenhändler; „B. singt vor, wir machen den Chor!“

Sofort, begann der witzige Disponent der Huthandlung:

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
Schnell hinter die Fronte gezogen,
Im Feld da sind wir durchaus nichts werth,
Da sind uns nur Prügel gewogen;
Da tritt kein Andrer für uns ein,
Die Prügel behalten wir ganz allein!

Aus der Welt die Bravheit verschwunden ist,
Nichts zeigt sich als muthlose Knechte,
Die Feigheit herrschet, die Hinterlist,
Wir sind von demselben Geschlechte.
Wer unter's Depot jetzt kommen kann,
Der Officier allein ist ein freier Mann.

Mich faßt eine Angst, ich laufe weg —
Für sein Leben jetzt muß man sorgen,
Es giebt wohl heute schon, seid nicht keck,
Blessuren. Sie schlagen sich morgen.
Drum lasset uns fliehen und zwar noch heut,
Wir sind Officiere — zur Friedenszeit.

Es war uns nicht ernſt, das jetzige Loos
Mit großem Geſchrei zu erſtreben;
Wir konnten daheim, dem Glück im Schooß,
Uns über das Volk erheben.
Was nützet dem Ruhm, der nicht mehr lebt?
Ein Narr, wer ruhmvoll ſein Grab ſich gräbt.

Vertrauet auf euer geſchwindes Roß,
Die Feinde ſind furchtbare Gäſte,
Und ſpähet auf eurem verſchuldeten Schloß
Nach dem Jubel beim Friedensfeſte.
Entſaget der Löhnung — dem Judengold,
Es ſichert dem Kaufmann — Minneſold.

Warum weinet die Dirne und zergrämet ſich ſchier?
Wir werden ſo übel nicht fahren!
Bald ſind wir wieder im alten Quartier,
Wir wollen den Leib ſchon bewahren.
Wo Franken ſich zeigen, ſind wir ſchon fort,
Wir halten nicht Stich an keinem Ort.

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt!
Beim Reißaus den Koller gelüftet!
Die Franken brauſen, Napoleon ſchäumt,
Der Wahn des Sieges verdüftet;
Und ſetzet ihr nicht die Sporen ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein!*)

---

*) Dieſe eben ſo plumpe als niederträchtige Parodie des Schiller'ſchen Reiterliedes iſt wirklich 1806 gemacht und der preußiſchen Cavallerie zum Hohn geſungen worden. Der Verfaſſer verwahrt ſich überhaupt hiermit gegen den Vorwurf der Uebertreibung. Die hier mitgetheilten Züge ſind nicht erfunden,

Jubelnd brüllten die Menſchen den Chor, unglaublich, aber leider wahr. Es läßt ſich freilich Vieles nicht läugnen, was man der Armee zum Vorwurf machte damals, aber einen ſo ſchändlichen Hohn und Spott verdiente die Preußiſche Armee ſelbſt damals nicht, und am allerwenigſten waren die Leute, welche vor den Franzoſen krochen, berechtigt, ſolche Cenſur zu üben. Herr von Pletz war mehrere Male in Verſuchung geweſen aufzuſtehen und dem frechen Sänger einen Teller an den Kopf zu werfen; er hielt aber an ſich, denn er mußte ſich ſagen, daß er damit gar nichts erreichen und nur ſich ſelbſt von Neuem zum Gegenſtande unlieber franzöſiſcher Aufmerkſamkeit machen werde. Aber er vermochte es nicht, länger zu verweilen, er ſtand auf, und General Pelet, der ſeines Gaſtes Aufregung und Unruhe bemerkt hatte, erhob ſich ebenfalls, um mit ihm zu gehen. Der Edelmann fühlte die Nothwendigkeit, dem General ſein Benehmen zu erklären; er ſagte ihm alſo kurz, daß die Geſellſchaft ein Spottlied auf die preußiſche

---

er hat ſie aus einer Reihe von hiſtoriſch verbürgten Mittheilungen ausgewählt, und er hat noch nicht die ſtärkſten genommen. Es iſt wohl an der Zeit, jetzt an die Franzoſenzeit zu erinnern.

Armee, auf die preußische Cavallerie gesungen habe. Der General verstand ihn und drückte ihm die Hand. Bevor sie aber gingen, flüsterte der General einem französischen Officier, der allein an einem Tische saß, einige Worte in's Ohr, die dieser sofort mit einer zustimmenden Verbeugung beantwortete.

„Ich empfehle den Menschen, der da den Vorsänger machte, ihrer besonderen Aufmerksamkeit, Capitain!" hatte der General gesagt, und in der nächsten Nacht wurde der enthusiastische Lobredner der Franzosen, Disponent B., verhaftet und eingesperrt, weil er geäußert: der französische Kaiser bedürfe der Berliner Nationalgarde, weil er alle seine Truppen im Felde brauche. Herr B. mußte vierzehn Tage sitzen, alle Patrioten gönnten ihm das von Herzen, aber so ging's in der Franzosenzeit!

Als Pelet und Pletz nach dem Hotel de Brandebourg zurückkehrten, strömte Berlin, geschniegelt und gebügelt, geputzt und aufgedonnert zu Ehren der französischen Gäste, in die Theater, Schauspiele und zu andern Vergnügungsorten. Zu Hause hungerten die Kinder, viele der Theaterbesucher aber dachten zwischen Applaus und da Capo mit Angst an den folgenden

Tag, und woher die Mittel zu nehmen, um die französische Einquartierung zu füttern, die dort so galant mit der Frau Gemahlin oder den auf Borg eitel geputzten Töchtern scherzte.

Grimmig verschlossen sich die Patrioten in ihre Wohnungen, das Preußische Herz wollte ihnen brechen über des Siegers ungescheute Verachtung, über der eigenen Landsleute bodenlose Niederträchtigkeit — doch je finsterer Preußens Nächte, desto heller seine Morgen!

Eilftes Capitel.

Noch ein Tag in Berlin.

Der edle Pletz von Bessin war durch Alles, was er seit seiner Entlassung aus dem Gefängniß gesehen und gehört, so indignirt, daß seine tiefe leidenschaftliche Natur über jene männliche Selbstbeherrschung, die der Edelmann nach langen schweren Kämpfen mit sich selbst errungen, auf einige Stunden wenigstens triumphirte und aller Anstrengungen, die er machte, sich im Geleise zu erhalten, spottete. Der starke, feste Mann, der so selbstbewußt seit frühen Jahren schon seinen Weg zu gehen gewohnt war, lag, nachdem er einen hastigen und beinahe unfreundlichen Abschied von dem General Pelet genommen, auf seinem Bett im Hotel de Brandebourg und weinte laut und bitterlich

zum wahren Entſetzen des armen Teufels von Beſſin, des alten Hippolyt, der keine Ahnung davon gehabt hatte, daß ſein Gutsherr überhaupt weinen könne, geſchweige denn denſelben jemals hatte weinen ſehen. Es war eigentlich des Edelmannes Abſicht geweſen, noch am ſelben Abend mit der Poſt abzureiſen, er fühlte ſich aber ſo elend, daß er ſich dazu nicht entſchließen konnte. Der bittere Gram nagte an ſeiner Seele, er machte ihn ſchwach wie ein Kind. Er war ſo außer ſich, daß er nicht ein Mal ſeines geliebten Weibes daheim dachte, das in banger Sorge um ſein Geſchick ſchwebte.

Herr von Pletz brachte eine gramvolle Nacht zu, am andern Morgen aber hatte er ſich wieder gefunden: die dunkeln Augen ſchoſſen wieder ihre ſpitzen, bohrenden Blicke unter den buſchigen Wimpern hervor, es lag wieder der alte churmärkiſche Trotz auf dem breiten Antlitz mit den hervorſtehenden Backenknochen und jener eigenthümliche Anflug von ironiſcher Gleichgültigkeit um die dünnen Lippen, welche die ſtarken weißen Zähne ſehen ließen. Die kurze, kernige, breitbrüſtige Geſtalt hob ſich, er war wieder der ächte märkiſche Junker, der ſich bewußt war, daß er in

seinen eigenen Stiefeln stand. Auch Hippolyt erkannte nun seinen gnädigen Herrn wieder, als er ihm den Pelz über den kurzen erbsfarbenen Rock zog und ihm Pelzmütze und Reitpeitsche reichte.

Verzagen war niemals die Art der Platze von Bessin, man konnte sie umrennen, aber sie blieben sicher nicht liegen, sondern standen wieder auf; im Ganzen und Großen konnte der tapfere Mann nichts helfen, das hatte er wohl begriffen, aber darum legte er nicht feig die Hände in den Schooß, sondern ging muthig daran, im Einzelnen und Kleinen zu helfen, so weit seine Kräfte reichten. Das aber eben ist die ächte, und recht die märkische Mannesart. Mit festem klirrenden Tritt schritt er über das Pflaster dahin, und wer da Zeit hatte, ihn anzusehen und ihm nachzusehen und sich sonst auf Menschen verstand, der sagte sich wohl selbst: der da ist ein ganzer Mann!

Herr von Platz trat in der Markgrafenstraße in ein Haus; der Flur, den er durchschreiten mußte, um zur Treppe zu gelangen, führte an einer halboffenen Thür vorüber; unwillkürlich blieb der Edelmann stehen, denn er vernahm die schmerzliche Klage einer Frauen-

ſtimme. Es giebt Augenblicke, wo auch das Lauſchen keine Schande iſt, Herr von Pletz lauſchte und vernahm Folgendes: „Was ſoll aus uns werden, Mann? kein Gehalt, keine Ausſicht, alle Vorräthe aufgezehrt und dazu die ſchwere Einquartierung, oh! mein Gott, erbarme dich unſer!“

„Beruhige dich, liebes Weib, mit Thränen und Klagen iſt nichts gethán!“ tröſtete die Stimme des Mannes.

„Wie kann ich ruhig ſein, mich beruhigen?“ fuhr die jammernde Frau fort, „die ganze Sorge liegt auf mir. Vergebens war ich geſtern bei unſern Freunden, mir ein Darlehen zu erbitten, ich wollte dir nichts davon ſagen, alle Wege waren umſonſt, ſie hatten nichts, oder wollten nichts geben. Nun geht's auf Mittag, noch iſt kein Feuer auf dem Heerd, die Officiere werden erſcheinen, werden ihr Mittagbrod verlangen, für uns iſt auch nicht geſorgt. Gott weiß, wie herzlich gern ich dir die Frage erſparte, aber ich muß ja, Mann, was ſollen wir nun machen?“

Die arme Frau weinte, nochmals verſuchte der Mann zu tröſten: „Laß den Muth nicht ſinken, meine Liebe,“ ſagte er, „es geht uns übel, aber vergiß nicht,

daß es Lagen giebt, mit der ſich die unſrige nicht vergleichen läßt. Denke an die abgebrannten, geplünderten und verjagten Landsleute, die bettelnd das Land durchſtreifen, wir haben noch Dach und Fach."

„Auf meinem Heerd iſt kein Feuer, und die Einquartierung verlangt zu eſſen!" entgegnete die Frau mit jenem natürlichen Trotz der Frauennatur, die beim Nächſten beharrend, nicht weiter ſehen mag.

Herr von Pleß hörte jetzt eine Thüre ſchließen und bald darauf eine ſanfte Mädchenſtimme, die nach einem ſchweren Seufzer ſagte: „Auch das war umſonſt."

„Was iſt, was haſt du, liebe Agnes?" fragte die Hausfrau.

„Ich ſah ſie in ſolcher Verlegenheit, liebe Mutter," entgegnete die Tochter, „darum trug ich meine Sonntagskleider zum Trödler, er wollte ſie nicht; ich war bei mehreren, Keiner wollte ſie, Einer ſagte, er könne jetzt viel beſſere Sachen um ein Spottgeld kaufen."

Mutter und Tochter weinten, der Vater ging unruhig auf und ab. Abermals wurde eine Zwiſchenthür geöffnet und geſchloſſen. „Vater," rief eine jugendliche Stimme haſtig, „ich wollte meine goldene Uhr verſetzen, um der Mutter Wirthſchaftsgeld zu ver-

ſchaffen. Weißt du, was ſie mir darauf geboten haben? Drei Thaler und zwar auf acht Tage und gegen einen Thaler Zinſen.“

„Sie hat vierzig Thaler gekoſtet!“ ſagte der Vater.

„Wenn ich ſie verkaufen will, ſo kann ich ſieben Thaler bekommen,“ fuhr der junge Menſch fort, „muß dabei aber einen Treforſchein nehmen, an dem ich natürlich verliere.“

„Nimmermehr,“ rief der Vater, „behalte deine Uhr, guter Junge, ſie hat ja viel mehr Werth, wir müſſen ſehen —“

Weiter hörte der Edelmann die Rede nicht, denn es kam eine Magd, er zog ſich an die Treppe zurück, die Magd aber, ohne ihn zu bemerken, öffnete die Thür ganz und ſprach, an der Schwelle ſtehen bleibend: „Die Herren Officiere laſſen ſich eine Bouteille Wein und kalten Braten zum Frühſtück ausbitten, Frau Finanzräthin, zugleich laſſen ſie ſagen, daß ſie Mittag noch einen Gaſt mitbringen würden.“

Die Magd ſchloß die Thür und ging; gleich darauf ſtürzte der junge Menſch aus dem Zimmer,

offenbar, um in dieser Bedrängniß die Uhr für ein Spottgeld hinzugeben.

Herr von Pletz eilte ihm nach, erreichte ihn noch, bevor er das Haus verlassen, und hielt ihn zurück, indem er ihm seine Hand fest auf die Schulter legte. Unwillig und überrascht stand der junge Mensch, der Edelmann aber sprach ernst: „Sie wollen ihre Uhr versetzen, deshalb brauchen sie nicht aus dem Hause zu gehen; folgen sie mir, eine Treppe hoch wohnt der Justizcommissarius und Hofffiscal Müller, wie sie wissen, ich werde dafür sorgen, daß er ihnen 25 Thaler auf ihre Uhr leiht! Kommen sie!"

Zweifelnd und staunend folgte der Ueberraschte, ein hübscher junger Mensch von etwa achtzehn Jahren, dem Edelmann, der ruhig und mit festem Schritt die knarrende Treppe bestieg.

Der alte Schreiber im Vorzimmer des Justizcommissarius kannte Herrn von Pletz schon seit Jahren, er erhob sich rasch und eilte, ihm die Thür zu dem Cabinet seines Principals zu öffnen.

„Willkommen!" rief der Justizcommissar, beim Eintritt des Besuchs aufspringend, „sie wissen, daß sie mir immer willkommen sind, gnädiger Herr, aber

ich will nicht August Müller heißen, wenn ſie mir nicht heute zehnfach willkommen ſind. Sie wiſſen, daß ich noch 1000 Thaler Courantgeld von ihnen in den Händen habe, hoffentlich nehmen ſie mir endlich die Laſt ab; ſie wiſſen nicht, was ich ausgeſtanden habe!“

Der Juſtizcommiſſarius präſentirte dem Edelmann einen Stuhl, dann erſt bemerkte er den jungen Menſchen; ſein dickes, rothes Geſicht verfärbte ſich, er nahm die ſilberne Brille ab, betrachtete denſelben mit ſeinen etwas blöden Augen ſehr ängſtlich und ſprach ſtockend: „Iſt das nicht Monſieur Haacke von unten?“

„So iſt's,“ entgegnete Herr von Pleß, indem er ſich niederließ, „ich bitte ſie, dieſem jungen Mann ſofort 25 Thaler auf meine Rechnung auszuzahlen, er wird ihnen dafür eine goldene Uhr als Pfand laſſen.“

Der Juſtizcommiſſarius ſetzte ſeine Brille wieder auf und warf einen ſeltſamen Blick auf ſeinen Geſchäftsfreund. Offenbar kam ihm der Zahlungsbefehl ſonderbar vor, die Pfandnahme aber noch ſonderbarer, indeſſen entgegnete er kein Wort, zahlte die geforderte Summe und nahm die Uhr in Empfang.

Der junge Menſch wollte reden, Herr von Pletz ließ ihn dazu nicht kommen. „Sie wiſſen," ſagte er, „wie nöthig ihre Frau Mutter das Geld braucht; es verſteht ſich, daß unſer Geſchäft ganz unter uns bleibt, ihre Uhr können ſie zu jeder Zeit hier einlöſen, gehen ſie, Adieu!"

Erfreut, verlegen und haſtig entfernte ſich der junge Menſch.

Als die beiden Herren allein waren, ſtand Herr von Pletz auf, drehte ſeinen Stuhl herum, ſo daß die Lehne gegen den Schreibtiſch des Juſtizcommiſſars gerichtet war, ſetzte ſich rittlings darauf, ſtützte ſein Kinn auf die Hände, die er kreuzweiſe über die Lehne gelegt, und begann zu fragen: „Was ſind das für Leute unten?

„Finanzrath Haacke," entgegnete der Hoffiscal, „tüchtiger Arbeiter, kein Vermögen, Alles angewendet, die Kinder zu erziehen, ſonſt in Ordnung, jetzt in großer Noth, Frau noch hübſch, Tochter noch hübſcher, liebes Kind, jetzt große Verlegenheit für die Eltern wegen der franzöſiſchen Officiers, deren Begehrlichkeit ſie mit Mühe entzogen wird."

„Gut," entgegnete der Edelmann, „ſorgen ſie

dafür, daß die Jungfer nicht etwa aus Noth die Beute der Fremden wird; sie können die Uhr benutzen, um der Familie alle Woche ein kleines Darlehen zu machen, ein kleines, verstehen [illegible] mich, etwa fünf Thaler. Es ist wenig, aber etwas hilft es doch, und ich habe noch andere Pläne!"

Der Justizcommissarius blickte mit einer Art von zärtlichem Blick über seine Brillengläser hinweg den Edelmann an. „So wahr ich Müller heiße" — begann er.

„Ich bitte sie," unterbrach ihn der Edelmann rasch, „ich weiß, daß sie Müller heißen, ich weiß, daß sie ein braver Mann und guter Patriot sind; sie haben mir eben mitgetheilt, daß ich über meine tausend Thaler Courant verfügen kann; zwar könnte ich die Summe jetzt auf meinem Gute selbst brauchen, indessen wird es auch ohne dieselben gehen, und hier ist entsetzliche Noth; kennen sie treue Leute, namentlich Officiere, denen mit kleinen Darlehen für diese Zeit gedient wäre?"

Der Justizcommissarius wischte sich mit seinem blauen leinenen Taschentuch die Brillengläser ab, seine Augen waren ihm feucht geworden, er wollte sich

aber nichts merken lassen und verzog in breitem Lachen sein dickes rothes Gesicht: „Kenne solche," begann er endlich, „ganz wie sie der gnädige Herr befehlen, da ist erstens der Capitain von M., braver Officier, blessirt, gefangen, um seine ganze Equipage gekommen, auf sein Ehrenwort hier, um seine junge Frau nicht allein zu lassen, kenne ihn schon lange, kenne ihn aber ganz genau erst seit gestern. Denken sie sich, ist in Noth, geht zu einem Juden, der einst viel Geld von ihm verdient hat, als der Capitain noch ein lustiger Lieutenant war, bittet um ein Darlehen, wird von dem Juden mit Hohn und Spott abgewiesen, kehrt in Verzweiflung heim, seine Gattin weint mit ihm. Da erscheint ein Lieutenant, der in seiner Compagnie gestanden, will Abschied von ihm nehmen, ihm danken für die früher bewiesene Freundschaft, denn er ist entschlossen Dienste zu nehmen, und zwar bei der Preußischen Legion, die der Fürst von Isenburg für französischen Dienst errichtet. Capitain von M. ist außer sich darüber, er beschwört den jungen Kameraden, diese Schande nicht über sich zu bringen. „Was soll ich thun?" entgegnete der Lieutenant, „Vermögen habe ich nicht, meine Equipage ist

hin, ich habe Schärpe und Ringkragen verkauft und davon bis jetzt gelebt, keine Aussicht mehr, ich muß mich erschießen oder in's Regiment Isenburg treten, dem Könige und dem Vaterlande bin ich in jedem Fall verloren." Der Capitain aber läßt nicht nach, er nimmt dem jungen Kameraden das Ehrenwort ab, sich weder zu erschießen, noch bei Isenburg Dienste zu nehmen, dann nimmt er ihn in sein Quartier auf, an seinen Tisch, und so sorgt er, der selbst in großer Noth ist, wie ein Vater für ihn. Der Lieutenant hat es mir heute Morgen selbst erzählt, ich war schon bemüht, dem braven Capitain von M. ein Darlehen von 100 Thalern zu suchen."

„Sie haben es schon gefunden, Herr Hoffiscal!" entgegnete Herr von Pletz, „ich gebe es. Weiter!"

„Da ist ferner," fuhr der Justizcommissarius fort, „ein Rendant, früher Feldwebel beim Regiment Larisch, den baten zwei gefangene Officiere von der Compagnie, bei welcher er ehedem gestanden, ihnen bis zur Auswechselung fünfzig Thaler zu verschaffen. Der Mann bemühte sich, aber vergeblich; er konnte den Jammer und das Elend nicht länger ertragen, er vergaß sich so weit, 50 Thaler aus seinen Kassen-

geldern zu nehmen, die gab er den Officieren, denen er ſagte, daß er ſie von einem Juden erhalten. Der arme Mann war geſtern bei mir, er iſt um ſeine Stelle, wenn er den Defect nicht deckt."

„Der Mann hat Unrecht gethan," meinte Herr von Pletz, „zu anderer Zeit würde ich ihm nicht helfen, jetzt aber — zahlen ſie dem Manne 50 Thlr. Weiter!"

Der wackere Hoffiscal referirte unermüdlich weiter, und zu ſeiner tiefſten Bekümmerniß hatte Herr von Pletz über ſeine tauſend Thaler verfügt lange bevor er mit ſeiner langen Liſte von Bedürftigen zu Ende war. Er las dem Edelmann nun die Reihe der gemachten Verfügungen vor und begann, da es nichts mehr nützen konnte, Hilfsbedürftige aufzuzählen, in den derbſten Ausdrücken auf Einige zu ſchelten, welche die Mittel hatten zu helfen und es nicht thaten.

„Sie wiſſen, gnädiger Herr," ſagte er unter anderm, „daß ich ſeit fünf Jahren die Geſchäfte des Generals von R. führe; der Mann iſt ſteinreich, der Staat hat ihn mit Ehren und Belohnungen überſchüttet; denken ſie ſich, dieſer ſchaamloſe Geizhals läßt ſich jetzt vor allen preußiſchen Officieren verleugnen, die ihm die Aufwartung machen wollen, aus Furcht,

daß sie ihm ihre traurige Lage schildern und Hülfe von ihm verlangen könnten. Ist das nicht abscheulich?"

„Erbärmlich ist's," rief Herr von Pletz und sann eine Weile, dann fuhr er fort: „doch lassen sie mich machen, die Generalin von R. ist eine Cousine meiner Frau, ich werde zu ihr gehen, sie führt da das Regiment im Hause, wir wollen dem geizigen General zu dem Ruhm eines großmüthigen Patrioten wider seinen Willen verhelfen. Suchen sie hundert unvermögende Officiere zusammen, rasch, schreiben sie die Namen auf und schicken sie mir die Liste nebst Wohnungsangabe noch vor Mittag nach dem Hotel de Brandebourg. Ja, es wird gehen, ich will mit der Generalin reden, sie muß ihrem geizigen Mann befehlen, daß er hundert Officieren monatlich 10 Thaler auf ihr Tractement vorschießt, damit ist denn hundert Officieren aus der dringendsten Verlegenheit wenigstens geholfen, und der reiche General kann ganz wohl monatlich 1000 Thaler geben!"

„Und sollte es auch ein Jahr dauern," rief der Justizcommissarius jubelnd, „was sind für den reichen Mann 12,000 Thaler? so wahr ich August Müller heiße, er kann es, so wahr ich Müller heiße!"

„Müller kann Jeder heißen," meinte der Edelmann verdrießlich, indem er aufstand, „aber," setzte er freundlicher hinzu, „nicht Jeder der Müller heißt ist ein so braver Mensch wie sie, Herr Hoffiscal! Leben sie wohl und auf ein künftiges fröhliches Wiedersehen!"

Herr von Pletz ging, der Justizcommissarius und sein Schreiber begleiteten ihn bis an die Treppe. „So wahr ich Müller heiße!" rief der Erstere, als er in das Vorzimmer zurücktrat, „das ist noch ein rechter Edelmann, bei dem wird's mir auch nicht sauer, gnädiger Herr zu sagen; außer ihm nenne ich keinen mehr gnädiger Herr, bei Gott! wären diese Herren von Adel alle wie unser Herr von Pletz, es stände anders um Preußen!"

Der Hoffiscal ging in sein Zimmer, aber lange erst nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sagte der alte Schreiber, seine schwarzen leinenen Schreibärmel zärtlich streichelnd: „Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Principals! merkwürdig, diese Uebereinstimmung, höchst merkwürdig!"

Herr von Pletz ging indessen seiner Wege; er war wieder vollkommen kalt und ruhig, das Bewußt-

sein, nach Kräften zur Linderung der allgemeinen Noth beigetragen zu haben, gab ihm eine gewisse Befriedigung. Er hatte einige Geschäftsgänge zu machen und einige Kleinigkeiten einzukaufen. Er war in dem Commissions-Comptoir des Herrn Götschke, Friedrichsstraße Nr. 29, ging dann zu dem berühmten Arzt Dr. Johann Christian Weitsch, der in der Jerusalemerstraße Nr. 16 wohnte und sich immer freute, den wackern Edelmann zu sehen, dem er einst in schwerer Krankheit das Leben gerettet hatte. Bei dem vielgesuchten Arzt, der, ein kluger und gewandter Weltmann, Vieles sah und erfuhr, unterrichtete sich Herr von Pletz genauer und sicherer über die Situation, als er es sonst irgendwo vermocht hätte. Von dem Arzt begab er sich zu einem andern genauern Bekannten, zu dem ehrenfesten Patrioten, dem Buchhändler Schramm, dem Besitzer der Vossischen Buchhandlung in der Breitenstraße Nr. 9. Er fand Herrn Schramm nicht anwesend und blätterte in den verschiedenen Büchern und Schriften, welche neu angekommen waren, oder angezeigt wurden; diese Beschäftigung war durchaus keine erfreuliche.

Hier fand er die Anzeige einer papiernen „Re-

daille, als Denkmal auf Napoleon I., Kaiser der Franzosen, König von Italien, den Größten der Helden, den Friedensstifter des Continents. Preis 1 Thlr. 8 gGr. Verlag von Heinrich Gräff in Leipzig.“ Das ekelhafte Denkmal nationaler Entwürdigung schloß mit den Worten: „Der Maßstab unserer Kräfte beschränkt unsern Dank in diesen kleinen Raum, und doch fordern diese Thaten den Raum der sieben Wunder der Welt.“

„Findet dieser Artikel hier Absatz?“ fragte Herr von Pletz den Gehülfen.

„Herr Schramm befaßt sich mit solchen Artikeln gar nicht,“ entgegnete der Gefragte, „doch soll in andern Buchhandlungen viel davon verkauft werden.“

Die andere Literatur war eben so wenig nach dem Geschmack des preußischen Patrioten: Züge aus dem Leben Napoleon's, Beschreibungen seiner Schlachten, Verherrlichungen seiner Siege, Schmähschriften gegen Preußen, gegen Oesterreich, einige schlechte, sentimentale Romane, meist auch Bearbeitungen nach französischen Mustern, das war die neueste Literatur jener Zeit!

Der Landjunker mochte nicht länger warten, er

wendete ſich zu dem Gehülfen und ſprach ernſt: „Sagen ſie Herrn Schramm, der Pletz von Beſſin ſei da geweſen, um dem Verleger von Leſſings Schriften die Hand zu drücken! Adieu!“

An der Wirthstafel in ſeinem Hotel fand der Edelmann keinen Bekannten, was ihm eigentlich recht lieb war; er verzehrte ſchweigend ſeine Mahlzeit, er wäre gern mit ſeinen Gedanken allein geweſen, denn er konnte es doch nicht hindern, daß die anweſenden Gäſte ſprachen, und was er vernahm, war wenig geeignet für ihn. Ausfälle auf den Adel und die Officiere waren auch hier das beliebte Thema des Geſprächs.

Einer erzählte: ein Officier vom Regiment Gensd'armes in Civil habe von einem Juden ein Pferd kaufen wollen, es ſei ihm aber zu theuer geweſen, er habe ſich deßhalb zurückgezogen und einen Zweifel an der Dauerbarkeit des Pferdes geäußert. Darauf habe der Jude, der in ihm den Officier vom Regiment Gensd'armes erkannt, ſofort gerufen: das Pferd habe Dauer, denn ein Officier vom Regiment Gensd'armes habe es bei Jena geritten und ſei damit der Erſte in Berlin geweſen, ohne auf dem Ritt vom Schlacht-

ſelbe bis nach Berlin auch nur ein einziges Mal anzuhalten. Ein Anderer verſicherte: der franzöſiſche Commandant General Hullin habe einen preußiſchen Officier, der ſich geweigert, einem Bürgerlichen Satisfaction zu geben, ganz ſpitzig gefragt: alſo darum haben ſie ſich bei Jena auch mit uns nicht ſchlagen wollen, weil wir Franzoſen nicht von Adel ſind, ah! jetzt begreife ich! Ein Dritter wollte wiſſen, daß die preußiſchen Cavallerie-Officiere bei Jena nur darum davon gelaufen wären, weil ſie die franzöſiſchen Sappeurs wegen ihrer langen Bärte für Juden gehalten hätten, für Juden, bei denen ſie alle ſtark verſchuldet.

Solches und ähnliches Spottzeug wurde lachend erzählt und lachend angehört; für den Jammer und das Elend ſchien man kein Auge, kein Herz zu haben, kleinlicher Groll, Haß, Neid und Hohn beherrſchten Alles.

Der Hoffiscal Herr Auguſt Müller war eingetreten, er brachte dem Edelmann ſelbſt die verlangte Liſte der hundert Officiere, er nahm auf die Einladung des Herrn von Pletz einen Stuhl neben demſelben und trank ein Glas Wein. Flüſternd theilte

ihm dieſer ſeinen Zorn über die Geſpräche, welche die Geſellſchaft führte, mit; der Hoffiscal ſchüttelte ſeinen mächtigen Kopf, horchte, wiſchte ſich die Brillengläſer ein paar Mal ab und ſagte dann ehrlich: „Kenne das, iſt abſcheulich, ganz abſcheulich, aber, gnädiger Herr, ſie wiſſen das nicht ſo genau, die jungen Herren haben's auch oft gar zu bunt und arg getrieben. Das entſchuldigt das Benehmen der Menſchen nicht, es bleibt abſcheulich, ich wollte nur ſagen, woher es kommt!“

Der Juſtizcommiſſarius ſetzte ſeine Brille wieder auf und ſah dem Edelmann herzlich in's Geſicht, der war auch weit entfernt, ſich durch die Bemerkung gekränkt zu fühlen, ſondern entgegnete leiſe: „Ich weiß ſehr gut, was namentlich auch hier in Berlin geſündigt und gefehlt worden iſt von meinen Standesgenoſſen; ich würde der Letzte ſein, das Unrecht zu vertheidigen, aber es iſt empörend, daß man dem ganzen Stande zur Laſt legt, an dem ganzen Stande rächt, was doch nur Einzelnen zur Laſt fällt, daß man die Männer nicht ſchont, die Wunden am Leibe tragen, die in der Gefangenſchaft und im Elend ſchmach-

ten, kurz, es empört mich, daß dieſe Menſchen keine Achtung vor dem Unglück haben.“

Der Juſtizcommiſſarius wollte eben etwas entgegnen, als am untern Ende des Tiſches ein junger Mann aufſtand und mit lauter Stimme rief: „Die Anmaßungen des Adels nehmen noch immer kein Ende, die Herren ſcheinen noch nichts gelernt zu haben, trotz der blutigen Lection, die ſie bei Jena empfangen haben; hier, hören ſie, was ein Edelmann jetzt noch nach der Schlacht bei Jena drucken zu laſſen wagt!“

Der junge Mann hielt ein kleines Blättchen in Quartformat, auf ſehr grobes gelbgraues Papier gedruckt, empor — eine Nummer der „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“, Haude und Spenerſcher Verlag — er las, von allen Seiten dazu aufgefordert, eine öffentliche Berichtigung, in der es hieß: „Mein Oheim, der Herr Hauptmann von Retzow auf Neuenbellin, hat die Tochter ſeines daſigen Pachters Voigt adoptirt. Dieſes hat bei einigen den Wahn erzeugt, als wäre durch die Adoption ſie zugleich in den Adelſtand erhoben worden. Ich zeige demnach hierdurch an, daß ſie bürgerlichen Standes geblieben und nur den Namen Retzow, ſonſt Voigt

genannt, zu führen befugt ist, und daher weder des von Retzow'schen Familienwappens sich bedienen darf, noch auch sonst der Vorrechte des Adelstandes sich bedienen kann. von Kleist."

Die Anwesenden brachen in ein lautes Hohngelächter aus, Herr von Pletz und der Justizcommissarius sahen sich betroffen an, denn sie begriffen beide nicht, was die Leute an der einfachen Berichtigung, welche offenbar bestehende Rechte gegen wahrscheinlich beabsichtigte oder doch gefürchtete Usurpation sichern sollte, so Entsetzliches, so Verhöhnenswerthes fanden. Es war ihnen noch nicht klar geworden, daß Napoleon der Träger jener Tricolore der Revolution war, von der Mirabeau's Wort schon prophezeit, daß sie ihren Weg durch ganz Europa wandeln werde. Instinktmäßig grüßten alle Revolutionärs, alle von revolutionären Ideen Beseelten die Fahne der Revolution, die Napoleon trug, und darum konnten die Leute nicht begreifen, daß es ein ehrlicher Edelmann noch wagte, da vom Adel und von Vorrechten des Adelstandes und Familienwappen zu reden, wo die Fahne jener Revolution siegreich wehete, die den Adel abgeschafft hatte. Ohne sich recht klar darüber

zu ſein, faßte man, von ganz richtigem Inſtinct geleitet, die Siege Napoleons als Siege der Revolution auf. Darum ſpottete und höhnte Alles, was von der revolutionären Idee angeſteckt war, daß nach Jena, nach dem Siege der Revolution überhaupt noch von Ständen und Adel die Rede ſein könne.

„Wiſſen ſie, meine Herren," ſpottete der Vorleſer weiter, „was dieſe hochadlig von Kleiſt'ſche Cabinets-Ordre beſagt? Sie ſagt, wenn man genau hinſieht, etwa Folgendes: Da einmal in uralten Zeiten die Fürſten Luſt hatten, Leute in ihr Intereſſe zu ziehen, ſo ernannten ſie dieſelben zu Edelleuten, das traf hauptſächlich ihre Günſtlinge, unter denen ſich zuweilen auch ganz wackere Männer befanden, denn die Redlichkeit und Tapferkeit war bei unſern Vorfahren eben ſo gemein, wie jetzt bei uns der Egoismus gemein iſt. Dieſen Edelleuten gaben dann die Fürſten mehrerlei Vorrechte, auf die wir denn noch heute Anſpruch machen. Zwar haben ſpäter viele unſerer Herren Ahnen den Kaufleuten in Hohlwegen aufgepaßt, ſelbige todtgeſchlagen und ihnen ihre Baarſchaft und ihre Waaren abgenommen; zwar ſind vor Kurzem noch viele unſerer Herren Standesgenoſſen, zu einer Zeit,

als es ihnen Pflicht war, als Männer für's Vaterland zu ſtreiten, haſenartig davon gelaufen, während der bürgerliche Huſarenofficier Hellwig ein Ehrenmann war, während die bürgerlichen Artillerieofficiere ihre Schuldigkeit thaten; zwar haben einige unſerer Herren Standesgenoſſen die feſten Städte des Königs hingegeben wie Kieſelſteine; zwar haben Viele vom Adel ſich zu Kornjuden und Gütermäklern herabgewürdigt. Das Alles iſt wohl wahr, aber wir ſetzen doch einmal ein „von" vor unſern Namen und wollen, wenn wir auch größtentheils verdienſtlos ſind, doch die Vortheile genießen, welche unſere Väter erwarben. Wir wollen den Gewinn davon ziehen, ohne die Leiſtungen zu übernehmen; wir wollen auch nicht geſtatten, daß ein Anderer mit uns ſchmauſe, dem die drei luminöſen Buchſtaben „von" mangeln; er ſoll ſie nicht davor ſetzen, damit wir allein fort genießen können. Zwar kann kein Weib den Adel verdienen, aber wir erlauben doch nicht, daß eine Pachterstochter adlig ſei und der Schneider ſich vor ihr eben ſo tief bücke, wie vor dem gnädigen Fräulein. Wenn wir auch ſonſt nichts ſind, ſo ſind wir doch neidiſch auf unerworbene

Rechte. Das, meine Herren, das ist's, was die offene hochadelig von Kleist'sche Epistel besagt!"

Damit schloß der Redner; die Gesellschaft jauchzte Beifall und erklärte, es sei nicht möglich, einen bessern Commentar zu jener Berichtigung zu geben.

Herr von Pletz lächelte und flüsterte dem Hofsiscal zu: „Wahrlich, wäre die Zeit nicht so tief traurig, man müßte lachen über eine so entsetzlich stupide Auffassung des Adels!"

„Lachen sie nicht, gnädiger Herr," entgegnete der Justizcommissarius, indem er die Brille aufsetzte und dem Vorleser der Berichtigung einen zornigen Blick zuschleuderte, bevor er sich zu dem Edelmann wendete, „lachen sie nicht, je stupider solche Auffassungen sind, desto mehr finden sie Eingang und desto fester setzen sie sich in der Denkweise gewöhnlicher Menschen. Und verzeihen sie mir, gnädiger Herr, es giebt leider auch Edelleute genug, die keine bessern Begriffe von der Entstehung und Bedeutung ihres Standes haben, als jener armselige Schwätzer da, der übrigens der Letzte sein sollte, also vom Adel zu reden, da es ein Edelmann war, der Kammerherr von Königsmarck auf Berlitt, der ihn als einen armen Jungen aufnahm,

ihn erziehen ließ und ihm einen Handel etablirte, durch den er wohlhabend geworden ist!“

„Ich weiß es wohl,“ bemerkte der Pletz von Bessin, „daß es die Edelleute allein vermögen, den Adel herunter zu bringen, daß ihm Haß und Mißgunst weder von oben noch von unten etwas anhaben können, so lange sie ihre Rechte in der Ausübung ihrer Pflichten begründen. Die Edelleute haben schwer gefehlt, und die Söhne und Enkel tragen an der Schuld der Väter; es ist eine schwere Zeit über uns gekommen, möge sie dem ganzen Stande und damit dem Vaterlande zum Heil dienen!“

„Dazu sage ich von ganzem Herzen Amen! gnädiger Herr,“ versetzte der Hoffiscal und nahm die Brille ab, „wahrlich, ich freue mich von ganzem Herzen, daß ich in der neuesten Zeit so manchen Edelmann ungefähr ebenso sprechen und urtheilen höre, wie sie soeben sich äußerten; Erkenntniß des Uebels ist der Anfang der Besserung!“

„Aber auch nur der Anfang!“ entgegnete der Pletz mit trübem Lächeln.

„Aller Anfang ist schwer, gnädiger Herr!“ tröstete der gute Mann, seine Brille wieder aufsetzend, nach-

dem er die Gläſer ſorgfältig abgewiſcht, „es iſt der erſte Schritt, der die meiſte Mühe koſtet!“

„Das beſtreite ich,“ meinte der Edelmann kopfſchüttelnd, „der Anfang iſt leicht, beim Anfang iſt der Eifer, bald aber ſtockt's und endlich hört es ganz auf!“

„Das iſt lateiniſch, nicht deutſch gedacht, gnädiger Herr!“ ſcherzte der Juſtizcommiſſarius, „principium fervet!“

„Neue Beſen kehren gut! überſetzte uns der Conrector auf der Ritterakademie zu Brandenburg,“ beharrte Herr von Pletz, „ſie ſehen, daß mir das deutſche Sprüchwort eben ſo günſtig iſt, als das lateiniſche principium fervet, medium tepet, ultima frigent!“

„Ich habe ſie gefangen, gnädiger Herr, ſo wahr ich Müller heiße,“ fuhr der Hoffiscal mit Eifer fort, „mag ihr Herr Conrector, vor dem ich übrigens alle mögliche Achtung habe, das principium richtig überſetzt haben, für die Fortſetzung des lateiniſchen Spruchs hat er kein deutſches Sprüchwort gefunden; laſſen ſie denn immerhin die neuen Beſen ſcharf kehren und ermatten ſie nimmer im ſchweren Werk, Gott giebt dann ſchließlich auch das Gelingen!“

Der Edelmann ſchaute den ehrlichen Hoffiscal mit

einem eigenthümlichen Blicke an, als wollte er ſagen: „ſehe ich denn aus wie Einer, der da ermattet am ſchweren Werk?“ aber er ſprach das nicht aus, ſondern drückte dem Ehrenmanne die Hand.

Die beiden Preußiſchen Patrioten trennten ſich jetzt, denn Herr von Pletz wollte ja vor ſeiner Abreiſe noch die Generalin von R. beſuchen, um hundert Preußiſchen Officieren eine Hülfe zu ſchaffen. Der Hoffiscal und Juſtizcommiſſarius Auguſt Müller ſchied mit bewegtem Herzen von dem Pletz, aber als er ihn nicht mehr ſah, fiel es ihm ein, wie komiſch doch eigentlich ſeine Zuverſicht ſei. Er kannte den harten Geiz des alten Generals ſo genau und glaubte nun ganz feſt daran, daß es dem einfachen Landjunker ſo ohne Weiteres gelingen werde, denſelben zu einem ſo bedeutenden Geldopfer zu bewegen. Zweifelnd ſchüttelte er den Kopf ſo ſtark, daß Einige, die ihm begegneten, ihn ganz verwundert anſahen.

„Und er ſetzt es doch durch,“ ſagte er nach einer Weile halb laut, „er hat ſo eine eigene Art, ja, ja, die Leute ſchämen ſich vor ihm, ſie ſchämen ſich, nicht anſtändig zu ſein. Ich ſage, er ſetzt es durch!“ Damit trat er in ſein Haus und nahm die Brille ab,

um die Näſſe der Schneeflocken abzuwiſchen, die daran geſchmolzen waren, trotz ſeiner Kurzſichtigkeit aber bemerkte er im Hintergrunde des Hausflurs einen franzöſiſchen Militair, der ein Frauenzimmer in ſeinen Armen hielt. Das gutmüthige dicke Geſicht nahm ſofort einen höchſt drohenden Ausdruck an, es wurde ganz dunkelroth, und haſtig vorſchreitend gegen das liebende Paar ſagte er mit ſtarker Stimme drohend: „on ne baise pas les filles dans mon pays!“

Der Franzoſe ſah den Erzürnten einen Augenblick verwundert an, dann brach er in ein ſchallendes Gelächter aus und ſchlang ſeinen Arm nur feſter um die Taille des Mädchens.

Der Hoffiscal begriff, daß er ſich übereilt hatte, er ſtellte die ſo kühn begonnene franzöſiſche Converſation ein und ſagte ſich umdrehend zu dem Mädchen: „Ich werde ihrer Herrſchaft ihre Aufführung melden, darauf kann ſie ſich verlaſſen!“

Er hatte aber bei dieſem Paar entſchieden Unglück, denn das Frauenzimmer lachte ebenfalls und rief ganz laut: „Was geht ſie denn meine Aufführung an, he? und meine Herrſchaft, daß ſich Gott erbarm! eine ſchöne Herrſchaft, die ſelbſt nichts zu beißen und

zu brechen hat und den Mägdelohn schuldig bleibt. Habe ich doch der Frau Finanzräthin vorgestern erst meine paar Thaler borgen müssen, weil sie gar zu kläglich that; die sollte mir kommen, der wollte ich dienen!"

Das freche Frauenzimmer fuhr noch eine ganze Weile im nämlichen Tone fort; der arme Hoffiscal, der nun bemerkte, in welches Wespennest er gestochen, beeilte sich seine Wohnung zu gewinnen, höchst bedrückt, daß er durch seinen schlecht angebrachten Eifer für gute Hausitte die gute Finanzräthin einer Verlegenheit und einer Beschämung ausgesetzt hatte, denn die arme Frau mußte Alles gehört haben, da die keifende schrille Stimme des Mädchens durch's ganze Haus tönte.

Kaum eine Stunde danach erhielt er indessen einen Trost, nämlich ein Billet des Generals von R., in welchem ihm dieser auftrug, den auf der beiliegenden Liste verzeichneten hundert Preußischen Officieren jedem monatlich zehn Thaler auf sein Tractament vorzuschießen, dabei jedoch nicht seinen Namen zu nennen, weil er nicht liebe, Aufsehen zu erregen durch das, was er für seine nothleidenden Kameraden thue.

„Er hat's erreicht, er hat's erreicht, so wahr ich Müller heiße, er hat's erreicht, und ich habe es

vorhergesagt!" jubelte der Hoffiscal und tanzte auf einem Beine trotz seiner Schwerfälligkeit herum, daß die Dielen krachten und der Finanzrath unten gewiß dachte, der Hausherr sei plötzlich toll geworden.

Nach einer ziemlichen Weile erst war er im Stande, seinem alten Schreiber aufzutragen, die Officiere sofort zu benachrichtigen, denn das schien ihm durchaus nöthig; es war ihm, als könne der geizige General seinen Antrag zurücknehmen. Er setzte sich selbst, um seinem Schreiber zu helfen. Es wurde dunkel, und gerade als Licht gebracht wurde, ertönte unten ein Posthorn, das war die ordinaire Post und der Postillon blies den Dessauer Marsch. Hastig sprang der Hoffiscal auf, öffnete das Fenster und rief in das Schneegestöber hinaus: „Gott segne sie, gnädiger Herr, Gott segne sie tausend Mal!"

Der schneidende Nachtwind verwehte die Worte, aber den Segenswunsch eines treuen Mannes verweht kein Wind.

In der Postkutsche fuhr der edle Pletz mit dem armen Teufel, dem Hippolyt, dem Bessiner See zu. Das war noch ein Tag in Berlin. —

Zwölftes Capitel.

Das geheimnissvolle Paar.

Ein Wagen von einfachster Bauart, der zwar nicht in Federn hing, dessen drei Sitzbretter dafür aber mit ziemlich starken Ketten an die Leiterbäume angeschlossen waren, war von einem Verdeck überragt, dessen Lederbehänge nur zum Theil und zwar nur durch Anwendung von Gewalt zeitweise an den Seiten geschlossen werden konnten, führte den stolzen Titel der Königlichen ordinairen Post. Das Ganze war aber entschieden mehr ordinair als königlich. Waren die Lederbehänge an den Seiten wirklich geschlossen, so hatten die Insassen des Wagens eine unbehinderte Aussicht nach vorn, von wo aus man auch einsteigen mußte. Der Postillon, damals noch scherzweise der Seege-

barth'ſchen Dragoner genannt, fuhr von dem Sattelpferde. Der Geheime Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainenrath, Generalpoſtamtsdirector und Hofpoſtmeiſter Johann Friedrich von Seegebarth, der unter dem Generalpoſtmeiſter Miniſter Grafen von der Schulenburg-Kehnert lange Chef des Poſtweſens war, hatte ſich nämlich um die Poſt ſo verdient gemacht, daß die Berliner ſich die Poſt gar nicht ohne ihn denken konnten, Alles was ſich auf die Poſt bezog, bezog ſich auch auf ihn; Herr von Seegebarth war für ſeine Zeit daſſelbe, was Herr von Nagler als Generalpoſtmeiſter für eine ſpätere war.

An dem Poſtwagen freilich, in welchem Herr von Pletz durch eine Nacht voll Schneegeſtöber langſam dahin fuhr, war noch nicht die Probe von den Seegebarth'ſchen Verbeſſerungen zu ſehen, aber es waren ſchlimme Zeiten, die beſſern Wagen hatten die Franzoſen, wo ſie derſelben irgend bedurften, ohne Weiteres weggenommen, und die Poſtverwaltung hatte ſich genöthigt geſehen, alte und lang ausgediente Gefährte wieder in Dienſt zu nehmen, um nur den Verkehr nicht ganz in's Stocken gerathen zu laſſen.

Mitten unter Poſtſtücken aller Art, die in der

Schoßkelle nicht mehr Platz gefunden hatten, die man deshalb ohne weiteres in den Wagen geworfen, und zwar mit einer Sorglosigkeit, welche einen Postbeamten der spätern Nagler'schen Schule mit Entsetzen erfüllt haben würde, saß Herr von Pletz auf dem letzten Brett, welches die Annehmlichkeit einer Rückwärtsanlehnung bot. Neben ihm hatte ein dicht in Mäntel gehülltes Frauenzimmer Platz genommen. Auf dem zweiten Sitzbrett, welches die Annehmlichkeit hatte, daß sich die Inhaber ganz nach Belieben vorwärts oder rückwärts setzen konnten, befand sich, Herrn von Pletz gegenüber, ein junger Mann mit semmelblondem Haar, der sich von Zeit zu Zeit bemühte, die Aufmerksamkeit seiner Mitreisenden zu erregen, indem er seine Mütze abnahm und wieder aufsetzte, seinen vielkragigen Kutschermantel auszog, überhängte und dann wieder anzog und zuknöpfte, sogar schwache Versuche machte, eine Unterhaltung anzuknüpfen; leider achtete und antwortete Niemand auf seine kurzen Bemerkungen über den Schnee, über die Dunkelheit und ähnliche interessante Dinge. Am wenigsten berücksichtigte ihn sein Nebenmann, der lediglich bemüht war, die Decken und Mäntel in Ordnung zu halten, welche zum Schutz

des Frauenzimmers dienten, das neben unſerm Edelmann ſaß. Auf der vordern Bank, deren Beſitzer der Ungunſt der Witterung am meiſten ausgeſetzt waren, lehnte neben dem alten Hippolyt, der in ſeinen weiten weißen groben Filzmantel gehüllt wie ein weißer Bär oder ſonſt ein Ungethüm ausſah, eine auffallend ſchlanke Figur, ſichtlich höchſt unvollkommen gegen das Wetter geſchützt. Dieſer Schutz beſtand in einem ſchmalen blauen Tuch, das, um die Ohren gebunden, oben über die Mütze weg, dieſer zugleich als Halt dienen mußte.

Es war ſchon ziemlich dunkel, als die Reiſenden im Poſthofe zu Berlin ihre Plätze eingenommen hatten, ſie ſahen ſich kaum an, denn das Wetter war ebenſo unfreundlich wie die Zeitverhältniſſe, und auch die gewöhnlichſte Vorſicht lud zum Schweigen ein. So fuhr man ein Stück in's Land hinein, endlich aber kam doch ein Geſpräch zu Stande. Hippolyt begann mit ſeinem ſchlanken Nebenmann zu plaudern, den er durch einen wärmenden Schluck aus ſeiner Flaſche und durch die Darreichung eines großen warmen Tuches ſich dankbar verpflichtet hatte. Hippolyt ſagte natürlich nicht, wer er wäre, dazu war der alte Her-

rendiener zu klug; wußte er doch nicht, ob das seinem gnädigen Herrn genehm, aber er ließ den Schlanken reden und machte seine Sache so geschickt mit kleinen Fragen und Hülfen, daß der arme Schulmeister, den ein französischer Employé gegen seinen Willen aus der Altmark bis nach Berlin als Dolmetscher geschleppt hatte, ganz cordial wurde und seine Lebensgeschichte mit höchster Umständlichkeit zum Besten gab. Kaum hatte der Schulmeister seinen Vortrag begonnen, als er auch sofort einen sehr eifrigen Zuhörer an dem semmelblonden jungen Mann fand, der, die Vortheile seiner Bank benutzend, Herrn von Pletz den Rücken zudrehte und durch diese Frontveränderung sich näher an die Insassen der vordern Bank anschloß, denen er auch alsbald mittheilte, daß er nach Sandau zu seinem Vater reise, weil der Herr des Materialgeschäftes in Berlin, bei dem er „conditionirt" habe, in dieser Zeit keinen Diener mehr halten könne.

Herr von Pletz hatte von allen diesen kleinen Vorgängen nur oberflächlich Notiz genommen, von Zeit zu Zeit hatte er dem Gespräch der drei Leute ein halbes Ohr geschenkt, es interessirte ihn wenig, und er fand sich mit seinen eigenen Gedanken hinlänglich

beſchäftigt. Seine Reiſegefährten mochten ihn ſchlafend glauben. Vielleicht ſchlief er wirklich zuweilen ein Viertelſtündchen zwiſchen ſeinen Ueberlegungen. Es war ihm gar nicht aufgefallen, daß die verhüllte Dame neben ihm und der ſehr aufmerkſame, dienſtfertige Herr ihr gegenüber, die offenbar zuſammen gehörten, nicht mit einander ſprachen, hatte er ſelbſt doch auch noch kein Wort geſagt. Jetzt vernahm er nun plötzlich das folgende ganz leiſe geführte Geſpräch:

„Ich danke ihnen, lieber Ernest,“ ſprach die Verhüllte, ſich niederneigend zu ihrem Gefährten, der die große wollene Decke, welche um die Füße der Dame geſchlagen war, die außerdem in einem Fußſack ſteckten, wieder zurecht zog, „ich danke ihnen, aber ich bitte, geben ſie mir einen Schluck aus der Flaſche, welche ſich in ihrer linken Manteltaſche befindet.“

Herr von Pletz vernahm bald darauf jenes eigenthümliche Geräuſch, welches entſteht, wenn man den Kork aus einer Flaſche zieht, der Duft eines würzhaften Liqueurs wurde bemerklich; die Verhüllte mußte einen tüchtigen Schluck genommen haben, denn tief

Athem holend flüsterte sie wieder: „trinken sie auch, lieber Ernest, trinken sie!“

Der Cavalier mußte der Aufforderung seiner Dame Folge geleistet haben, denn dieselbe fuhr bald darauf fort: „nicht wahr, er ist gut?“

„Doppelt gut, da ihre Lippen die Flasche berührt haben, meine theure Marguerite!“ lautete die galante Antwort.

Die Beiden neigten ihre Köpfe jetzt ganz nahe gegen einander, so nahe, daß Herr von Pletz, der wider seinen Willen beinahe dem Paare Aufmerksamkeit schenkte, glaubte, die Liebenden, denn dafür hielt er sie, wollten die herrschende Finsterniß benutzen, sich zu küssen. Das war indessen nicht der Fall, wenigstens konnte es der Edelmann nicht constatiren, er vernahm nur leises Flüstern.

„Sie sollten sich auf der nächsten Station Nachtruhe gönnen, liebes Herz!“ flüsterte der zärtliche Cavalier, „wir haben nichts zu befürchten!“

„Wahrlich! eine Entführung!“ sagte Herr von Pletz zu sich selbst.

„Nein,“ entgegnete die Dame, „nein, wir bekommen keinen Wagen dort, es würde auch unnützes Auf-

ſehen machen, glauben ſie mir, wir ſind auf der Poſt am allerſicherſten, und die kleinen Unbequemlichkeiten ſind bald überwunden, ſie thun mir leid, aber —"

„Oh, von mir iſt gar nicht die Rede, mein Engel," unterbrach der Cavalier artig, „ſie wiſſen, daß ich glücklich bin, wenn ich nur in ihrer Nähe ſein kann, ſelbſt im Poſtwagen."

„Kleiner Schmeichler! geben ſie mir die Flaſche," entgegnete die Dame, „doch wechſeln wir ab, in dem Kober liegt gleich obenauf ein Korbfläſchchen mit Malaga!"

Herr von Pletz lächelte für ſich über das ſeltſame Liebespaar, das ſeine Liebe durch ſtarke Getränke zu befeuern ſchien. Was der Edelmann vernommen, hatte ſeine Neugierde erregt, er hätte gern die Dame geſehen, die ſich in dieſer Zeit entführen ließ und doch ſo vorſichtig mit Nelkenliqueur und Malaga abwechſelte. Er hätte gern noch mehr gehört, aber nach dem letzten Schluck Malaga trat die frühere Stille wieder ein, und Herr von Pletz hatte vollſtändig Muße, ſich die Verhältniſſe des Paares ganz nach Gutdünken zurecht zu legen. Es war ihm nicht entgangen, daß die Verhüllte trotz aller Zärtlichkeit

einen gewiſſen Ton der Autorität ihrem Gefährten gegenüber hatte, er dachte ſich alſo: es iſt die Frau eines Kaufmanns, eines Deſtillateurs vielleicht, der Nelkenliqueur iſt wahrſcheinlich eigene Fabrik, die mit dem erſten Ladendiener ihres Mannes durchgeht; ſie iſt vermuthlich nicht ganz jung mehr und beherrſcht den Ladenſchwengel gänzlich. Wahrſcheinlich hat ſie auch nicht vergeſſen, die Kaſſe ihres Mannes mit zu nehmen, und hofft in der Verwirrung des Krieges nach Holland oder ſonſt wohin zu entkommen.

Als Herr von Pleß mit dieſem Roman fertig war, ſchlief er wirklich ein, doch konnte ſeine Ruhe nicht ſehr lange gedauert haben, die drei Vorderdeckpaſſagiere der Seegebarth'ſchen Fregatte wurden ſehr laut, eines Theils wohl in Folge der genoſſenen Spirituoſen, anderntheils aber auch aus der bewußten Abſicht, ſich durch Geſpräche munter zu erhalten in der kalten Nacht. Das Päar, welches den Edelmann ſchlafend glaubte und von dem Dreiblatt vorn im Wagen keine Unterbrechung oder ſonſtige Störung zu fürchten hatte, hatte unterdeſſen begonnen, ſich freier zu unterhalten.

„Er war von guter Familie —“ ſetzte der Ca-

va lier eine Erzählung fort, von welcher Herr von Pletz den Anfang verschlafen hatte — „dennoch mußte er fort, der Vater des Mädchens wollte ihm seine Einwilligung zur Heirath um keinen Preis geben und vermochte Alles über den Churfürsten. Ich weiß nicht genau, ob 1797 oder 1798 kam er nach Berlin mit den besten Vorsätzen, ein geordnetes und thätiges Leben zu beginnen, er hatte etwa 4000 Thaler baares Geld von seiner Mutter bekommen, und seine Geschwister hatten ihm weitere Zuschüsse zugesagt, sobald er nur irgend ein solides Geschäft unternommen und sich als ein ordentlicher Mensch gezeigt habe. Ich weiß nun nicht, wer ihn auf den Gedanken gebracht hat, ein Gut zu pachten, es war das Einer, der es nicht gut mit ihm meinte, oder gar nichts verstand, denn obwohl Louis am Niederrhein Landwirthschaft so nebenbei betrieben, so hatte er doch keinen Begriff von den landwirthschaftlichen Verhältnissen der Mark Brandenburg. Er stellte eine Caution von 800 Thalern, das Gut wurde ihm übergeben, Ostern 1798 zog er an. Kaum aber hatte er sich eingerichtet und ein paar Monate gewirthschaftet, so sah er ein, daß er in schlimme Hände gerathen und ganz außerordent-

lich betrogen sei. Er that auch nach einiger Zeit bei den Gerichten Schritte, um sich zu erleichtern, da er aber in dem Contract sich aller Rechtsausflüchte begeben und das Gut in Bausch und Bogen, ohne alle Gewährleistung übernommen hatte, so wurde er mit seiner Klage lediglich abgewiesen, obgleich er beweisen konnte, daß er bereits 1800 Thaler zugesetzt und über die Hälfte beschädigt worden sei. Er mußte sich nun mit dem Verpächter vergleichen und mit einem Erlaß von 300 Thalern an der Pacht des ersten Jahres zufrieden sein. An irgend eine andere Schadloshaltung oder an einen Nachlaß an der Pacht der übrigen zwei Jahre war durchaus nicht zu denken.

„Ich kenne das!" bemerkte die Dame.

„Im Jahre 1799 setzte er," fuhr der Erzähler fort, „trotz einer Mittelernte und hoher Getreidepreise, immer noch 800 Thaler zu, und sein baares Geld war gegen Ende des Jahres rein aufgezehrt; um sich vor der drückendsten Noth zu retten und die täglichen Ausgaben zu bestreiten, blieb ihm weiter nichts übrig, als seine Getreidevorräthe zu verkaufen. Er that das in der festen Hoffnung, daß er bald eine Unterstützung von seinen beiden Schwestern erhalten werde, die

ihm öfter ſchon verheißen war. Mit dieſer Unterſtützung wollte er dann im Frühjahr die fehlenden Saatfrüchte, obwohl mit offenbarem Schaden, wieder ankaufen. Aber ſelbſt für den Fall, daß ſeine Schweſtern nicht Wort hielten, war er überzeugt, daß es ihm als einem thätigen Manne, der 600 Thaler Caution geſtellt, leicht ſein werde, 500 oder 600 Thaler zu leihen. War doch ſein Mobiliar allein mehr als das Doppelte werth. Aber er hatte ſich getäuſcht, die Schweſtern ſchickten kein Geld, alle ſeine Briefe und dringenden Mahnungen blieben ohne Antwort, und Niemand wollte ihm Geld leihen, denn er war ein Fremder in dieſem Lande und wurde deßhalb ſchon von allen ſeinen Nachbarn mit großem Mißtrauen betrachtet; dabei kam ein Unglück zum andern und der ſtrenge Winter von 98 zu 99 raubte ihm 300 Stück Schaafe. Nun klagte er auf's Neue gegen ſeinen Verpächter vor Gericht, er wußte nicht, was er Anderes thun ſollte; er trug auf Entſchädigung und Nachlaß an. Die zweite Sentenz enthielt indeſſen, wie zu erwarten war, lediglich eine Beſtätigung der erſten. Der in gerichtlichen Verhandlungen ganz unerfahrene Mann mußte ſchwer dafür büßen, daß er

einen äußerst nachtheiligen Contract unterschrieben hatte und sein Verpächter Kläger gewesen als er. Vor Eröffnung dieses zweiten Urtheils reiste er nach Frankfurt an der Oder, wo er auf der Messe den Krakauer Kaufmann zu finden hoffte, dem er damals in Braunschweig 100 Pistolen geliehen hatte, die Wiedererstattung dieser Summe hätte ihn jetzt retten können. Aber der Krakauer erschien nicht und während Louis auf ihn wartete, war draußen auf dem Gute das Schlimmste vorgefallen, was ihn hätte treffen können. Seine Feinde, seltsam ist es, daß ihm fast alle seine Nachbaren Feind waren, obwohl Louis ein angenehmer Gesellschafter und gutmüthiger Mensch war, hatten ausgesprengt, er wäre mit Weib und Kind geflüchtet. Er traf bei seiner Rückkehr Alles in der größesten Verwirrung an. Dieses Gerücht erst zeigte ihm einen Weg zur Rettung, an den er bis dahin noch gar nicht gedacht hatte. Blieb kein anderes Mittel mehr übrig, so konnte er sich durch die Flucht retten. Wäre Louis allein gewesen, so würde er sich keinen Augenblick besonnen haben, er würde sich ruhig haben in Schuldhaft bringen und aller seiner Habe berauben lassen, der gewissenlose, listige Verpächter

hatte in ihm so recht den Mann gefunden, den er brauchte. Der Gedanke an sein geliebtes Weib und an seine kleine Tochter brachte ihn auf andere Gedanken. Seine Frau hatte nämlich den Contract mit unterschreiben müssen."

„Mich wundert," unterbrach die Dame hier, „daß er nicht auch die kleine Tochter mit hat unterzeichnen lassen; er war vorsichtig, sehr vorsichtig!"

„Sie haben ihn gekannt?" fragte der Cavalier erstaunt.

„Fahren sie fort!" entgegnete die Dame befehlend.

„Die arme Frau," fuhr der Erzähler gehorsam fort, „war dadurch eben so gut, wie Louis selbst, mit Vermögen und Person verbindlich gemacht. Sollte er sie noch tiefer in das Elend stürzen? Hatte er sie darum aus der drückenden Abhängigkeit ihrer Heimath befreit, damit sie in einem preußischen Schuldthurme ihr Leben vertraure? Die Unterstützung von Hause kam nicht, der hartherzige Verpächter war nicht zu erweichen!"

„Oh, hartherzig war er gerade nicht," sagte die Dame mit leisem Lachen, „ihr habt nur nicht das rechte Mittel ergriffen, hättet ihr die schöne Rosa

zu ihm gesendet, ihr würdet Alles erreicht haben, denn einem schönen Auge, das in Thränen schwamm, wußte er niemals etwas abzuschlagen. Doch fahren sie fort, kleiner Tugendhafter!"

„Louis kam zu mir nach Frankfurt," fuhr der Erzähler augenblicklich fort, „ich kannte seine trostlose Lage, doch sagte er mir nichts von der Flucht, die er vorbereitete. Er brachte ein Paar Stücke seiner Leinwand mit, die er durch meinen Markthelfer auf das Addreßhaus tragen ließ; er wollte einen Nothpfennig haben, sagte er, doch war ich vorsichtig genug, mir von ihm den Empfang des Geldes bescheinigen zu lassen. Nun bat er mich dringend, mit ihm hinaus zu fahren auf das Gut und den Abend bei ihm zuzubringen, auch dort zu übernachten, weil seine gebeugte Frau sich in meiner Gegenwart eher zerstreuen würde. Ich that es ungern, denn obwohl ich nichts von seiner beabsichtigten Flucht wußte, so hatte ich doch eine Ahnung; auf der anderen Seite aber war der Gedanke an die schöne unglückliche Frau mächtig genug, mich zur Begleitung zu vermögen. Ich hatte sie einst so schön und glücklich gekannt, und wußte sie jetzt in so tiefem Elend!"

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne, entweder regte ſich ſein Gefühl mächtig, oder er erwartete, von ſeiner Begleiterin unterbrochen zu werden, da das Letztere aber nicht geſchah, ſo erzählte er bald in demſelben Flüſtertone weiter, in welchem er begonnen.

„Louis war vorausgegangen: als ich die Thür öffnete, fand ich Roſa in Reiſekleidern, heiße Thränen liefen über ihre Wangen, kaum ſah ſie mich, ſo eilte ſie mir entgegen und ſank ohnmächtig in meine Arme. Wir hatten Mühe, die Aermſte wieder zu ſich zu bringen. Sie machte ihrem Mann keine Vorwürfe, ſie wußte, daß ſie ihn dadurch vernichten würde, ſie weinte nur leiſe und ſah ihm noch zärtlicher als ſonſt ins Geſicht. Unterdeſſen erhub ſich ihr Kind vom Sopha, wo es in Reiſekleidern eingeſchlafen war. Das reizende kleine Geſchöpf betrachtete ſich mit größter Verwunderung, es ſchien ſeine Reiſekleidung für eine ſcherzhafte Verkleidung zu halten, es hüpfte endlich auf den Schooß der Mutter, ſah mit den großen klaren Kinderaugen in deren bethräntes Antlitz, dann weinte es mit. Es war das eine Scene, die ich niemals vergeſſen werde. Da ſchreckte uns ein Geräuſch auf,

die angſtvolle Frau glaubte die Flucht verrathen, Louis eilte hinaus und kam mit der erleichternden Nachricht zurück: der Wagen iſt da! Es war der Wagen, den er hinter meinem Rücken in Frankfurt beſtellt hatte. Roſa fiel auf's Neue in Ohnmacht, ich war allein bei ihr, Louis und das Dienſtmädchen, das ſie auf ihrer Flucht begleiten wollte, waren beſchäftigt, den Wagen aufzupacken. Ich küßte Mutter und Kind und eilte dann hinaus, um unter der Thür einen ſtummen Abſchied von Louis zu nehmen. Tief in der Nacht kam ich nach Hauſe zurück; das Unglück meines Freundes und der liebenswürdigen Frau ſchnitt mir tief in die Seele, dennoch kam mir der Gedanke, daß ich eigentlich gegen das Geſetz gefehlt, daß ich Louis nicht hätte abreiſen laſſen dürfen. Aber ich ſagte mir auch, daß dem hartherzigen Verpächter doch das meliorirte Gut bleibe, die Caution von 800 Thalern und Alles, was Louis ſonſt zurückgelaſſen. Schon am zweiten Tage kam der Geheime Finanzrath nach Frankfurt, ſehr bald brachte er in Erfahrung, daß Louis noch am Tage vor ſeiner Flucht bei mir geweſen und zwei Stücke Leinwand bei ſich gehabt; wahrſcheinlich hielt er mich für einen Helfershelfer, oder doch für einen

Menſchen, der ſich nicht ſcheut, aus dem Unglück eines Freundes einen Vortheil zu ziehen. Er behandelte mich ſehr hochfahrend und wurde erſt höflicher, als ich ihm nicht nur den Zettel vom Addreßhauſe und den Empfangſchein des Geflüchteten, ſondern auch meine eigene Forderung an denſelben vorzeigte. Zuletzt gelang es mir ſogar, ihn zu beſtimmen, von der weiteren Verfolgung meines unglücklichen Freundes abzuſtehen und ſich mit deſſen Caution und den zurückgelaſſenen Effecten zu begnügen. Ich ließ nämlich dem Herrn Geheimen Finanzrath von Weitem merken, mein Freund, in Verzweiflung gebracht, habe die Abſicht, die Geſchichte ſeiner Pachtung drucken zu laſſen; das ſchien Eindruck auf den Hartherzigen zu machen, vielleicht nicht ſowohl der öffentlichen Meinung wegen, wohl aber weil ſich dann ſchwerlich wieder ein Pächter zu ſeinem Gute gefunden hätte. So lief dieſe traurige Geſchichte eigentlich ganz gut ab, nur dem Nachtwächter ging es ſchlecht, den hatte mein Freund für hohes Botenlohn gewonnen, das Nachtwächterhorn für dieſe Nacht an den Nagel zu hängen und einen weiten Weg für ihn zu gehen!“

„Der Nachtwächter intereſſirt mich weniger,“ ſagte

die Dame, „erzählen sie mir nur noch, ob sie ihren interessanten Freund mit seiner schönen Frau und dem Engel von Kinde seit jener Zeit, also seit sechs Jahren, nicht gesehen haben?“

„Gewiß,“ versetzte der Herr eifrig, „ich habe ihn auf seine Einladung besucht, vor zwei Jahren; er ist im Wohlstand; seine Familie unterstützte ihn zur Uebernahme einer neuen Pachtung, er sah sich besser vor und Alles ging gut. Als ich ihm vor drei Monaten meldete, daß ich mein Geschäft aufgegeben, lud er mich sofort ein, ihn zu besuchen; da er vor etwa acht Tagen seine Einladung wiederholt hat mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß er abseit von der großen Straße liegend fast gar nichts von der Kriegsnoth leide, so können wir sicher sein, dort gute Aufnahme zu finden.“

„Auch bei der schönen Frau Rosa?“ frägte die Dame.

„Zweifeln sie nicht daran,“ erwiderte der Herr, „zwischen mir und der schönen Frau haben nie andere Gefühle bestanden als die der reinsten Freundschaft.“

„Welch ein Tugendspiegel sie sind!“ neckte die

Dame, „und nun sagen sie mir noch, wie weit liegt unser Zufluchtsort von der Grenze?“

„Zwei Meilen etwa!“ lautete die Antwort.

Die Dame erkundigte sich darauf sehr genau und mit sichtbarem Interesse nach den nächsten Orten, nach deren Entfernung von dem Pachtgute sowohl als von einander, und schien eine gewisse Unzufriedenheit nicht ganz zu verbergen, wenn ihr Begleiter nicht ganz specielle Auskunft zu geben vermochte.

Nach und nach verstummte das flüsternd geführte Gespräch, und Herr von Pletz fragte sich mit einiger Verwunderung, was ihm denn eigentlich ein solches Interesse an diesen Mittheilungen eingeflößt habe. Es war ihm dunkel erinnerlich, als habe er dieselbe oder doch eine ganz ähnliche Geschichte schon ein Mal gehört, selbst die Namen Rosa und Louis gehörten, wie er sich halb und halb entsann, auch zu seiner Geschichte. Er strengte sich an, seine Erinnerungen zu sammeln, aber es gelang ihm nicht, den Faden zu finden; in seiner Bekanntschaft waren keine Personen, die jene Namen führten. Die Dame neben ihm begann je länger je mehr seine Neugierde zu reizen; das war keine Kaufmannsfrau, das war keine Frau, welche

mit einem Liebhaber durchging! Ihre Sprechweiſe, ja ſogar der Ton ihrer Stimme, obwohl er dieſelbe nur flüſternd vernommen, hatte ihm verrathen, daß ſie eine Dame aus den höhern Geſellſchaftskreiſen war, und ihr Begleiter, der allerdings ziemlich offenkundig den Liebhaber bei ihr ſpielte, hatte ja von ſeinem Geſchäft und von ſeinem Markthelfer und von der Aufgabe ſeines Geſchäftes geſprochen. Ganz eigenthümlich aber erſchienen dem Edelmann die genauen Fragen der Dame nach der Lage und der Umgebung des Zufluchtsortes, den ſie mit ihrem Begleiter ſuchte. Die Dame mußte gewaltige Gründe haben, ſich zu verſtecken, und doch nicht ſicher ſein, auch dort geſucht zu werden. Eine vornehme Abenteurerin! dachte er endlich und gab es auf, ein Geheimniß zu ergründen, das doch eigentlich kein Intereſſe für ihn hatte.

Da ſchmetterte das Poſthorn, der Poſtillon begrüßte die Station von Weitem, dann begann er ziemlich kläglich irgend einen Marſch zu blaſen, bis ihn das beginnende Pflaſter des Stationsortes nöthigte, den Hörern etwas am muſikaliſchen Genuß abzubrechen und ganz langſam zu fahren. Nach einer ziemlichen Weile hielt das Gefährt auf dem kleinen Marktplatz

des alterthümlichen Städtchens vor dem ſtattlichen Poſthauſe.

„Guten Morgen, Herr Poſtmeiſter!“ rief Hippolyt aus dem Wagen kletternd.

„Der arme Teufel von Beſſin!“ erſcholl eine Stentorſtimme, „kein Unglück! Nein! Menſch!“

„Der gnädige Herr!“ entgegnete Hippolyt nach dem Wagen deutend.

„Hurrah!“ ſchrie der Hauptmann und Poſtmeiſter Theuerdank mit dröhnender Stimme, ſo daß es weithin ſchallte über den ſtillen Markt der ſchlafenden Stadt.

„Um Gotteswillen ſchreien ſie doch nicht ſo entſetzlich, lieber alter Freund!“ mahnte Herr von Pletz, indem er mühſam über den Commis und den Schulmeiſter hinweg ſtieg und ſo nach und nach den feſten Boden erreichte.

Der Poſtmeiſter aber, der die von Berlin kommenden Poſten ſtets ſelbſt empfing, der Nachrichten wegen, hatte ſeine große Stalllaterne hingeſtellt und den befreundeten Gutsbeſitzer mit ſtarkem Arm umfangen. Dem edlen Pletz von Beſſin that die treue Anhänglichkeit ungemein wohl, die ſich ſo warm und

herzlich in den ungeschlachten Umarmungen des riesenhaften Postmeisters kund gab.

„Geht Alles gut in Bessin!“ rief Theuerdank, der wohl wußte, was seinem Gaste das Wichtigste war, „liebe gnädige Frau wohl, die Junker munter und frisch, habe gestern Mittag erst Nachricht von drüben gehabt.“

Der Postmeister zog den Edelmann in's Haus, ohne sich weiter um den Postwagen zu kümmern, der ganz einsam und verlassen stehen blieb, denn auch der Postillon kümmerte sich nicht um denselben, sondern beeilte sich, seine Pferde in den Stall zu ziehen. Hippolyt war eben im Begriff, die große Stalllaterne zu nehmen, die der Postmeister hingestellt hatte, und seinem Herrn nachzugehen in's Haus, ohne weiter an die Bekanntschaften zu denken, die er während der Nacht gemacht hatte.

Da rief ihn der semmelblonde Commis an und fragte ihn, ob die Post hier längere Zeit halte. Glücklicher Weise besann sich jetzt Hippolyt, daß der Berliner Wagen immer nur bis hierher gehe und daß der Postmeister von hier einen eigenen Wagen stelle, er sagte also mit großer Ruhe: „Steigen sie doch ein

wenig aus, die Poſtreiſenden trinken hier immer Kaffee, bis der andere Wagen kommt!“

Dieſer Einladung, ſo wenig verbindlich ſie war, folgten nun nicht nur der Schulmeiſter und der ſemmelblonde Commis, ſondern auch das geheimnißvolle Paar aus dem Innern des Wagens, denn trotz Nelkenliqueur und Malaga machte ſich die Kälte um ſo fühlbarer, als es gegen Morgen aufgehört hatte zu ſchneien.

Alle Vier tappten hinter dem voranleuchtenden Hippolyt her und ſtanden bald in der mäßig erleuchteten, aber ſehr wohlthuend erwärmten Poſtſtube um den rieſigen Kachelofen. Hippolyt, der einigermaßen der Gelegenheit des Hauſes kundig, ging gefällig, um warmen Kaffee zu beſtellen. Sie brauchten darauf auch gar nicht lange zu warten, denn alsbald erſchien eine Magd mit der dampfenden Kanne, und Alle nahmen behaglich Platz um den Tiſch, ſich der Erquickung erfreuend.

Jetzt kam auch der Poſtmeiſter aus dem Nebenzimmer, warf einen flüchtigen Blick auf die Reiſenden und zog ſeinen großen Schaafpelz dichter zuſammen, als er ein weibliches Weſen unter den Paſſagieren bemerkte. Indeſſen ſpeiſte er ſie alle zuſammen nur

mit einem kurzen: Guten Morgen! ab und begab ſich an einen Schreibtiſch, der von einem rohen hölzernen Gitter umſchloſſen war. Hier fertigte der wackere Mann mit großer Schnelligkeit ſowohl den Poſtillon, der gekommen war, als auch den ab, der die Poſt weiter befördern ſollte.

„Marx ſoll den gnädigen Herrn nach Beſſin fahren," befahl er zwiſchen durch dem Poſtillon, „in einer Stunde ſoll er einſpannen, dann wird's ſchon etwas heller. Mit dem Schlitten wird's doch wohl noch nicht gehen."

Darauf zählte er wieder weiter die Poſtſtücke, die der Poſtillon vor ihm aufgeſchichtet hatte.

„Die Dorothee ſoll meine Frau wecken, der gnädige Herr von Beſſin wäre gekommen!" befahl er wieder. Der Poſtmeiſter war eben mit ſeiner Expedition fertig, als Herr von Pletz aus dem Nebenzimmer in die Poſtſtube trat. Der Edelmann hatte es ſich etwas bequem gemacht und rauchte behaglich eine Pfeife Taback, im Vorübergehen warf er einen neugierigen Blick auf das geheimnißvolle Paar, das ihn von Berlin bis hierher ſo lebhaft beſchäftigt hatte. Das Geſicht der Dame konnte er bei der ſchwachen

Beleuchtung nur äußerst unvollkommen sehen; es war eine sehr starke Dame, sichtlich schon über die mittleren Lebensjahre hinaus, aber von blühender Gesundheit; ihre Haltung und Kleidung verriethen, daß sie wirklich, wie Herr von Pletz schon im Wagen errathen, zu den höheren Kreisen der Gesellschaft gehöre. Ihr Begleiter, der den Mantel abgelegt hatte, trug einen polnischen Rock mit Schnüren und Pelzaufschlägen, es war ein Mann von vierzig Jahren etwa, kräftig gebaut und recht hübsch bis auf die kleinen Augen, die einen entschiedenen Spitzbubenblick hatten.

„Dieser Spitzbube wird die ältliche abenteuernde Dame sicher betrügen!“ sagte Herr von Pletz unwillkürlich zu sich selbst, als er, seine kurze Musterung beendend, hinter das Gitter in die Expedition des Postmeisters trat; merkwürdig war es ihm jetzt, daß er sich in der Finsterniß des Wagens so für zwei Leute hatte interessiren können, die ihm jetzt, bei dem Scheine einer sehr trüben Lampe, völlig gleichgültig waren.

„Hat man noch immer keine Spuren der Mörder des Kammerherrn von Redow gefunden, lieber Postmeister?“ fragte der Edelmann, sich in den Lehnstuhl

des Beamten ſetzend, der jetzt die wenigen Briefe, die angekommen waren, ſortirte.

„Ja, man hat eine Spur," entgegnete dieſer, „Wetter und Donner! die Frau von Redow läßt es nicht an Thätigkeit fehlen, und man muß es den franzöſiſchen Generalen zur Ehre nachſagen, daß ſie der armen Frau helfen, wo ſie können. Es ſteht jetzt feſt, daß ein Frauenzimmer, die Freundin eines franzöſiſchen Officiers, ſie verſtehen mich, Herr von Pletz? eine Bande von Ranzionirten zu dieſem blutigen Mord gedungen hat. Leider hat man bis jetzt weder das Frauenzimmer, noch auch nur einen von den Ranzionirten auftreiben können. Der franzöſiſche Oberſt iſt todt, bei dem das Frauenzimmer war, er wurde in einem kleinen Gefecht in Pommern erſchoſſen, und gleich darauf war das Frauenzimmer verſchwunden. Ihr Signalement iſt überall herum geſchickt, wird aber nicht viel helfen, denn wahrſcheinlich iſt es eine Franzöſin und nach Frankreich zurückgekehrt. Uebrigens hat ſich Frau von Redow durch einen Grafen Marcolini, der bei der ſächſiſchen Geſandtſchaft in Paris ſteht, auch dahin gewendet, wie mir unſer alter Freund, der Paſtor in Bernekop neulich geſchrieben. Verſtehe

ich den Brief recht, so kennt Frau von Redow ganz genau jene Frauensperson, weiß auch, warum diese den Mord angestiftet hat, wahrscheinlich wegen einer frühern Liebschaft, und giebt die Hoffnung nicht auf, sie auszumitteln.“

Der Postmeister erzählte noch, als der neue Postwagen, der nicht viel besser war, als der Berliner, vor das Posthaus rumpelte und der Postillon durch einige schrillende Mißtöne seines Horns die Reisenden aufforderte, ihre Plätze einzunehmen. Diese beeilten sich, solcher Aufforderung nachzukommen, und eine halbe Viertelstunde später war nicht nur das letzte Geräusch des sehr langsam davon rasselnden Wagens verschollen, sondern auch die Passagiere im Posthause völlig vergessen, denn die Frau Postmeisterin Theuerdank war erschienen, um in wohlgesetzten Worten, so wie in einer mit gelben Bändern garnirten großen Tüllhaube, den gnädigen Herrn von Bessin zu begrüßen.

Dreizehntes Capitel.

Der Besuch der Wittwe.

Gegen eilf Uhr Vormittags war es, als die Chaise des Postmeisters Theuerdank mit zwei raschen Pferden bespannt, die Marx, die Postillonspflanze, wie ihn sein Herr zu nennen pflegte, mit großer Geschicklichkeit und vollendeter Sicherheit lenkte, blitzschnell einfuhr in den vordern Hof des Herrenhauses von Bessin und vor dem schönen alterthümlichen Portal anhielt. Der Hof war ganz still und Niemand ließ sich sehen, als Hippolyt vom Bock stieg, um seinem Herrn den Schlag zu öffnen.

Mit großer Befriedigung stand Herr von Pletz wieder auf seinem eigenen Grund und Boden, sein Blick schweifte über den weiten Hofraum und ruhte

dann auf dem Portal; es war dem Edelmann wohl, daß er wieder zu Hause war, eben wollte er seine Stimme erheben, um die Brunnenstube, wo immer Leute waren, zu alarmiren, als sich plötzlich zu seinen Häupten helles Geschrei erhob, das aber augenblicklich wieder verstummte. Der ernste Mann lächelte, es flog wie Sonnenschein über sein düsteres Angesicht, der Vater hatte die Stimmen seiner Söhne erkannt, die jetzt auch mit fabelhafter Schnelligkeit laut jauchzend die Treppe hernieder fuhren, durch die Halle tobten und wie wilde Thiere den Vater ansprangen, den ihr Anprall fast niedergeworfen hätte. Gewaltig jubelnd hingen sie an seinem Halse, und es war ein halb komischer, halb rührender Anblick, wie geduldig der ernste feste Mann die stürmischen Liebkosungen litt, denn sie auch äußerlich zu erwiedern, das lag nicht in seiner Art. Erst als sich der jungenhafte Ungestüm etwas gelegt hatte, als die Knaben vor ihm standen und mit ihren glückseligen Gesichtern zu ihm aufschauten, da legte er jedem eine Hand auf den Kopf mit leichtem Druck; das war so eine von seinen Liebkosungen, die kaum wie eine solche aussah, von den Knaben aber recht wohl als solche gefühlt wurde.

„Wo ist eure Mutter?“ fragte Herr von Pletz, zwischen seinen Söhnen eintretend in die Flurhalle.

„Bei dem französischen Officier!“ entgegnete Junker Dubislaw, der Jüngere.

„Der gestern beide Beine gebrochen hat!“ setzte Junker Eusebius hinzu.

„Ein französischer Officier, der beide Beine gebrochen hat!“ wiederholte der Edelmann staunend und blieb am Fuß der Treppe stehen, die er eben ersteigen wollte.

Es zog eine unangenehme Empfindung durch seine Seele, aber er hatte keine Zeit ihr nachzugeben, denn aufmerksam gemacht durch das laute Jubeln der Knaben eilte die gute Frau Schaller, Lehnerdt's Mutter, und der Amtmann, Lehnerdt's Pathe, aus der Küche her, während fünf oder sechs Knechte und Dienstleute durch das Portal kamen, um ihren Herrn wieder zu sehen, den sie halb und halb verloren gegeben hatten, seit ihn französische Gensd'armen vor ihren Augen als Gefangenen fortgeführt hatten.

Die Knechte blieben scheu in der Thür stehen, Herr von Pletz aber kehrte um zu ihnen, nachdem er die Begrüßungen des Amtmanns und der Frau Schaller

worden waren, um Hippolyt zu begrüßen und des Poſtmeiſters Füchſe im Stall zu beſehen, als Herr von Pletz bequem in ſeinem Stuhl lag und ſich von ſeiner Gemahlin jene kleinen Bequemlichkeiten reichen ließ, die eben nur einen Werth haben, wenn ſie die Liebe reicht, die ſie erſt erfunden hat, um ſich zeigen zu können, ſtand die ſchöne Frau plötzlich ſtill vor dem Gemahl und ſprach: „Weißt du, lieber Pletz, daß wir wieder Einquartierung haben?“

„Die Jungen ſagten von einem franzöſiſchen Officier, der die Beine gebrochen!“ entgegnete der Edelmann und blickte auf in das weiße, ruhig milde Antlitz ſeiner Gemahlin.

„Weißt du aber, wer der Officier iſt?“ fragte Frau Hedwig ernſt und bedeutungsvoll.

Herr von Pletz fuhr zuſammen bei dem Tone, in welchem dieſe Frage gethan wurde.

„Es iſt Herr Rewbel!“ ſagte die Edelfrau leiſe.

„Der Schurke,“ ſchrie Herr von Pletz aufſpringend; die wilde Flamme des Zornes loderte auf aus ſeinen düſtern Augen, wie die rothe Lohe eines brennenden Dorfes aufflackert in dunkler Nacht; die geballte Fauſt ausſtreckend fuhr der Schloßherr zürnend

empfangen, ſprach mit ihnen, gönnte Jedem ein paar Worte und ſtieg dann erſt hinauf, während die Knaben ihm bereits voraus waren, um der Mutter die Heimkehr des Vaters zu melden.

„Es iſt doch hart," ſagte der Beſſiner Herr zu ſich ſelbſt, „daß mein Weib die Letzte iſt, die mich in meinem Hauſe begrüßt, und zwar eines Feindes, eines Franzoſen wegen; freilich, wenn er beide Beine gebrochen hat!" ſetzte er ſein Weib entſchuldigend und ſich ſelbſt beruhigend hinzu. Aber er war doch verſtimmt, er hatte den Amtmann nicht gefragt, obgleich er auf deſſen Geſicht das heiße Verlangen geleſen, befragt zu werden. Er war verſtimmt, er fühlte einen Mißklang in ſeiner Seele, als er aber den freudigen Ausruf ſeiner Gemahlin vernahm, als er das Rauſchen ihres Gewandes hörte und die edle Geſtalt auf ihn zuflog mit ausgebreiteten Armen, da breitete auch er ſeine Arme aus, eilte ihr halbwegs entgegen, drückte ſie an ſein Herz und ſpürte keinen Mißton mehr in der Freude des Wiederſehens.

Der Edelmann hatte den ſtörenden franzöſiſchen Officier ſo ganz vergeſſen, daß Frau Hedwig ihn ſelbſt daran erinnern mußte. Als die Knaben fortgeſchickt

fort: „der Schurke unter meinem Dach, der es wagte, mich im Hause meiner Väter zu beleidigen, der sich unterstand, seine unreinen Wünsche zu dir zu erheben, der deinen Oheim wie ein Rasender verfolgte, auf dessen Anzeige ich in's Gefängniß geworfen wurde, damit er freies Feld bei dir habe —"

Der zornige Mann brach ab, der Athem fehlte ihm zur Fortsetzung, aber seine Augen schossen wilde Grimmesblitze und seine Wangen brannten in dunkler leidenschaftlicher Gluth.

Frau Hedwig war in diesem Augenblick unbeschreiblich anmuthig; zwar war sie bleich geworden und einen halben Schritt zurückgewichen vor dem Zornesausbruch, aber ernst und mildlächelnd stand sie da und sprach sanft: „Lieber Pletz, Gott hat deine Rache übernommen, er hat den Unglücklichen mit zerschmetterten Gliedern hingeschleudert an die Schwelle des Hauses, dessen Herrn er beleidigt und verrathen hatte; laß deine Rache schweigen vor diesem Gottesgericht."

Herr von Pletz nahm sich zusammen, er kämpfte männlich gegen seine Leidenschaft, die sanften und doch ernsten Worte seines Weibes halfen ihm mächtig, er drückte ihr die Hand, dann ging er rasch einige

Male auf und ab in dem Zimmer. Frau Hedwig folgte ihm mit den Augen, ihre Blicke bewachten jede seiner Bewegungen. Als sie sah, daß er ruhiger wurde, trat sie zu ihm, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu seinem Stuhl und nöthigte ihn mit sanftem Zwange zum Niedersitzen, dann schob sie einen Stuhl dicht heran, setzte sich und sprach, die Hand des Mannes haltend, der noch immer finster vor sich nieder blickte: „Höre mir zu, lieber Pletz, ich muß dir Alles mittheilen, was zu dieser traurigen Geschichte gehört. Schon am Tage nach deiner Fortführung erhielt ich durch den Amtmann und durch die armen Teufels Nachrichten, die vollkommen bestätigten, daß dieser Unglückliche seit einiger Zeit schon in der Gegend umherstreife und Nachrichten sammle, Nachrichten, die sich nicht nur auf meinen Oheim den General, sondern auch auf dich und deine Thätigkeit bezogen; es bestätigte sich dadurch bei mir der Verdacht, den wir gleich hegten, daß du auf Denunciation dieses Menschen verhaftet worden. Einige Tage später ritt er in den Hof und ließ mich fragen, ob er mir irgend gefällig sein könne, er wäre gern bereit dazu; du kannst dir denken, daß ich keine Lust hatte, mich mit dem Men-

schen zu unterhalten; ich ließ ihm also sagen, daß ich unwohl sei und ihm für sein Anerbieten danken lasse. Er ritt davon, ohne seinen Unwillen zu verbergen. Tags darauf erfuhr ich, daß er sich in Hohenkremmen einquartiert habe und zu einem Commando gehöre, welches die Bestimmung habe, die ranzionirten Soldaten unsrer Armee zu verfolgen, die an mehreren Orten Unfug verübten und übel hausten. Gestern Nachmittag, als wir uns eben zu Tisch setzen wollten, kam er wieder und verlangte eine Unterredung mit mir. Ich ließ ihn bitten, mit uns zu speisen, da ich nicht wußte, wie ich sein Begehren ablehnen sollte; er kam wirklich und setzte sich an den Tisch des Mannes, den er verrathen und ins Gefängniß gebracht, du kannst dir denken, daß ich sehr ernst war; meine Haltung, vielleicht noch mehr der Anblick der Kinder, der ihm sichtlich höchst störend war, setzte ihn so außer Fassung, daß er kaum im Stande war, die wenigen gleichgültigen Fragen, die ich an ihn richtete, zu beantworten. Nach Tische bat er höflich um eine besondere Unterredung, ich trat ruhig in ein Fenster, winkte ihm und fragte kalt, was er mir zu sagen habe. Er warf einen Blick auf die Kinder, die nebst

der Mamsell und der Frau Schaller im Zimmer blieben, er wünschte, daß ich diese entferne, ich that es aber nicht, darauf flüsterte er mir zu, daß er sich genöthigt sehe, sein Quartier hier zu nehmen, obgleich er wisse, daß mir das nicht angenehm sein werde. Ich entgegnete ihm, daß feindliche Einquartierung wohl selten zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet werden dürfte, und bat ihn, mir zu sagen, wie stark die Einquartierung, damit ich meine Befehle ertheilen und meine Vorkehrungen treffen könne. Er käme ganz allein, sagte er, mit einer Ordonnanz, der andere Officier und das Commando solle in Bessin eingelegt werden. Darauf verbeugte ich mich und verließ, die Kinder an die Hand nehmend, das Zimmer. Ihn schien das zu überraschen, Frau Schaller sagt, er sei laut fluchend die Treppe hinuntergestürmt, gleich darauf jagte er wie ein Wahnsinniger über den Hof; der Amtmann erzählt, schon am Brunnenhause habe sein Pferd gescheut, er habe es aber so gewaltig zusammengenommen, daß es wie ein Pfeil zum Thore hinausgeschossen sei. Was nun geschehen ist, hat Niemand gesehen, eine Viertelstunde nachher aber kam ein Knecht und meldete, daß ein todter französischer Of-

fizier an dem Brückchen läge. Der Amtmann und Frau Schaller eilten sogleich mit den Knechten hinunter und brachten ihn herauf. Ich ließ den Blutenden in das Zimmer bringen, das er früher bewohnt, denn er athmete noch, der Wundarzt von Hohenkremmen, der zufällig in Bessin war, kam gleich und erklärte alsbald, daß der Unglückliche beide Beine gebrochen habe und auch am Kopf nicht unerheblich verletzt sei. Unser Doctor, der über Land gewesen war, hat die ganze Nacht bei dem Kranken gewacht, der noch heute seine Besinnung nicht wieder gefunden. Ich war eben bei ihm, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung. Sein Lieutenant kam gestern schon hierher, er schien anfänglich Verdacht zu hegen, daß der Unglückliche aus Haß ermordet worden sei, doch äußerte er sich beim Wegreiten darüber beruhigt und überhaupt sehr befriedigt. Das Pferd ist erst drüben am See aufgefangen worden!"

Während dieser Mittheilung hatte sich Herr von Pletz völlig beruhigt, er sprach zwar weiter nicht darüber, als Frau Hedwig geendigt hatte, aber sein Blick sagte ihr, daß er ganz zufrieden sei und ihr Benehmen vollkommen billige.

Nach einigen anderen kurzen Mittheilungen der

Edelfrau, die das Hauswesen, die Kinder und die Nachbarn betrafen, erhob sich Herr von Pletz und nahm Stock und Mütze, um einen Gang durch die Wirthschaft zu machen. Wie er gewohnt war, pfiff er den Hunden, als er die Treppe hinunter ging, die dann auch nicht verfehlten, sich ihm anzuschließen, der Amtmann kam aus der Brunnenstube, die Junker aus dem Pferdestall, und so zog der Gutsherr mit einem stattlichen Gefolge durch die Höfe und Ställe, musternd, lobend und tadelnd, während der Amtmann seine lakonischen Vorträge hielt. Nachdem alle Räume durchschritten waren und Herr von Pletz sich einen vollkommenen Ueberblick über den Stand seiner Angelegenheiten verschafft hatte, ging er noch ein Stück am Ufer des Bessiner See's hin; er liebte seinen See und es that ihm wohl, die Insel mit den Ruinen seines Stammhauses wieder zu sehen, und die Dohlen, die um die verfallene Zinne flatterten. Vor ihm her jagten seine Knaben mit den Hunden, in ehrerbietigem Schweigen begleitete ihn der Amtmann, stets einen halben Schritt auf der linken Seite des Herrn zurückbleibend, während der Aelteste aller Hunde auf dem Bessiner Hofe, ein abscheuliches altes graues Thier,

der keinen Gefallen mehr an den Spielen der Jugend fand, den Nachtrab bildete. Der See war unruhig, der Windzug furchte die Waſſer, die klatſchend an die Ufer ſchlugen und kleine glattgewaſchene Eisſchollen oder vielmehr Eisſcherben hinan warfen und wieder zurückzogen in unaufhörlichem Wechſel. Der See war nämlich vor einigen Tagen dünn gefroren geweſen, aber im Thauwetter wieder aufgegangen.

Als der Edelmann mit ſeinem Gefolge in das Herrenhaus zurückkehrte, ſah er, daß ein Wagen vorgefahren war, den die Knechte und Mägde umringten; Herr von Pletz blieb ſtehen und ſuchte ſich, ohne Neugierde zu zeigen, die Urſache eines Zuſammenlaufs klar zu machen, der nicht gewöhnlich war an dieſer Stelle. Seine Söhne ſtürzten ſich ſofort dahin, von allen Hunden, die laut bellten, gefolgt. Der Amtmann blieb verlegen zwiſchen ſeinem Herrn und dem alten grauen Hunde ſtehen, er hätte gern ſofort mit einigen kräftigen Worten die Leute auseinander gebracht, wagte es aber doch nicht, ſeine Autorität in Gegenwart des Gutsherrn zu zeigen.

Langſam näherte ſich der Edelmann der Gruppe, die noch immer keine Notiz von ihm nahm. Da rief

Junker Euſebius plötzlich: „Lehnerdt iſt wieder da, Papa, komm, Lehnerdt iſt da!“

Man konnte es dem Grundherrn anſehen, welche Freude ihm die Wiederkehr des treuen Burſchen machte, haſtig näherte er ſich dem Wagen.

„Lehnerdt Schaller in dem Wagen?“ ſchrie der Amtmann, in dem Augenblick allen Reſpect vergeſſend und ſeinem Herrn folgend.

Der Kreis öffnete ſich, da ſtand Lehnerdt Schaller mit ſeinem breiten Geſicht, halb vergnügt, halb verlegen, ſeines Vaters bekannter „Matin“ flatterte ihm um die Schultern, er nickte allen den Bekannten, die ihn umſtanden, zu, ſagte aber kein Wort, denn der Fragen, die an ihn gerichtet wurden, waren ſo viele, daß er lieber gar nicht anfing, ſie zu beantworten. Als er aber ſeinen gnädigen Herrn kommen ſah, machte er ſich mit einer entſchiedenen aber doch zarten Bewegung los von ſeiner Mutter, die eine ſeiner Hände hielt und als Mutter doppelt ſo viel fragte, als die anderen Frauenzimmer zuſammen, und ging dem Gutsherrn entgegen.

„Willkommen, Lehnerdt Schäller,“ ſagte Herr von

Pletz, „freue mich, daß ihr wieder da seid, ist's euch gut gegangen?"

Der Edelmann reichte seinem Vasallen die Hand, die dieser treuherzig drückte, während er mit einer Gewandtheit, die er erst in den letzten Wochen sich angeeignet, erwiederte: „Zu Befehl, gnädiger Herr, ich bin mit der gnädigen Frau von Redow gekommen!"

Dabei zeigte er rückwärts auf den Wagen, der dann fortgeführt wurde.

„Kammerherr von Redow?" fragte Herr von Pletz überrascht.

Lehnerdt, der seinen Herrn sofort verstand, nickte ernsthaft.

Die Knechte und Mägde hatten sich gleich nach der Ankunft des gnädigen Herrn zerstreut, nur Frau Schaller stand noch da, wischte sich das linke Auge mit dem Zipfel ihrer blauen Küchenschürze und war ganz entzückt, daß ihr Lehnerdt so verständig zu reden wisse mit dem gnädigen Herrn, und daß er wieder da sei, und daß er auch seines seligen Vaters Matin wieder mitgebracht habe. Das Alles sagte sie halblaut vor sich hin und wendete von ihrem Sohn keinen Blick.

„Ihr müßt mir ganz ausführlich erzählen, Leh-

nerdt, wie's euch ergangen iſt," ſagte der Edelmann, „kommt mit herauf, doch wartet, geht erſt zu eurer Mutter, laßt euch ein Glas Wein geben, trinkt eins mit eurem Pathen und kommt dann zu mir!"

Er eilte, die Frau von Redow zu begrüßen, die er noch nicht perſönlich kannte, von der er aber durch ſeinen Freund, den Magiſter Thebeſius, Pfarrer zu Bernekop, mancherlei vernommen, die ihm auch durch den tragiſchen Tod ihres Gemahls und die entſchiedene Weiſe, mit welcher ſie die Mörder verfolgte, höchſt intereſſant geworden war.

Die hohe ſchlanke Geſtalt der Kammerherrin von Redow machte einen beinahe unheimlichen Eindruck auf den Eintretenden, als ſie ſich, von dunkeln Trauergewändern umwallt, erhob. Das bleiche Antlitz war zum Erſchrecken abgemagert und die dünnen Lippen faſt blutlos; das Haar der Wittwe war grau, es war grau geworden in einer Nacht, mit mattem Glanz ſchimmerte es unter der ſchwarzen Haube hervor; die ganze Erſcheinung der Frau von Redow würde unbeſchreiblich ängſtlich und traurig geweſen ſein, wenn aus den großen blauen Augen nicht, ſobald ſich die langen Wimpern hoben, ein Strahl von Muth und

Entſchloſſenheit geleuchtet hätte, der dem ſpitzen, blaſſen, abgehärmten Antlitz, das überdem noch durch Pockennarben etwas entſtellt war, einen Ausdruck verlieh, der es nicht nur intereſſant, ſondern bedeutend und faſt ſchön erſcheinen ließ.

Nach den herkömmlichen Begrüßungen erklärte die Kammerherrin gleich mit der ihr eigenen Beſtimmtheit, daß ſie gekommen ſei, die Hülfe des Herrn von Pletz in Anſpruch zu nehmen, und daß ſie ihn deshalb um eine längere Unterredung bitten müſſe. Frau von Pletz bat, ſich entfernen zu dürfen, da die Mittagsſtunde ſie an die Erfüllung ihrer Hausfraupflichten mahne.

„Ich nehme an, meine liebe ſchöne Frau," ſagte Frau von Redow, „daß das kein leerer Vorwand iſt; ich weiß, daß eine Hausfrau, namentlich auf dem Lande, um Mittag beſchäftigt iſt, ſonſt würde mich ihre Gegenwart in meinen Mittheilungen durchaus nicht ſtören!"

Frau Hedwig drückte der Wittwe leiſe lächelnd die Hand und ging hinaus.

„Eine liebe, ſchöne Frau!" ſagte die Kammerherrin, ihr nachblickend.

Sie war ſelbſt eine Schönheit, dieſe bleiche Wittwe; Frau von Pletz war die Schönheit im ruhigen, ſichern Genuß des häuslichen Glückes, ſie dagegen war die Schönheit des Unglücks, die Schönheit, welche die Wellenlinie und die runde Form, die zu den Sinnen ſpricht, abgeſtreift hat, und, ſcharf umriſſen, durch ihre geiſtige Verklärung ſich nur an die Geiſter wendet.

„Wir ſind uns nicht fremd, Herr von Pletz," wendete ſich die Wittwe, nachdem Frau Hedwig das Zimmer verlaſſen, an dieſen, „wir ſind uns nicht fremd, obwohl wir uns heute zum erſten Male ſehen, denn wir haben gemeinſchaftliche Freunde."

„Der wackere Magiſter Thebeſius hat mir viel und oft von ihnen erzählt, gnädige Frau!" entgegnete der Edelmann, ſich verneigend.

„Ja," fuhr dieſe fort, „er kennt mich etwas, der gute Alte, ſein Sohn, der nun längſt todt iſt, Friedrich Thebeſius, war längere Zeit mein Lehrer; doch wenn auch der würdige Geiſtliche mir zuweilen von ihnen und von dieſer liebenswürdigen Frau geſchrieben, ſo habe ich durch einen andern Freund von ihnen beiden doch in neueſter Zeit noch viel mehr er-

fahren; mein theurer Jugendfreund, der Lieutenant von Leist, weilte vor Kurzem einige Tage in meinem Hause."

„Herr von Leist!" rief der edle Pletz überrascht, „ah! er ist glücklich über die Oder gekommen, der Postmeister Thenerdank hatte Nachricht erhalten."

„Herr von Leist ist jetzt, wie ich nicht zweifle, glücklich in Königsberg angelangt," fuhr die Wittwe fort, „obgleich er mancherlei Leiden und Gefahren auf seinem Wege hat überstehen müssen. Ich bringe ihnen den wackern jungen Burschen, der Herrn von Leist begleitete, wieder mit; Leist hatte ihn von mir aus weiter mitgenommen, der junge Mensch wollte Soldat werden, nach einigen Tagen aber kehrte er zu mir zurück und meldete, daß Herr von Leist von den Franzosen gefangen genommen worden sei; mein Schmerz war groß, aber nicht größer, als der des ehrlichen Burschen, der sich überdem körperlich und geistig so elend befand, daß er nicht ungefährlich krank bei mir liegen blieb. Während dieser Zeit erhielt ich einen Brief des Herrn von Leist, durch den ich erfuhr, daß er den Franzosen glücklich entkommen sei und sich in Sicherheit befinde. Sein Dank und sein Gruß gilt ihnen und ihrer Frau Gemahlin vorzugsweise."

„Ich habe nur meine Pflicht gethan!“ bemerkte Herr von Pletz ablehnend.

„Könnten doch das noch viele Männer ſagen mit eben ſo gutem Bewußtſein —“ die Wittwe hielt inne und ſchwieg eine Weile, dann hob ſie ihr Auge auf und ließ den unverſchleierten Blick groß und voll auf den Edelmann fallen.

„Sie werden gehört haben,“ ſprach ſie endlich mit klarer Stimme, „daß ich meinen Gemahl durch ein ebenſo ſchändliches als freches Verbrechen verloren habe —“

Herr von Pletz neigte bejahend ſein Haupt.

„Sie werden ferner gehört haben, daß ich trotz der Hinderniſſe, welche die Zeitverhältniſſe ſolchem Beginnen entgegenſetzen, große Anſtrengungen gemacht habe, eine Spur der Mörder meines Gemahls zu finden. Bitte, laſſen ſie mich ausſprechen; haben ſie nicht, wenn ſie davon hörten, gedacht oder geſagt: dieſe Frau iſt rachgierig, was hilft es ihr, wenn ſie die Mörder ihres Gatten ausfindig macht, der Kammerherr von Redow wird nicht lebendig, wenn ſein Mörder hingerichtet wird; haben ſie das nicht gedacht?“

„Nein, gnädige Frau," rief Herr von Pletz, „nein, das habe ich nicht gedacht, sondern ich habe sie bewundert, ich habe gesagt, das ist eine Dame von Energie; gnädige Frau, ich, ich bin auch rachsüchtig, ich verstehe mich auf Rache, ich weiß, daß das nicht christlich ist, ich weiß, daß man solche Gefühle bekämpfen muß, aber ich wage Keinen zu tadeln, der sie nicht besiegen kann, denn ich selbst würde sie nicht besiegen, wenn —"

„Wenn die liebe schöne Frau nicht an ihrer Seite wäre," fuhr die Wittwe fort, als der edle Pletz mitten im Satz inne hielt; „nun freuen sie sich dieser Hülfe; jedenfalls aber werden sie mich verstehen, wenn ich ihnen sage, daß ich am Morgen nach jener furchtbaren Nacht, in der man uns im Bett überfiel, mich band und den armen Redow in den Schloßhof schleppte, wo man ihn erschoß, nachdem man ihm wie zum Hohn ein Kriegsgericht und einen Geistlichen bewilligt hatte, daß ich am Morgen nach jener Nacht sofort mich energisch bemühete, die Mörder meines Gemahls zu verfolgen."

„Man sagt, die Mörder des seligen Kammerherrn seien versprengte preußische Soldaten gewesen!" schaltete der Edelmann ein.

„Es waren preußiſche Soldaten," entgegnete Frau von Redow bitter, „Ranzionirte, wie man ſie nennt, Preußen freilich waren es gewiß nicht, aber leider ſtand ausländiſches Geſindel aller Art in der Armee. Nun, Herr von Pletz, glauben ſie, daß verſprengte Soldaten von ſelbſt darauf kommen, einen Edelmann auf ſeinem Schloß zu überfallen, ihn vor ein ſogenanntes Kriegsgericht zu ſtellen, ihn des Verrathes am Vaterlande anzuklagen und ihn ſo mit einer Verhöhnung der Rechtsformen zu morden? Sie wiſſen, was ich damit ſagen will?"

„Ich verſtehe," antwortete Herr von Pletz, „ſie vermuthen, daß der ſelige Kammerherr das Opfer einer Privatrache geworden iſt, daß die Ranzionirten von einem Feinde angeſtiftet oder gedungen waren."

„Ich wußte vom erſten Augenblicke an, daß mein Gemahl als das Opfer einer Privatrache fiel, obgleich ich nicht die geringſten Beweiſe hatte; die Beweiſe, für mich nämlich Beweiſe, für Andere wohl nur Verdachtsgründe, brachte mir Herr von Leiſt, der in einer Waldſchänke die Ranzionirten belauſcht hatte; er hatte vernommen, daß ſie von einem Weibe gedungen waren, der Maitreſſe eines franzöſiſchen Officiers. Ich

wußte, wer jenes Weib war, auch Herr von Leist, der damals von dem schrecklichen Ende meines Gemahls noch keine Kunde gehabt, wußte es auf der Stelle. Weitere Nachrichten brachte mir erst Lehnerdt Schaller, denn Herr von Leist und er waren in Polen wieder auf einige von den Ranzionirten gestoßen, die Theil an der Ermordung meines Gemahls genommen. Doch ich will mich kurz fassen, Herr von Pletz; wenn mich Rachedurst und Haß gegen das schändliche Weib, das mich zur Wittwe gemacht hat, vielleicht, ja gewiß, schon weiter geführt haben, als es einer Christin ziemt, so habe ich doch dabei nicht vergessen, daß mein unglückliches Vaterland nicht leiden dürfe bei meinem Beginnen. Ich bin mit all' den französischen Officieren bekannt geworden, die in der Gegend commandirten, und ihnen darf ich sagen, daß ich, während mein Beginnen ganz auf Rache gestellt schien, Mittel und Gelegenheit fand, Sr. Majestät dem Könige viele Officiere und Soldaten zu erhalten. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern nur, um zu zeigen, daß auch andere Gefühle als die des Hasses und der Rache Platz haben in meiner Seele. Auch leitet mich bei meinen Nachforschungen nach der Frau, welche

den Mord meines Gemahls anstiftete und bezahlte, noch etwas anderes außer der Rache."

„Wie eifrig sie bemüht ist, ihre Rache vor sich und Andern zu rechtfertigen und zu entschuldigen," sagte Herr von Pletz zu sich selbst, als die Wittwe stille schwieg und in trübem Sinnen vor sich niedersah, dann setzte er laut hinzu: „Der Postmeister Theuerdank sagte mir heute Morgen, daß sie, meine Gnädige, sich an einen sächsischen Diplomaten in Paris gewendet hätten."

„Ja, an Graf Marcolini," fuhr Frau von Redow auf, „ich las in einer Zeitung, daß er in einer besondern Mission nach Paris gesendet worden, ich habe an ihn geschrieben, vielleicht kann er mir nützlich sein, er wird es, obwohl er den armen Redow nicht geliebt hat. Doch, wie sagten sie? Haben sie heute Morgen den guten Herrn Postmeister Theuerdank gesprochen? ist der hier?"

„Ich bitte um Entschuldigung," entgegnete Herr von Pletz, „ich bin erst vor einigen Stunden von Berlin hierher zurückgekehrt, ich sprach den Postmeister unterwegs, ich verließ bei ihm die Berliner Post, sein Kutscher muß noch hier sein."

„Oh, das überhebt mich vielleicht der Fahrt zu ihm, und ich kann von hier nach Hause zurückkehren," nahm die Wittwe lebhaft das Wort, „glauben sie, daß der Postmeister Theuerdank im Stande ist, die Personen zu sehen, die mit der Berliner Post ankommen?"

„Gewiß," entgegnete der Edelmann lächelnd, „unser Freund läßt keine Post ungemustert passiren!"

„Ah! ich verstehe," fuhr Frau von Redow fort, „kann er wohl einen Vorwand finden, eine Person anzuhalten, die ihm genau beschrieben wird?"

„Das wage ich nicht unter allen Umständen zu bejahen," versetzte Herr von Pletz bedenklich, „doch wollen sie mir nicht sagen, warum es sich handelt, meine Gnädige?"

„Gewiß," entgegnete die Dame, „es ist mir eine eigenthümliche Mittheilung geworden, nach welcher die Mörderin meines Gemahls in Berlin weilen und die Absicht haben soll, mit der Post nach der Altmark zu gehen. Es wird aber hinzugefügt, daß sie vielleicht in der ersten Stadt schon die Post verlassen und mit gemiethetem Fuhrwerk weiter fahren werde."

Eine ganz eigenthümliche Erinnerung durchzuckte

den Gutsherrn, aber er hielt an ſich und erklärte ſich bereit, an den Poſtmeiſter zu ſchreiben, wenn Frau von Redow ihm ein vollſtändiges Signalement der Mordanſtifterin geben wolle.

„Die Perſon iſt beinahe klein, ſehr ſtark, ziemlich hübſch noch, trotzdem ſie funfzig Jahr alt etwa ſein muß, hat geſchlitzte graue Augen, und ihr Geſicht iſt ſehr roth!“ beſchrieb Frau von Redow haſtig.

„Ich will dies dem Poſtmeiſter melden,“ meinte der Edelmann, „und ſollte derſelbe vielleicht auch nicht im Stande ſein, die Perſon aufzuhalten, ſie wiſſen wie vorſichtig man in dieſer Zeit ſein muß? ſo kann er doch entweder mir oder ihnen ſofort Nachricht geben, wenn eine Perſon, auf welche dieſes Signalement paßt, durchpaſſirt iſt, es dürfte dann nicht ſchwer ſein der Spur zu folgen! Reiſ't die Perſon allein?“

„Nein, ſie hat einen männlichen Begleiter,“ erklärte Frau von Redow beſtimmt, „und täuſche ich mich nicht, ſo iſt's eben ihr Begleiter, von dem ich meine Nachricht habe. Eigentlich lege ich auf dieſe Mittheilung keinen Werth, zuweilen kommt es mir ſogar vor, als ob ſie mir nur gemacht wäre, um mich irre zu führen, ich habe indeſſen den feſten Grundſatz,

nichts, auch das kleinste nicht gering zu achten in dieser Angelegenheit."

Herr von Pletz war innerlich überzeugt, daß er in letzter Nacht neben der Person gesessen, welche die Wittwe als die Mörderin ihres Gemahls verfolgte; was er flüchtig von seiner Reisegefährtin gesehen, paßte vollkommen in die Personalbeschreibung, welche Frau von Redow gegeben, hauptsächlich aber war es der Reisebegleiter, welcher ihm volle Gewißheit gab. Er hatte beim Anblick des Mannes sich gesagt, dieser Spitzbube wird die Abenteurerin betrügen, und nun erfuhr er, nicht nur daß derselbe sie schon verrathen hatte, sondern auch, daß die Reisenden in des Postmeisters Wohnort die Post zu verlassen gedachten, und der Edelmann erinnerte sich ganz genau, wie sich der Begleiter bemüht hatte, das Frauenzimmer zu bereden, einen eignen Wagen zu nehmen. Es konnte in der That kaum noch ein Zweifel in ihm sein, daß er auf richtiger Spur — dennoch schwieg er gegen die Wittwe, und zwar lediglich weil er sich nicht recht klar war, ob er ein Recht habe, die Personen, deren Geheimnisse er belauscht, der Rachsucht der Frau von Redow Preis zu geben. Er wußte, wohin die Ver-

folgte ſich geflüchtet, er kannte ſogar die Lage jenes Verſtecks zwei Meilen von der Grenze ganz genau; er hatte ja die detaillirte Schilderung mit angehört, welche der Begleiter jener Dame auf deren eingehende Fragen gemacht. Der Pletz von Beſſin konnte jetzt die Mörderin in die Hände ihrer Verfolgerin geben, darüber war er ſich ganz klar, aber eben weil er ſich ſo klar darüber war, darum widerſtrebte es ſeiner Natur, der Wittwe kund zu thun, was er wußte; es kam ihm vor, als mache er ſich dadurch halb und halb zum Spießgeſellen jenes elenden Menſchen, der die Verfolgte unter der Maske der Liebe und Freundſchaft betrog. Auf der andern Seite hielt er es freilich auch für ſeine Pflicht, ſeine Hülfe nicht zu verſagen bei der Verfolgung einer Perſon, die eines ſchweren Verbrechens beſchuldigt war.

Unter dieſen Umſtänden war es ihm ſehr lieb, daß Frau von Redov nun dieſen Gegenſtand verließ und zu dem eigentlichen Zweck ihres Beſuches in Beſſin kam. Der gute alte Paſtor von Bernekop hatte ſie an Herrn von Pletz gewieſen, auf daß ſie ſich bei ihm Raths erhole wegen des Verkaufs von Sernow; ein Verkauf, der unter den damaligen Verhältniſſen die

größesten Schwierigkeiten hatte, der aber um jeden Preis und so bald als möglich bewerkstelligt werden mußte, wenn Frau von Redow nicht den letzten Rest des kleinen Besitzes, der ihr noch geblieben, verlieren wollte. Sie konnte aus dem Vermögen ihres Mannes nur auf dieses Gut Anspruch machen, aber es war noch nicht ganz bezahlt und sie hatte keine Mittel es zu halten, auch hatte die Wittwe nicht einmal den Wunsch, einen Besitz zu behaupten, an den sich für sie so schreckliche Erinnerungen knüpften.

Magister Thebesius hatte die bedrängte Frau an den rechten Mann gewiesen, der edle Pletz war ein trefflicher Verwalter und kluger Geschäftsmann, er war es, seiner Edelmannspflichten stets eingedenk, in noch erhöhtem Maaße, sobald es galt Wittwen und Waisen zu schirmen und zu schützen. Er hörte nicht nur aufmerksam alle Details an, sondern erklärte sich auch bereit, noch vor Neujahr nach Sernow zu kommen und überhaupt sich der Sachen der Wittwe anzunehmen.

Das Gespräch wurde endlich durch Frau Hedwig unterbrochen, welche kam, um zum Mittagsmahl einzuladen.

Nach Tiſche war Herr von Pletz völlig entſchloſſen, der Frau von Redow nicht nur nichts von ſeiner Nachbarin im Poſtwagen zu ſagen, denn ſein Gewiſſen war jetzt völlig beruhigt, weil er der Wittwe beſſere Dienſte zu leiſten im Stande war, ſondern auch die verfolgte Perſon zu warnen. Frau von Redow hatte keine Ahnung davon, daß der Pletz, als er gegen Abend viel mit ihr über den Verkauf von Sernow ſprach, bereits einen Brief an jenen Pachtamtmann, bei welchem die Verfolgte eine Zuflucht ſuchte, geſchrieben, in welchem er denſelben erſuchte, die Dame, die jetzt ſein Gaſt ſei, zu benachrichtigen: ihr Begleiter habe ſie verrathen, und durch ein unvorſichtiges Geſpräch im Poſtwagen wäre auch ihr jetziger Aufenthaltsort bekannt geworden, er rathe ihr wohlmeinend zur ſchleunigſten Flucht.

Herr von Pletz wußte nicht, in wie weit jener Amtmann der Mitſchuldige des Begleiters der Dame, wie weit derſelbe alſo ſeinem Gaſte von dem Inhalt dieſes Schreibens Kunde geben werde, er hielt ſich aber überzeugt, daß dieſer Brief eine weitere Flucht der Verfolgten veranlaſſen müſſe, das aber war's, was er wollte. Der Edelmann begriff die Rache, aber er

hatte ein tiefes Gefühl für das Richtige, wie fast alle Menschen von starkem Selbstbewußtsein, und er fühlte, daß die Wittwe in ihrer energischen Verfolgung der Frau, welche sie für die Mörderin ihres Gemahls mit Recht oder mit Unrecht hielt, nicht den rechten Weg eingeschlagen habe. Durch eine Habhaftwerdung jener Person und durch einen Proceß konnte seiner Ansicht nach die Wittwe nicht nur nichts gewinnen, sondern nur ärgerliches Aufsehen machen und selbst dem Andenken ihres gemordeten Gemahls gefährlich werden, denn Herr von Pletz war bekannt genug mit den Berliner Verhältnissen, um wenigstens ungefähr zu wissen, wie tief der Kammerherr von Redow mit allerlei Verhältnissen und Persönlichkeiten verstrickt gewesen.

Drei Tage verweilte Frau von Redow in Bessin, bevor sie nach Sernow zurückkehrte.

Vierzehntes Capitel.

Ueberfall und Ueberraſchung.

Tiefer Schnee lag auf dem Gefilde und die ſchweigende Nacht darüber, ein eiſiger Wind ſtrich durch die bereiften Bäume der kleinen Baumgruppen, rechts von dem verſchneiten Wege, den eine lange dünne Doppelreihe niedriger Bäume nur ſchwach andeutete. Der nächtliche Himmel war mit zerriſſenen dunkeln Wolken bedeckt, die der Wind wild vor ſich herjagte und dadurch zuweilen den Mond hervortreten ließ, der dann auf kurze Momente die ganze Landſchaft mit ſeinem weißen Lichte übergoß und zauberiſch ſchön beleuchtete. Lautloſe Stille herrſchte in den Gefilden, nicht einmal das Gebell eines Hundes war vernehmbar, obwohl dunklere maſſenhafte Schatten, die gegen das Schnee-

feld scharf absetzten, menschliche Wohnungen verriethen; nur der Wind hauchte leise als ein kalter Athemzug der winterlichen Natur über die weite Ebene.

Und über diese Ebene kam es herauf, lautlos wie die Nacht selbst, seltsamlich gestaltet, im Dämmer schier zerfließend, nebelhaft gespenstisch — eine ganze Reihe. Die Reihe dieser Schatten zog heran, immer näher und näher einem kleinen Hügel, einer unbedeutenden Terrainerhebung, zu. Plötzlich stand der Zug, hielten die Schattengestalten, tiefes Schnaufen und leises Klirren folgte dem Halt.

Drei und zwanzig Preußische Reiter waren die gespenstischen Gestalten, ein Officier und zwei und zwanzig Mann vom Regiment Gardes du Corps, die in ihre langen Reitermäntel eingehüllt eins zu fein schienen mit ihren Rossen. Jetzt hielten sie, und der Führer zu Pferd, den sie bei sich hatten, ein wegkundiger Forstmann der Gegend, ritt langsam den Hügel hinauf, nachdem er Einiges geflüstert mit dem Lieutenant.

Der Officier gab dem ihm zunächst reitenden Unterofficier halblaut einen Befehl, der lief flüsternd von Mund zu Mund; die Reiter zogen ihre Pistolen

und schütteten das Pulver von der Pfanne; das leichte Geräusch, was die Ausführung des Befehls verursacht hatte, war vorüber und die frühere Stille trat ein, lautlos hielten Roß und Mann.

Nach einer Weile kehrte der Führer zurück, er mußte günstige Nachrichten gebracht haben, der Lieutenant gab den beiden Unterofficieren, die er bei sich hatte, seine letzten Befehle und gleich darauf zog sich der kleine Trupp den Hügel hinauf.

Der Officier ritt mit dem Führer voran, kaum aber hatten Beide den Gipfel des Hügels erreicht, als ihnen die helle Flamme eines Feuers entgegenloderte; erschrocken faßte der Führer dem Pferde des Officiers in die Zügel und flüsterte hastig: „zurück, Alles ist munter!“

Der Officier aber maß mit raschem Blick die feindliche Schaar, er sah, daß sie seinen Leuten an Zahl überlegen war, aber er sah auch beim hellen Schein des Feuers, daß kein Gegenstand in der Nähe war, der jenen hätte Schutz bieten können.

„Halten sie sich in der Nähe,“ befahl er dem Führer leise, dann wendete er sich um nach dem ihm folgenden Unterofficier und kommandirte: „Vorwärts!“

Der Zug rückte langsam und still den Abhang hinunter.

„Qui vive!" donnerte plötzlich der Anruf einer doppelten französischen Fußvedette dem voranreitenden Officier entgegen, und in demselben Augenblick trat der Mond aus den Wolken hervor mit einem magischen Licht die Schneelandschaft erhellend.

Der Lieutenant prellte sofort auf die Vedetten ein, die nun ihre Gewehre auf ihn abfeuerten und davon liefen, der Officier aber stieß seinem Roß die Sporen in die Flanken und jagte ihnen blitzschnell nach, holte sie ein, hieb und ritt sie nieder mit einer fabelhaften Gewandtheit; noch zehn Schritt hinaus über die Niedergerittenen prallte das Roß, ehe es der Reiter zu halten vermochte, er kehrte um und übergab die beiden verwundeten Gefangenen, die sich mühsam erhoben, einem Garde du Corps, während er zugleich seinen Leuten befahl, sich zu zerstreuen und keinen der Feinde ins Dorf zu lassen, denn das Piquet hatte sich beim Anblick der Reiter sofort auf die Flucht begeben, da ein Widerstand in dem offenen Felde doch zu nichts führen konnte. Es fielen zwar noch einige Schüsse, die blind abgefeuert keinen Schaden

thaten, fünf Minuten darauf war das ganze Piquet gefangen, die meisten Franzosen durch Schwerthiebe verwundet. Der Lieutenant ließ sie sofort ihre Waffen auf einen Haufen legen und dann in einiger Entfernung davon durch zwei Gardes du Corps bewachen, er selbst sammelte seine Leute und ging im Trabe gerade in das Dorf hinein.

Am Eingang des Dorfes stand eine schwache Wache, sie wurde sofort niedergeritten und zusammengehauen, trotzdem schien der Ueberfall nicht gelungen, denn überall waren die Soldaten auf den Beinen und in voller Rüstung; der Lieutenant ließ sich dadurch aber nicht abschrecken seine Vortheile zu verfolgen, er befahl seinen Leuten, durchaus kein Zusammentreten zu gestatten, sondern alles einzeln gefangen zu nehmen oder nieder zu machen; natürlich fielen dabei von französischer Seite Schüsse, die Alles alarmirten.

Ein Unterofficier mit zehn Mann mußte das Dorf bewachen, der Andere mit dem Rest der Mannschaft folgte dem Officier nach dem Edelhof, den ein hohes steinernes Gebäude mit zwei Flügeln bildete. Die Reiter preschten durch den Hof, die Wache, die hier Widerstand leistete, wurde niedergehauen, der Lieutenant

flog in einem Satz mit dem Pferde die kleine steinerne Treppe hinauf, die in's Schloß führte, saß ab, ließ das Pferd stehen und lief, mit einem Pistol in der Rechten, ein anderes in der Schärpe, den Degen am Portepée an der Hand hängend, in das nächste Zimmer.

Er fuhr beinahe erschrocken zurück, als ihm hier statt der Feinde zwei junge Damen, kaum nothdürftig bekleidet, entgegenkamen. Doch es war keine Zeit zu Complimenten oder Entschuldigungen.

„Wo ist die Einquartierung?" lautete der barsche Gruß des Officiers.

Die Damen waren aber so erschrocken, daß sie auf diese Frage zunächst keine Antwort zu geben vermochten, erst als sie drohender wiederholt wurde, deutete die eine der Damen auf die gegenüber liegende Thür; sofort machte der Officier links um und eilte in das bezeichnete Zimmer.

Hier fand er wirklich drei Menschen, die sich in aller Hast anzukleiden versuchten, einen französischen General, seinen Adjutanten und seinen Kammerdiener; mit vorgehaltenem Pistol zwang er sie, sich gefangen zu geben. Jetzt erst kamen ihm einige seiner Reiter

nach, und der Lieutenant von Leist, der Hut ist ihm vom Kopf gefallen und wir erkennen unsern alten Freund an der gewaltigen Narbe im Gesicht, übergab ihnen seine Gefangenen zur Bewachung, indem er dieselben zugleich aufforderte, sich so rasch als möglich anzukleiden.

Als der Officier in den Hof kam, hatte der Unterofficier aus den Ställen bereits dreißig bis vierzig Beutepferde zusammengebracht, die sämmtlich gesattelt und gezäumt waren; jetzt erkannte er auch, wie es gekommen, daß er die Feinde alle wach gefunden bei seinem Ueberfall: das Hauptquartier des Generals war mit der Compagnie, die im Dorfe lag, eben im Begriff gewesen, auszumarschiren und den Ort zu verlassen, als der Angriff der Preußen erfolgte. Im Dorfe wurde noch immer gefochten und geschossen.

Die Gardes du Corps hatten Schlitten ausgemittelt, auf diese wurden die genommenen Waffen und die Beute überhaupt, so wie die verwundeten Gefangenen geladen. Einige der gesunden Gefangenen mußten reiten und die Beutepferde führen, und dieser ganze Trupp wurde mit einer Eskorte unter Anführung eines Unterofficiers im Trabe voran geschickt, wäh-

rend der Lieutenant den Reſt der Mannſchaft, ſo wie die gefangenen Officiere, die er ſofort beritten machte, bei ſich behielt und die Arrière-Garde bildete.

Der kleine ſiegreiche Trupp ging nun rückwärts mit ſeinen Gefangenen und ſeiner Beute. Der Forſtmann, der vorher den Führer gemacht, fand ſich bald wieder ein und führte die Gardes du Corps auf einem Richtwege nach einem kleinen Städtchen, wo der Lieutenant die andere Hälfte ſeiner Mannſchaft hatte ſtehen laſſen.

Die Nacht war jetzt wunderſchön hell, aber bitter kalt, dennoch fror den ſiegreichen Officier nicht, obwohl er ohne Hut und Handſchuhe ritt, die Freude über den gelungenen Coup machte ihn unempfindlich gegen jede Unbill der Witterung. Mildherzig ſorgte er, ſo gut er's vermochte, für die gefangenen Franzoſen, die meiſt ſchwere Hiebwunden hatten, und verſuchte auch mit den gefangenen Officieren zu ſprechen. Der General grollte aber ſo über ſein Mißgeſchick, daß er gar keine Antwort gab, während der Adjutant grimmig auf die Infanterie ſchalt und behauptete, daß dieſe ihre Schuldigkeit nicht gethan habe; wären nur ſeine Dragoner im Ort geweſen, meinte er, ſo würden

jetzt die Preußen gefangen sein. Herr von Leist begriff diesen Unmuth und zog sich zurück.

Endlich war das Städtchen erreicht, die Gefangenen, deren man über 60 zählte, wurden verbunden und dann alsbald mit den genommenen Waffen nach Riesenburg weiter abgeführt. Jubelnd theilten darauf die Gardes du Corps die reiche Beute, die sie gemacht hatten, und waren kaum zu bewegen von ihrem Officier, das Geld zu nehmen, das dieser ihnen für einige der Beutepferde, die er zu behalten wünschte, gab.

Der Wintermorgen begann zu dämmern, Herr von Leist schickte Patrouillen zurück auf den Weg, auf dem er gekommen, um sich vor einem etwaigen Ueberfall feindlicher Cavallerie zu sichern, dann erst begab er sich in sein Quartier, das er in dem ersten Hause dicht am Eingang in das Städtchen genommen, um im Fall der Noth gleich bei der Hand zu sein. Er fühlte endlich das Bedürfniß, der Ruhe zu pflegen, und warf sich angekleidet auf ein Bett. Dort schlief er augenblicklich ein. Er hatte indessen kaum eine Stunde geschlafen, als er geweckt wurde. Eine starke Preußische Cavallerieabtheilung zog durch den Ort, die Officiere gratulirten dem Kameraden zu dem glänzenden

Coup und meldeten ihm, daß der Feind eine rückgängige Bewegung mache, offenbar erschreckt durch den kühnen Ueberfall. Sie hatten die Dörfer vorwärts alle schon vom Feind geräumt gefunden.

Mit großer Behaglichkeit setzte sich jetzt Herr von Leist an einen Tisch, der dicht an den warmen Ofen gerückt war, rauchte eine Pfeife Tabak und trank einen trefflichen Kaffee dazu, den ihm ein bildhübsches junges Weib auftrug, die ihren Säugling dabei immer auf dem Arm hatte. Als der Lieutenant seinen Rapport an Oberst von Borstell beendet hatte, blickte er mit einer Art von Rührung um sich, es schien ihm nach der kalten, blutigen Nacht in dem saubern stillen Stübchen Alles doppelt friedlich und heimisch zu sein. Es kam jene weiche Stimmung über ihn, welche auch die härtesten Soldaten zuweilen grade in der Freude des Sieges überfällt und sie im Geiste heim führt an den eignen Heerd, sie mit unendlicher Sehnsucht nach Weib und Kind erfüllt; das ist des Kriegers Heimweh nach dem Frieden.

In dieser Stimmung befand sich Leist, als einer seiner Unterofficiere eintrat und ihm ein kleines Paquet Briefe und Papiere hinlegte; in dem Mantelsack

auf einem der Beutepferde waren dieſe gefunden worden, man brachte ſie dem Officier. Leiſt bekümmerte ſich anfangs nicht viel um dieſen Fund; die Papiere lagen noch eine ganze Weile unangerührt auf dem Tiſch, als ſich der Unterofficier entfernt hatte, und vielleicht würden dieſelben noch lange unberührt geblieben ſein, wenn der tapfere Lieutenant nicht endlich ſich mit Gewalt der weichen Stimmung und der Sehnſucht nach ſeiner Heimath und nach ſeinem geliebten Weibe entriſſen hätte.

Leiſt gehörte zu den Männern, die jede geiſtige Anſtrengung mit einer des Körpers einleiten oder begleiten, er richtete ſich ſtrack auf aus der nachläſſigen, halb liegenden Stellung, in der er bis dahin verharrt, er erhob ſich und ging ein Paar Mal raſch auf und nieder in dem kleinen Gemach. Da der Raum des Zimmers außerdem noch durch eine breite Bettſtelle beſchränkt war, ſo blieb der Officier ſehr bald nothwendig wieder vor dem Tiſch ſtehen, und ſeine Augen fielen unwillkürlich auf das Briefpaquet, das mit einem blauen Papier umſchlagen, mit Bindfaden umwunden und verſiegelt geweſen. Offenbar hatte es der Garde-du-Corps, zu deſſen Beute es eigentlich

gehörte, aufgeriſſen und, weil er einen andern Inhalt vermuthet, mit einem gewiſſen Unwillen wieder zuſammengeknüllt. Dabei aber waren die Papiere in Unordnung gerathen, und auf einem Blattzipfel, der aus der Enveloppe hervorragte, las Herr von Leiſt, als er ganz unwillkürlich auf die Papiere blickte, ſeinen eignen Namen, und zwar ſeinen Namen von ſeiner eignen Hand geſchrieben. Er erſchrak beinahe, als er ſo unvermuthet hier in Preußen ſeiner Handſchrift begegnete; haſtig zog er das Blatt ganz hervor und betrachtete es ſtaunend, denn es war ein eigenhändiges Billet von ihm, und zwar ein Billet, welches er einſt in Berlin an die Stiefmutter ſeiner Gemahlin, an die Geheimräthin von Reinbach geſchrieben. Er überflog die Zeilen, ſie enthielten nichts als die Anzeige, daß er keine Billets zu einem Benda'ſchen Concert für die Geheimräthin und Eliſabeth habe beſorgen können. Wie kam dies Billet hierher? wer konnte ein Intereſſe gehabt haben, es ſo ſorgfältig zu bewahren? Die Antwort auf dieſe Fragen fand der Lieutenant auf dem Blatte ſelbſt, als er es noch einmal genauer anſah, denn über der Anrede ſtand mit Bleiſtift in franzöſiſcher Sprache geſchrieben: „Hier haben ſie die

Handschrift des Herrn von Leist, das wird für ihre Zwecke ausreichen, von dem Wappen habe ich noch keinen bessern Abdruck auftreiben können."

Leist kannte die Handschrift nicht, aber es kam eine Ahnung über ihn, und hastig, mit zitternden Händen öffnete er das Packet völlig, er sah die Papiere rasch durch; es waren fünfzig bis sechzig einzelne Blätter, fast alle von verschiedener Hand, selten waren drei oder vier von ein und derselben Schrift, lauter Billets, ganz kurze Meldungen enthaltend. Der Officier las einige, er schüttelte den Kopf, er begriff nicht gleich, wer ein Interesse daran gehabt haben konnte, zu erfahren z. B., daß ein Herr M. dem Cabinetsrath Lombard einen prächtigen Meerschaumkopf geschenkt habe, daß Cabinetsrath Behme seit fünf Tagen nicht zum Vortrag gekommen, oder, daß die „Frau Gesandtin" einen Sorgenstuhl für Herrn Cabinetsrath Lombard gestickt habe, wozu noch ganz spöttisch bemerkt war, „der alberne Lombard bildet sich wirklich ein, daß die Frau Gesandtin den Stuhl selbst gestickt hat." Freilich kamen dann auch Papiere zum Vorschein, deren Bedeutung sich eher begreifen ließ: Truppenlisten, Marschrouten, Verzeichnisse der Bestände in den Zeugkammern, der

Waffendepots, namentlich Notizen über die Bestände der verschiedensten Kassen, der sogenannten Banco-Comptoirs, Bemerkungen zur Charakteristik einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten, welche bis zur Schlacht bei Jena eine hervorragende Rolle in Berlin und Preußen gespielt hatten — den Lieutenant schwindelte, er hielt eine Masche von dem Netze der schändlichen Espionage in der Hand, mit welcher Preußen umsponnen war, schon lange, ehe es, von allen Seiten verrathen, seine morschen Stützen zusammenbrechen sah.

Langsam nur begriff Herr von Leist, was das war, was er in der Hand hielt; es war eine Sammlung von Berichten der Spione, welche die französische Polizei in Berlin hielt; es war etwas von dem Material zu den Rapporten, welche sich Fouché und seine Nachfolger im Großschergenamt allmonatlich von ihren vertrauten Agenten abstatten ließen. Einige der Handschriften, so flüchtig die meisten geschrieben waren, glaubte der Lieutenant zu kennen und er täuschte sich nicht, denn, wie er bei näherer Besichtigung entdeckte, war unter jedem Zettel der Name des Einsenders notirt und oft noch mit einer kleinen pikanten Bemerkung versehen. Es ging dem Officier, der mit

faſt kindlicher Harmloſigkeit in dem bunten Kreiſe der Berliner Geſellſchaft gelebt hatte, ein ſchreckliches Licht auf über die Infamie und bodenloſe Gewiſſen- und Ehrloſigkeit, die vor Jena als franzöſiſche Bundesgenoſſen, als Bundesgenoſſen der Revolution ihren Sitz in Berlin gehabt. Mit dieſen Zetteln in der zitternden Hand begriff er, warum immer und immer wieder ein demoraliſirendes Schwanken eingetreten und die politiſche Action Preußens gehemmt hatte; er wußte jetzt, warum Napoleon es dreiſt wagen konnte, die Neutralität von Anſpach und Baireuth mit Füßen zu treten, er wußte, warum 1805 nichts aus dem Kriege werden konnte, warum im Feldzuge von 1806, der nur möglich wurde, weil ihn nun die Franzoſen ſelbſt wollten, Alles in ſo hohem Grade elend ging, daß dem Staate Friedrichs des Großen nicht einmal die Möglichkeit gelaſſen wurde, mit Ehren unterzugehen. Der preußiſche Staat mußte fallen, weil aus ſeinen Ordnungen der mächtige Geiſt des großen Königs gewichen war, der ſie einſt lebendig gemacht hatte, weil man aus Pietät vor dem Ruhme des Einzigen hier und aus militäriſch-bureaukratiſchem Hochmuth dort verſäumt hatte, jene Wandlungen mit den

militärischen und bürgerlichen Institutionen vorzunehmen, die eine Zeit erheischte, welche fast das ganze übrige Europa mehr oder minder gewaltsam und revolutionär umgestaltet hatte. Ja, Preußen mußte fallen, weil das Alles verabsäumt und so der Staat als etwas ganz Besonderes, Fremdes neben das Volk gesetzt worden war; aber Preußen konnte, als es endlich das Schwert zog zum Kampfe gegen Napoleon und die Revolution, es konnte noch immer mit Ehren fallen, wenn nicht die Bundesgenossen der Revolution im eigenen Lager ihm den Geist verdunkelt, ihm Fuß und Faust in schmachvolle Netze verstrickt hätten.

Einen Theil der Beweise für diese Schmach Preußens hielt der Lieutenant von Leist in der Hand, immer wieder blätterte er sie durch, bald hier bald dort las er — Franzosenfreunde und glühende Bewunderer Napoleon's im Cabinet des Königs selbst, Franzosen im engsten Vertrauen des Herzogs von Braunschweig, der sich auf Mirabeau und Mauvillon, als auf seine Freunde berief, Franzosen und Franzosenfreunde überall — in Ministerien und Dicasterien eben so zahlreich, wie in den Comptoirs der Kaufleute und in den Salons der Hauptstadt.

Jetzt begriff Herr von Leist, was ihn in den geistreichen Cirkeln der jüdischen Notabilitäten Berlin's, die er eine Zeit lang eifrig frequentirt hatte, oft mit so banger Scheu erfüllte und ihm das Gefühl gab, daß er als ein loyaler preußischer Officier und Edelmann doch nicht dahin gehöre. In allen jenen Cirkeln wurde, unwissentlich wohl zumeist, Propaganda gemacht für die Revolution; die geistreichen Berliner Jüdinnen waren die Quartiermacher für die Heere der Revolution, die Napoleon, ihr großer Sohn, siegreich nach Berlin führte.

Auf seinen Zetteln fand der tapfere Officier den Namen so manchen Mannes, der ihm in jenen Kreisen begegnet war, der eine große Rolle spielte in der geistreichen Gesellschaft Berlins, obgleich seine Existenz denen, die darüber nachdachten, ein Räthsel war. Der Schlüssel zu den zahlreichen Räthseln dieser Art lag in den geheimen Fonds des Großschergenmeisters von Frankreich.

An Juden und die Jüdinnen hatte die geschickte französische Espionage zumeist angeknüpft; dann an die eigenen Landsleute, sowohl an die Emigranten, welche, als zahme Revolutionairs vor den wilden aus Frank-

reich geflüchtet, in Preußen ein Asyl gefunden, als auch an die Refugiés, die undankbar eine hundertjährige Gastfreundschaft am Preußischen Heerde und all die Begünstigungen vergaßen, die ihnen Brandenburgs und Preußens Regenten vor den eigenen angestammten Unterthanen hatten zu Theil werden lassen. Das konnte kränkend sein, aber empörend war es, daß auch Preußen, und gerade Männer, die sich ganz besonderer Auszeichnung von Seiten des Königs und des Staates rühmen durften, sich nicht geschent hatten, Geld zu nehmen und Unehre einzutauschen von Preußens und Deutschlands Erbfeind. Manche wußten vielleicht nicht was sie thaten, man kann es zu ihrer Entschuldigung glauben; Einige glaubten wohl wissenschaftliche Zwecke zu unterstützen, wenn sie Notizen und Bemerkungen aller Art in die Hände von Männern gaben, die sich ihnen gegenüber nur als Mitglieder der Gelehrten-Republik aufführten.

Die Gelehrten-Republik und der ganze Schwindel von Weltbürgerthum ist uns, und zwar nur uns Deutschen, theuer genug zu stehen gekommen, weil nur Deutsche ehrlich daran glaubten; es ist, als ob die Franzosen, die nie an ein Weltbürgerthum geglaubt

haben, es lediglich zu einer Falle für die deutſche Einfalt erfunden hätten.

Herr von Leiſt legte die Papiere zuſammen und verbarg ſie in ſeinem Mantelſack, es war ihm klar, daß er von denſelben im Allgemeinen, keinesfalls unter den jetzigen Verhältniſſen, vielleicht niemals würde Gebrauch machen können. Er fühlte einen tiefen Schmerz, jenen tiefen und, weil mit Ekel gemiſcht, tiefſten Schmerz, der den ehrlichen Mann immer ergreifen muß, wenn ihm die Schattenſeite des Menſchenthums in ihrer vollen Nacktheit entgegentritt; aber ſein Schmerz bezog ſich nicht auf Menſchheit und Vaterland allein, ſondern auch auf ſich ſelbſt und ſeine Familie, denn unter jenen Zetteln waren mehrere von Perſonen geſchrieben, die ihm perſönlich nahe geſtanden, von der Geheimräthin von Reinbach, von dem Kammerherrn von Redow, und in dieſer Beziehung war es ihm nicht unwichtig zu erfahren, wer der Beſitzer dieſer Papiere geweſen, bei wem ſeine Reiter dieſe Beute gemacht hatten. Er konnte annehmen, daß ſie ſich noch in der Hand des Mannes befunden, der ſie empfangen, der alſo in directem Verkehr mit dieſen Schmachcorreſpondenten geſtanden und dieſe Pa-

piere wahrscheinlich aufgehoben hatte, um sich ihrer bei Gelegenheit gegen jene Personen zu bedienen. Jener Mann mußte in der Zeit vor der Schlacht bei Jena unter den französischen geheimen Agenten in Berlin eine bedeutende Rolle gespielt haben, und es war immerhin wichtig, seine Persönlichkeit festzustellen.

Leist ließ den Unterofficier rufen, der ihm die Papiere gebracht, und fragte ihn, auf welchem Pferde sich der Mantelsack befunden, aus dem die Briefschaften genommen.

„Es war die langschwänzige Schimmelstute, die der Herr Lieutenant gekauft haben!" erklärte der Unterofficier.

„Was war sonst in dem Mantelsack?" fragte der Officier weiter, der sich in seinen Nachforschungen schon durch diese erste Antwort bedeutend gefördert sah, denn die Schimmelstute war eins von den besten Beutepferden, und es war gewiß nicht schwer, von den Gefangenen zu erfahren, wer dieses Pferd geritten.

„Ein Paar Beinkleider, ein Paar Stiefeln und ein Paar Strümpfe waren darin, Herr Lieutenant, dann aber Zucker, Kaffee und eine Flasche süßer Schnaps"

— antwortete der Unterofficier auf die zweite Frage — „dann noch ein Paquet weiße Tücher, welche die Leute unter ſich vertheilt haben; weiter nichts, ich war ſelbſt dabei, als der Mantelſack ausgepackt wurde.“

„Ich möchte eins von den Tüchern ſehen!“ ſagte der Officier, dem ein Gedanke durch den Kopf flog.

Der Unterofficier ging und kehrte nach einer Weile mit einem feinen leinenen Tuch zurück, das nicht ganz ſauber mehr war, weil der Beſitzer ſeinen Antheil an dem erbeuteten Koffer hineingebunden hatte, was der Ueberbringer entſchuldigte, die anderen Tücher waren bereits zum Verbinden und ähnlichen Zwecken benutzt.

Herr von Leiſt ſah die Zipfel des Tuchs an, dann gab er dem Unterofficier ein Geldſtück für den Beſitzer des Tuchs, das er zu behalten wünſchte, denn das Zeichen war ihm bekannt: M. v. R. Marguerite von Reinbach, es war offenbar ein Tuch der Stiefmutter ſeiner Gemahlin, der Geheimräthin von Reinbach; er konnte ſich nicht täuſchen, denn er hatte oft genug die eigenthümlich geſtickten Buchſtaben in den Taſchentüchern der Geheimräthin geſehen. Der franzöſiſche Agent hatte alſo ohne Widerrede in einer ſehr

genauen Verbindung mit der Geheimräthin geſtanden. Vielleicht, wahrſcheinlich ſogar, war der Franzoſe, der die Geheimräthin und das Vermögen des Geheimen Finanzrathes einſt entführte, eine Perſon mit dem geheimen Agenten der franzöſiſchen Polizei.

Mit Gewalt mußte ſich Herr von Leiſt den Gedanken entreißen, welche dieſe Entdeckungen in ihm erregten, denn der Dienſt forderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit.

Glücklicherweiſe erhielt er gleich darauf den Befehl, mit ſeinen Leuten noch weiter nach Rieſenburg zurückzugehen, da der Feind die Blokade von Graudenz aufgegeben habe.

Der Tag war hell und ſchön geworden und nicht übermäßig kalt, es war einer der erſten Februartage des Jahres 1807, die Gardes du Corps waren in beſter Stimmung, denn nicht nur hatte ſie der glücklich ausgeführte Ueberfall mit Muth und Zuverſicht erfüllt, ſondern er hatte ihnen auch ſo bedeutende Beutegelder gebracht, daß auf den Mann beinahe fünfzig Thaler kamen, eine Summe, die ſich auf das Doppelte, vielleicht Dreifache hätte ſteigern laſſen, wenn man mehr Zeit gehabt hätte, die Beuteſtücke zu

verkaufen; so wurde, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, Alles dem zugeschlagen, der das erste Gebot that, weil man nichts mit fortschleppen konnte.

So zogen die tapferen Gardereiter des Königs von Preußen dahin auf der ziemlich gebahnten Landstraße durch die schneebedeckten Gefilde; ihr Führer war ernst, obgleich er in seiner Brieftasche einige sehr schmeichelhafte Zeilen seines Commandeurs in Bezug auf den Ueberfall trug und darunter ein preußisches Soldatenherz, das sich der That freuete, aber er blieb ernst, denn die gefundenen Briefe und die Gedanken die sie bei ihm erweckten, hatten seine klare Siegesfreude verdüstert.

Die Reiter aber huben an zu singen:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Fein's Liebchen schaute zum Fenster heraus, Ade!
Und wenn es muß geschieden sein,
So reich mir dein goldenes Ringelein.
Ade, Ade, Ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Und der uns scheidet, das ist der Tod, Ade!
Er scheidet so manches Mägdlein roth, Ade!
Er scheidet so manchen Mann vom Weib,
Die konnten sich machen viel Zeitvertreib.
Ade, Ade, Ade!
Ach, scheiden und lassen thut weh!

Er ſcheidet das Kindlein von der Wiegen, Ade!
Wann werd' ich mein ſchwarzbraunes Mägdlein kriegen? Ade!
Thäts wohl geſchehen in kurzer Zeit,
Thäts machen uns beiden ein' große Freud'.
Ade, Ade, Ade!
Ja, ſcheiden und laſſen thut weh!

Nachdem einmal der Geſang begonnen, wurde er fortgeſetzt, wie das gemeiniglich bei ſolchen Gelegenheiten auf dem Marſche geſchieht, weil Jeder gern auch ſein Lieblingslied ſingen und hören will. Ein Lied folgte dem andern, und der Officier hörte gern die empfindſamen oder gar melancholiſchen Lieder aus den rauhen Kehlen der tapferen Reiter, denn das iſt eine Eigenthümlichkeit, daß die Mehrzahl der Reiterlieder gerade einen melancholiſchen oder wenigſtens empfindſamen Grundton hat, während das bei der Infanterie nicht ſo der Fall iſt, und bei der Artillerie ganz entſchieden Humor und derber Spaß vorherrſchen.

Als der Lieutenant mit ſeinem Commando in Rieſenburg eintraf, wurde er ſofort von dem General von Herzberg zum Diner geladen und hatte kaum noch Zeit, ſeine äußere Erſcheinung ein wenig zu adjuſtiren; hier kamen ihm ſeine Gefangenen, der General Pelet und ſein Adjutant, mit franzöſiſcher Ar-

tigkeit entgegen, Beide hatten ſich ſoldatiſch über ihr Mißgeſchick getröſtet, und der Lieutenant, der bei Tafel zwiſchen ihnen beiden Platz nehmen mußte, konnte glauben, er habe ihre Bekanntſchaft auf die allerfreundlichſte Art in einem befreundeten Hauſe etwa gemacht, und nicht bei einem blutigen Ueberfall in kalter Winternacht. Er fand im Geſpräch auch bald eine paſſende Gelegenheit, den Adjutanten, der Dragonerofficier war, zu fragen, wer die langſchwänzige Schimmelſtute geritten. Er mußte ſich ziemlich Gewalt anthun, als der General, der die Frage gehört, dieſelbe beantwortend ſagte: „Die Schimmelſtute iſt ein hübſches Pferd, ſie gehörte dem Oberſtlieutenant Telieu; ich bin neugierig, zu erfahren, wie er der Gefangenſchaft entronnen, denn kurz vor ihrem Eintritt in unſer Zimmer, Herr Lieutenant, hatte er uns verlaſſen!“

„Sie hätten vielleicht eine alte Bekanntſchaft erneuert bei dieſer Gelegenheit,“ ſetzte der Dragoneroffizier hinzu, „denn der Oberſtlieutenant war vor zwei Jahren längere Zeit in Berlin, er hat uns viel erzählt von ſeinem damaligen Aufenthalt.“

„Ich kann mich nicht beſinnen!“ entgegnete der Lieutenant gezwungen.

Der tapfere Officier ſagte nicht die Unwahrheit er entſann ſich des Mannes nicht, des Namens aber nur zu gut, Telieu war der Familienname der Geheimräthin von Reinbach.

Der franzöſiſche Dragonerofficier that mehrere Fragen über Berlin und dortige Verhältniſſe, die Herrn von Leiſt zeigten, daß der Obriſtlieutenant ſeinen Kameraden allerdings viel von Berlin erzählt haben mußte, die ihm aber unter dieſen Umſtänden ſtörend, beinahe peinigend waren.

Eine angenehme Ueberraſchung aber hatte Leiſt, als nach aufgehobener Tafel ein Kamerad zu ihm trat und ihm zuflüſterte: „Der Obriſt hat ſie für ihren Ueberfall zum Orden pour le mérite vorgeſchlagen; ich gratulire, Herr Kamerad!“

Fünfzehntes Capitel.

Das Rienäcker'ſche Haus.

In einem ſtattlichen alten Hauſe zu Königsberg in Preußen, das ſeit länger als hundert Jahren im Beſitz einer wohlhabenden Familie aus dem Kaufmannsſtande war, herrſchte am Mittage des 15. Juni 1807 eine Verwirrung, die ſonſt in dem geordneten Hauſe unerhört war. Der Hausherr, ſchon mehrere Stunden abweſend, war zur gewohnten Mittagszeit nicht heimgekehrt, die Hausfrau, eine kleine runde Perſon mit ſonſt ſo freundlichen Augen und rothen Wangen, lief unruhig, ganz gegen ihre Gewohnheit, mit bleichem Antlitz und ängſtlichen Blicken auf und ab; an dem ſauber gedeckten Tiſch nahm Niemand Platz, die alte Köchin ſaß kopfſchüttelnd in der

Küche und ſchalt auf die Magd, die nicht erſchien, um die Speiſen aufzutragen; die aber war ausgeſchickt, den Hausherrn zu ſuchen, und hinter der Magd her war der greiſe Hausknecht geſendet worden, um zu ſehen, wo ſie bliebe; weder der Herr, noch die Magd, noch der Knecht waren zurückgekehrt.

Der Lärmen und die Unruhe auf den Straßen nahmen immer mehr zu, die Beſorgniß der Hausfrau ſtieg in demſelben Maße, von Zeit zu Zeit rollte der Donner einzelner Schüſſe dräuend über die geängſtete Stadt hin, während das ruckweiſe Krachen von Gewehrſalven immer häufiger ſich wiederholte und immer vernehmbarer wurde, ein Zeichen, daß die Gefahr näher kam. Die Hausfrau ſtand in der Thür, ſie ſpähete nach Bekannten, die ihr Nachricht zu geben vermöchten. Truppen marſchirten vorüber, Infanterie und Cavallerie, Preußiſche und Ruſſiſche, ſie marſchirten aber nicht in der Richtung, aus welcher her man den Kanonendonner vernahm, ein Zeichen, daß dieſe Truppen abzogen. Dazwiſchen fuhren Wagen aller Art, und die Bürger Königsbergs drängten ſich mit ängſtlichen oder doch ernſten Mienen durch all dieſen kriegeriſchen Apparat.

„Die Schneidemühlen sind völlig niedergebrannt, Madame Rienäcker!“ rief ein Vorübergehender der geängsteten Hausfrau zu.

„Da ist mein Alter draußen,“ sagte sie halblaut vor sich hin; „seine Mühle verbrannt, daß sich Gott erbarme!“

„Wo ist Herr Rienäcker?“ fragte ein Anderer; „wissen sie schon, daß die Stadt vertheidigt wird?“

„Unsinn!“ rief ein Dritter, „General von Rüchel hat die Stadt bereits verlassen, sehen sie denn nicht, daß alle diese Truppen rückwärts gehen?“

Der Erste aber deutete schweigend auf zwei Züge schwarzer Husaren, welche so eben, die Pistolen in der Faust, die Säbel am Kampfriemen, vorüber sprengten, und zwar in der Richtung, aus welcher man schießen hörte.

„Naßgarten steht in hellen Flammen!“ meldete nach einer Weile wieder ein Vorübereilender.

Die kleine runde Madame Rienäcker dachte an einige ihrer Bekannten, welche in der genannten Vorstadt wohnten, und der armen Frau wurde immer ängstlicher zu Sinne, daß ihr Mann sie so allein gelassen in solchen Zeit.

Da wälzte sich plötzlich langsam ein dichter Knäuel von Menschen die Straße herauf; zuerst kamen einige Dragoner und ein Paar Stabsofficiere, dann erschien ein greiser Preußischer General, ehrwürdig anzuschauen, kurze graue Locken schmückten sein Haupt, klug blickten die Augen unter den grauen Wimpern. Das war der General von Lestocq, er saß auf einem hochbeinigen braunen Engländer und hielt grüßend den Federhut in der Hand. Eine dichte Schaar der Bürger Königsbergs umringte den edlen Feldherrn, der die einzigen Lorbeern auf dem Schlachtfelde pflückte für Preußens Ruhm in jener unglückseligen Zeit. Mild und freundlich sprach er den entsetzten Leuten Trost zu, und als er die Ecke der Straße erreicht hatte, da hielt er sein Streitroß an und sagte mit bewegter Stimme: „Ich gebe ihnen mein Ehrenwort, liebe Herren, daß ich zum Besten ihrer Stadt gethan habe, was in meinen Kräften stand; ihr Königsberger werdet mein Andenken noch segnen, wenn ich schon längst nicht mehr bin. Leben sie wohl!“

„Das walte Gott, Vater Lestocq! Lebe wohl, Vater, lebe wohl!“ riefen Hunderte von Stimmen,

und Thränen rannen über manche Wange. Der General regte sein Roß an und ritt in vollem Trabe davon; seine Suite und seine Escorte folgten ihm.

Viel später haben die Königsberger erst erfahren, was sie dem Vater Lestocq verdankten. Er hatte nämlich vor seinem Abzuge die russischen Truppen, unter dem Vorwande, sie dem Feinde in die Flanke zu werfen, vollständig aus der Stadt entfernt, welche die Absicht gehabt haben sollen, Königsberg bei ihrem Abzuge zu plündern und in Brand zu stecken.

Nachdem Lestocq Königsberg verlassen, flüchtete Alles, was die Ankunft der Franzosen nicht erwarten wollte oder durfte. Eine Menge Officiere, die an der Elbe oder der Saale entlassen worden waren, wanderten, ihre Bündelchen auf dem Rücken, hastig dem Thore zu, und eine Stunde später glich die eben noch so lebhafte Stadt einer großen Einöde, in der eine angstvolle Stille herrschte, in deren Straßen man nur einzelne Menschen gewahrte, welche gesenkten Hauptes, gebeugt und traurig, hastig und geräuschlos hin und her huschten. Eben so lautlos besetzten die Bürger die Wachen und Posten, und nur der Donner einzelner Kanonenschüsse, der von Naßgarten herüber

dröhnte, verrieth die Urſache der ſtummen Beſorgniß, welche in der Preußiſchen Hauptſtadt herrſchte.

Madame Rienäcker war längſt in ihr Haus zurückgetreten, die Stille, die auf der Straße ſo plötzlich eingetreten, erſchreckte ſie mehr noch als der Lärmen, welcher derſelben vorangegangen; die kleine Frau ſuchte Troſt bei der alten Köchin in der Küche, obwohl ſie ſich das durchaus nicht merken ließ, und fand ihn wirklich, obwohl ſie das noch weniger verrieth. Die alte Magd wußte nämlich noch ganz genau, wie die Ruſſen im ſiebenjährigen Kriege in Königsberg geweſen, und hegte eine unbeſchreibliche Verachtung gegen die Franzoſen, wie alle Leute dazumal in Preußen, die nur die Franzoſen des ſiebenjährigen Krieges kannten. Die Rienäcker'ſche Köchin hatte lange durchaus nicht glauben wollen, daß die Franzoſen bis nach Preußen vorgedrungen, und noch jetzt verzog ſie ihr altes runzelvolles Geſicht ſtets zu einem ſchlauſpöttiſchen Lächeln, wenn von den Franzoſen und ihrem Vordringen die Rede war. Sie hegte nämlich im Stillen die Ueberzeugung, daß alle Niederlagen und Rückzüge der Preußen nur „Preußiſche Kniffe" wären, ſtrategiſche Bewegungen, die der König

ganz expreß angeordnet hätte, um den franzöſiſchen Kaiſer mit ſeiner ganzen Armee in eine erſchreckliche Falle zu locken und gefangen zu nehmen.

Man kann dieſe unverwüſtliche preußiſche Zuverſicht der Rienäckerſchen Köchin lächerlich finden, es iſt aber auch ein rührender Zug darin, und dieſe Gefühle haben ihre ganz beſtimmte gute Bedeutung, wenn ſie von Vielen getheilt werden. Und das war der Fall, die alte Köchin ſtand nicht allein in Preußen ſteif und feſt in dieſer Meinung, es waren Viele, die entweder ganz ebenſo oder doch ähnlich dachten, und zwar noch lange über den Tilſiter Frieden hinaus, die ſo dachten bis 1812 und dann 1813 triumphirend ſagten: nun, haben wir's nicht immer geſagt? haben wir nicht Recht gehabt? Solch unverwüſtliche Zuverſicht der Leute aber auf die Zukunft Preußens, denn das iſt's doch im Grunde, iſt einer von den Grundpfeilern, auf denen Preußen ruht.

Die zuverſichtliche Sprache der alten Magd gab auch der kleinen runden Hausfrau nach und nach einige Ruhe wieder; ſie kehrte an die Thür zurück, ſie ſah noch eine Weile zu, wie einzelne Wagen, einzelne Reiter, auch noch kleine Soldatentrupps vorübereilten,

dem Gumbinnenschen Thore zu; da kam endlich, es mochte Nachmittags vier Uhr sein, ihr Hausknecht und ehemaliger Markthelfer zurück. Die ehrliche Seele hatte zwar weder die Magd noch den Hausherrn gesehen, aber es war der Madame Rienäcker doch ein Trost, daß wieder eine Mannsperson im Hause war, und außerdem hatte der alte Mensch eine Menge Dinge zu erzählen, das aber hatte die kleine Frau ganz außerordentlich gern; sie klatschte gern mit ihren Dienstboten, auch mit anderen Leuten, das war ihre Schwäche, und Herr Rienäcker pflegte darüber seit einigen zwanzig Jahren zu lächeln, seitdem ihm in den ersten Jahren seiner Ehe verschiedene Versuche mißlungen waren, der hübschen Frau diese Schwäche abzugewöhnen.

Eine halbe Stunde nach dem Hausknecht erschien auch die Hausmagd mit erhitztem Gesicht, mit zerstreutem Haar und theilte zuerst mit, natürlich in größester Ausführlichkeit, daß sie ein hitziges Gefecht mit einigen zärtlichen russischen Husaren bestanden, die sie wegen ihrer kleinen Aeuglein und ihrer platten Nase vermuthlich für eine Landsmännin gehalten haben mochten, ein Gefecht, aus dem, ihrer Versicherung

nach, ihre Tugend siegreich und nur mit Verlust eines Holzpantoffels hervorgegangen war. Nach dieser langen Erzählung, für die ihre drei Zuhörer das höchste Interesse zeigten, nach vielen Fragen und Gegenfragen erst, gab die Magd ferner kund, daß sie den Herrn gesehen habe; er sei, aber vor ein paar Stunden schon, mit anderen Herren auf das Rathhaus gegangen.

Diese erfreuliche, wenn auch verspätete Mittheilung gab der Frau vom Hause so sehr ihre Zuversicht wieder, daß sie sich entschloß, ein Glas Wein zu trinken und einen Bissen zu genießen. Solchen löblichen Entschluß war sie eben im Begriff ins Werk zu setzen, als sie im wehmüthigsten Tone ausrief: „Ach! mein Gott! da haben wir ja über alle die Unruhe den armen Herrn oben ganz und gar vergessen!“

Madame Rienäcker sagte stets „wir“, wenn sie einen Fehler gemacht oder ein Versehen begangen hatte, es kam ihr immer gar zu hart an, auch die kleinste Schuld allein tragen zu müssen. Ein wirklicher Schmerz aber sprach sich in ihrem gutmüthigen Gesicht aus, als sie das sagte, und so hastig es ihre Corpulenz irgend leiden mochte, lief sie nach der Küche, füllte

eigenhändig aus dem Suppentopf eine kleine Terrine, schnitt Weißbrod hinein, trippelte emsig hin und her und stieg endlich, glühend roth im Gesicht, mit einer zinnernen Platte, auf welcher ein kleines Mahl zierlich geordnet war, die Treppe hinauf.

Wir eilen ihr voraus über die steile schmale Treppe, die bis zum ersten Absatz sehr ausgetretene steinerne, dann aber weiter gewaltig knarrende hölzerne Stufen hat; wir eilen über den großen, mit mächtigen nußbaumenen Schränken besetzten Vorsaal im ersten Stockwerk, erklimmen eine zweite noch steilere hölzerne Treppe und treten dann in ein zwar niedriges, aber geräumiges Erkerzimmer.

In diesem hoch und abseits gelegenen Gemach, dessen Wände mit unzähligen kleinen Bildchen in braunen Holzrähmen, Scenen aus dem Leben des großen Friedrich darstellend, dicht behängt sind, liegt ein todtbleicher Mann in einem mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhl, der dicht an das offene Fenster gerückt ist.

Der Verwundete, denn ein solcher ist's, wie der dick umwundene Fuß zeigt, der auf einem niederen Bänkchen ausgestreckt ruht, schläft; seiner müden

Hand iſt ein Buch entſunken, das am Boden liegt. Das bleiche Antlitz ſticht grell ab gegen das ſchwarze Leder des Rückenkiſſens, an das es gelehnt iſt; ringsum herrſcht die tiefſte Stille, denn hier herauf dränge ſelbſt das Geräuſch der Straße nicht, wenn jetzt Geräuſch wäre.

Auf einem Nebentiſch liegen Schärpe, Sporen, Federhut, Degen und die ſchöne Decoration des preußiſchen Ordens pour le mérite militaire, ſauber geordnet, wie überhaupt das ganze Gemach eine Sauberkeit und Ordnung zeigt, welche deutlich verkündet, daß hier die ſorgſame Hand einer Frau gewaltet.

Kehren wir zu dem verwundeten preußiſchen Officier zurück, ſeinen Stand verrathen die Orden und die Waffenſtücke; wir können dem Schlafenden genau in das bleiche, abgezehrte Geſicht blicken; ein kleines violettes Sammetkäppchen hat ſich verſchoben und läßt den völlig kahlen Schädel ſehen, kaum daß hinter den Ohren und im Nacken noch ein wenig Haar zu bemerken iſt. Ein ſchmerzlicher Zug tiefen Leidens liegt ſelbſt im Schlafe um den feingeformten Mund. Wir würden in dieſem wunden, kranken, ab-

gezehrten Krieger ſchwerlich unſern alten Freund, den wackren Hans Dinnies von Leiſt wiedererkennen, ohne die gewaltige, ſchräg über das Antlitz laufende Narbe, das Erinnerungszeichen an die Schlacht bei Jena.

Hans Dinnies von Leiſt hat ſeit ſeinem kecken Reiterſtücklein, dem glücklichen Ueberfall, bei welchem er den franzöſiſchen General Pelet, unſern Bekannten von Beſſin und Berlin, zum Gefangenen machte, noch tapfer gefochten in manchem ehrlichen Reiterſtrauß, hat ſich gezeigt als würdiger Sproß ſeines alten Soldatengeſchlechts, das ſo manchen ſchönen Lorbeerzweig gefochten, ſeit den älteſten Zeiten bis auf dieſen Tag, in den vollen Kranz unſterblichen preußiſchen Waffenruhms, bis eine franzöſiſche Kanonenkugel ſeinem ritterlichen Streiten ein Ende machte. Der tapfere Officier fiel unter ſein getroffenes Roß, betäubt vom Fall lag er mit gebrochenem Fuß unter dem ſterbenden Thiere, das ſich im Todeskampf gewaltig hauend über ihm wälzte, bis es verendet war. Hin und her wogte das Gefecht, Freund und Feind jagten rückwärts und vorwärts ſprengend über ihn hin. Hülflos lag er ſo den ganzen Tag, die Schmerzen weckten ihn aus ſeiner Betäubung, wüthender

Durſt folterte ihn, aber er vermochte nicht, ſich zu erheben, und ſeine Hülfe heiſchende Stimme verklang in dem Brauſen des bald näher, bald ferner toſenden Schlachtgewühls. Da kam die Nacht, eine ſchwere eiſige Regennacht; gierig ſog der verwundete Krieger die erſten fallenden Tropfen mit lechzenden Lippen ein. Der Regen floß in Strömen, in vollen Zügen trank der Unglückliche das Waſſer, das ſich in der blutigen Pfütze um ihn ſammelte. Die Nacht wurde kalt, der Regen floß unaufhörlich; ſchauernd vor Froſt lag er im kalten Waſſer, und er vermochte nicht, den gebrochenen Fuß hervorzuziehen unter dem Cadaver des Roſſes, noch ſich nur zu ſtützen auf den ausgerenkten Arm. Bei vollem Bewußtſein durchwachte der Rittmeiſter von Leiſt die lange qualvolle Nacht. Endlich graute der Morgen, der Tag kam und mit dem Tage die Hülfe. Die wackren Reiter von der Garde du Corps des Königs von Preußen ſuchten ihren Rittmeiſter, den kühnen Führer, den ſie vergötterten, ſeit ſie ihn kannten. Sie zogen den todtwunden Reiter hervor unter dem todten Roß. Der Rittmeiſter ließ ſich nach Königsberg bringen und fand willige und herzliche Aufnahme in dem Rienäckerſchen Hauſe, in

welchem er schon gewohnt und Freundschaft gefunden, als ihn im Winter zuvor der wackere westpreußische Schiffer Jan Blaufink dahin gebracht. Kaum aber hatte der Rittmeister ein Asyl gefunden in dem Hause des Königsberger Kaufmannes, kaum war ihm der erste Verband um das doppelt gebrochene Bein gelegt, so verfiel er in ein schweres Nervenfieber, das er auch sicherlich nicht überstanden haben würde ohne die unendliche Aufmerksamkeit und sorglich treue Pflege, mit welcher der Hausherr und die Hausfrau vorsorgten, die wechselweise an seinem Bette wachten, als sei der wunde Krieger ihr lieber Sohn oder Bruder. Die Gewalt der Krankheit war endlich gebrochen, auch die Beinbrüche begannen zu heilen, aber nun zeigte sich eine so entsetzliche Erschöpfung und eine so unaufhaltsame Abnahme der Kräfte, daß die Aerzte eine Auszehrung fürchteten und Herr Rienäcker sich gedrungen fühlte, die Angehörigen seines Gastes von dessen Zustand in Kenntniß zu setzen. Glücklicherweise war er in so weit mit den Familienverhältnissen des Herrn von Leist vertraut, daß er an den Oheim, den Obrist-Lieutenant von Leist auf Spankow, schreiben konnte; freilich war das Schicksal eines Briefes in

jener Zeit ein höchst unsicheres. Neun Wochen waren verflossen, seit der Rittmeister in dem Rienäckerschen Hause lag, da erst begann sich eine Wendung zum Bessern zu zeigen, die kerngesunde Leistsche Natur raffte sich auf und reagirte mächtig gegen das Leiden; der Kranke begann nach und nach wieder Theilnahme zu zeigen, zuerst für den Verlauf des Krieges, für die Schicksale der Armee und für das Vaterland und seinen König. Tröstliches freilich erfuhr er nicht, aber das Schlimmste verschwieg man ihm, und eigentlich war es seinem Soldatengefühl schon genug, daß Preußens Krieger noch kämpften und männlich Widerstand leisteten. Seitdem gaben die Aerzte Hoffnung, und wirklich besserte es sich mit ihm von nun an sichtlich. Seit mehreren Tagen schon pflegte er den Tag über außer Bett zu sein, er lag dann in dem großen Stuhl, blickte durch das offene Fenster in die klare Sommerluft hinaus, las auch zuweilen einige Seiten, und obwohl er noch immer im höchsten Grade schwach war, so nahmen seine Kräfte doch, zur Freude des ganzen Rienäckerschen Hauses, allmälig wieder zu.

Hastig war Madame Rienäcker hinaufgestiegen, der Athem fehlte ihr, sie mußte einen Augenblick ste-

hen bleiben und sich verschnaufen, dann öffnete sie vorsichtig und leise die Thür des Krankenzimmers.

Aber selbst das leichte Geräusch störte den leisen Schlummer des Reconvalescenten; Herr von Leist öffnete die Augen und blickte seiner getreuen Pflegerin mit jenem matten Dankblick entgegen, der an ein Kind erinnert und in dem Auge kranker Männer, die sich in einer ungewohnten Hülflosigkeit befinden, etwas tief Ergreifendes hat. Dieser Blick rührte die gute kleine Hausfrau immer so, daß ihr die Augen naß wurden, sie mußte dabei, wie sie sagte, immer an ihren Sohn denken, ihr einziges Kind, das sie im zartesten Alter schon verloren hatte.

Natürlich versuchte es Madame Rienäcker, diese Rührung ihrem kranken Gaste zu verbergen, sie entschuldigte doppelt wortreich und hastig die Verzögerung des Mittagbrodes, aber es war in ihrer Stimme doch ein leichtes Beben, und Herr von Leist streichelte dankbar die runde fleischige Hand der kleinen Frau, die ihm auf einem Tischchen, das sie heranschob, die Mahlzeit so bequem als möglich aufstellte. Dabei sagte er ihr, daß er ziemlich lange geschlafen haben müsse und daß er sich jetzt sehr gestärkt fühle.

„Geſchlafen?“ rief die gute Frau, „Gott ſegne ihren Schlaf, lieber Herr Rittmeiſter, ſie können ſchlafen bei Kanonendonner?“

„Kanonendonner?“ wiederholte Herr von Leiſt, der ſeine Brühe mit dem Appetit eines Nervenfieber-Reconvalescenten verzehrte, „es ſchläft ſich gut bei Kanonendonner!“ gleich darauf aber fuhr er, ſich beſinnend, fort: „man ſchlägt ſich alſo vor der Stadt, liebe Maman? Richtig, Papa Rienäcker hat mir's geſtern ſchon geſagt, Rüchel und Leſtocq werden ſich wehren, müſſen ſich wehren!“

„Excellenz Rüchel iſt fort, wie die Leute ſagen“, erzählte Madame Rienäcker, indem ſie ſich, nachdem ſie ihrem kranken Gaſte vorgelegt, behaglich niederſetzte, „und den Vater Leſtocq habe ich ſelbſt Abſchied nehmen hören und fortreiten ſehen; die Leute ſagen, er wolle den Franzoſen in den Rücken fallen. In der Stadt iſt's todtenſtill, Soldaten ſind gar nicht mehr da, weder Preußen noch Ruſſen, unſere Bürger-Compagnieen haben die Wachen beſetzt und mein Alter iſt auf dem Rathhauſe.“

„Alſo wird die Stadt nicht vertheidigt,“ ſagte

der Rittmeiſter mehr für ſich und lauter, aber mit wehmüthigerm Tone, ſetzte er hinzu: „ich verſtehe es wohl nicht, ich bin noch zu ſchwach, aber mir iſt's als würde Königsberg Preis gegeben!“

Madame Rienäcker erzählte noch Einiges von dem, was ſie vernommen, nach und nach ſetzte ſich der Rittmeiſter wohl ein ziemlich richtiges Bild der Verhältniſſe zuſammen, er ahnete, daß Königsberg aufgegeben ſei, aber er gab noch nicht alle Hoffnung auf, weil er nicht begriff, warum die Franzoſen zögerten, die verlaſſene Stadt zu beſetzen. Er wußte nicht, daß man ſich zur Deckung des Rückzuges noch an verſchiedenen Punkten ſchlug.

Die gute kleine Frau hatte nicht nöthig, als ſie ſich nach der beendeten Mahlzeit mit den leeren Tellern entfernte, den Officier zu ermahnen, nicht an die Franzoſen zu denken, ſondern zu ruhen, denn Herr von Leiſt befand ſich ſchon wieder in jenem Zuſtand gedankenloſer Apathie, die bei Geneſenden öfter einzutreten pflegt und von günſtigen Folgen für den Zuſtand der Leidenden iſt.

Als Madame Rienäcker hinunter kam, verkündeten ihr an der Treppe die Magd, im Flur der

Markthelfer und an der Küchenthür die Köchin faſt mit den nämlichen Worten die erfreuliche Kunde, daß der Herr gekommen ſei und ſich gleich zu Tiſche geſetzt habe. Raſch eilte die Hausfrau nach dem großen Wohnzimmer, dort ſaß Herr Rienäcker, ein kleines graues Männchen mit blitzenden ſchwarzen Augen, eifrig mit ſeiner Mahlzeit beſchäftigt, einſam an dem großen Tiſch. Er nickte ſeiner Gemahlin freundlich zu und ſagte lebhaft: „Wollte dich nicht ſtören, mußte eſſen, habe kein Frühſtück gehabt, wahrſcheinlich marſchiren heut noch die Franzoſen ein, ſetze dich, Tildchen!“

Es war eine Lebendigkeit in dem kleinen dürren grauen Männlein, die von großer Beweglichkeit des Geiſtes zeugte, er war dabei nicht ohne eine gewiſſe trockne Galanterie, denn als ſich Tildchen geſetzt hatte, legte er ihr raſch vor und bemerkte: „es wäre unrecht von dir geweſen, wenn du auf mich gewartet hätteſt, aber nimm noch einen Biſſen, du weißt, daß es mir beſſer ſchmeckt, trinke ein Glas Wein! Wie geht es unſerm lieben Rittmeiſter?“

„Es geht ihm gut, Rienäckerchen, recht gut,“ entgegnete die kleine Frau von dem Weine nippend,

„er hat wieder mit beſtem Appetit gegeſſen; alſo die Franzoſen kommen? ſage mir doch —“

„Kann dir gar nichts ſagen, Tildchen,“ unterbrach das graue Männlein lebhaft, „wir wiſſen noch nichts, aber was ſich vorkehren läßt, iſt geſchehen, wenn wir Einquartierung bekommen, ſind es Officiere, wegen der Stallung; du wirſt dir ſchon zu helfen wiſſen, ſprichſt ja franzöſiſch ſo gut wie königsbergiſch, alſo, übrigens iſt meine Sägemühle verbrannt bis auf den letzten Pfoſten; im Kriege leidet man Verluſte, das iſt einmal nicht anders, aber Guſtav Heinrich Rienäcker wird darum noch nicht zu Grunde gehen; gieb mir die Flaſche dort, ſo, danke dir, und nun noch ein Wort. Tildchen, ich habe eine rechte Freude für unſern Rittmeiſter, aber ſo eine rechte große Freude, die ihn ganz allein ſchon wieder geſund machen kann, wie der Doctor ſagte, den ich auf dem Rathhauſe geſprochen habe. Die Freude ſollſt du dem Rittmeiſter behutſam mittheilen, denn ihr Frauen könnt ſo etwas immer beſſer als wir Männer, aber behutſam.“

„Ja, ja“ — rief Tildchen eifrig, ich verſtehe mich darauf, „ich will gleich gehen, nicht wahr, er iſt Major geworden?“

„Major?“ rief Herr Gustav Heinrich Rienäcker im Tone der tiefsten Geringschätzung, „er ist viel mehr geworden!“

„Seine Majestät der König hat ihn gleich zum Obersten gemacht?“ fragte die gute Frau mit hochrothem Antlitz und vor Freude funkelnden Augen.

„Was das für eine Frau ist; Tildchen, ich sage dir, unser Rittmeister ist noch viel mehr geworden?“

Der kleine graue Mann sagte das mit einer solchen Energie und mit so hellleuchtendem Blick, daß Tildchen halb erschrocken meinte: „Er ist also wirklich gleich General geworden!“

„Er ist noch viel mehr als General, er ist Vater geworden!“ endete der Kaufmann endlich triumphirend.

Einen Augenblick sah die Dame ihren Gemahl mit einer gewissen Enttäuschung an; sie hatte die Leiden des Rittmeisters gesehen, sie würde es eigentlich ganz passend gefunden haben, wenn der König ihren Rittmeister dafür zum General ernannt hatte; im ersten Augenblick imponirte ihr die Vaterschaft nicht so, und sie sah halb verlegen in das gutmüthig spöttische Gesicht ihres Mannes. Gleich darauf aber besann

ſie ſich und begriff, daß ihr Mann recht habe, daß in dieſem Augenblick die Nachricht von dem Eheſegen ein doppeltes Glück für den Reconvalescenten ſein müſſe. Beide Eheleute wußten, daß Herr von Leiſt noch keine Kinder hatte. Die gute Hausfrau ſtellte ſich nun ſofort die Freude und das Glück des armen Officiers ſo lebhaft vor, daß ſie vor Rührung zu weinen begann.

„Der Brief," nahm nun Herr Rienäcker das Wort wieder, indem er ſeiner Frau einen großen Brief reichte, der neben ſeinem Teller gelegen, „iſt zwar ſchon ſechs Wochen oder darüber alt, denn die Frau von Leiſt iſt am zweiten Mai eines geſunden Knäbleins geneſen, wie aus dem Schreiben hervorgeht, und ein wahres Wunderwerk iſt's, daß es glücklich hierher gekommen iſt. Herr Profeſſor Kraus gab mir den Brief heute Mittag auf dem Rathhauſe und ſagte, er habe denſelben von einem jungen Grafen Dohna erhalten, der aus des Königs Hauptquartier angekommen. Ich zeigte den Brief dem Doctor und fragte ihn, ob ich denſelben dem Rittmeiſter geben dürfe, der aber meinte, ich müßte ihn zuvor leſen, denn im gegenwärtigen Stadium der Geneſung könne

eine ſchlimme Nachricht unſerm lieben Gaſte eben ſo gefährlich werden, als ihm eine gute nützen müſſe. Da habe ich's denn in Gottes Namen und auf des Doctors Geheiß gewagt und habe den Brief erbrochen. Gott weiß, wie ich mich gefreut habe. Aber lies den Brief ſelbſt, er iſt von dem Herrn Obriſtlieutenant von Leiſt auf Spankow, dem alten Oheim unſers Herrn Rittmeiſters, lies, Tildchen, und nachher überlege dir, wie du die Freudenbotſchaft dem armen Mann auf die beſte Weiſe beibringſt. Wahrhaftig, es iſt doch gnädig von unſerm Herrgott, daß er uns mitten in dieſer Zeit des Kummers und der Trübſal, des Schreckens und der Noth eine ſolche Freude gegönnt hat!"

Frau Mathilde Rienäcker, geborne Rawald, hatte während dieſer Zeit eine ziemlich umfängliche Brille aus ihrer Taſche geholt, dieſelbe aufgeſetzt und den Brief entfaltet.

„Ei, was ſchreibt der alte Herr Obriſtlieutenant noch für eine hübſche Hand!" bemerkte die Dame.

„Daß ſich Gott erbarm!" lachte das kleine graue Männchen, „eine furchtbare Hand, ellenlange Buchſtaben, aber freilich dick und deutlich!" Wie alle Leute,

die wenig lesen, las die gute kleine Frau nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Lippen; der Brief des alten Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Spankow u. s. w. aber lautete: „Lieutenant, mein Junge, Hurrah! und noch mal hurrah, dreimal! der Fink' hat wieder Saamen; heute Mittag, Punkt zwei Uhr, hat Deine liebe Frau Dir und mir und Allen, die wir vom Hause Leist sind, einen starken, kräftigen und hübschen Jungen geboren. Der Junge ist munter wie ein Fisch, soll mir ähnlich sehen, sagen die Weibervölker, ist aber kein Wort wahr davon. Deine Frau soll nicht mehr ausgestanden haben bei der Affaire, als wie die Frauen gewöhnlich auszustehen haben dabei, ist hübscher als jemals, bin eben bei ihr gewesen, hat mir die Hand kräftig gedrückt, sah tapfer und stolz aus und flüsterte mir zu: „wenn nur mein Mann da wäre!" Nun ja, wenn Du nur da wärest, Lieutenant, mein Junge, es wäre eine Freude! aber das kann ja nicht sein, und hab's auch Deiner lieben Frau, der hübschen neuen Mutter gesagt, und die sieht's auch ein, denn sie ist eine sehr verständige Person. Du wirst Deine Schuldigkeit thun als ein rechter Leist für Deinen König, und der liebe Gott

wird dann ſchon ein Einſehen haben und Dich heimſenden zu Weib und Kind und zu Deinem alten Oheim, wenn dann auch ein Arm oder ein Bein fehlen ſollte; wir Leiſte ſind doch ganze Kerle, wenn auch die Gliedmaaßen mitunter nicht ganz vollzählig ſind. Einer von Pletz hat uns geſchrieben, daß Du eine derbe Schmarre über's Geſicht abgekriegt hätteſt; Lieutenant, mein Junge, ſo ein Ding iſt ein Ehrenzeichen aus freier Fauſt, und die gnädige von Redow, deren Mann der Teufel nach Verdienſt geholt hat, ſchrieb Deiner Frau, daß Du glücklich nach Polen gekommen biſt, und endlich haben wir vorige Woche in der Königsberger Zeitung, die uns geſchickt wurde, geleſen, daß du dich wacker gehalten, einen franzöſiſchen General gefangen und den pour le mérite erlangt haſt. Na, Lieutenant, mein Junge, wir haben alle mit einander geheult vor Vergnügen, und der alte Sternkieker iſt ganz toll geweſen den ganzen Tag. Es freut mich nur, daß ihr euch tüchtig herumſchlagt, ſo lange ihr das thut, iſt Preußen noch nicht verloren, ſondern kommt ſicherlich wieder oben auf. Dieſen Brief ſchicke ich an Einen von Jena, der insgeheim nach Königsberg geht, Gott wird dieſe frohe Nachricht ſchon in

deine Hände gelangen lassen. Nun lebe wohl, Lieutenant, mein Junge, wenn du als Rittmeister heimkommst, wildes Wetter! ich schenke dir die letzten tausend Thaler, die ich noch habe. NB. Deiner Frau, der tapfern Mutter und dem allerjüngsten Leist habe ich eben jedem 100 Stück Friedrichsd'or als recompens gegeben, der alte Leist läßt sich nicht lumpen. Gott behüt' dich, Lieutenant, mein Junge, und nehme dich wie alle tapfern Kriegsleute des Königs in seinen heiligen und mächtigen Schutz. Dein alter Oheim von Leist, Obrist-Lieutenant."

Frau Mathilde hatte den Brief langsam gelesen, dann legte sie ihn zusammen und sagte: „Das ist ein alter tapferer Herr!"

„Und wie willst du unserm Rittmeister die frohe Botschaft mittheilen, Tildchen?" fragte Herr Rienäcker.

„Das ist meine Sache!" versetzte Tildchen entschieden und lächelte so froh dazu, daß ihr Gemahl nicht weiter in sie drang; er wußte die Angelegenheit jetzt in den besten Händen. Und das war ihm lieb, denn er hatte andere, minder angenehme Dinge im Kopf und mußte sofort wieder aufs Rathhaus, um

ſeine Pflicht gegen Stadt und Gemeinweſen zu erfüllen als guter Bürger.

Frau Mathilde Rienäcker geborne Rawald aber begab ſich gleich nach dem Weggange ihres Gemahls zunächſt in die Küche, um der Köchin und der Magd die große Neuigkeit mitzutheilen.

Sechszehntes Capitel.

Französische Einquartierung.

Eine bange Nacht war vorüber, als am Morgen des 16. Juni 1807 die Sonne aufging über der preußischen Haupt- und Krönungsstadt Königsberg. — Der Morgen aber war nicht weniger angstvoll und peinlich als die Nacht, in der sich nur wenige Augen geschlossen haben mochten; freundlich spielte der goldene Frührothstrahl um die Kuppeln der Thürme, um die Firste der Häuser, aber ängstlich lauschende, fast odemlose Stille lag auf den Straßen und den Plätzen. Die Bürger, welche die Posten besetzt hielten, hielten sie schon für den Feind besetzt, und die, welche hinter den Fensterscheiben oder an den Hausthüren der kommenden Dinge harrten, fuhren entsetzt zusammen, wenn zuweilen ein einzelner Wagen, mit scharfem Getöse die Todtenstille unterbrechend, über das Pflaster hinrasselte.

Gegen fünf Uhr trat Herr Guſtav Heinrich Rienäcker auf die Schwelle ſeines Hauſes; das Männlein war ſauber gekleidet, wie immer, obwohl er die ganze Nacht hindurch beinahe auf dem altſtädtiſchen Rathhauſe mit andern Notabeln der Stadt thätig geweſen für das Wohl und Heil gemeiner Stadt. Der wakkere Bürger trug ein Stück unverwüſtlichen preußiſchen Bewußtſeins unter dem blendend weißen hochaufgebauſchten Buſenſtreifen, der dicht und voll hervorquoll aus dem ſchnupftabakfarbenen Leibrock mit goldbeſponnenen Knöpfen. Herr Rienäcker wußte wohl, was er that, als er ſich heute feiertägliche Kleidung anlegte, und er ſtand ſo ſicher und ſelbſtbewußt auf ſeinen dünnen Beinchen, die mit ſchwarzen ſeidenen Kniebeinkleidern und ſchwarzen ſeidenen Strümpfen geſchmückt waren, wie mancher Krieger nicht in ſeinen hohen Sporenſtiefeln ſtand. Der alte Kaufmann hatte nichts vergeſſen an ſeinem Putz, in dem Buſenſtreifen funkelte ein prächtiger Solitair, er prunkte mit goldenen Knie- und Schuhſchnallen, an ſeinen Händen blitzten Ringe mit edlen Steinen. Den Dreimaſter, das Sambucorohr mit goldenem Knopf und die dicken Handſchuhe von geſteppter weißer Seide hielt er in der

Hand. Der Morgenwind spielte mit dem dünnen grauen Haar und störte die sorgfältige Frisur, die schwarzen Augen aber leuchteten so ruhig und klar in dem alten Gesicht, daß Jeder, der darauf achtete, sagen mußte: „der Mann kennt keine Furcht.“

Zum großen Trost der Hausfrau konnte Herr Rienäcker zu Hause bleiben, seine Thätigkeit für die liebe Vaterstadt war beendet, was gethan werden konnte, war gethan, das Weitere stand in Gottes Hand. Auch Frau Mathilde hatte einen Feiertagsrock anlegen müssen von buntblumiger gros de Tours, sie hatte sich schmücken müssen mit alterthümlich prächtigen Kleinoden, die sonst nur an hohen Festtagen das Sonnenlicht sahen. — Die kleine runde Frau war nicht verschönt durch die mächtige Haube, ihr kleidete Einfachheit besser als Putz, und sie wußte das auch recht gut, aber jetzt war keine Zeit, das fühlte sie, zu einer Opposition gegen die bestimmte Ordre des Hausherrn, der auch den Dienstboten in ihren besten Kleidern zu erscheinen befohlen.

Im rothen, blaubesetzten Spenzer wirthschaftete selbst die alte Köchin heute, und sie hatte es eilig, ein

Frühstück zu rüsten, ganz als wenn Herr Rienäcker ein Fest feiere. Kurz, in dem Hause des Kaufmanns war's heute mal wieder ganz anders als in fast allen andern Häusern Königsbergs.

Das kleine tapfere Männlein stand auf der Schwelle seines Hauses und blickte nach dem Schloß hinüber, nach dem Preußischen Königsschloß, wo die Wiege des Königthums gestanden, aus dessen Fenstern der erste König von Preußen mit stolzem Blick geschaut, als er sich die Krone selbst aufgesetzt hatte, und die Herolde mit dem schwarzen Adler sein neues Königthum allem Volk kund und zu wissen thaten unter hellem Trompetengeschmetter. Und jetzt? Aber der wackere Patriot verzagte nicht. Er sah im Geiste noch einmal die geliebte Landesmutter, die todtkranke Königin aus den Thoren dieses Schlosses tragen, erst wenige Wochen waren seitdem vergangen, und er war mit unter den Patrioten gewesen, die damals weinend die Wagen umstanden. Diese Erinnerung ergriff ihn tiefer, es wurde ihm plötzlich zu Muth, als stünde er an einem offenen Grabe, in das die Leiche einer geliebten Person gesenkt werden sollte; aber er ließ die unheimlich schmerzliche Erinnerung nicht Herr wer-

den in seiner Seele und gedachte sich selbst ermuthigend daran, daß er als junger Mensch auf dieser selben Stelle gestanden und gesehen, wie der Feind im siebenjährigen Kriege, der Russe, seine Fahnen und Wappen ausgehängt und Preußen in Besitz genommen hatte für die Russische Elisabeth, und wie der Königliche schwarze Adler von Preußen dann endlich doch wieder siegreich heimgekehrt zu seinem alten Königshorst. Der Kaufherr schwenkte den Hut, als wolle er den siegreich heimkehrenden Preußischen Adler begrüßen.

In diesem Augenblick kam ein großer starker Mann mit pockennarbigem Gesicht um die Ecke und eilte mit langen Schritten dem Rienäcker'schen Hause zu.

„Guten Morgen, Doctor!" rief der Kaufherr dem Kommenden entgegen. — „Guten Morgen, guten Morgen!" entgegnete er hastig, blieb aber, indem er im Begriff war die Stufe hinaufzutreten, stehen, und fragte überrascht: „Was Rienäcker, so geputzt stehen sie an dem Grabe Preußens?"

„So geputzt harre ich der Auferstehung Preußens!" antwortete das kleine Männlein mit hoher Zuversicht.

Der Doctor drückte dem Freunde die Hand, die Männer sahen sich in die Augen und verstanden sich. „Wie geht es unserm Rittmeister?“ fragte endlich der Arzt, „ich vermochte nicht früher zu kommen!“

„Sie hatten recht, Doctor,“ erwiederte Rienäcker, „die Vaterschaft hat Wunder gewirkt, die Apathie scheint gänzlich geschwunden, auch die Stimme ist so kräftig wieder geworden wie einst.

„Ja ja, psychische Mittel der Art,“ meinte der Arzt, „ja, es wäre wohl mancher armen Seele zu helfen, wenn wir solche Mittel durch Recept vom Apotheker verschreiben könnten!“

Damit nickte er dem Kaufherrn zu und eilte in das Haus, um seinen Patienten zu besuchen. Herr Rienäcker stand wieder allein und lauschte mit einem gewissen Gefühl von Befriedigung und Behaglichkeit der hellen Stimme seiner Hausfrau, für die er eine Zärtlichkeit hegte, welche sonst selten bei Leuten seiner Art im vorgerückten Alter. Für einen Augenblick hatte er das allgemeine Unglück vergessen, die Stimme seiner Frau, die mit dem Arzt sprach, rief die Erinnerung vergangener schöner Stunden in ihm wach; er sah die erröthende Braut vor sich, er sah sie wal-

ten und ſchaffen im Hauſe, er ſah die junge Mutter wieder, das Kindlein an der Bruſt haltend; der alternde Mann lächelte ſelig vor ſich hin.

Plötzlich ſchreckte er auf, ſein Antlitz nahm einen ganz andern Ausdruck an.

Horch! was war das?

Trommelſchlag wirbelte durch die Straßen Königsbergs — das war aber nicht der dröhnende Schlag der Preußiſchen Trommel in gemeſſenem Takt — helle raſche Wirbel im Fünfviertel-Takt — franzöſiſche Trommeln lärmten durch Königsberg, franzöſiſche Truppen zogen ſiegreich ein in die Preußiſche Hauptſtadt!

„Sie ſind da!“ bebte es von tauſend bleichen Lippen und aus tauſend verzagten Seelen in dieſem Augenblick.

„Gott ſchütze uns!“ klang hier das Gebet.

„Gott ſchütze uns und Preußen!“ tönte es dort.

Jeder hat ſeine Art, der Feige hat die ſeine, der Muthige aber auch.

„Sie ſind da!“ ſagte Herr Rienäcker, den fragenden Blick beantwortend, mit welchem der Arzt aus dem Hausflur zu ihm trat, ſein Geſicht war ernſt, aber ſeine Augen leuchteten und ſeine Stimme bebte nicht.

Der Trommelschlag kam näher, der Arzt horchte einen Augenblick: „Französische Trommeln in Königsberg!“ rief er im tiefsten Schmerz, den er nicht zu bemeistern vermochte, und Thränen brachen aus seinen Augen.

Der Kaufherr wendete sich auf einen Augenblick ab, er wußte, daß es Männern schmerzlich ist, wenn man sie weinen sieht, dann trat er zu dem Arzt, der ihm ein langjähriger Freund war, und sprach mit ernster Stimme: „Was weinen sie, Freund? wahrlich, ich sage ihnen, ehe zehn Jahre in's Land gegangen, dröhnt Preußischer Trommelschlag über das Pflaster von Paris!“

Die Männer trennten sich, der Arzt eilte zu seinem Hause in der nächsten Straße, und glaubte er auch der kühnen Weissagung seines Freundes nicht ganz, so gab ihm doch dessen felsenfeste Zuversicht auf die Zukunft Muth und Trost für den Augenblick.

Jetzt wurde es immer lauter in der Stadt, jauchzendes Trompetengeschmetter mischte sich in das unaufhörliche Trommeln, Herr Rienäcker trat in sein Haus zurück und schlug die Thür hinter sich zu; ein ächt Königsbergischer Fluch entfuhr ihm, denn das helle

Trompetengeſchmetter klang ihm wie herausfordernder Hohn.

Die Hausfrau kam ihm entgegen; mit einer Bewegung, die er zu verbergen ſich nicht die Mühe gab, ſchloß der Kaufherr ſein Weib innig in ſeine Arme und küßte ihre vollen Wangen, dann ſagte er: „Keine Furcht, Tildchen, haſt ja ſonſt ein unverzagt Herz — jetzt Jeder an ſeinen Poſten!“

Die Hausfrau klirrte mit ihrem Schlüſſelbunde die Treppe hinauf, gefolgt von der Hausmagd; oben im beſten Zimmer, wo Frau Rienäcker ihre großen Kaffeegeſellſchaften zu geben pflegte, war eine lange Tafel gerüſtet und ſtattlich mit feinen Speiſen und Weinen beſetzt. Ein junger Mann, der auf dem Rienäcker'ſchen Comptoir arbeitete und franzöſiſch ſprach, befand ſich hier, um, die Hausfrau unterſtützend, den ungebetenen Gäſten die Honneurs zu machen. Der Hausherr ſelbſt ging mit dem Hausknecht in das große Wohnzimmer zu ebener Erde, auch hier ſtand ein franzöſiſch ſprechender Comptoiriſt an einer wohlbeſetzten Tafel. So erwartete das Haus Guſtav Heinrich Rienäcker die Ankunft der Franzoſen.

Oben aber im Erkerzimmer bei dem verwun-

deten Rittmeiſter und glückſeligen Vater ſaß als Wärterin ein altes buckliches Mädchen, das im Rienäcker'ſchen und andern guten Häuſern vierzig Jahre lang ſchon als Nähterin gedient hatte und in der ganzen Stadt von Alt und Jung kurzweg „Pinchen" genannt wurde, obwohl ſie eigentlich Philippine Schmelzer hieß.

Herr Rienäcker trat an ein geöffnetes, aber von Außen mit ſtarken eiſernen Traillen verwahrtes Fenſter und blickte hinaus.

Einzelne franzöſiſche Reiter kamen im ſchärfſten Trabe, die Piſtolen in der Fauſt, aus einer Seitenſtraße, ritten quer über den Platz und verſchwanden in der gegenüberliegenden. Kurz darauf kündete hallender Trommelſchlag und ſchriller Pfeifenklang das Nahen bedeutender Truppenmaſſen, und wirklich quoll ſofort eine dichte Colonne franzöſiſcher Infanterie aus der Straße, aber auch ſie ging im Geſchwindſchritt über den Platz, Bataillon folgte auf Bataillon, unaufhaltſam, keines hielt ſich auf, kein Mann trat aus dem Glied.

Erſt waren es Einzelne, dann wurden es kleine Trupps von Leuten, die ſich ſammelten, um die Fran-

zosen vorüber marschiren zu sehen und sich ihre Bemerkungen mitzutheilen.

Es waren Truppen vom Corps des Marschalls Soult, Duc de Dalmatie, welche vorüber marschirten, ohne sich aufzuhalten; man sagte, dieselben seien nach Pillau bestimmt, dessen tapferer Commandant, der Obristlieutenant von Herrmann, ein 75jähriger Greis, schon am Tage zuvor aufgefordert worden war, die ihm anvertraute Festung zu übergeben, aber die Capitulation ausgeschlagen und erklärt hatte, er werde sich wehren bis zum letzten Mann. Die Franzosen hatten Pillau darauf eng eingeschlossen und Soult schickte den Belagerern Succurs.

So verging etwa eine halbe Stunde; Herr Rienäcker erfuhr von Vorübergehenden, daß die leichten Truppen der französischen Avantgarde in den Häusern am Paradeplatz und in den anstoßenden Straßen plünderten, daß aber bereits ein starkes Commando der gefürchteten französischen Armee-Gensd'armerie eingetroffen sei, welches Excesse verhindere.

Gleich darauf verhallte jedes, selbst das lauteste Wort unter gewaltigem Trompetengeschmetter; vier Mann hoch, die Glieder dicht aufgeschlossen, schwenkte

ein prächtiges ſchweres Reiterregiment auf den Platz ein und ſtellte ſich in langer Front auf; ſcharf funkelte die Sonne auf Panzerſtück und Helm, ſie blitzte von den Waffen und der Morgenwind ſpielte mit den langen Roßhaarbüſchen, die vom Helmkamm niederhingen. Langſam ritt der Colonel vor die Front, die Trompeten ſchwiegen, plötzlich zerriß ein langer, ſchwer und furchtbar nachhallender Donner die Stille, ein zweites, noch ſtärkeres Krachen folgte unmittelbar, der Obriſt ſchwenkte den Pallaſch und die Panzerreiter brachen in ein wildes jauchzen des „Vive l'empereur!“ aus, das ſie dreimal wiederholten, während nun der ferne Donner laut krachend unaufhörlich über die Stadt hinrollte.

Entſetzt ſtarrten die Königsberger vor ſich hin, ſie begriffen das nicht gleich; es war, als wäre die furchtbare Kanonade dicht vor den Thoren der Stadt, ſie war aber ſieben Meilen entfernt, die Franzoſen hatten die Beſchießung von Pillau begonnen.

Jetzt begann ſich der Platz zu füllen, Soldaten mit Quartierbillets kamen von allen Seiten, Königsbergiſche Jugend, ſchon vom erſten Schreck zurückgekommen, leiſtete Führerdienſte, es wurde laut in allen

Häuſern, nur im Rienäcker'ſchen Hauſe noch nicht, da war's noch ſtill, obſchon ringsum ſich franzöſiſche Flüche miſchten mit dem Geſchrei und den Bitten der Frauen und Mädchen, mit dem halb verzagten, halb grimmigen Drohen der Hausväter, da ſtand der Hausherr noch immer am Fenſter, ſeiner Gäſte harrend. Aber auch an ihn kam jetzt die Reihe — der Colonel drüben hatte ſeine Leute abſitzen laſſen, den Roſſen wurden die Futterſäcke vorgelegt, er ſelbſt aber kam mit zehn oder zwölf Officieren und Ordonnanzen quer über den Platz getrabt, hielt ſein Roß vor dem Rienäcker'ſchen Hauſe und ſtieg ab. Der Hausherr verließ jetzt den Platz am Fenſter und ging mit Hut und Stock den Franzoſen entgegen.

Laut lärmend und lachend hatte die Schaar das Haus betreten, es entſtand aber eine augenblickliche Stille, als das kleine geputzte Männlein im Hausflur plötzlich vor ihnen ſtand und ſie in wohlgeſetztem Franzöſiſch begrüßte, indem er ihnen ſagte, daß er von den tapfern Kriegern einer ſo gebildeten Nation, wie die franzöſiſche ſei, Schutz für ſein Eigenthum hoffe, in dieſer Hoffnung werde er ſie ſo gut bewirthen, wie wenn ſie als Freunde und nicht als Feinde ſeines

Königs und seines Vaterlandes in sein Haus gekommen wären.

Die Haltung des Kaufherrn war dabei so furchtlos, seine Sprache so würdig und so höflich dabei, daß er den Franzosen ganz entschieden imponirte.

„Sie haben nichts zu fürchten für Person oder Eigenthum, mein Herr!“ entgegnete der Obrist freundlich, „und wenn sie uns als Freunde bewirthen wollen, obgleich wir im Kriege mit ihrem Könige sind, so wollen wir, da wir ungeladen kommen, uns einbilden, es sei Frieden zwischen Frankreich und Preußen und wir folgten einer freundschaftlichen Einladung in ihr Haus.“

Herr Rienecker verbeugte sich und bat die Herren, ihm zum Frühstück zu folgen.

„Maixent, sorgen sie für Ruhe und Ordnung!“ befahl der Obrist einem Wachtmeister bevor er eintrat.

In dem Augenblick, wo sich die Reiterofficiere an der reich besetzten Tafel niederließen, wurde ein Posten aufgestellt vor der Wohnung des Kaufmanns, der in ernster Würde, beinahe feierlich, den Feinden die Honneurs bei Tafel machte.

Essend und schwatzend, trinkend und lachend lie-

ßen ſich's die Officiere wohl ſein, und der Obriſt fand an der ruhigen, ernſten und doch mit leiſem Spott gewürzten Unterhaltung des Hausherrn ein ſolches Behagen, daß er ihm ſagte: „So lange ich hier im Hauſe bin, ſoll ihnen und ihrem Hauſe gewiß keine Unbill geſchehen, es iſt aber wahrſcheinlich, daß ich noch dieſen Vormittag mit meinem Regiment die Stadt verlaſſe, für dieſen Fall nehmen ſie dieſe Sicherheitskarte. Man wird ſolche Karten hier vielfach ausgeben, man wird ſie für einiges Geld verkaufen, ich kenne das, ſie werden aber dem Inhaber nichts nützen, wenn nicht ein Name darunter ſteht, vor dem man in der Armee Reſpekt hat. Vor meinem Namen hat man Reſpekt, denn ich pflege diejenigen Officiere, die meine Sicherheitskarten nicht reſpectiren, zum Duell zu fordern und todt zu ſchießen."

Der Colonel ſtrich ſich den Schnauzbart und blickte nicht ohne eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit um ſich; ſeine Officiere lachten.

Der Kaufmann las halb laut die Karte; ſie enthielt die gewöhnliche Formel der Sicherheitskarten: „Il est expressément ordonné à tous militaires français de respecter les personnes et les pro-

priétés de cette maison." Darunter aber ſtand geſchrieben mit den flüchtigen Zügen einer zierlichen Handſchrift: „Donné par le colonel Lafeuillade d'Aubusson."

„Das iſt die Hauptſache!" rief ein Officier.

„Und ein ſehr berühmter Name!" ſetzte Herr Rienäcker hinzu, ſich leicht vor dem Oberſten neigend. Geſchmeichelt erwiederte der eitle Franzoſe die Verbeugung, der ſchlaue Hausherr war gewaltig in ſeiner Achtung geſtiegen.

Indeſſen rollte unaufhörlich der Donner der heftigen Beſchießung von Pillau herüber; auf dem Platze vor dem Rienäckerſchen Hauſe tobten übermüthige Franzoſen, jammerten gemißhandelte Leute, kreiſchten angſtvolle Weiber; ein langer Zug Kanonen raſſelte ſchwer und dröhnend über das Pflaſter, daß die Scheiben in den Fenſtern klirrten, die Reiter drüben begannen zu ſingen, — es war ein rechter Höllenlärmen.

Mitten in dieſem Tumult kam ein Wagen vor das Haus, von einem Reitknecht, der ein paar Pferde führte, und einigen Ordonnanzen begleitet. Der Reiter, der an der Thür Poſten ſtand, wies den Reitknecht mit majeſtätiſcher Gleichgültigkeit ab, obwohl derſelbe,

einen Zettel in der Hand, versicherte, sein General werde hier Quartier nehmen. Alle Demonstrationen hatten keinen Erfolg, der Panzerreiter schritt an der Schwelle des Rienäcker'schen Hauses auf und ab, als habe er Gehör und Sprache völlig verloren. Endlich stellte der Reitknecht seine Versuche sich Einlaß zu verschaffen fluchend ein, blieb aber mit Wagen und Pferden vor der Thür. Eine halbe Viertelstunde später kam ein junger Officier an, er schien sehr verwundert, die Bagage noch vor der Thür zu finden, eilte dann aber mit raschen Schritten in das Haus. Den Officier ließ der Posten ungehindert passiren.

Etwas aufgeregt, wie es schien, trat der junge Officier durch die offene Thür in das Zimmer, wo die Cavallerieofficiere bei Tisch saßen.

„Entschuldigen sie, mein Obrist," wendete sich der junge Krieger mit hochrothem Antlitz an den Marquis von Lafeuillade d'Aubusson, „in diesem Hause ist das Quartier meines Generals, und ihre Posten verwehren den Leuten des Generals den Eintritt."

„So lange ich in diesem Hause bin, ist hier mein Quartier, verstanden?" versetzte der Reiterobrist hochmüthig.

Seine Officiere ſchlugen ein lautes Gelächter auf.

„Mein Obriſt," rief der junge Mann, indem er bleich wurde, aber drohend einen Schritt näher trat „haben ſie die Abſicht, mich zu inſultiren?"

Einige der Cavallerie-Officiere mit wein- und zornrothen Geſichtern ſprangen auf, aber Herr Rienäcker ſtand ſchon zwiſchen ihnen.

„Verzeihen ſie, meine Herren," rief das kleine Männlein, „dieſes iſt mein Haus, und wenn meine Obrigkeit, der Magiſtrat dieſer Stadt, den Herrn General zu mir ins Quartier gelegt hat, ſo muß ich den Anordnungen meiner Obrigkeit gehorchen. Ich bitte ſie, mein Herr, ſagen ſie ihrem Herrn General, daß Alles für ihn in Bereitſchaft iſt. Schletter, ſorge er dafür, daß Wagen und Pferde, ſo wie die Leute, untergebracht werden, und ſie, meine Herren, laſſen ſie ſich nicht ſtören, für den Herrn General und ſeine Officiere werde ich oben eine Treppe hoch ſerviren laſſen."

Dieſe Zwiſchenſprache beſeitigte natürlich ſofort jeden Conflict. Markthelfer Schletter verſchwand, um die Bagage des Generals unter Dach zu bringen, der Lieutenant verbeugte ſich leicht vor dem Haus-

herrn, verließ aber sofort das Zimmer, die Reiteroffiziere setzten sich wieder zur Flasche, der Obrist aber sagte artig: „Ich bewundere sie, mein Herr, ihre Vorsorge hat alle Schwierigkeiten im Voraus beseitigt!“ „Nun,“ meinte Herr Rienäcker lächelnd, „das war so schwer nicht voraus zu sehen; ich konnte mir denken, daß man mir einen höhern Officire in's Quartier geben würde, da mein Haus Stallung hat; zugleich aber mußte ich für die Bedürfnisse der durchmarschirenden Truppen sorgen, da der Weg an meinem Hause vorüber führt.“

„Ich glaube, dieser Herr würde nicht in Verlegenheit gerathen, wenn noch ein General bei ihm Quartier nehmen wollte!“ rief ein Lieutenant vom andern Ende des Tisches herüber.

„Das würde mir denn doch ein wenig zu viel werden!“ entgegnete der Kaufherr, „denn die ziemlich beschränkte Wohnung im zweiten Stock meines Hauses hat einer meiner Freunde inne, ein Officier von meines Königs Regiment Gardes du Corps, der vor länger als zwei Monaten schwer blessirt wurde und jetzt noch so leidend ist, daß er noch immer nicht allein gehen kann. Der arme Rittmeister, er wird nie mehr zu

Pferde ſteigen können, ſein rechter Fuß iſt hin, das iſt ſein herbſter Schmerz!“

Meiſterhaft hatte der kluge Kaufmann ſeine Worte berechnet, die Theilnahme für den verwundeten Kameraden, für den Mann ihrer Waffe war bei allen Franzoſen rege; aus manchem Munde hörte man wehmüthig: „Der Arme; ein Cavallerie-Officier, der nicht mehr zu Pferde ſteigen kann!“ Wie vielen von den tapferen jungen Reitern, die hier um den Tiſch ſaßen in der Fülle der Kraft und Geſundheit, war ein gleiches Schickſal beſtimmt?

„Ich werde mit dem General, der hier im Quartier liegt, reden, mein Herr,“ nahm der Obriſt das Wort, „daß der arme Preußiſche Herr Kamerad ſo wenig als möglich geſtört werde. Kannte einer von ihnen, meine Herren, das junge Hähnchen? bei welchem General thut das Herrchen Dienſt?“

„Wenn ich nicht irre,“ antwortete ein Escadronschef, „iſt er bei dem General Pelet.“

„Ah, da gratulire ich,“ rief der Obriſt ſichtlich erfreut, „eine feindliche Einquartierung iſt nicht ſehr angenehm, mein Herr, und ein feindlicher General kann ſehr unbequem werden, aber mit General Pelet

werden sie wenig Mühe haben, und er ist der Mann, selbst in Feindes Land sich Freunde zu machen. General Pelet," setzte er dann leise hinzu, „ist ein Mann von feiner Erziehung, von guter Familie, wir sind Verwandte, weitläuftig zwar, aber doch verwandt. Jetzt ist's mir doppelt lieb, daß sie vorher dem beginnenden Auftritt ein so schnelles Ende gemacht haben. Ich bin ihnen sehr dankbar dafür!"

„Erlauben sie, daß ich meine neuen Gäste empfange!" entgegnete Herr Rienäcker, indem er sich erhob, denn im nämlichen Augenblick wurde die Hausthür geöffnet und General Pelet trat, von einer ganzen Schaar von Officieren gefolgt, in den Flurgang. Auch die Reiterofficiere erhoben sich, General Pelet hatte einen Namen in der Armee und gehörte ihrer Waffe an, der Obrist folgte dem Hausherrn.

„Wie!" rief General Pelet, dem Obristen lachend die Hand reichend, „sind sie es, lieber Marquis? sie wollen ihrem eigenen Cousin mit gewaffneter Hand sein Quartier abnehmen?"

„Daran ist nur ihr Adjutant schuld, lieber Chevalier," erwiederte der Obrist, die Hand des Generals drückend; „junger Herr Kamerad, konnten sie mir

nicht gleich ſagen, daß es ſich um General Pelet handle? doch nichts für ungut!“

Dabei reichte der Obriſt mit ſoldatiſcher Offenheit und doch feinem Anſtand dem jungen Lieutenant die Hand, und dieſer nahm mit einer großen Befriedigung die Hand zuſammt der leichten Entſchuldigung an; der Obriſt Lafeuillade d'Aubuſſon war ein berühmter Krieger und ein ſehr vornehmer Herr.

Die vornehmen Herren aber galten ſeit einiger Zeit wieder außerordentlich viel im napoleoniſchen Heere, die vielen Emporkömmlinge darin wollten jetzt Alle, dem Beiſpiele ihres Kaiſers folgend, für vornehm gelten und ahmten die Sitten und Manieren des alten Adels ſo gut ſie es irgend vermochten nach. Auf die oft rohen Feldſoldaten wirkten die Manieren der alten guten franzöſiſchen Geſellſchaft wie eine Bezauberung, und die Adelstitel: Marquis und Chevalier galten mehr als Graf und Herzog, denn Prinzen, Herzoge, Grafen und Barone hatte der Kaiſer in Menge gemacht, Marquis und Chevalier aber ſtanden nicht in ſeinem Adelsſchematismus, wer dieſe Titel alſo führte, der mußte der alten feudalen Ariſtokratie angehören. Freilich gab es noch etliche republikani-

ſche Währwölfe, die von der Pike auf gedient hatten und ſich darüber grimmig ärgerten, daß die Cidevants alſo wieder zu hohem Anſehn kamen, einige ſpotteten auch wohl darüber, daß die alten Titel wieder auftauchten, die ungeheuere Mehrzahl aber bewunderte den neuen Glanz des ancien regime, und unter den Reiterofficieren im Rienäcker'ſchen Hauſe waren die Meiſten ſehr ſtolz darauf, daß ihr Commandeur ein Marquis, ein ächter wirklicher Marquis ſei.

Der General theilte dem Obriſten in kurzem Geſpräche noch mit, daß derſelbe wahrſcheinlich in der nächſten Stunde den Befehl erhalten werde, auszurücken, verabſchiedete ſich freundlich von ihm und folgte dem Herrn Rienäcker, der ihn und ſeine Officiere in den obern Stock geleitete, wo ihn die Hausfrau mit einem zierlichen Knix empfing und dann ſeinen Arm nahm, um ihn zur Tafel zu führen.

Bei Tiſche geſtalteten ſich dann leidliche Verhältniſſe.

In den andern Häuſern der Stadt gingen die Sachen aber lange nicht ſo glatt ab, da fehlten einerſeits der Einquartierung die feine Sitte und die ritterliche Art des Generals Pelet oder des Obriſten La-

feuillade d'Aubuſſon, andererſeits den Bequartierten aber auch die Vorausſicht, die Gewandtheit und, was man nicht vergeſſen muß, die reichen Mittel des Herrn Guſtav Heinrich Rienäcker.

Von allen Seiten wurde die ſtädtiſche Einquartierungscommiſſion ſowohl, wie der proviſoriſche franzöſiſche Commandant General Eſtenbenrat von Klagenden überlaufen, die Klagen nahmen immer mehr zu, und nicht immer waren die Franzoſen allzu bereitwillig, die Bürger gegen ihrer Landsleute Uebermuth zu kräftig in Schutz zu nehmen. Es geſchah wohl Einiges, aber ohne Schneid und Eifer. Auf dem Bureau des Commandanten wurden Sicherheitskarten, das Stück für einen Thaler, verkauft, aber ſie wurden ſchlecht reſpectirt. Obriſt Lafeuillade d'Aubuſſon „kannte das," wie er ſagte. Nicht immer waren die brutalen und übertollen Stürmer die gefährlichſten, verderblicher und ſchändlicher handelte raffinirter Uebermuth oft. In einem Hauſe mußte der Hausherr von Vormittag an bis tief in die Nacht Violine ſpielen, während die einquartierten Franzoſen mit ſeiner jungen Frau und deren Schweſter tanzten, lachten, zärtlich ſcherzten und ſich in dem beſten Wein des Violinſpielers be-

rauschten. Der unglückliche Mann mußte dabei in jeder Pause einen Krug Wasser aus einem Eimer trinken, wozu ihn die Franzosen mit vorgehaltenem Bajonnet zwangen. Die Marter des Unglücklichen endete erst, als in der Nacht die Soldaten berauscht zu Boden sanken; er selbst starb an den Folgen dieser Mißhandlungen.

Bei einem wohlhabenden Bürger lagen zwölf Chasseurs vom Po, Italiener, im Quartier; sie zwangen den über fünfzigjährigen sehr corpulenten Mann, Holz zu hacken, und konnten sich nicht satt sehen und satt lachen über die unbehülfliche Figur, die derselbe bei dieser ungewohnten Beschäftigung spielte. Sie riefen immer mehre ihrer Kameraden herbei; der Aermste mußte seinen ungebetenen Gästen den ganzen Nachmittag diese Kurzweil machen, denn sie schlugen das Gewehr auf ihn an, sobald er aussetzte; der bubenhaft muthwillige Scherz aber griff ihn so an, daß er kurze Zeit darauf starb.

Namentlich hatten die Frauen und Mädchen viel zu leiden; doch wir wollen einen Schleier über alle Scenen der Art decken, sie lassen sich leichter denken als wohl beschreiben. Freilich wurde von den besser

denkenden Officieren, die man zu Hülfe rief, Abhülfe geschafft, eben so oft aber erhielten die Klagenden schnöde Abfertigungen. Wie denn ein Bürger, der sich zu der Bemerkung hinreißen ließ, daß solche Schändlichkeiten die Ehre der französischen Fahnen beflecken, die ächt französisch freche Antwort erhielt: „Was wollen Sie?“ dem Herrn Christus folgten nur zwölf, und darunter war schon ein Judas Ischarioth, dem großen Kaiser aber folgen 400,000 Mann, wie können Sie verlangen, daß das lauter Tugendhelden sein sollen!“

Geradezu geplündert wurden allerdings nur wenige Häuser, dagegen nahmen die Einquartierten, namentlich in den ersten Tagen, mit, was ihnen gefiel, und wiesen jeden Widerspruch dagegen durch das allerdings schlagende Argument eines flachen Säbelhiebs einfach von der Hand.

Manches Unheil, mancher Unfug kam indessen auch auf die totale Kopflosigkeit, mit welcher die städtischen Behörden die Quartierbillets ausstreuten, und auf die Unfähigkeit der Bürger, sich mit ihren Gästen zu verständigen, die oft Dinge verlangten, welche gar nicht zu beschaffen waren, sich aber in manchen Fällen

wenigstens gewiß mit Surrogaten hätten abfinden lassen, wenn nur irgend eine Verständigung möglich gewesen wäre. Die armen und gequälten Leute kochten für die Einquartierung meist so gut sie es vermochten, oft aber warf französischer Uebermuth, dem die Speise vielleicht nicht genehm war, sofort die Schüssel unter den Tisch, und mit Thränen in den Augen sah's der Hausvater, der nicht wußte, woher das Geld zu anderer Speise nehmen. Es wurde auch nicht besser, als endlich, beiläufig am eilften Tage nach dem Einmarsch, der „General-Gouverneur, Großofficier und Großband der Ehrenlegion, so wie Adjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs" Savary bekannt machte, daß die Bürger ihrer Einquartierung weiter nichts zu geben verpflichtet wären als Feuer zum Kochen und Licht. Wehe dem Unglücklichen, der gewagt hätte, darauf hin die bisherige Verpflegung auch nur zu mindern: „Wir dürfen jetzt also nichts mehr von ihnen fordern, wir verdanken Alles ihrer Güte!" sagten viele Franzosen mit argem Hohn. Freilich konnte man klagen, aber wer hatte den Muth dazu? und bei Umquartierungen war gewöhnlich nichts gewonnen. Sträfliche Gefällig-

keiten seitens der Frauen und Töchter linderten allein das harte Loos, aber auch nicht immer.

Unter solchen Umständen war's denn freilich nicht zu verwundern, daß Erbitterung, Grimm und Groll in den Herzen der Königsberger Bürger so rasch wuchsen, daß es gleich am ersten Tage zu blutigen Excessen kam. Ein Tischler erschlug, um seine Tochter zu retten, einen Voltigeur-Capitän auf der Stelle, es gelang dem armen Mann, mit Hülfe treuer Nachbarn, zu flüchten; ein Arbeitsmann verwundete einen Franzosen, tödtete seine treulose Braut und ersäufte sich. Es gab haarsträubende Scenen des Jammers und des Entsetzens, aber sie gingen unter spurlos oft in dem großen Strudel der Ereignisse, der in schwindelnder Eile Alles mit sich fortriß.

Wie zum Hohn mußte der Magistrat schon am Tage nach dem Einmarsch ein Publicandum erlassen, in welchem die Weisheit, Würde und Umsicht der französischen Militärbehörden glänzend gerühmt wurde. Aber vielleicht hatte Königsberg doch Ursache dazu, solchen Dank zu publiciren, denn allerdings hatte der Feind in den kleinen Städten Preußens weit wilder und härter noch gewirthschaftet. Auf dem platten

Lande aber, wo der Uebermuth der Soldaten sich sicher vor der Nähe höherer Officiere wußte, fanden Vorfälle vandalischer Zerstörungswuth und kannibalischer Rohheit vielfach statt.

Das Landvolk aber hatte auch rascher und grimmiger und viel häufiger zur Selbsthülfe gegriffen. Eine ganze Anzahl von französischen Soldaten wurden erschlagen in jenen rothen Juniustagen. Mit blutiger Energie machten die Franzosen indessen jenen Acten sehr erklärlicher und verzeihlicher Selbsthülfe ein Ende. Zuerst erschien eine Bekanntmachung, welche lautete: „Gemäß der Anordnung Sr. Excellenz des Kaiserl. französischen Herrn Reichsmarschall Soult wird hiermit bekannt gemacht, daß Jedermann, er sei weß Standes und Nation er wolle, der sich beigehen lassen sollte, Gewaltthätigkeit gegen französische Militärpersonen auszuüben, sogleich verhaftet und auf Befehl der französischen Generalität mit dem Tode bestraft werden soll."

Diese Anordnung war gewiß vom französischen Standpunkt gerechtfertigt, und der Schrecken, den sie verbreitete, war nützlich für die Franzosen, aber sie hielt doch nicht Alle ab, eine schnelle und blutige

Rache an den übermüthigen Drängern und Treibern, an den Schändern der Weiber und Verführern der Töchter zu nehmen, denn fast täglich wurden Todesurtheile der Militärcommission veröffentlicht; sie trafen meist Landleute, welche des Mordes an französischen Soldaten überführt, oder auch nur verdächtig waren.

Die französische Einquartierung lastete schwer auf Königsberg und Preußen.

Siebenzehntes Capitel.

Reisende.

Wenige Tage nach dem Einmarsch der Franzosen in Königsberg bewegte sich ein leichter Wagen, der mit drei elenden Postpferden bespannt war, langsam und mühselig daher auf der ausgefahrenen Landstraße, die von Danzig nach Königsberg führt. Zwei Tage schon dauerte das Regenwetter, in der Atmosphäre herrschte jene ungesunde Naßkühle, welche die Mutter der Fieber ist, die verwahrloste und kothige Landstraße paßte genau zu der Temperatur und Beide bildeten ein Ganzes mit der trostlosen Scenerie zu beiden Seiten des Weges. Es war der Pfad des Krieges, über diese Gefilde war er hingeschritten mit dem blutigen Fuß und dem eisernen Tritt, die Dörfer hatte er entvölkert, die Woh-

nungen ſterblicher Menſchen wurden zu wüſten Brandſtätten, die Felder ſind abfouragiet, die Cadaver von Roſſen und Rindvieh im Straßengraben verkünden die Seuche, die hohläugigen Bettler am Wege, die vor wenigen Wochen noch wohlhabende Landleute waren, die Herrſchaft des Fiebers und des Hungers.

Es mag tief erſchütternd ſein, durch ſolche Gegenden zu reiſen, bei jeder Raſt immer wieder dieſelben Jammergeſchichten von Leuten zu hören, die im eigentlichſten Sinne nichts gerettet aus dem Schiffbruch als das nackte Leben, die nun mit Lumpen bekleidet, hungernd und elend durch die dachloſen Trümmer ſchleichen, die einſt ihre Wohnung waren; tiefe Trauer liegt auch auf den Geſichtern der beiden Frauen, die im Grund des leichten Gefährtes auf einem Sitzbündel von hartem Erbſenſtroh Platz genommen haben. Zum Schutz gegen den leiſe aber unaufhörlich niederrieſelnden Regen dient ihnen ein großer Regenſchirm, ein tragbares Wetterdach mit ſchadhafter Wachsleinwand beſpannt, deſſen Stock die beiden Frauen abwechſelnd halten müſſen. Die zur Rechten ſitzende iſt eine noch junge Dame von ſchlankem aber doch vollem Wuchſe, ihr feines, etwas bleiches, aber mild-

ernſtes Antlitz iſt belebt, und die ſchönen braunen Augen blicken mit einem halb kindlichen Ausdruck von Sehnſucht und Ungeduld unter dem Strohhut hervor, deſſen breite Vorkrempe weit abſtehend ein zierliches Köpfchen zeigt, das von einem weißen mit blauem Band durchzogenen Häubchen bedeckt iſt.

Dieſe anmuthige Dame, welche trotz des träufelnden Regens mit einer ungeduldigen Bewegung den Mantel zurückgeworfen hat und eifrig in der Richtung nach Königsberg ausſchaut, iſt Frau Eliſabeth von Leiſt, die Gemahlin des tapferen Officiers, den wir im Verlauf unſerer Erzählung oft begleitet und letztlich unter dem Dach des Rienäckerſchen Hauſes als Reconvalescenten verlaſſen haben.

Frau Eliſabeth von Leiſt war nicht ſo bald durch den Brief des Herrn Rienäcker an den alten Obriſtlieutenant, den Oheim ihres Gemahls, von des Letztern Verwundung und gefährlicher, faſt hoffnungsloſer Lage unterrichtet, als ſie auch ſofort ihren feſten Entſchluß kund gab, trotz des Krieges nach Königsberg zu reiſen. Der wackere Oheim ſchüttelte den Kopf gewaltig, aber er hatte ſich von jeher mehr darauf eingerichtet, die Feinde ſeines Königs mit dem Schwert,

als hübſche Frauen mit Gründen zu bekämpfen, auch wußte er in der That nicht, was er ſagen ſollte, als Frau von Leiſt erklärte: es ſei ihre Pflicht, nach Königsberg zu gehen, der Platz der Frau ſei an dem Bette des verwundeten Mannes, ſonſt nirgends; mit ſolchen Sätzen, namentlich wenn ſie mit Stellen aus der heiligen Schrift belegt wurden, was Frau Eliſabeth, in Folge ihrer herrenhutiſchen Erziehung, zu thun nie unterließ, war der tapfere Obriſtlieutenant gewöhnlich ſchon aus dem Felde geſchlagen, bevor er noch zum Angriff gekommen. Zwar war anfänglich auch der Hausarzt nicht ſehr entzückt von dem Project der jungen Mutter, die ihres Knaben kaum ſechs Wochen vorher geneſen, doch war er einſichtig genug, ſeine Zuſtimmung zu geben, er ſah, daß Angſt und Sorge um den Gemahl der zarten, ohnehin ſchon durch die Vorgänge der letzten Monde etwas erſchütterten Conſtitution der edlen Dame noch ſchädlicher ſein würden, als die Reiſe. Freilich hatte Frau von Leiſt zuerſt auch die Abſicht, ihren Knaben mitzunehmen; damit ſtieß ſie aber bei dem alten Obriſtlieutenant auf einen unbeſieglichen Widerſtand, da trat der zärtliche Oheim ganz zurück hinter dem Edelmann, der ſeines Stammes

Fortsetzung zu sichern die Pflicht fühlt. Beinahe grob erklärte der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr: „daran solle die Frau Tochter nur gar nicht denken, auch habe sie über dieses Kind gar nicht allein und eigenmächtig zu disponiren, der Knabe sei ein Leist und der Stammhalter der Spankower Linie des Hauses Leist, der Lieutenant, sein lieber Junge, sei vielleicht schon todt, wenn die Frau Tochter nach Königsberg komme, und dann stünde es verdammt schwach mit den Spankow'schen Leisten; die ganze Familie stünde dann so zu sagen auf seinem Stelzfuß und das wäre doch eine hundsföttische Geschichte" der Alte wurde außerordentlich beredt, und endlich mußte sich Frau von Leist entschließen, ihren Knaben zu Haus zu lassen.

Als der alte Herr das durchgesetzt hatte, sah er die Gemahlin seines Lieblings verhältnißmäßig mit Gleichgültigkeit scheiden; er hatte sie recht herzlich lieb, aber sie hatte ihm zu deutlich bewiesen, daß ihre Stelle in Königsberg bei dem todtkranken Gemahl sei, und eigentlich so in tiefster Seele war dem alten Herrn der Sohn, sein Stammhalter, doch noch lieber, ihm mehr an's Herz gewachsen, als die Mutter. Uebrigens that er, was er konnte, der jungen Frau die Reise zu er-

leichtern, er trennte ſich ſogar von Sternkieker, ſeinem Getreuen, obwohl der alte graue Dragoner anfänglich die Augen auf eine ganz verzweifelte Art aufriß, als er vernahm, daß er die gnädige Frau auf einer Reiſe begleiten ſollte. Zuerſt verſuchte er auch verſchiedene Einreden und berief ſich auf ſeine Unentbehrlichkeit für den Obriſtlieutenant, als der ihm aber kurz und gut die Marſchordre gab und ihn überdem auch noch auslachte, da ſchwieg er etwas gekränkt ſtill und war auch bald genug mit dem Reiſeplan ſo ausgeſöhnt, daß er ſelbſt zur Eile trieb.

Das war auch erklärlich genug, denn ſo ſehr der Dragoner ſeinen Obriſtlieutenant liebte, ſo fürchtete er ihn doch noch mehr; den jungen Herrn, den Lieutenant aber, den liebte er eben ſo ſehr und fürchtete ihn gar nicht, weil ihm der niemals auch nur ein hartes Wort geſagt hatte, und für die gnädige Frau gar hatte er eine Zärtlichkeit ohne Gleichen. Mit ſolcher Zärtlichkeit hing übrigens Alles, was zum Hauſe Spankow gehörte, an der ſanften Eliſabeth, deren ſtille, freundliche Weiſe, die Niemandem entgegentrat, aller Herzen gewonnen hatte. Alle alten Weiber in Spankow bemutterten die junge Ehefrau, ſo zu ſagen;

die alten Burſche im Dorfe, namentlich die, welche mit dem Obriſtlieutenant zu Felde geweſen, blickten auf ſie, wie auf ein Weſen, dem ſie immer ſchützend und helfend zur Seite ſtehen müßten, und die Alten hielten die Jungen eifrig an, Alles ſo zu machen, daß die gnädige Frau nur keinen Kummer, keine Noth und keinen Verdruß habe. Frau von Leiſt führte kein Regiment im Hauſe, weder ein ſtrenges, noch ein mildes, ſondern gar keins; ſie verſtand wenig von der Wirthſchaft und fühlte das, ſie merkte auch bald, daß ſie ſich vergebens anſtrenge, die Pflichten der Landedelfrau, die an die Spitze einer großen wirthſchaftlichen Thätigkeit geſtellt iſt, zu erfüllen. Das war ihr oft ein tiefer Schmerz: ebenſo vermochte ſie nicht die Weichheit und Unſelbſtſtändigkeit, die in ihrem Weſen lag, was wohl einen heroiſchen Aufſchwung, aber nicht einen tapfern Widerſtand gegen die Mühen des täglichen Lebens zuließ, zu ändern und zu verkehren. Glücklicher Weiſe war zur Noth immer noch der alte Herr da, und ſein Geſinde war groß geworden auf ſeinem Hofe, Frau von Leiſt aber war klug genug, die älteren Beamten des ländlichen Hofſtaates gewähren zu laſſen, ſie nicht zu ſtören in der ge-

wohnten Thätigkeit, und hatte sich so in ihnen eine Hülfe geschaffen, welche den Mangel eigener energischer Thätigkeit in den meisten Fällen wenigstens gut genug ersetzte.

Ihr Hauptminister so zu sagen war Heinrich Sternkieker, der ehemalige Dragoner und Officierbursche, sans reproche, bis auf eine geheime Neigung zu mehr oder minder schädlichen Schnäpsen, welcher Neigung er sich indessen doch nur selten und niemals zum Schaden seiner hohen Stellung auf dem Hofe zu Spankow hingab.

Sternkieker betrachtete die Begleitung der gnädigen Frau alsbald im Lichte eines neuen Feldzuges, und als Frau von Leist ihren kleinen Knaben und den alten Oheim, der im letzten Moment sich vergeblich bemüht hatte, seine Thränen zu verbergen, zum letzten Male geküßt hatte und in den Wagen gestiegen war, da saß er in steifer Würde und in seinen alten Dragonermantel gehüllt neben dem Kutscher und nickte gnädig Einigen aus der versammelten Menge zu, denn das ganze Dorf war zusammen gelaufen, um die liebe gnädige Frau abreisen zu sehen.

Die Weiber und Kinder weinten alle.

„Sternkieker!“ rief der Obriſtlieutenant, der ſeiner Frau Nichte in den Wagen geholfen, indem er ſich in ganzer Länge kerzengerade aufrichtete, zürnend über die Thränen, die ihm über die Wange liefen.

„Herr Obriſtlieutenant!“ antwortete der alte Getreue, dem auch weich ums Herz wurde, obwohl er noch kurz zuvor eine Regung der Schadenfreude geſpürt bei dem Gedanken an all' die „wilden Wetter,“ die ſein Herr morgen früh losbrennen würde, wenn der lahme Johann, der ſeine Stelle als Kammerdiener vertreten ſollte, allerlei Dinge falſch machen werde, wie das, ſeiner Meinung nach, gar nicht anders ſein konnte.

„Sternkieker!“ rief der Obriſtlieutenant noch ein Mal.

„Herr Obriſtlieutenant!“ entgegnete der Dragoner mit etwas weinerlicher Stimme.

„Daß er mir Alles wieder ordentlich heim bringt, hört er?“ befahl der alte Mann barſch.

„Zu Befehl, Herr Obriſtlieutenant!“ replicirte Sternkieker dienſtmäßig.

Der Kutſcher ſchwang die Peitſche, die Pferde zogen an, der Wagen rollte den Hof hinunter zwiſchen

die Scheunen hinein, ein letzter Abschiedsruf klang hinter den Reisenden her und die Hühner flatterten schreiend bei Seite.

Fest und steif saß Sternkieker, er wagte nicht sich umzusehen, denn er hörte die gnädige Frau hinter sich weinen und schluchzen.

Ohne Störung und Aufenthalt erreichte Frau von Leist am andern Tage Sernow, das Gut der Frau Kammerherrin von Redow, ihrer Freundin, welche dort den letzten Sommer zubrachte; denn das Gut war durch die Bemühungen des Herrn von Pletz auf Bessin verkauft worden. Frau von Leist hatte die Absicht gehabt, ihre Freundin zu bitten, sie nach Königsberg zu begleiten; die Freundin, deren Energie ihr schon öfter schützend und schirmend zur Seite gestanden im Leben, sollte auch jetzt die Stütze ihrer liebenswürdigen aber hilflosen Schwäche werden, deren sie sich wohl bewußt war, von der sie aber kaum jemals ein stärkeres Gefühl gehabt, als seit sie von ihrem Kinde und dem Ohm getrennt allein durchs Land fuhr, um den geliebten Gemahl zu suchen, der vielleicht, ja wahrscheinlich schon todt war. Angstvoll dachte die arme Frau daran, daß ihre Freundin vielleicht nicht

anwesend auf dem Gute, daß sie vielleicht behindert sei, sie zu begleiten, kurz, Frau von Leist war in einem Fieber, als sie zu Sernow ankam, und beruhigte sich erst wieder, als Frau von Redow gleich nach den ersten Worten in ihrer bekannten raschen und energischen Weise sich bereit erklärte, die schwächere Freundin nach Königsberg zu begleiten. Frau von Redow wußte übrigens schon, daß der Rittmeister von Leist schwer verwundet in Königsberg läge, sie hatte es am Tage zuvor von einem benachbarten Edelmann erfahren, der in Königsberg eine verheirathete Tochter hatte; von der war ihm ein Brief zugekommen, in welchem auch des verwundeten Rittmeisters im Rienäckerschen Hause, mit dem jene Dame befreundet war, gedacht wurde. Mit innigem Dank, mit fast seliger Freude, die erst stumm waren, dann aber in Thränen, später in Worten sich aussprachen, bemerkte Frau von Leist, daß diese Nachricht über ihren Gemahl fast eine Woche jünger war, als die ihrige, und daß dieselbe durchaus nicht so hoffnungslos laute.

Von diesem Moment an hielt sich Frau von Leist überzeugt, daß sie ihren Gemahl noch am Leben finden werde, ja, daß er ihr und ihrem Kinde erhalten

bleiben müſſe. Die Liebe iſt ſtets zuverſichtlich in ihren Hoffnungen!

Dieſe neue beruhigendere Nachricht über den Gemahl ſendete Frau von Leiſt mit ihrem Wagen nach Spankow zurück, ſie ſelbſt aber fuhr mit der Kammerherrin von Redow und dem getreuen Sternlieker am andern Morgen nach der nächſten Poſtſtation auf der Straße von Berlin nach Königsberg und ſetzte von dort ihre Reiſe mit Extrapoſt fort.

Die Reiſe war beſchwerlich, namentlich von Danzig aus, wo die Spuren des Krieges begannen, der dieſe Gefilde mit Brand und Verwüſtung durchzogen ſo kurze Zeit zuvor erſt. Strapatzen und Beſchwerden waren genug zu ertragen, auch an Fährlichkeiten und Anfechtungen verſchiedener Art fehlte es nicht; Frau von Leiſt aber achtete dergleichen nur gering, denn ſo lange die ſchlanke, bleiche Frau mit dem kühnen Herzen und dem unverzagten Muth neben ihr ſaß, kannte ſie keine Furcht, auch ſahen die beiden Frauen bald, wie nützlich ihnen der alte graue Sternlieker, der mit den groben Poſtillonen ſehr verſtändlich zu reden wußte und eine ungeheuer praktiſche Art des Benehmens gegen die oft noch gröberen Poſt-

meiſter und Poſthalter an den Tag legte; die Poſtbeamten waren damals noch, man konnte faſt ſagen reglementmäßig, grob gegen die Reiſenden.

Jetzt hat ſich das umgekehrt, jetzt ſind die Preußiſchen Poſtbeamten nicht allein vorſchriftsmäßig, ſondern auch gewohnheitsmäßig höflich, die Reiſenden dagegen nehmen gern einen groben oder herablaſſenden Ton gegen die Beamten dieſer Staatsanſtalt an. Es iſt als ob die Söhne Revanche nehmen wollten für die ihren Vätern auf der Poſt oft widerfahrene Unbill.

Jemehr ſich die Reiſenden der Preußiſchen Hauptſtadt näherten, deſto zahlreicher und entſetzlicher wurden die Spuren des Krieges, ernſter und immer ernſter wurde die Kammerherrin von Redow; auch an Frau von Leiſt ging all dieſer Jammer, dieſes Elend nicht ſpurlos vorüber, aber faſt ausſchließlich mit ihrem Gedanken an der Wiege ihres Söhnleins daheim, oder an dem Krankenbette des geliebten Mannes in Königsberg, hatte ſie nicht Muße genug, das Nächſtliegende in ſeiner ganzen Furchtbarkeit auf ſich wirken zu laſſen, beſonders ſeit ſich mit ihrer Annäherung an Königsberg auch die Unruhe und Ungeduld in ihrer Seele ſteigerten und alle bangen Sor-

gen und Zweifel, die darin ſchlummerten, wieder aufweckten.

„Königsberg!“ ſagte Sternlieker plötzlich, indem er ſich nach den Damen halb umwandte und mit der Spitze ſeiner kleinen Reiterpfeife über die rechte Schulter des Poſtillons, der ſein Sattelpferd ritt, in die Ferne deutete.

„Wo? Wo?“ fragte Frau von Leiſt ſich haſtig erhebend.

Die liebende Frau hatte im Augenblick vergeſſen, daß der ſchwankende Boden eines Wagens unter ihr, ſie fiel zurück und lag in dem Schooße ihrer Freundin, die ſie mit ihrem Arm umſchlang, ſie zärtlich an ſich drückte, und ihr ſo die in der Ferne auftauchenden Thürme Königsbergs zeigte.

Beide Frauen dankten wohl Gott in dieſem Augenblicke, der ſie gnädig bis hierher geführt hatte. Grade in dieſem Momente aber wandte ſich der Poſtillon auf ſeinem Pferde um und ſagte zu Sternlieker mit ſehr ängſtlichem Tone: „Da hat der Teufel franzöſiſche Cavallerie!“

„Cavallerie!“ wiederholte Sternlieker und ſchaute

ſcharf aus in der Richtung, welche ihm die Peitſche des Poſtillons andeutete.

Quer über das Feld kamen Reiter der Straße zugetrabt.

„Sie haben uns geſehen, ſie wollen uns den Weg abſchneiden!“ murrte Sternkieker.

„Wir kommen nicht mehr vorbei!“ entgegnete der Poſtillon mit einem troſtloſen Blick auf den entſetzlichen Weg und ſeine abgetriebenen Pferde; man ſah's dem guten Burſchen an, daß er ſonſt wohl gern den Verſuch gemacht haben würde, vorüber zu jagen und die feindlichen Reiter hinter ſich her zu hetzen. In der Stadt oder in der nächſten Nähe der Stadt hatte er nichts zu fürchten, auf offenem Felde aber konnte er um ſeine Pferde kommen.

Die Damen hatten die Bemerkungen Sternkiekers und des Poſtillons vernommen, ſie ſahen auch die Reiter, es waren deren ſieben, in einer ſchiefen Linie hintereinander raſch der Straße zutraben, und Frau von Redow hatte Mühe genug, die ſofort verzagende Freundin zu beruhigen, die, wie gewöhnlich die Art der Frauen iſt, wenn ſie von Angſt ergriffen werden, das aller nutzloſeſte und verderblichſte thun wollte, näm-

lich aussteigen und sich verstecken. Verstecken, wo kein Versteck war, das die französischen Reiter nicht im Augenblick entdeckt hätten.

„Sie sind von den verfluchten Chasseurs," meldete der Postillon wenig tröstlich, „haben in der vorigen Woche eine schöne Wirthschaft mit den Weibern bei uns gemacht!"

Der Kerl sagte aus Discretion nicht mehr, aber er warf einen bezeichnenden Blick auf die Damen und sah dann den alten Sternkieker an. Dieser hatte ihn verstanden und nickte ihm zu.

Die Chasseurs kamen immer näher.

„Gnädige Frau," fragte der ehemalige Dragoner, plötzlich sich umwendend und ein riesiges Reiterpistol aus dem Mantel ziehend, „befehlen sie fertig zur Attaque oder sollen wir parlamentiren? da sie die Uebermacht haben, so können wir es unbeschadet unserer Ehre thun!"

Der alte Kerl war köstlich in diesem Moment, selbst Frau von Redow mußte über ihn lächeln, trotz der ängstlichen Situation; es war nämlich nicht die Spur von Renommage in der unverwüstlichen Dragonerseele, er war in That und Wahrheit wirklich bereit,

ſich für ſeine gnädige Frau mit den ſieben franzöſiſchen Chaſſeurs herum zu ſchlagen; freilich war's ihm vielleicht lieber zu parlamentiren, weil das ſeiner Anſicht nach ohne Schaden der Ehre ſolcher Uebermacht gegenüber geſchehen konnte, indeſſen er hätte ſich doch noch ziemlich eben ſo gern herum geſchlagen.

„Wir müſſen parlamentiren, Sternkieker!" bemerkte Frau von Redow.

Die Piſtole verſchwand, Sternkieker aber ſagte: „Gute Bedingungen werden ſie uns ſchon machen!"

Davon war er feſt überzeugt, worauf ſich aber dieſe ſeine feſte Ueberzeugung ſtützte, das wäre ſchwer zu ſagen; vielleicht hatte der graue Kriegsknecht die eitle Meinung, daß ſich die franzöſiſchen Reiter vor ihm fürchteten. War das der Fall, ſo ſollte er ſofort eine empfindliche Lektion erhalten.

Die Chaſſeurs ſprengten auf den Wagen ein, Einer ſtellte ſich quer vor das Geſpann, ſo daß dieſes ſtehen mußte, und ſchrie zugleich: „alte! alte! bougre de Postillon!"

„Chapeau bas, ihr, und respect pour le grand Napoleon!" ſchrie ein Anderer und warf mit ſeinem Säbel dem alten Sternkieker den Hut vom Kopf, der

ganz verſteinert bald auf die Franzoſen, bald auf den zu ſeinen Füßen liegenden Hut blickte, während ein paar andere Reiter ſofort in enthuſiaſtiſche Au?-rufe über die Schönheit der beiden Damen ausbrachen, noch Andere aber mit flachen Säbelhieben den Poſtillon einluden, vom Pferde zu ſteigen.

Wir wiſſen, daß Frau von Leiſt in den Schooß der Kammerherrin von Redow geſunken war, als ſie ſich erhoben hatte, um die Thürme von Königsberg zu ſehen; ſie hatte dieſe Stellung, die ihrer Furchtſamkeit am meiſten zuſagte, nicht verlaſſen, im Gegentheil hielt ſie die Freundin mit beiden Armen feſt umſchlungen und blickte angſtvoll auf die fremdländiſchen Reiter, in deren Augen die Angſt vielleicht noch ihre Schönheit erhöhete.

Die laute und aufrichtige, wenn auch nicht ganz zarte Bewunderung, mit welcher die franzöſiſchen Soldaten die verſchiedenen Reize der beiden Damen prieſen, verwirrte ſelbſt die Kammerherrin von Redow, als aber Einer der Reiter mit kühner Hand die zarte Wange der Frau von Leiſt liebkoſend berührte, da erhob ſich die hohe bleiche Frau in ihrer ganzen Größe, ſtreckte die Hand ſchützend aus über die angſtvolle Ge-

fährtin und fragte mit höchstem Pathos: „Sind Sie ein Franzose, mein Herr?“

Die eigenthümliche Erscheinung der Wittwe in ihrer schwarzen Kleidung, ihr bedeutendes Gesicht, ihre pathetische Anrede, verblüfften den Chasseur, er zog sein Roß zurück und antwortete verwirrt: „Wie Sie sehen, Madame!“

„Ich sehe es an Ihrer Uniform, mein Herr,“ fuhr die Kammerherrin mit erhobener Stimme fort, „ja, aber nicht an ihrem Betragen, die Franzosen rühmen sich, artig und edelmüthig gegen Damen zu sein, sie aber, mein Herr, sie ängstigen diese arme Dame, welche hundert Meilen weit hierher kommt, um ihren Mann zu pflegen, der schwer blessirt ist.“

Alle Franzosen hatten der Dame aufmerksam zugehört; ihr lebhaftes Mienenspiel verrieth, daß die Wittwe Eindruck gemacht hatte, jetzt blickten sie auf denjenigen Reiter, dem die Anrede speciell gegolten, dieser aber warf seinen Säbel klirrend in die Scheide und rief: „Bravo, Madame, Sie haben Recht und wir hatten Unrecht, fahr zu, Postillon, guten Abend, Madame!“

Der Chasseur salutirte militärisch und seine Ka-

meraden thaten desgleichen, als der Wagen abfuhr, denn der Postillon ließ sich nicht weiter nöthigen, sondern hieb tüchtig auf seine Pferde.

„Bon soir, Madame, bon soir!“ schallte es noch lange hinter dem davonjagenden Wagen her.

Frau von Redow blickte doch mit einem gewissen Stolz auf die Freundin, die nun völlig beruhigt ihr dankend die Hand drückte und die Aufmerksamkeit wieder ganz auf die Thurmspitzen von Königsberg richtete, welche in immer bestimmteren Umrissen aus dem Gewölk hervortraten. Beide Damen aber mußten unwillkürlich lachen, als ihre Blicke zufällig auf den alten Sternkieker fielen, denn der saß noch immer steif und gerade, als sei er fest gefroren in dem Augenblick, da ihm der Franzose den Hut vom Kopf schlug, auf seinem Erbsenstrohbündel und blickte unverwandt auf seinen Hut, der vor ihm auf seinem Fuß lag.

„Sternkieker!“ rief Frau von Leist.

„Zu Befehl, Herr Obristlieutenant!“ erwiederte der alte Bursche zusammenfahrend.

„Setzt doch euren Hut wieder auf!“ fuhr die Kammerherrin fort.

Der alte Kriegsknecht that es, und erst, als er

den Hut wieder auf hatte, schien ihm die rechte Besinnung und das Bewußtsein dessen, was vorgegangen war, wieder zurück zu kehren.

„Haben gar keine Manieren nicht, die Französischen, die!“ Das sprach der Groll über den herunter geschlagenen Hut; gleich nachher aber fügte er triumphirend bei: „Sehr gute Bedingungen erhalten, freien Abzug mit Sack und Pack, mit allem Geschütz —“ er hub seine große Pistole hervor, „mit allen Kriegsehren; ich habe es gesehen, wie die Kerle salutirten, Grünschnäbel, erkannten den alten Dragoner in mir. Aber das muß man auch sagen, die gnädige Frau verstehen sich auf's Parlamentiren, alle Hagel, das ging ja wie geschmiert —“

Die alte Kriegsgurgel schwatzte nach seiner Art allerlei krauses Zeug durch einander, bald lauter, bald leiser sprechend; die Damen aber belustigten sich höchlich an der soldatischen Eitelkeit des ehemaligen Dragoners, der das Salutiren der Chasseurs ohne Weiteres seiner straffen militairischen Haltung zuschrieb.

Unterdessen kam man der Stadt immer näher trotz des Weges, der beinahe unfahrbar war; das Herz der Frau von Leist klopfte immer lauter und ängst-

licher, und auch die Neigung der Frau von Redow zu dem Jugendfreunde, die vielleicht niemals ganz ohne eine zärtliche Beimiſchung geweſen, erwachte in voller Stärke, ſo daß beide Frauen ſich in nicht geringer Aufregung befanden, als ſie endlich das Thor von Königsberg paſſirten.

Nach dem regneriſchen Tage hatte ſich der Abend etwas aufgehellt, auf den Straßen wimmelte es von franzöſiſchen Uniformen und Königsberger Mädchen, die ſich eben ſo wenig wie ihre Schweſtern an der Spree ſchämten und ſcheuten, öffentlich am Arme der Feinde des Vaterlandes einher zu ſtolziren. Auffallend mußte es dem ſchärfern Beobachter erſcheinen, daß es meiſt ganz blutjunge Geſchöpfe waren, wahre Kinder noch, mit denen ſich die franzöſiſchen Söldner führten. Nur im Nothfalle ließen ſich die Franzoſen mit den ſchon erwachſenen Mädchen ein, ſie fanden dieſelben ſchon zu tudesque, zu ernſthaft und zu befangen in Vorurtheilen, nur die halben Kinder ſchienen ihnen noch bildungsfähig und ließen ſich in ihrer Unbefangenheit hinreißen zu jenem tollen Gelächter und jener frivol-übermüthigen Ausgelaſſenheit, in welcher es kein Frauenzimmer auf der Welt dem Pariſiſchen gleich-

thut, wenigstens in Europa; denn in China soll das Frauenzimmer in diesem Punkt noch so unendlich viel mehr leisten, als in Paris, daß man das Quartier Breda nach Peking in die Schule schicken könnte.

Der Postillon war in Königsberg bekannt, er fuhr den nächsten Weg nach dem Rienäcker'schen Hause, aber es dauerte lange, ehe er's erreichte, denn die armen Rosse, sie verdienten kaum noch diesen Ehrennamen, vermochten es fast nicht mehr, den leichten Wagen über das Pflaster zu schleppen. Dabei hatten die vorüberwandelnden französischen Militairs mit ihren Backfischen und deren nur allzu nachgiebigen Müttern Zeit und Muße genug, die beiden edlen Damen im Wagen zu mustern und sich unverschämte Bemerkungen über deren Reize zuzurufen, auch den wackern Sternkieker durch Neckereien in Erstaunen zu setzen, die gewiß dessen vollsten Zorn erregt haben würden, wenn er französisch genug verstanden hätte.

Dieser letzte Theil ihrer Fahrt war eine harte Geduldsprobe für die beiden Damen, denn sie schützte keine Unkenntniß der französischen Sprache vor dem Hohn, dem Spott und der Schmutzigkeit der Fremden. Unglücklicher Weise bemühete sich der Postillon

auch noch, den Leuten durch sein verstimmtes Horn zu imponiren, indem er an jeder Straßenecke sehr energische Versuche machte, die vorgeschriebenen und nach dem Generalpostmeister sogenannten schulenburgischen Signale zu blasen, und sich von dieser Thätigkeit durch kein Mißlingen abschrecken ließ.

Ein dichter Schwarm von Müßiggängern, der sich mit jedem Schritt vergrößerte, folgte und umgab den mühselig dahin rumpelnden Wagen, jeder Hornstoß erregte ein lang anhaltendes Gelächter, Bravorufen und Beifallklatschen — es war das so ein Vorfall, wie ihn müßiges Soldatenvolk sich zu seiner Unterhaltung nicht besser wünschen kann.

Endlich erreichte der Wagen den Platz, an welchem das Rienäckersche Haus gelegen war, und hier zerstreute sich die Menge etwas, weil in demselben Augenblick eine Musikbande vorüber marschirte und einen großen Theil des Publikums nach sich zog. Indessen war es noch immer eine beträchtliche Versammlung, in Mitten welcher der Wagen endlich vor dem Rienäckerschen Hause hielt, vor der Schwelle, auf welcher ein französischer Posten schilderte.

Da die Hausmagd unter der Thür stand und sich

mit der Schildwache in zwei Sprachen, sie sprach nämlich deutsch und die Schildwache französisch, gewiß sehr anmuthig unterhielt, so wurde Madame Rienäcker auch rasch genug davon in Kenntniß gesetzt, daß eine Extrapost mit zwei Damen angekommen. Da die kleine runde Hausfrau keine Ahnung von diesem Besuche hatte, so kann man sich denken, mit welcher Neugierde sie den Hausflur zu erreichen bemüht war.

„Lebt mein Mann noch?“ fragte Frau von Leist, fast odemlos vor innerer Anfregung, indem sie die Hand der Madame Rienäcker ergriff.

„Es ist Frau von Leist!“ erklärte Frau von Redow der stutzenden Hausfrau.

„Frau von Leist!“ rief die kleine gute Frau im Tone der höchsten Freude ganz laut: „allbarmherziger Gott und Vater, wie wird sich unser Rittmeister freuen!“

„Er lebt! er lebt!“ sagte Frau von Leist leise und faltete ihre Hände.

„Gewiß, er lebt, beruhigen sie sich, kommen sie hier herein, ich sage ihnen, er lebt, und seit er erfahren, daß er einen Sohn hat, ist er ganz gesund geworden beinahe, kommen sie!“ also gutmüthig schwatzend, tröstend und zuredend zog Madame Rienäcker ihre

beiden Gäſte in das Wohnzimmer, ließ dort Frau von Leiſt niederſitzen, band ihr Hut und Mantel ab und trippelte hin und her in gutmüthigſter Beweglichkeit. Sie ruhte auch nicht, bis beide Damen einen Schluck Wein getrunken hatten zu ihrer Stärkung. Aber vorſorglich und Alles klar bedenkend, wie ihre hausmütterliche Art war, rief ſie mit heller Stimme nach ihrem Factotum, dem alten Markthelfer Schletter, der mußte ſofort eilen und den Doctor, den Hausarzt holen.

„Unſerm Rittmeiſter könnte doch eine ſo große Freude ſchädlich ſein!“ ſagte ſie erklärend zu der Dame, „er muß darauf vorbereitet werden, darum aſſe ich den Doctor holen.“

Die beiden Frauen waren noch immer ſtumm, ſie waren eigentlich erſtaunt, daß ſie das ſo heiß erſehnte Ziel ihrer Reiſe ſo leicht erreicht hatten.

Unterdeſſen hatte Madame Rienäcker Licht angezündet, denn es war faſt dunkel ſchon in dem großen und tiefen Parterrezimmer, dann ertheilte ſie ihre Befehle an die Hausmagd, ein Zimmer zurecht zu machen für den Beſuch, war aber mit kaum erklärlicher Geſchwindigkeit gleich wieder bei den Damen, denen ſie

haſtig und abgebrochen, aber doch in vollkommener Verſtändlichkeit für das liebende Herz der Frau, die Krankheitsgeſchichte des Rittmeiſters mittheilte. Namentlich kam ſie immer wieder darauf, daß die Nachricht von der Geburt ſeines Sohnes ſo ſegensreich auf den wunden Mann gewirkt und ihn beinahe allein geſund gemacht. Oh! die kleine runde Perſon verſtand ſich trefflich auf das Herz der Frau, denn als Gattin und Mutter zugleich ſtolz blickte Frau von Leiſt, und Madame Rienäcker ſagte drei, vier Mal hinter einander: „ei, ei! was unſer Rittmeiſter für eine hübſche Frau hat! und der kleine Junker befindet ſich doch wohl?“ fragte ſie dann gleich hinter her.

Frau von Redow, die ſich bald faßte und die gewohnte ruhige Art wieder fand, ſtellte ſich der Hausfrau ſelbſt vor und hatte auch die Ehre, derſelben Herrn Sternkieker zu präſentiren, der es gar nicht begreifen konnte, daß man ihn nicht zu ſeinem Rittmeiſter laſſen wollte. Er wurde ſogar verdrießlich und ſehr derb gegen die Hausfrau, erklärend: Das ſeien Thorheiten, er diene nun denen von Leiſt an die ſechszig Jahr, und es habe noch Keinem nicht geſchadet,

wenn er ein altes Spankow'ſches Geſicht geſehen, im Gegentheil!

„Der brave Mann hat Recht!“ ſagte der Doctor, der im Eintreten die Erklärung des alten Kriegsknechtes mit angehört, „gehen ſie mit Gott, lieber Alter, gehen ſie hinauf zu dem Herrn Rittmeiſter und ſagen ſie ihm, daß ſie ihm Grüße brächten von Weib und Kind und von all' den Seinigen in der Heimath.“

„Das iſt noch ein Wort!“ jauchzte Sternkieker und drückte dem Arzte ſo kräftig die Hand, daß dem die Gelenke knackten und er ſie eilig mit einem leichten Schrei zurückzog. Lachend gab er dem Markthelfer ſeine Befehle und ließ dann durch denſelben den alten Dragoner hinaufführen.

Der Arzt wandte ſich zu den Damen, Sternkieker aber ſtampfte hinter dem Markthelfer her tapfer die Treppe hinauf. Vor der Thür aber mußte er doch einen Augenblick warten, ſo unlieb ihm dies war, indeſſen, die Thür blieb auf und er hörte Alles.

„Herr Rittmeiſter,“ meldete der Markthelfer drinnen, „da draußen iſt ein alter Soldat, er hat ein ſteifes Bein, er will zu ihnen und ſagt, er hätte Be-

ſtellung zu machen von der gnädigen Frau und dem Herrn Obriſtlieutnant von Leiſt in Spankow."

„Wie!" rief der Rittmeiſter mit kräftiger Stimme, „alter Soldat, ſteifes Bein, von Spankow, das iſt Sternkieker, kein andrer als Sternkieker, laßt ihn gleich herein, er kommt von Spankow — Sternkieker, Sternkieker!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" antwortete der alte Burſche in's Zimmer ſtampfend.

„Sternkieker, mein alter Kerl!" der Rittmeiſter war tief bewegt, als er die Hand des treuen Dieners hielt.

„Donnerwetter, der Herr Lieutenant ſind ſchlimm zugerichtet!" bemerkte der ehemalige Dragoner ungeſcheut, ſeinen jungen Herrn mit ſcharfen Blicken muſternd.

„Und wie geht es in Spankow, alter Knabe?" fragte der Rittmeiſter, „meine Frau, mein Junge, der Oheim?"

„Wohl und munter Alles, der Herr Obriſtlieutenant, die gnädige Frau, der kleine Junker," antwortete Sternkieker; „aber ich kann mich nicht verſtellen, hab's Zeug nicht zum Komödianten, die gnädige Frau iſt ja un-

ten, aber die Leute wollen ſie nicht herauf laſſen, hab's ihnen geſagt, die Leiſte wären nicht von Kuchenmehl, wollen mir aber nicht glauben!"

„Wie? wie? meine Frau unten?" fragte der Rittmeiſter und ſeine Stimme ſchwankte.

„Wildes Wetter, ſie werden bleich, Herr Lieutenant!" ſchrie Sternkieker.

Der Offizier aber breitete die Arme aus und ſchloß ſein Weib, das hinter dem alten Burſchen eingetreten, an ſein Herz.

„Die Leiſte ſind nicht von Kuchenteig!" murrte der alte Dragoner und ſtampfte zur Thür hinaus, denn, daß er hier überflüſſig war, das begriff er ohne Weiteres.

Achtzehntes Capitel.

Sie hat dem Kaiſer gefallen!

Am zehnten Juli war's 1807, und zwar zu Königsberg in Preußen; auf der neuen Sorge, ſo hieß die Straße, welche der Sieger von Tilſit paſſiren mußte, um das Schloß zu erreichen, waren junge Birken rechts und links von der Straße ins Pflaſter gepflanzt, aber welk hingen die zarten grünen Blätter nieder, als weigerten ſie ſich ſtumm, den Einzug des Eroberers zu verſchönen. Am Schloſſe ſelbſt ſtanden vier hohe Tannen und zwiſchen den dunkeln Preußiſchen Nadeln leuchteten verſchiedene kunſtreiche Roſetten, von roth und weißem Taffet künſtlich geformt, ein eigenthümlicher Zierrath! Napoleon hatte auch ſchwerlich auf dieſe halbwelke, halb gemachte und ganz ungeſchickte

Huldigung geachtet, vielleicht glaubte er gar, die Tannen trügen in Preußen solche Blüthen, wenn er sie überhaupt bemerkt hatte, denn er sah müde und verdrießlich aus, als er gegen fünf Uhr Morgens ankam, und sich sofort in die für ihn in Bereitschaft gesetzten innern Gemächer des Schlosses zurückzog.

Erst gegen sechs Uhr Nachmittags erschien er wieder öffentlich, indem er durch die Stadt nach den verschiedenen Lagern ritt, welche die Franzosen vor den Thoren Königsbergs aufgeschlagen. Da die Stunde dieses Ausritts vorher nicht bekannt gewesen, so waren die Straßen verhältnißmäßig menschenleer und die Haltung der Begegnenden war durchaus den Umständen angemessen und würdig. Kein Zeichen einer entweder erlogenen oder verbrecherischen Freude wurde bemerkt, kein knechtischer Zuruf ertönte, der in andern deutschen Städten den hochmüthigen Sieger mit so tiefer Verachtung vor Deutschland erfüllte; ernst und still schaute die Bevölkerung Königsbergs auf den Gewaltigen, der Europa unter sein Joch gebeugt hatte; aber in den Preußischen Herzen brannte es heiß und schmerzlich, denn der Mann mit dem kleinen Hut über dem gelben Gesicht, er kam von Tilsit, von Tilsit, wo

er der theuren Königin Härte gezeigt, wo er dem geliebten Könige einen Frieden abgedrungen, einen Frieden, wie ihn Preußen noch niemals geſchloſſen, ſeit ſein Name in der Weltgeſchichte geſtanden, einen Frieden nicht voll Laſt und Verluſt, Schmerz und Trennung, Jammer und Noth allein, ſondern auch voll Hohn und Spott, Schmach und Schande!

Es war ein furchtbarer Friede dieſer Tilſiter, die leichtblütige Generation der Gegenwart hat ihn vergeſſen, aber durch die alten Preußiſchen Herzen läuft noch jetzt ein grimmiger Schauder bei der Erinnerung an Tilſit. Jena brannte heiß, Magdeburg heißer, aber es war doch nichts gegen Tilſit. Die Zähne biſſen ſich aufeinander und die Preußiſchen Fäuſte ballten ſich krampfhaft, wenn von Tilſit die Rede war, und tauſend und aber tauſend Lippen murrten: „Solch ein Frieden! er kann nicht lange dauern, es iſt unmöglich!“ Aber es war doch möglich, der furchtbare Frieden dauerte ſechs Jahre, ſechs lange, lange Jahre lag dieſer Friede wie ein Nachtmar auf Preußen; aber Preußen hielt ihn aus, wer hätte das gedacht!

Da ritt er hin, der Sieger von Tilſit — auf einem hochbeinigen, langſchwänzigen braunen Engländer

ſaß der kleine Mann, das Hütchen von bekannter Form tief in die Stirn gedrückt, die Augen funkelnd in dem bleichgelben Italiänergeſicht. Er trug eine ſchlichte grüne Uniform, die ſeiner reitenden Garde-Chaſſeurs, mit weißen Unterkleidern. Ihm voraus trabte eine Schwadron ſchwere Garde-Cavallerie, rieſige Geſtalten mit vom Helmkamm abwehenden Roßſchweifen, die Karabiner auf die Lenden geſtemmt, ruhig, gleichgültig, ein Anblick, der einen militäriſchen Blick erfreuen mußte. Neben dem Kaiſer ritt ſein Großpallaſt-Marſchall Duroc, dem er den Titel eines Duc de Frioul gegeben, hinter ihm kamen zu drei und drei die Unterfeldherren und Lieutenants des großen Eroberers, alle in Gold eingenäht und mit Gold beblecht von oben bis unten. In erſter Reihe ritten Joachim Murat, des Kaiſers Schwager, der abenteuerlich-kecke Reiterfeldherr, geputzt wie ein Theaterprinz, der für jetzt ein Stück vom rheiniſchen Hohenzollernerbe, das Herzogthum Berg, mit dem Titel eines Großherzogthums als napoleoniſches Lehen beſaß. Neben Murat ritt Marſchall Soult, Duc de Dalmatie, mit dem Raubvogelangeſicht, das durch ſeine Handlungen nicht Lügen geſtraft wurde; neben Soult jener

gefürchtete Savary, Duc de Rovigo, auf deſſen Seele das Blut des ritterlichen Herzogs von Enghien laſten ſoll, auf deſſen Antlitz aber nichts geſchrieben ſtand, als verbindliche Feinheit und glatte Lebensart, wenn zuweilen auch ein unheimlicher Zug durchbrach für einen Augenblick. In zweiter Linie ritten die Generale Prinz von Heſſen, Eſtenbenrat und Pelet, und ſo folgte Zug auf Zug in glänzendem Waffengeſchmeid, und raſch durch die Straßen Königsbergs ringelte ſich die ſchöne furchtbare Kriegsſchlange.

Starr und regungslos ſaß der Kaiſer auf ſeinem hohen Roß, der Umgebungen ſchien er nicht zu achten, und dennoch waren ſeine Blicke überall.

Eine leichte Handbewegung des Imperators, noch näher treibt der Großpallaſtmarſchall ſein Roß an das des Kaiſers.

Napoleon ſpricht, ohne eine Miene zu verziehen.

Weit vorgebeugt auf die Mähne ſeines Roſſes lauſcht Duroc.

„Sehen ſie die ſchöne Frau, rechts?“ fragt Napoleon.

„Die Einzige im hellen Kleid?“ gegenfragte der Pallaſtmarſchall ſich verſichernd.

„Wohl!“ antwortete der Kaiſer, „ſie hat ſo ſchöne braune Augen.“

„Herrlicher Wuchs!“ fährt der Großpallaſtmarſchall fort, die Dame ohne den geringſten Zwang muſternd, die in demſelben Augenblick inne wird, daß ſie der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit des Kaiſers und ſeines Großmarſchalls geworden, und lebhaft erröthend ſich abwendet.

Es iſt aber ſchon zu ſpät, alle die glänzenden Reiter ſtieren im Vorüberreiten frech der ſchönen Frau ins Angeſicht, welche die Aufmerkſamkeit und die Begehrlichkeit des Imperators erregt hat; denn die Worte, die Napoleon an den Großpallaſtmarſchall richtete, waren keine ſimple Bemerkung, ſie waren ein Wink, ein Befehl.

In Schaam erglühend hatte ſich Frau Eliſabeth von Leiſt abgewendet, ſie vernahm manches ſeltſam andeutende franzöſiſche Wort, das im Vorbeireiten wie verloren hinfiel; aber ſie verſtand es nicht, ſie verſtand kaum ein deutſches Wort; ſie wußte nicht, wer es geſagt, aber ſie hatte es deutlich vernommen, und es lautete: Gott ſchütze die arme Frau, wenn ſie tugendhaft iſt, ſie hat das Unglück gehabt, dem Kaiſer zu gefallen!

Das Gefühl eines nahen großen Unglücks kam über Frau von Leist, und doch wußte sie nicht ganz klar, was sie fürchten sollte; jenes Gefühl raubte ihr fast den Odem, und mit beflügelten Schritten eilte sie dem Rienäcker'schen Hause zu, in der Nähe des Gemahls Schutz zu suchen gegen eine Furcht, gegen eine Angst, die sich in ihrer Seele festkrallten und sie folterten, während ihre Lippen von Zeit zu Zeit halblaut und ganz mechanisch das Wort wiederholten, das sie vernommen hatte beim Vorüberreiten des Kaisers: Gott schütze die arme Frau, wenn sie tugendhaft ist, sie hat das Unglück gehabt, dem Kaiser zu gefallen.

Athemlos kam Frau Elisabeth in ihrer Wohnung an, da sie aber gezwungen war, sich zusammenzunehmen, um den geliebten Mann, der nur langsam erst einen Theil der frühern Kraft wiederfand, nicht zu erschrecken oder aufzuregen, so erwähnte sie nur flüchtig, daß sie Napoleon habe vorüberreiten sehen, sagte von ihren Besorgnissen gar nichts und hatte dieselben eine halbe Stunde später völlig vergessen, da sie eine früher begonnene Lectüre fortsetzte. Sie saß auf einem Bänkchen, die schöne Frau, das neben dem Stuhl ihres Gemahls stand, und las mit ihrer wohl-

lautenden Stimme wohllautende Verſe, die Abendſonne aber ſchickte ihre letzten Strahlen herein durch das Fenſter und vergoldete das reiche Haar Eliſabeths ſo köſtlich, daß Hans Dinnies nicht umhin konnte, das leichte Häubchen von dem Haar ſeiner Gemahlin zu entfernen und mit ſeiner noch ſchwachen Hand in dem Abendſonnengold zu wühlen, indem er ſanft die weiche duftige Fülle des Haars ſtreichelte. In ſeliger Duldung der Liebe litt Frau von Leiſt dieſe Liebkoſung und unterbrach ihr Vorleſen nur zuweilen für einen Moment, um die Finger des Geliebten leicht und lieblich zu küſſen, wenn dieſelben tiefer ſtreifend Hals und Wange berührten.

Während alſo liebliche Eintracht und holde Nekkerei beieinander im Zimmer des wunden Mannes und der ſchönen Frau wohnten, war's eine Treppe tiefer deſto ängſtlicher und unruhiger geworden; da ſtand nämlich die kleine, runde Madame Rienäcker vor der verwittweten Frau von Redow und verlangte halb ängſtlich, halb trotzig Rath und Unterſtützung.

„Leſen ſie den Zettel noch ein Mal, liebe Madame," ſagte Frau von Redow in ihrer beſtimmten Weiſe, „vielleicht finden ſie eine Andeutung, eine

flüchtige, wer der Schreiber; es ist doch ganz undenkbar, daß derselbe hat glauben können, uns zu nützen, wenn er nicht überzeugt war, daß wir ihn, den Warner, in der Warnung erkennen würden? Das konnte und mußte sich Jeder sagen, daß auf eine anonyme Zuschrift hin nichts geschehen werde!"

„„Wenn sie, Madame,"" las die kleine Madame Rienäcker noch ein Mal langsam und deutlich das französische Billet, „„Frau von Leist vor einer großen ihr drohenden Gefahr bewahren wollen, so bringen sie dieselbe sofort, jedenfalls aber vor Einbruch der Dunkelheit aus der Stadt, oder doch wenigstens in einen Versteck außerhalb ihres Hauses." Ich begreife nicht, was das soll und wer das geschrieben haben kann!" sagte Madame Rienäcker kleinlaut, als sie das gelesen.

„Und ich begreife es noch weniger?" meinte Frau von Redow, „welche Gefahr kann meiner Freundin hier unter diesem Dache drohen?"

„Und dennoch hätte ich fast Lust, Frau von Leist wenigstens zu meiner Schwester zu bringen, schaden kann es ja nichts, und man kann doch nicht wissen. Warum ist aber Rienäcker auch gerade nicht zu Hause!"

Verdrießlich und beinahe weinerlich ſtampfte die kleine runde Frau mit dem Fuße.

Ernſt mit einem fragenden Blick ſchaute Frau von Redow ihre freundliche Wirthin an, dann lächelte ſie wehmüthig. Die ſtolze, ſtrenge Frau, die ſo lange einſam und Andere beſtimmend, dem eignen Willen folgend, durch's Leben gegangen war, vermochte es nicht, ſich ſo leicht und gleich in die Gefühle einer Frau zu verſetzen, die bei jeder Gelegenheit nach der Entſcheidung des Mannes fragte, nach dem Willen eines Andern forſchte. Es wurde der feſten, ſichern Wittwe ganz wehmüthig zu Sinnen, als ſie eine Frau in ſchon reiferem Alter ſo ungebärdig ſah, weil ſie ſelbſt einen Entſchluß faſſen ſollte ohne den Gemahl, und dennoch kam es ihr vor, als müſſe es doch eine eigene Glückſeligkeit ſein, vertrauensvoll den Entſchließungen eines Mannes folgen zu können, ohne Verantwortung und Sorge zu übernehmen.

„Es iſt keine Schande vorſichtig zu ſein," meinte Frau von Redow, „und wenn ſie denken, liebe Madame Rienäcker, ſo will ich hinaufgehen und Frau von Leiſt rufen, obgleich ich noch immer nicht begreife!"

„Begreife ich denn etwas?“ rief Madame Rienäcker, „wer ſoll der engliſch ſanften Frau etwas thun? Es iſt Unſinn, und Rienäcker wird mich ſehr auslachen, wird ſagen, ich hätte mich in's Bockshorn jagen laſſen, aber mag er, immerhin; bitte, meine Gnädige, ſie wollten die Güte haben, Frau von Leiſt zu rufen!“

Frau von Redow wollte ſich eben entfernen, als die Thür haſtig geöffnet wurde und der General Pelet, offenbar in großer Aufregung, eintrat; er verbeugte ſich zierlich, aber zugleich auch flüchtiger, als er ſonſt zu thun gewohnt war, vor der Wittwe, und redete dann des Hauſes treffliche Wirthin mit eiligen Worten alſo an: „Sie haben mein Billet erhalten, nicht wahr, Madame, und dieſe ſanfte Frau von Leiſt iſt ſchon in Sicherheit?“

„Von ihnen alſo iſt das Billet?“ rief Madame Rienäcker erfreut.

„Von ihnen, Herr General?“ fragte Frau von Redow näher tretend.

„Mein Gott, ja,“ verſetzte General Pelet, „von wem ſonſt? kannten ſie denn meine Handſchrift nicht?“

„Ja, ja!“ meinte Madame Rienäcker hocherfreut

und klatschte in die fleischigen Hände, denn vielleicht hatte ihr bis jetzt der Schreiber des Billets schwereres Kopfbrechen verursacht, als die in dem Billet angedeutete Gefahr.

„Aber welche Gefahr droht denn meiner Freundin?“ fragte Frau von Redow.

„Madame,“ entgegnete der General stockend, „es ist nicht leicht zu sagen, Frau von Leist hat das Unglück gehabt, dem Kaiser Napoleon zu begegnen und ihm zu gefallen!“

General Pelet sagte das so bedeutsam und mit so wenig mißzuverstehendem Augenwink, daß die Wittwe ganz erschrocken zurücktrat.

„Arme Elisabeth!“

„Nun, nun,“ meinte Madame Rienäcker tröstend, „das Unglück ist so groß doch nicht, selbst wenn der Kaiser Versuche machen sollte bei der achtbaren Ehefrau eines Preußischen Offiziers, man kennt die leichten französischen Manieren! so kann er ganz in der Stille mit einem wohlgeflochtenen Körbchen abziehen. Darauf kenne ich diese liebe sanfte Frau von Leist; indessen, der Herr General hat Recht, besser ist besser, und man muß die Menschen nicht in Versuchung führen,

ich werde meine liebe Frau von Leist herunterrufen und sie über den Hof zu meiner Schwester führen.“

„Wie Madame,“ rief der General, „Frau von Leist ist noch hier?“

„Ja, mein General!“ entgegnete die Hausfrau mehr verwundert als erschreckt.

„In diesem Hause?“ fragte der General noch einmal.

„In diesem Hause, im Zimmer ihres Gemahls!“ wiederholte Madame Rienäcker staunend.

„So ist die arme sanfte Frau verloren!“ rief der General im Tone des tiefsten Schmerzes, „oh! warum sprengte ich nicht gleich selbst hierher? Warum verließ ich mich auf das unglückselige Billet?“

Starr und mit offenem Munde blickte die kleine runde Frau den General an, der mit raschen Schritten, sichtlich in tiefster Bewegung, auf- und abschritt in dem Gemach.

„Mein Gott, sollte es zu spät sein, meine arme Freundin zu retten?“ fragte Frau von Redow, indem sie ihm in den Weg trat und ihre Hand auf seinen Arm legte.

„Es ist zu spät!“ entgegnete der General be-

ſtimmt, indem er ſtehen blieb, „ich habe, als ich kam, ſchon ein Paar Quartiermeiſter der Elite-Gensd'armerie in der Nähe des Hauſes bemerkt. Oh! Duroc iſt ſehr vorſichtig in ſolchen Dingen!“

Der General lachte laut auf, Frau von Redow trat todtenbleich zurück.

„Jetzt aber wünſche ich endlich zu wiſſen, Herr General, was das Alles zu bedeuten hat?“ nahm die Hausfrau das Wort mit einer Energie, die halb die Frucht böſer Ahnungen war.

„Ah! kleine Madame,“ erwiederte der General zornig, „hätten ſie gethan, was ihnen mein Billet befahl, ſo wäre Frau von Leiſt jetzt in Sicherheit.“

„Sie iſt es, ſo lange ſie unter meinem Dach bleibt!“ rief Madame Rienäcker trotzig.

Der General zuckte die Achſeln.

„Reden ſie endlich, ich befehle es ihnen!“ commandirte die kleine Frau heftig.

„Pah! Da ſie nicht verſtehen wollen, ſo muß ich wohl gerade herausreden. Der Kaiſer hat Frau von Leiſt geſehen, ſie hat ihm gefallen, und er hat darum ſeinem Großmarſchall einen Wink gegeben, und —“

„Und?“ fragte Madame Rienäcker eifrig, als der General einen Augenblick inne hielt.

„— und —“ fuhr der fort — „heut Abend wird der Großpallastmarschall einige Quartiermeister von der Elite-Gensd'armerie senden und Frau von Leist abholen lassen. Bin ich nun deutlich genug, oder soll ich noch klarer reden, Madame?“

„Barmherziger Gott,“ rief die Kaufmannsfrau außer sich, „der ist ja schlimmer, wie der türkische Sultan, und der will ein christlicher Herrscher sein? der Held des Jahrhunderts? Doch gut, er soll seinen Willen nicht haben, mag er seine Gensd'armen und seine Quartiermeister senden; ich werde Frau von Leist begleiten, und ich will doch sehen, wer sie anrühren wird.“

Madame Rienäcker sah gewaltig tapfer aus in diesem Augenblick, der General aber sagte seufzend: „Was hilft ihnen das Alles, Madame, man würde sie im Vorzimmer doch mit Gewalt von Frau von Leist trennen und diese allein zum Kaiser führen; doch ich, ich will etwas thun für diese edle schöne Frau, ja, bei Gott und bei meiner Ehre, ich will etwas thun, so wahr ich ein französischer Edelmann bin!“

Es mußte gewaltig ſchwer ſein, das, was ſich der General zu thun vorgenommen, denn er war ganz blaß geworden, als er ſchwur, und in ſchwerem Sinnen, das Haupt tief herab geneigt auf die Bruſt, ſchritt er auf und ab in dem Gemach.

„Es iſt Tollheit," flüſterte er vor ſich hin, „es iſt die volle Tollheit, Duroc wird mich auslachen, aber ich muß, ich kann nicht anders. Er nahm mich gefangen, ich muß ihm zeigen, daß es noch franzöſiſche Edelleute giebt; und ſie, dieſes ſanfte, ſeelenvolle Geſchöpf, ich glaube, ich könnte mein Lebtag nicht wieder einer Frau ins Geſicht ſehen, wenn dieſe edle Frau das Opfer der kaiſerlichen Brutalität würde, und ich hätte vermocht, es zu hindern."

Es war völlig dunkel geworden indeſſen, Markthelfer Schletter brachte die brennenden Kerzen und ſtellte ſie auf den Tiſch. Kaum hatte er ſich entfernt, als der General zu den beiden Frauen gewendet ſprach: „Es iſt die höchſte Zeit, wir müſſen einen raſchen Entſchluß faſſen, wenn wir die unglückliche Frau nicht dem ſchrecklichſten Looſe Preis geben wollen, die Boten des Pallaſtmarſchalls können jetzt in jedem Augenblick hier ſein, und Widerſtand iſt unmöglich. Ich hoffe,

daß ich noch ein Mittel der Rettung in meiner Gewalt habe, wenn ſie ſich unbedingt meinen Anordnungen unterwerfen wollen!"

Die beiden erſchreckten Frauen, denn ſelbſt die kluge Frau von Redow war unter dieſen Umſtänden völlig rathlos, verneigten ſich zum Zeichen ihrer Zuſtimmung.

„Rufen ſie Frau von Leiſt, wenn ich bitten darf," wendete ſich der General an die Wittwe „und bleiben ſie oben bei Herrn von Leiſt, damit er nichts ahnet, denn hoffentlich handelt es ſich nur um eine ganz kurze Abweſenheit."

Frau von Redow entfernte ſich langſam, nachdem ſie ſich durch einen letzten forſchenden Blick die Ueberzeugung von den redlichen Abſichten und der aufrichtigen Hilfsbereitſchaft des Generals zu verſchaffen geſucht hatte.

„Sie werden Madame und mich begleiten," wandte ſich der General an Madame Rienäcker, „Toilette iſt nicht nöthig."

„Ich werde Alles thun was ſie fordern, mein General," entgegnete die gute kleine runde Frau weinerlich, „denn ich habe meine liebe Frau von Leiſt

in dieſe Gefahr geſtürzt, oh! hätte ich ſie doch gleich fortgebracht, als ich das Billet bekam!“

„Das iſt jetzt zu ſpät, meine liebe Madame,“ tröſtete der General, „aber Gott wird uns helfen!“

In dieſem Augenblick trat Frau von Leiſt ein, kindlich ahnungslos, lieblich wie immer; mit Bewunderung und Schmerz zugleich hingen die Blicke des Generals ſowohl als der Dame vom Hauſe an der reizenden Erſcheinung; denn doppelt ſchön war Eliſabeth von Leiſt geworden, ſeit ſie den geliebten Gemahl als einen Geneſenden betrachten durfte, in herrlichſter Fülle war ihre ſanfte und weiche Schönheit aufgeblüht, und der leiſe Zug der Sehnſucht, welche die junge Mutter zu ihrem Sohne in weiter Ferne zog, gab dem holden Geſichtchen einen ganz unausſprechlichen ſüßen Reiz.

Haſtig, verlegen, unklar erſt, und endlich doch klar theilte der General der ſchönen Frau mit, was ihr bevorſtand; ſchaudernd wich Eliſabeth von Leiſt zurück, wie eine vom Habicht gejagte Taube wollte ſie flüchten und Schutz bei dem Gemahl ſuchen, mit Mühe wurde ſie durch die Bitten des Generals und die Thränen der Hausfrau zurückgehalten. Weinend

und zürnend rang sie sich los, nur mit großer Anstrengung, endlich, gelang es der Beredtsamkeit des Generals, sie zu überreden, sich in seinen Plan zu fügen.

„Ich stehe ihnen mit meiner Ehre und meinem Leben dafür," schwor der General endlich in Elisabeth's Hand, „sie sollen die Wohnung des Kaisers unangetastet wieder verlassen."

„So lange ich lebe wird man mich nicht von ihnen reißen, liebe gnädige Frau!" betheuerte Madame Rienäcker mit feuriger Energie.

Elisabeth hatte sich ergeben, aber sie war nicht muthig, sondern zaghaft in ihrer Ergebung, sie weinte und klagte unaufhörlich, bis plötzlich Schletter eintrat, der Markthelfer, und meldete, es sei ein Quartiermeister von der Elite-Gensd'armerie draußen, welcher Frau von Leist zu sprechen wünsche.

Auf einen Wink des Generals ließ Schletter den Agenten des Groß-Pallastmarschalls eintreten. Es erschien ein eisgrauer Quartiermeister, mit vielen Chevrons am Arm, der den General militairisch begrüßte, dann sich aber sofort an Frau von Leist wandte und sehr ehrerbietig sagte: „Der Groß-

Pallaſtmarſchall Duc de Frioul wünſcht ſofort eine Unterredung mit Madame im Schloß zu haben, ein Wagen hält vor der Thür!“

„Haben ſie etwas dagegen, wenn ich Madame begleite?“ wendete ſich der General an den Agenten.

Dieſer ſtutzte etwas, verbeugte ſich aber dann und erklärte, daß er darüber gar keine Inſtruction habe, daß er aber keine Einwendungen machen werde, da er ſich erinnere, den Herrn General ſehr oft bei dem Duc de Frioul geſehen zu haben.

Schweigend nahm der General den Hut und führte dann die Damen hinunter, indem er den rechten Arm Frau von Leiſt, den linken Madame Rienäcker gab. Mit einem fauniſchen Lächeln ſchritt der alte Quartiermeiſter hinterher.

Es war eine gut geſchloſſene Kutſche, welche der General mit den beiden Frauen beſtieg; aus Reſpect vor dem General nahm der Agent des Pallaſtmarſchalls Platz neben dem Kutſcher; man konnte bemerken, daß Elite-Gensd'armes zu Pferd und zu Fuß den Wagen nah und fern begleiteten.

Jedes Entrinnen war eben unmöglich, ſobald der

Duc de Frioul in dieſer Beziehung ſeine Befehle ertheilt hatte.

Auf dem kurzen Wege zum Schloſſe bemühte ſich der General, den weinenden Frauen Muth einzuſprechen; er ſprach vergeblich, denn die angſterfüllte Frau, welche zum Opfer der Gelüſte des fremden Eroberers beſtimmt war, hörte ihn gar nicht, und Madame Mathilde Rienäcker fühlte ſich muthig und grimmig wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will.

Der General trug Frau von Leiſt mehr aus dem Wagen, als daß er ſie führte, Madame Rienäcker faßte die Hand der armen Frau und ſchleuderte dem Kammerdiener des Großpallaſtmarſchalls, der ihnen ein Zimmer öffnete, einen ſo zornigen Blick zu, daß der ganz erſchrocken zurücktrat.

Als Frau von Leiſt auf einem Sopha ſaß, wollte ſie die Hand des Generals, den ſie als ihre letzte Hülfe betrachtete, nicht loslaſſen, und als es demſelben endlich gelungen war, umſchlang ſie laut ſchluchzend die gute Madame Rienäcker. Feſt in einander geſchlungen ſaßen die beiden Frauen, das thränennaſſe Geſicht der Frau von Leiſt war verſchleiert, ſie hatte

in der Eile einen der Wittwenſchleier der Frau von Redow ergriffen. Ein Armleuchter mit drei Kerzen, der in der Mitte eines großen Tiſches ſtand, verbreitete nur eine geringe Helle in dem hohen, weiten, faſt öden Gemach, ringsum tiefe Stille, man vernahm nur das krampfhafte Weinen der Frau von Leiſt.

Von peinlichſter Ungeduld ergriffen harrte der General.

„Seine Excellenz der Herr Großpallaſtmarſchall wünſchen den Herrn General zu ſprechen!“ meldete endlich ein eintretender Diener.

„Gott ſei Dank, wir ſind gerettet!“ ſeufzte der General erleichtert auf, denn das war ſeine größeſte Angſt geweſen, daß ſich Duroc nicht werde ſprechen laſſen. Er war entſchloſſen geweſen, für dieſen Fall ein Geſpräch zu erzwingen, aber das hätte doch ſeine großen Schwierigkeiten gehabt.

Die Frauen ließen ihn übrigens nur mit Mühe und nach langem Hin- und Herreden ſeinen Weg gehen.

Der General wurde durch eine Reihe von Zimmern geführt, die alle nur mäßig erhellt aber völlig einſam waren. Endlich kam ihm der Großpallaſtmarſchall mit raſchen Schritten entgegen.

„Das iſt ſeltſam, General?“ fragte Duroc haſtig, „in welcher Geſellſchaft kommen ſie hierher?“

„Mit der Gemahlin eines Freundes, Excellenz!“ verſetzte der General.

„Pah!“ rief Duroc, wie's ſchien unangenehm überraſcht, und trat einen Schritt zurück.

„Excellenz,“ ſagte der General bittenden Tones und ſo demüthig, als es ſein Stolz irgend zuließ, „Excellenz, retten ſie mich, ich habe meine Ehre und mein Leben zum Pfand geſetzt, daß ich die Frau von Leiſt unangetaſtet wieder nach Hauſe brächte, retten ſie mich!“

„Pelet, ſie ſind toll, rein toll!“ rief Duroc, „ſie wiſſen, zu welchem Zweck die Frau hierhergeholt iſt, und wagen ſich ſo zu avanciren?“

„Ich weiß Alles, Excellenz,“ entgegnete Pelet haſtig, „aber ich weiß auch, daß der Großpallaſtmarſchall den Mann nicht zu Grunde gehen laſſen wird, der —“

„Der ihn“ — unterbrach Duroc — „zwei Mal aus dem Feinde herausgehauen hat und bis jetzt ſtets zu ſtolz war, einen Gegendienſt zu fordern. Laſſen ſie mich reden, Pelet, ich will ihnen helfen, fahren ſie mit der hübſchen Frau ſofort wieder zu Hauſe, es iſt

ein glücklicher Zufall, daß ich ihnen helfen kann, aber um Gotteswillen laſſen ſie ſich nie wieder in eine ſolche Angelegenheit ein. Sich zwiſchen Ihn und ein Frauenzimmer ſtellen, das Er haben will, iſt unmöglich. Glücklicherweiſe hat Er beim Zurückreiten ein bildhübſches, aber noch blutjunges Mädchen bemerkt, man hat mir ſo eben gemeldet, daß dieſelbe angekommen, das allein giebt mir die Möglichkeit, ihre Dame entlaſſen zu können. Leben ſie wohl, General, nein, kein Dank, Jeder thut, was er kann, und noch eins, bringen ſie die Frau morgen in aller Frühe fort, es wäre doch möglich, daß Er ſich morgen nach ihr erkundigte, wenn ich's auch nicht glaube! Leben ſie wohl, lieber General!"

Der Großpallaſtmarſchall zog eine Schelle.

General Pelet eilte in fliegender Haſt zu dem Zimmer zurück, in welchem er die Frauen verlaſſen, er fand ſie noch in derſelben Stellung, weinend und verzweifelnd.

„Wir ſind gerettet, kommen ſie!" rief er den noch Zweifelnden zu.

Frau von Leiſt ließ jetzt Madame Rienäcker aus der engen Umarmung, in der ſie dieſelbe angſtvoll

bis jetzt gehalten, ihre Arme ſanken nieder, matt und erſchöpft lehnte die Gerettete in den Kiſſen. Sie nahm ſich indeſſen zuſammen, ſie faltete die Hände über dem Knie, ihre Lippen bewegten ſich, ſie ſprach leiſe, ſie wußte nicht, was ſie redete, ſie ſprach von ihrem Gemahl und von ihrem Knaben, aber ihr Dankgebet lag in ihren ſchwimmenden, nach oben gerichteten Augen.

Der General meinte leiſe, daß er noch nie ein ſo ſchönes Weib geſehen, und Madame Rienäcker fluchte ganz ungeſcheut dem Bonaparte, der einen ſolchen Engel habe ins Verderben bringen wollen.

Doch das Alles war der Inhalt weniger Minuten, es war raſcher geſchehen, als erzählt.

Der General ergriff den Arm der Frau von Leiſt, auf einem anderen Wege führte ſie der Kammerdiener des Großpallaſtmarſchalls zurück, haſtig und in höchſter Eile trieb er ſie, ſo zu ſagen, durch eine Reihe von Zimmern, in einem derſelben ſahen ſie eine ältliche Dame ſitzen, welche laut weinte; der General wußte, ohne daß es ihm Jemand ſagte, daß es die Mutter des armen Kindes *) war, welches heute das

*) Dieſe Dame war die verlobte Braut des königl. preußiſchen Lieutenants Alexander von Bronikowski, der ſich

Opfer napoleoniſcher Brutalität wurde; er zog Frau von Leiſt raſch vorüber. Noch eine Treppe hinunter, eine enge Pforte öffnet ſich, der kühle Nachtwind rauſcht den Befreiten, den Geretteten entgegen. Sie legen den kurzen Weg zu Fuß zurück; in wortreichſter Weiſe dankt Madame Rienäcker dem edlen General, Frau von Leiſt, die ſich jetzt raſch erholt, dankt auch, aber ſie ſpricht kein Wort, doch macht ein zarter und inniger Händedruck dem General ihre Dankbarkeit beſſer kund, als das eine lange Rede vermocht hätte.

In der Thür des Rienäcker'ſchen Hauſes ſtehen vier Perſonen angſtvoll harrend: Frau von Redow, der es glücklich gelungen iſt, den tapferen Rittmeiſter durch Vorleſen in den Schlaf zu bringen, und Herr Rienäcker, der durch Frau von Redow weiß, warum es ſich handelt; daneben aber Sternkieker, der alte Dragoner, und Schletter, der alte Markthelfer, die nur im Allgemeinen wiſſen, daß Frau von Leiſt bedroht iſt. Mit einem lauten Freudenruf werden

---

ſpäter auch als Schriftſteller einen Namen gemacht hat. Das unglückliche Opfer napoleoniſcher Brutalität ſtarb noch im ſelben Jahre.

die Rückkehrenden empfangen, ihre ſchnelle Rückkehr allein iſt ſchon Beweis und Bürge der gelungenen Rettung.

„Sie hatte dem Kaiſer gefallen!“ flüſterte der General dem Hausherrn zu.

„Dem lieben Gott aber hat es gefallen, ſie zu retten!“ entgegnete Herr Guſtav Heinrich Rienäcker bewegt.

„Sie zu retten durch dieſen edlen Mann!“ ſetzte Frau von Redow hinzu, dem General mit einem leuchtenden Dankblick ihre beiden Hände zugleich reichend.

Frau von Leiſt war ſchon die Treppe hinaufgeeilt, nach ihrem Gemahl zu ſehen; Frau Mathilde Rienäcker ſchalt bereits tüchtig mit ihrer Hausmagd, daß ſie ganz vergeſſen, für ein Abendeſſen zu ſorgen, kurz, kaum eine Stunde nachdem der Großpallaſtmarſchall Frau von Leiſt hatte abholen laſſen, war im Rienäcker'ſchen Hauſe äußerlich Alles wieder wie vorher.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenſtraße 21.

Von Jena nach Königsberg.

Dritter Theil.

Von Jena nach Königsberg.

Von

George Hesekiel.

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1860.

Neunzehntes Capitel.

Verwandlungen.

Den Rock des Königs trägt er wohl noch, am Halse hängt das schöne Kreuz pour le mérite militaire, und der graue Sternkieker unterläßt nicht, auf jede Anrede pflichtschuldigst zu antworten: zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter! aber Soldat iſt er doch nicht mehr, der gute ehrliche Hans Dinnies von Leiſt; er iſt der verabſchiedete Major von Leiſt, ein Invalide mit ſchußſteifem Arm und mit lahmem Fuß, ein Invalide von einigen dreißig Jahren! Schweres Schickſal, aber doch erträglich, wenn das Herz ganz und unverzagt geblieben wäre, ſo wie es die Freunde gehofft und erwartet hatten von dem tapferen Krieger. Es war anders gekommen; leiblich war der Major

geneſen von ſeinen ſchweren Wunden, geiſtig aber war er kränker als je; mit zunehmender Körperkraft hatte ſich eine trübe Gleichgültigkeit der bis dahin unverzagten Seele bemächtigt. Er ging wieder aus, an der Krücke freilich, aber er ging doch wieder; gleichgültig und verdroſſen begrüßte er die Freunde, die ſo viel Antheil an ihm genommen, die ſich ſo herzlich freuten, ihn wieder auf den Füßen zu ſehen; finſter und mürriſch, ja zuweilen rauh zeigte ſich der Mann, der früher durch ſein ernſtheiteres, theilnahmvolles Weſen die Herzen Aller, die ſich ihm naheten, gewonnen; mit Hans Dinnies von Leiſt war eine große Verwandlung vorgegangen, eine Verwandlung, ſo groß, daß Eliſabeth, ſeine Gemahlin, und die verwittwete Frau von Redow, die Jugendfreundin, die ihn ſo lange Jahre als einen Andern gekannt, oft bitterlich zuſammen weinten und dann Troſt ſuchten bei der kleinen Madame Rienäcker, die ihnen zwar keinen Troſt zu geben vermochte, aber doch treulich mit ihnen klagte und weinte, denn ſelbſt dieſer guten Frau war die Verwandlung im Weſen des Officiers, der ihr ſo lieb geworden, nicht entgangen.

Kaum war der Major im Stande auszugehen,

als er sich auch gleich rüstete, Königsberg zu verlassen und nach Spankow in die Heimath zurückzukehren; mürrisch und verdrießlich stand er davon ab, als ihm der Arzt die Reise ausdrücklich untersagte; dann wollte er in aller Hast das gastliche Rienäckersche Haus verlassen; Madame Mathilde war gekränkt, Herr Gustav Heinrich Rienäcker beinahe beleidigt, doch besann sich der Letztere, daß er es mit einem Kranken zu thun habe, und erzwang sein Verbleiben im Hause, was um so edler war, als er sich wahrlich keine Annehmlichkeit dadurch machte und wenig Dank erfuhr von Seiten Leist's. Tief und ächt in den Herzen Aller mußte die Liebe sein, denn schier unerträglich wurde zuweilen die schroffe, gleichgültige oder höhnische Art, mit welcher der Major jede Annäherung zurückwies, mochte dieselbe nun von seinem sonst so geliebten Weibe, oder von der verehrten Jugendfreundin, oder von dem Rienäckerschen Ehepaar ausgehen, selbst Sternkieker stutzte oft vor der unholden Behandlung, die er jetzt fast täglich erfahren mußte. Stundenlang saß der Major allein auf seinem Zimmer und studirte die Zeitungen, und wenn ihn der Arzt dann hinaustrieb, dann stand er unbeweglich auf dem Königs-

garten und sah den Exercitien der Truppen zu, denn seit dem 25. Juli waren die Franzosen abgezogen, und die Regimenter Prinz Heinrich (ehemals von Schöning) und vacant von Rüchel, die vor dem Kriege schon zur Besatzung von Königsberg gehört hatten, garnisonirten wieder in der Preußischen Hauptstadt.

Die Frauen begriffen die Veränderung nicht, die mit dem einst so liebenswürdigen Manne vorgegangen, die Freunde schrieben sie lediglich dem großen Unglück zu, das über das Vaterland gekommen, und wurden in dieser Meinung bestärkt, da politische Gespräche allein noch im Stande waren, den Major aus seiner finstern Lethargie zu reißen.

An einem heißen Augusttage war der Major aus dem Königsgarten gekommen, zwei Stunden lang hatte er den Exercitien der Truppen zugesehen, erschöpft nahm er Platz in dem kühlen Rienäcker'schen Familienzimmer zu ebener Erde, uns wohlbekannt durch die französische Einquartierung, die hier gehaust. Er nahm ein Journal, „Vesta" genannt, welches damals in Königsberg erschien, und eine Beschreibung der Feier des 3. August enthielt. Königsberg hatte Königsgeburtstag feierlich begangen; bei der Illumination war

wohl selbst in dem entferntesten Gäßchen kein Fenster unerleuchtet geblieben, und der Kammerpräsident Geheime Finanzrath von Auerswald hatte in seinen Zimmern einen patriotischen Actus veranstaltet, bei welchem Musik gemacht und Reden gehalten worden waren. Ganz besonders ausgezeichnet war die Rede des Barons von Schrötter, eines Sohnes des Ministers, und diese Rede studirte der invalide Major von Leist in der „Vesta". Er hatte nicht Acht, daß sein wackrer Gastfreund Herr Gustav Heinrich Rienäcker eingetreten; eine ganze Weile stand das kleine Männlein an der Thür und blickte bekümmert auf den bleichen Mann mit den entstellenden Narben im Antlitz, der vor Kurzem noch ein so kühner Reiter gewesen war. Von all den Schönheiten und Vorzügen, die man einst rühmte an dem eleganten Gensd'armen-Lieutenant, war dem Invaliden nichts gelieben, als die schlanke, edle Gestalt, die sich selbst in dem blauen, bis an den Hals zugeknöpften Militär-Ueberrock nicht ganz verläugnete, denn sogar die hohe Stirn erschien ins Unnatürliche vergrößert durch die Kahlheit des Kopfes; das milde Feuer der braunen Augen war erloschen, und die Lippen, um die sonst freundlicher Mannes-

ernſt ſchwebte, waren dünn und blaß geworden, ließen die Zähne ſehen und verliehen dem ohnehin entſtellten Antlitz einen Ausdruck von Schärfe und Härte, der etwas unglaublich Abſtoßendes hatte.

„Guten Tag, Herr Obriſt-Wachtmeiſter!“ ſagte der Kaufherr endlich, indem er näher trat.

„Guten Tag!“ erwiderte der Major eiſig kalt, aber er erhob ſich, ſo ſchwer ihm das wurde, von ſeinem Sitz und verbeugte ſich auf ſeine Krücke geſtützt vor dem Hausherrn.

O, an äußerer Höflichkeit ließ es der Major niemals fehlen, mit mathemathiſcher Genauigkeit beobachtete er die Formen, aber die Art, in welcher er es that, hatte etwas tief Verletzendes; man mußte fühlen, daß er eben nur eine äußere Form beobachtete, daß er gar nichts fühlte bei dem Gruße.

„Ich habe eine wichtige Nachricht,“ bemerkte Herr Rienäcker, den unangenehmen Eindruck überwindend, den Leiſt's Begrüßung auf ihn gemacht, „Seine Majeſtät der König haben den Freiherrn von Stein als Principal-Miniſter zu ſich berufen.“

„Und damit glaubt man Preußen gerettet, nicht wahr?“ entgegnete der Major höhniſch.

„Das nicht," erwiderte Herr Rienäcker, indem er ſeinem Gaſte gegenüber Platz nahm, „aber es iſt ein wichtiger Schritt zur Rettung, denn der Freiherr von Stein iſt gerade der rechte Mann, um alle die Verbeſſerungen einzuführen und durchzuſetzen, deren Preußen bedarf, um wieder in die Höhe zu kommen!"

„Der Freiherr von Stein," murrte Leiſt, „wäre ein Thor, wenn er ſich bemühte, das Unmögliche möglich zu machen, er wird die Berufung nicht annehmen!"

„Er wird ſie annehmen," beharrte Herr Rienäcker, „ich kenne ihn, je ſchwieriger die Aufgabe, deſto mehr Ehre, und unmöglich iſt's doch, Gott ſei Dank! noch nicht, unſer Preußen wieder in die Höhe zu bringen; wir haben Frieden und wir werden ihn nützen!"

„Frieden!" rief der Major lebendiger, „ja, Frieden, Gott ſei's geklagt! Der Tag von Tilſit hat einen äußern Frieden in die Welt, aber keinen Frieden in die Gemüther gebracht!"

Er ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr er mit tiefer Bewegung in der Stimme fort: „Voll Jammer, mit tiefer Trauer blicke ich zurück in das Elend und Unglück der letzten Jahre, voll Angſt und ohne Hoff-

nung ſchaue ich in die Zukunft. Wo mein Auge weilen mag, überall finde ich nur Ruinen einer früheren Größe, nur noch Trümmer des großen Staatenbau's, den Friedrichs gewaltige Hand einſt gegründet. Im bürgerlichen Leben keine Spur mehr des alten Wohlſtandes, überall gelähmte Kräfte, gebrochener Muth, durch Armuth und Verluſt verzagte Gemüther, dafür Laſter und Leidenſchaften, entſittlichte Seelen in Hütte und Haus!"

„Herr Obriſtwachtmeiſter!" unterbrach Rienäcker mit bittender Stimme, denn er ſah den jungen Invaliden in einer Aufregung, die ihn gewaltig überraſchte und ihm Beſorgniſſe für deſſen noch immer ſchwankende Geſundheit einflößte.

„Ja, Preußen hat Frieden," fuhr der Major haſtig fort, „ihr denkt dieſen Frieden zu benutzen, um Preußen wieder empor zu bringen; kurzſichtiges Geſchlecht! der Feind hat euch den Frieden gegeben, um euch durch denſelben bequemer und ſicherer zu Grunde zu richten, als er es durch Waffengewalt vermocht hätte. Er liegt noch immer mit gewaltiger Maſſe und mit unerhörtem Druck im Lande, und ihr redet von Frieden! Iſt es der Frieden, der ſo unerhörte Opfer fordert?

Frieden, ja und die Großmuth eures Napoleon will ſich mit hundertvierundfünfzig und einer halben Million begnügen. Gedemüthigt und erniedrigt hat uns dieſer Frieden ſchon, nun wird er Preußen zu einem Staat von Bettlern machen.“

Athemlos beinahe ſchwieg der Major, der Hausherr aber nahm das Wort und ſprach ernſt: „Bei dieſer Zertrümmerung aller materiellen Kraft und Macht des Staates, in dieſem Ruin alles Wohlſtandes und Glückes in allen Kreiſen des bürgerlichen Lebens beruht die Hoffnung zu einer möglichen Rettung von völligem Untergange, die Hoffnung auf eine einſtige Emporhebung zu der verlornen Größe und dem vernichteten Glück nur noch in der Wiedererweckung der inneren ſittlichen Kraft des Volkes, Auferweckung und Förderung vaterländiſcher Tugenden; Sittlichkeit und Intelligenz, neu geſtählt und geſtärkt, von Neuem in's lebendigſte Bewußtſein der verzagten und troſtloſen Gemüther gebracht, wirkſam in's Leben und in alle Kreiſe der Geſellſchaft eingeführt, ſie ſind im ſchweren Drucke der äußeren Verhältniſſe die einzigen Hebel, durch deren Kraft der tiefgeſunkene Staat wieder zu Glück, Macht, Ruhm und Anſehen empor-

ſteigen kann. Nur durch eine geiſtige Wiedergeburt ſeines geſammten Staatslebens kann Preußen hoffen, einſt wieder in ſeiner alten Größe dazuſtehen, ſeinen alten Ruhm, ſein altes Anſehen von Neuem zur Geltung zu bringen. Das iſt meine feſte Ueberzeugung, Herr Obriſtwachtmeiſter, das iſt die Ueberzeugung aller Patrioten, und es iſt auch die Ueberzeugung Seiner Majeſtät des Königs, dafür iſt uns Bürge die Berufung des Freiherrn von Stein als Principalminiſter, und darum begrüßen wir dieſelbe als eine glückliche Verheißung."

Der Major hatte aufmerkſam zugehört, jetzt erwiderte er ruhig: „Sie wiſſen, Herr Rienäcker, daß ich nicht der Vertheidiger alter Mißbräuche bin, daß mein Auge nicht verſchloſſen war für die Gebrechen des Staates, oh! ſchon lange vor Jena, aber — ich beneide ſie um ihre feſten Hoffnungen, die ich leider nicht theilen kann. Es hört ſich ſchön an das Wort von der Wiedergeburt des geſammten Staatslebens, ſie mögen auch wohl Recht haben, Sittlichkeit und Intelligenz ſind die einzigen Hebel, aber, mein Herr, man wird ihnen nicht erlauben, dieſe Hebel anzuſetzen, man wird ihnen keine Zeit laſſen zur Wiedergeburt,

sie vergessen immer, daß der Feind im Lande steht, ein Paar Meilen von hier, in Braunsberg schon commandirt ein französischer General, der ihnen mit Pulver und Blei auf Sittlichkeit und Intelligenz antwortet."

„Ich wage es mit der Sittlichkeit und der Intelligenz gegen Pulver und Blei!" versetzte der Kaufmann lebhaft.

„Sie haben Zeit, Herr Rienäcker!" sagte der Major mit einem Anflug von Hohn.

„Ich bin fast siebenzig Jahre, und sie, Herr Oberstwachtmeister, wenig über dreißig!" erwiderte der Hausherr freundlich.

„Pah, reden sie nicht von mir," rief Herr von Leist heftig, „ich bin nichts, weniger als nichts, ich bin ein Krüppel, ein trauriger Krüppel, der an der Krücke dem Grabe zuwankt."

„Herr Obristwachtmeister," bat der Kaufmann, tief gerührt von dem namenlosen Schmerz, der sich in den Worten des jungen Invaliden kundgab, „reden sie nicht so, Herr Oberstwachtmeister, es sind Ehrenwunden, die sie empfingen im Kampf für das Vaterland, mit Ehrfurcht werden die jungen Geschlechter auf dieselben blicken —"

Mit einem höhniſchen Gelächter unterbrach der Major den Sprechenden, der ganz erſchrocken inne hielt. „Oh! guter Herr Rienäcker," ſpottete der Officier grimmig, „was denken ſie? Die jungen Geſchlechter werden mit Nichten voll Ehrfurcht auf uns blicken, ſie haben jetzt ſchon das Herz voll Hohn und den Mund voll Spott für die Stelzbeine und die Invaliden. Wiſſen ſie, was mir geſtern Knaben von zehn und eilf Jahren in euren Königsberger Straßen nachgerufen haben? Ich will es ihnen ſagen, mein guter Herr Rienäcker, die Knaben riefen: Seht da, der Officier mit dem lahmen Bein iſt von Jena bis Königsberg in einem Zug gelaufen, dabei hat er ſich den Fuß vertreten!" Das iſt das Urtheil ihrer jungen Geſchlechter, Herr Rienäcker!"

„Mein Gott, Herr Obriſtwachtmeiſter," ſagte der Kaufmann, „ſie werden doch die Frechheit eines Straßenbuben —"

„Es ſind die jungen Geſchlechter, Herr Rienäcker!" unterbrach der Major hartnäckig.

Der Kaufmann ſchwieg, er fühlte, daß es ihm, für jetzt wenigſtens, nicht möglich ſein werde, gegen das tief erbitterte Gemüth ſeines Gaſtfreundes anzukämpfen,

und darum war es ihm doppelt lieb, daß in diesem Augenblick die Damen eintraten.

Der Major erhob sich augenblicklich und ging ihnen entgegen, er verneigte sich sehr höflich vor seiner Gemahlin, und als ihm Elisabeth mit wehmüthiger Bitte im Antlitz treuherzig die Hand reichte, ergriff er dieselbe, küßte sie flüchtig und wendete sich zu Frau von Redow; wahrscheinlich würde er auch die Hand der Wittwe geküßt haben, diese aber zog sich mit einer entschiedenen Bewegung zurück und warf dem Jugendfreunde einen großen vorwurfsvollen Blick zu. Der Major versuchte zu lächeln, zuckte leicht mit der Achsel und kehrte dann zu seinem Sitze zurück.

„Haben sie schon die Beschreibung von Königs Geburtstag in der „Vesta" gelesen?" fragte er, das Blatt, in dem er zuvor gelesen, aufnehmend, die Wittwe.

„Du solltest uns ein wenig Musik schenken, liebe Elisabeth!" wandte sich Frau von Redow an die betrübte Freundin, indem sie eine stolze Miene annahm und die Frage des Majors geflissentlich überhörte.

„Wenn es dir nicht unlieb wäre?" fragte Elisabeth schüchtern ihren Gemahl.

„Bitte, bitte, im Gegentheil!“ entgegnete der höflich, indem er ſich verneigte.

Der armen Frau ſtanden die Thränen in den Augen, als ſie langſam zu dem kleinen hübſchen Klavier mit dem buntlackirten Deckel ging, das zwiſchen den Fenſtern einen Platz hatte. Sie ſetzte ſich, ſuchte eine Weile unter den Muſikalien, die da auf einander geſchichtet lagen, im Geiſte aber erwog ſie, welche Pièce ihrem Gemahl ganz beſonders angenehm ſein müßte gerade in ſeiner jetzigen traurigen Stimmung. Da entſann ſie ſich plötzlich einer Romanze, die Leiſt einſt in beſſern Tagen ihr oft vorgeſpielt und geſungen, und die er beſonders liebte, weil ſie ſein liebſter Kamerad, die Lieutenant von Noſtitz vom Regiment Gensd'armes, für ihn componirt hatte.

Die Romanze hieß: „Der letzte Erbe!“ und anfänglich mit leiſer, aber allgemach immer kräftiger anſchwellender Stimme ſang Frau von Leiſt, ſich ſelbſt begleitend, folgende Verſe:

Der Saal iſt weit und öde,
Verſtaubt ſein Wappenſchild,
Und auf zerfetzter Tapete
Steht ein verblaßtes Bild.

Des Ahnherrn Eisenrüstung
Fiel rostig von der Wand,
Trüb lugt im Marmorkamine
Mit rothen Augen der Brand.

Mit trüben rothen Augen
Schaut er den Erben an,
So wie's sein alter Diener
Schon manchen Tag gethan.

Der Erbe aber, der Wilde,
Im alten Stuhle liegt,
Vom Sturm in tolle Träume
Und wilde Lust gewiegt.

Die runden Scheiben hüpfen
Rasselnd im locker'n Blei,
Vom Thürsims löst sich prasselnd
Das morsche Hirschgeweih.

Der Sturm klopft klirrend an's Fenster
Und heult herein durch's Schlot,
Das war der „gute Abend!"
Den er dem Erben bot.

Der faßt die silberne Kanne
Und thut einen tiefen Zug,
Den Gruß des Sturmes erwiedernd
Mit einem leisen Fluch.

Von des Schauers Lust ergriffen
Facht er den matten Brand,
Und dichter um seine Schulter
Zieht er das Sammtgewand.

Er dehnt sich in seinem Stuhle
Behaglich wie sonst nie,
Und lauscht mit pochendem Herzen
Der wilden Melodie.

Er lauſcht und träumt vom Kampfe,
Vom Eiſenſturm der Schlacht.
Vom Donnerruf der Geſchütze
In dichter Pulvernacht.

Er lauſcht und träumt vom Siege,
Wie ihn der Lorbeer krönt,
Die brauſende Siegesfanfare
Im Freudenſturme ertönt.

So lauſcht und träumt er weiter
Und ſpinnt im Traum ſich ein —
Der König vermählte dem Sieger
Sein liebliches Töchterlein.

Der Saal iſt nicht mehr öde,
Hell prangt ſein Wappenſchild,
Und von der goldnen Tapete
Lächelt manch' liebes Bild.

Sieh! vor des Ahnherrn Rüſtung
Hell ſchimmernd an der Wand,
Da ſteht des Königs Tochter,
Sein Söhnlein an der Hand.

Im alten Schloß lebendig
Wird all' die Herrlichkeit,
Wie in den freudigen Tagen
Vergangener Heldenzeit.

Da ſchreckt ein Donnerkrachen
Den ſel'gen Träumer wach, —
Im Hof die Rieſeneiche
Der wilde Sturm zerbrach.

Nach hundertjährigem Kriege
Entſchieden iſt die Schlacht,
Und Siegsfanfaren ſchmettert
Der Sturmwind in die Nacht.

Das ſchmerzt den letzten Erben,
Ihm war der Baum ſo lieb.
Weil von der Väter Wäldern
Der eine nur ihm blieb.

Er faßt die ſilberne Kanne,
Und thut einen tiefen Zug
Dann hört er wieder rauſchen
Des Sturmes Adlerflug.

„Fort mit der Rieſeneiche!
Dahin iſt ihre Zeit!
Sturm, bringe neue Träume
Von alter Herrlichkeit.

Ich habe nicht zum Leben,
Zum Träumen nur noch Macht,
Nehmt ihr den Tag, die Sonne,
Mir laßt den Sturm, die Nacht.“

Frau von Leiſt ſang dieſe Romanze, wie man ſolche Sachen ſingen muß, mit großer Freiheit und großer Einfachheit; ihre weiche, aber doch umfangreiche Stimme hatte einen hinreißenden Schmelz, und der Eindruck, den ſie auf ihre Zuhörer durch den Vortrag dieſer Muſik hervorbrachte, war ein ganz außerordentlicher. Den wackeren Herrn Rienäcker erſchütterten die fremden, ihm ganz unbekannten Empfindungen, die der Componiſt noch ſchärfer betont hatte, als der Dichter, bis zu Thränen; Frau von Redow, die das Stück ſchon von Herrn von Noſtitz ſelbſt hatte vortragen hören, ſtaunte über den eigenthümlichen Reiz,

den es in Elisabeths Munde hatte, und wenn sie einst die Dichtung auf das Leben des armen Kammerherrn von Redow anwendbar gefunden, so frappirte sie jetzt die Anwendbarkeit derselben auf das Leben ihres unglücklichen Jugendfreundes, so wie sich dasselbe in der letzten Zeit zu ihrem Kummer und ihrer Ueberraschung gestaltet hatte. Den größesten Eindruck machte die Musik allerdings auf den Major selbst; anfänglich war er entschieden mißmüthig und unruhig, er wollte die Musik nicht gern hören, er wollte nichts wissen von den Erinnerungen, welche die bekannten Töne in ihm weckten, aber schon im zweiten Verse vermochte er der Gewalt der Stimme und der Erinnerungen nicht mehr zu widerstehen; Frau von Redow beobachtete ihn scharf, ein schmerzlich-süßer Schauder durchlief den invaliden Mann, er zitterte heftig und vermochte das Blatt, das er in die Hand genommen, um seine Gleichgültigkeit zu zeigen, nicht mehr zu halten, er ließ es fallen und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück in den Stuhl. Ströme von wechselnden Empfindungen durchbrausten seine Seele und zeigten sich theilweise in dem unaufhörlich wechselnden Ausdruck seines Gesichtes, als aber Elisabeth mit leiser,

faſt verſagender Stimme den Schlußvers geſungen, da erhob ſich der Major jäh von ſeinem Seſſel, ſtreckte die Rechte aus und rief: „Ja, ja, er hat Recht:

Ich habe nicht zum Leben,
Zum Sterben nur noch Macht,
Nehmt ihr den Tag, die Sonne,
Mir laßt den Sturm, die Nacht!“

Die ganze Aufregung der gekränkten, verbitterten, verzagenden und doch trotzigen Seele des armen Mannes lag in dieſen Worten, aber gleich darauf, als ſchäme er ſich, dieſe Gefühle gezeigt zu haben, nahm der Major von Leiſt ſeinen Hut und ſagte: „Wiſſen die Damen ſchon, daß der von Noſtitz ſeinen Abſchied genommen hat und in kaiſerlich ruſſiſche Dienſte getreten iſt?“

Nach dieſer Mittheilung verneigte ſich der arme Mann ſo elegant, als es ihm ſeine Invalidität geſtattete, und wankte auf ſeine Krücke geſtützt hinaus. Er verließ nicht nur das Zimmer, ſondern auch das Haus; ſchweigend blickten ihm die Drei, die er verlaſſen, nach, ſie ſahen ihn über den kleinen Platz gehen, erſt als er in der nächſten Straße verſchwunden, wendete ſich Frau von Redow an Herrn Rienäcker und fragte ihn, was er von dem Zuſtande des Majors halte.

„Gnädige Frau," erwiederte der Kaufmann ehrlich, „mir ist angst und bange um unsern lieben Major; das Unglück des Vaterlandes frißt ihm am Herzen, er verzweifelt an der Zukunft des Vaterlandes, und seine Verzweiflung ist eine doppelte, weil ihn seine Blessuren hindern, thätig helfend einzuschreiten; könnte er zu Pferde steigen, er würde glauben, als Mann und Officier seine Schuldigkeit thun zu müssen, und darin würde er Genugthuung und Heilung für sein verwundetes Gemüth finden, selbst bei der Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit aller Anstrengungen. Ich gestehe, daß ich nicht mehr weiß, was ich machen soll, er ist unzugänglich; ich habe mich mehrfach bemüht, ihn auf eine Thätigkeit für König und Vaterland hinzuweisen, bei der er nicht zu Pferde zu steigen braucht, aber er versteht mich nicht oder er will mich nicht verstehen. Doch soll es an mir wahrlich nicht liegen," setzte der Ehrenmann tröstend hinzu, „ich werde nicht nachlassen in meinen Versuchen, und endlich findet sich dann doch wohl mal eine gute Stunde, in der ich ihm beikomme; habe ich ihn aber einmal zu einer bestimmten patriotischen Thätigkeit bewogen, dann, meine Gnädige, dann ist er gerettet, darauf kenne ich unsern lieben Major."

Frau von Leiſt drückte dem wackern Manne die Hand, ſie hörte in ſeinen Worten nur die Hoffnung, und ihr liebendes Herz war innig dankbar für jeden Schimmer derſelben. Frau von Redow dagegen wiegte ſinnend das Haupt, ſie hatte während des Geſanges tiefe Blicke in die Seele ihres Jugendfreundes gethan, ſie war überzeugt, daß weder der Kummer um das Unglück des Vaterlandes, noch der Schmerz des Soldaten, der ſich zur Unthätigkeit verdammt ſah, dieſe Veränderung allein hervorgebracht habe, die untrügliche Ahnung einer liebenden Frauenſeele führte ſie auf die richtige Spur. Lange überlegte ſie, was ihr zu thun obliege, nach den neuen Entdeckungen, die ſie gemacht.

Während dieſe Drei ſich in liebender Sorge um ihn ängſteten und kümmerten, war der Major, von einer gewaltigen Aufregung getrieben, ſo raſch fortgeſchritten, als ſein Zuſtand ihm geſtattete, und bald genug befand er ſich außerhalb der Thore Königsbergs. Er ſchlug ohne weitere Wahl einen Weg ein, der zwiſchen Gärten und Vorſtadthäuſern hinführte und im Augenblick noch etwas einſam war, obwohl derſelbe zu ſpäterer Stunde eine zahlreich beſuchte Prome-

nahe bildete. Anfänglich war der Major ziemlich rasch gegangen, allgemach nöthigte ihn seine Schwäche, einen langsameren Schritt anzunehmen, und endlich stand er, mehr vor Ermüdung als aus Theilnahme, still vor einem eisgrauen Invaliden, der bei seiner Annäherung seine Drehorgel in Bewegung setzte und in Erwartung einer kleinen Gabe sein Stück ableierte. Herr von Leist zog seine Börse und reichte dem Kriegsmanne, der invalid war, wie er selbst, eine bei weitem größere Gabe, als der alte Mensch sonst wohl zu bekommen gewohnt war. Der Mann dankte nicht in Worten sondern durch Thaten, denn da der Major vor ihm stehen blieb, so drehte er tapfer weiter und spielte alle Stücke, deren sein Leierkasten fähig war. Nach einer ganzen Weile erst bemerkte das Herr von Leist, besann sich, reichte dem Invaliden ein zweites Geldstück und fügte einen guten Soldatenspruch hinzu, durch den die reiche Gabe für den alten Soldaten des großen Friedrich noch einen höhern Werth erhielt. Der Major aber ging langsam weiter. Etwa zwanzig Schritte mochte er von dem Invaliden entfernt sein, als ziemlich hastig ein Weib zu dem Leier-

kasten trat, eine Kupfermünze hinwarf und eilig fragte: „Kannte er den Herrn? was sagte er?“

„Kenne ihn nicht,“ entgegnete der Invalide gut gelaunt, „aber ein braver Herr, hat auch bei der Cavallerie gestanden, zerschossen wie ich, hat aber nicht nöthig die Orgel zu drehen, Gott lohne ihm seine Großmuth!“

Das Frauenzimmer, das den Invaliden eben so schnell verließ, als es denselben angetreten hatte, war mit einer Art von bettelhafter Eleganz gekleidet, ihr Anzug war von modischen Stoffen aber schmutzig und verknittert, und zu dem Anzuge paßte auch ihr Gesicht vollkommen, auf das allerlei Laster und Leidenschaften ihre Zeichen tief eingegraben, das aber dennoch einen Ausdruck bewahrt hatte, der eine gewisse Vornehmheit zeigte; die starke Röthe dieses Gesichtes verrieth eine Neigung zu geistigen Getränken, und der scharfe dreiste Blick der mandelförmigen Augen von unbestimmter Farbe konnte noch immer durchdringend und imponirend sein, obwohl er in Folge des Trinkens stier geworden war. Um den Mund der Frau schwebte fortwährend ein süßliches Lächeln, das sonst vielleicht nicht unangenehm gewesen, jetzt aber schauderhaft er-

ſchien, weil der Mund in Folge der Zahnloſigkeit zuſammengefallen war.

Dieſes Franenzimmer eilte ziemlich raſch auf einem Fußpfade dahin, der neben der Straße herlief, und man mußte zugeben, daß die Frau, obwohl ihre Figur klein und ſehr ſtark war, in Gang und Bewegung Manieren zeigte, welche nur der guten Geſellſchaft eigen zu ſein pflegen.

„Er iſt's, er iſt's wahrhaftig!" ſagte dieſe Frau zu ſich ſelbſt, „das iſt doch nochmal ein Glück, was ich mir wahrlich nicht träumen laſſen konnte, ich bin gerettet! Ich glaube nicht, daß ſeine Freude bei dieſem Wiederſehen eben ſo groß ſein wird wie die meine iſt, aber was geht das mich an? er wird mir geben, was ich haben will, um mich nur los zu werden, aber wahrlich billig ſoll er nicht fortkommen! Er iſt reich!"

Unter dieſen und ähnlichen Selbſtgeſprächen hatte die Frau auf einem Nebenwege den Major überholt, ſie trat jetzt in die Hauptallee ein und kam dem armen Manne entgegen.

Nicht ohne eine gewiſſe Koketterie zog ſie das verblaßte blauſeidene Tuch über die Schulter und ſtützte ſich, langſam näher kommend, auf einen großen ziemlich

unſauberen Regenſchirm. Herr von Leiſt, der lediglich mit ſeinen Gedanken beſchäftigt dahin ſchritt, hatte nicht Acht auf die Frau, und ſo kam es, daß er plötzlich dicht vor ihr ſtand und zerſtreut in ein Antlitz ſtarrte, das ihm ganz fremd zu ſein ſchien, obwohl die Frau den Kopf in den Nacken warf, ſo daß die Krempe des dachartigen Modehutes ihn nicht hindern konnte, ihre Züge genau zu ſehen.

„Verzeihen ſie!“ ſagte der Major ſich zerſtreut entſchuldigend und wollte zur Seite treten.

„Mein Gott,“ rief die Frau, indem ſie die Ueberraſchte nicht ganz übel ſpielte, „täuſche ich mich, oder ſind ſie es wirklich, Herr von Leiſt?“

„Ich bin allerdings der Major von Leiſt!“ antwortete der Officier ernſthaft überraſcht und blickte jetzt aufmerkſam in das Geſicht der Frau, die ganz dreiſt ſeine Hand ergriff und ſehr zudringlich fragte: „und ſie kennen mich wirklich nicht?“

„Nein, ich kenne ſie nicht, Madame?“ erwiederte der Major, deſſen Reizbarkeit durch die Begegnung erregt wurde, dem überdem aber der Duft von Branntwein, der ziemlich ſtark dem Munde der Frau entſtrömte, ſehr läſtig fiel.

„Sagt ihnen ihr Herz nichts, Undankbarer?“ fuhr die Person mit einem Anfluge von Sentimentalität, die sie dem Major nicht angenehmer machte, fort, „oh! sie kennen die nicht mehr, welche einst ihre beste Freundin war und es noch ist!‘

Da es dem Major nicht gelang, seine Hand frei zu machen aus der Bestrickung, in der sie von den feisten, fleischigen aber auch nervigen Fingern der Frau gehalten wurde, so ergab er sich in sein Schicksal und betrachtete die Person einen Augenblick etwas genauer als bisher.

„Ist das möglich?“ rief er plötzlich und prallte einen halben Schritt zurück, so jäh, daß seine Hand frei wurde, daß er aber auch beinahe umgesunken wäre, wenn nicht ein Baum in der Nähe gewesen. Schwer athmend und todtenbleich lehnte der arme Mann an dem Stamme der Linde, er streckte seine Krücke der Frau wie eine Waffe entgegen und seine Augen funkelten so grimmig, daß die Person wohl sah, sie dürfte sich ihm nicht noch mehr nähern.

„Bist du denn des Teufels, Weib, hier her zu kommen?“ brach er zornig aus, rasch aber setzte er

ſeine Aufwallung verbeſſernd hinzu: „unſelige Frau, wie konnten ſie wagen, hierher zu kommen?“

„Wirklich, der Herr Sohn haben einen recht artigen Empfang für die Schwiegermama!“ bemerkte die Frau höhniſch lachend.

Der Major war keines Wortes mächtig, die unerhörte Frechheit der Frau machte ihn ſprachlos; „und wie geht es meinem lieben Töchterchen,“ fuhr die Perſon fort, „was macht die ſchöne Frau Gemahlin, Herr Sohn? ſchon kleine Familie angekommen, he?“

Es lag jetzt ein ſolches Uebermaß von boshafter Gemeinheit in dem ganzen Auftreten der Frau, daß ſich der Major ſchüttelte, wie man ſich vor Ekel ſchüttelt, wenn man ein giftiges Gewürm entfernen will; die Frau bemerkte dieſe Bewegung und verſtand ſie ſehr wohl, denn höhnend und ſpottend perorirte ſie weiter: „Sie ſind ſehr zärtlich, mein Herr Sohn, aber das iſt ja auch ganz natürlich, ich bin ja die Begründerin ihres Eheglücks, ohne mich hätten der Herr Sohn die ſchöne Eliſabeth von Reinbach nie bekommen, ſondern —“

Hier ſtockte die Frau, ſie ſcheute ſich den Namen des Kammerherrn von Redow auszuſprechen, und

ihr Stocken gab dem Major die Beſinnung wieder, er richtete ſich ſtolz auf und ſprach die Krücke erhebend: „Geh deines Weges, Weib, du wirſt deiner Strafe nicht entrinnen, aber ich will dein Angeber nicht ſein!“

Das Weib lachte frech.

„Geh,“ wiederholte der Major, „der Bluträcher iſt hinter dir, die Wittwe des Kammerherrn von Redow, den du gemordet, iſt in dieſer Stadt; die Beweiſe des teufliſchen Verrathes, den du geſponnen einſt zu Berlin, ſind da; es iſt bewieſen, daß du meines Weibes Mutter mit Gift gemordet, um dich an ihre Stelle zu ſetzen, das Maß deiner Verbrechen iſt übervoll, geh!“

Der Major ſagte das nicht heftig, ſondern ruhig, ganz ruhig mit einem traurigen Ernſte, der ſelbſt dem elenden, unſeligen Frauenzimmer auf einen Augenblick imponirte; die Stiefmutter der Frau von Leiſt ſchwankte wirklich einen Moment, bald aber fand ſie wieder einen Halt in der gußeiſernen Unverſchämtheit ihrer gemeinen Seele.

„Ein hübſches Regiſter,“ ſagte ſie mit einer kurzen Lache, „und wahrlich, es würde ſich nicht übel ausnehmen, wenn man zu leſen bekäme, daß an ir-

gend einem ſchönen Morgen die Schwiegermutter des Herrn von Leiſt als Mörderin und Giftmiſcherin hingerichtet worden, he! was ſagen der Herr Sohn dazu?“

Triumphirend that die Perſon dieſe Frage, aber ſie hatte ſich gänzlich verrechnet, der Erfolg war ein ganz anderer, als der, den ſie ſich verſprochen, denn Herr von Leiſt betrachtete ſie mit einer Art von wiſſenſchaftlicher Neugier und begnügte ſich endlich mit der einfachen Aeußerung: „Das Weib iſt in der That noch frecher als ich mir vorgeſtellt habe!“

Die verworfene Perſon war klug genug, um einzuſehen, daß ſie auf dieſem Wege nicht fortfahren dürfe, wenn ſie ihre Abſicht auf den Geldbeutel des Majors erreichen wollte; ſie änderte alſo ſofort die Art ihres Angriffs und erzählte mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit, daß ſie durch einen Schurken um all ihr Hab- und Gut betrogen worden ſei, daß ſie den Betrüger verfolgt habe und ſich jetzt von allen Mitteln entblößt in der jämmerlichſten Lage befinde. Endlich ſchloß ſie mit der Verſicherung, daß es gar nicht ihre Abſicht ſei, dem Herrn von Leiſt beſchwerlich zu fallen, daß ſie aber hoffe, derſelbe werde ihr eine

Unterstützung zur Rückreise nach Frankreich, wo sie noch Freunde und Mittel habe, nicht versagen.

Der Major hatte ruhig zugehört, aber mit unbeschreiblichem Ekel blickte er auf das Weib, das ihm bittend und kriechend noch viel scheußlicher erschien, als vorher spottend und höhnend.

Die Frau erneuete ihre Bitte um eine Unterstützung.

„Weib, unseliges Weib", entgegnete Herr von Leist nach kurzem Nachdenken, „ich kann dir nichts geben, gar nichts, ich kann den Vorwurf nicht auf mich laden, einer schweren Verbrecherin die Flucht ereichtert zu haben."

Es war eine so eisige Härte in dem Ausspruch des Majors, daß die Verbrecherin erschrocken zurückbebte und ihr Todesurtheil zu vernehmen glaubte. Mühsam faßte sie sich noch einmal, sie spähete scharf, aber sie vermochte auch nicht einen Zug von Nachgiebigkeit in dem bleichen Antlitz Leist's zu erspähen, und mit einem tiefen Seufzer sagte sie sich, daß hier jede Bitte, jedes Wort verschwendet sein würde. Dieser Fehlschlag aller ihrer Berechnungen und Hoffnungen bestürzte sie so, daß sie stumm und still stehen blieb, mit gespannter Erwartung den Ausgang einer Unter-

redung herbei wünſchend, die ihr ſchrecklicher geworden war, als ſie ſich jemals hätte träumen laſſen.

Der Major warf ihr noch einen kalten, gleichgültigen Blick zu, dann drehte er ſich um und ging den Weg zurück, den er gekommen. Mit ſtieren Blicken ſchaute ihm die Verbrecherin nach; der Major hatte ungefähr vier Schritte gemacht, da fiel ſeine Börſe klirrend zu Boden. Die unſelige Frau fuhr zuſammen, ihr Auge funkelte auf in neuem Glanze, mit einer katzenglatten, raſchen Bewegung ſchoß ſie vorwärts, griff die Börſe auf, wog ſie in der Hand, und als ſie Gold blitzen ſah durch die ſeidenen Maſchen, verbreitete ſich eine häßliche Befriedigung über ihr rothes, gedunſenes Geſicht, und erleichtert aufſeufzend ſagte ſie: „Das war ein hart Stück Arbeit, aber der Lohn iſt gut!“

Herr von Leiſt hatte ſich nicht umgeſehen, er ſah auch nicht, daß das unſelige Weib hinter ihm drohend die Fauſt ſchüttelte, bevor ſie in einen Nebenpfad eintrat.

Zwanzigstes Capitel.

Der grüne Baum.

Ein Gasthof war's, wie er heut wohl nicht mehr vorkommt in Königsberg, heut zu Tage, wo selbst die Handwerksburschen gern die Vornehmen spielen mögen, und wo selbst der Schubkärrner sich in hohen Trumeaux bespiegeln muß, wenn ihm sein Schnaps schmecken soll in der Stadt! Im Gasthof zum grünen Baum, jetzt hat er längst aufgehört, reisende Leute unter seinem Schatten zu herbergen, war im Herbst des Jahres 1807 gar nichts vornehmes; da standen plumpe Bänke, Tische und Stühle, alle mit rothbrauner Farbe angestrichen, auf einem rauhen Estrich in der großen Schenkstube, von der nur ein Viertel etwa, zwischen der eigentlichen Schenke und der Fensterwand, gedielt war. Diese eigentliche Schenke aber, durch ein handfestes Ge-

länder von dem übrigen Raume des Gemachs geſchieden, erſtreckte ſich von dem rieſenhaften Ofen bis zur ſchmalen Seitenthür, welche in das Innere des Hauſes führte. Vornehm, wie geſagt, ſah's im grünen Baum gar nicht aus, aber reinlich durchaus und überall. Der gedielte Platz am Ofen war mit drei Tiſchen beſetzt, auf jedem Tiſch ſtand ein Drahtleuchter mit daran geketteter Lichtſcheere, und neben dem Leuchter lag eine Schicht von dünn geſpaltenen Kienſpänen, welche die Stelle von Fidibus vertraten, um jeden Tiſch aber ſtanden mit großer Regelmäßigkeit vier Stühle. Die Dielen waren mit weißem Sande beſtreut. Hinter dem Geländer ſah man einen Schrank, deſſen offene Flügelthüren eine Reihe von Flaſchen ſehen ließen, große viereckige Flaſchen mit aufgeklebten Zetteln, ſie enthielten verſchiedene Sorten von Branntwein. Unter dieſem Schrank aber war ein hohes offenes Fach; hier prangte, appetitlich angeſchnitten, ein großer gelblicher Käſe neben einem rieſigen Schinken, hier lagen Knackwürſte in Haufen neben Bergen von kleinen Brödchen, und Tabackspaquetlein ſammelten ſich in verführeriſcher Nähe um ein Fäßchen mit Häringen. Es war geſorgt für hungrige und durſtige Reiſende

am grünen Baum, denn aus der großen Wanne, die da auf zwei Schemeln neben dem Speiseschranke stand, streckte eine ziemliche Anzahl von Bierflaschen ihre wohlgepfropften kurzen Hälse empor.

Ein Wirth war nicht zu sehen, am Geländer aber stand ein kleiner niedriger Sitz, den nahm ein Mütterchen ein, in grobes schwarzes Zeug, aber sehr reinlich gekleidet, das hatte seine scharfen, hellen Augen überall in der Schenkstube und war mit seinen etwas zitternden alten Händen völlig ausreichend, die Gäste zu bedienen. Denn wer irgend etwas wollte, der kam an das Geländer, sagte sein Begehr ein wenig laut und deutlich, das Mütterchen war etwas harthörig, empfing das Geforderte, zahlte und ging zurück auf seinen Platz, um es dort zu verzehren, wenn es sich nicht etwa nur um einen Schnaps handelte, der stehenden Fußes genossen wurde.

Die alte Frau, deren kleines an Runzeln reiches Angesicht von einer steifleinenen weißen Haube, um die ein schwarzes Tuch geschlungen, mit zwei mächtigen Flügelschleifen am Hinterkopf, umschlossen war, wich und wankte den ganzen Tag nicht aus dem Raum hinter dem Geländer. Der kleine Raum war ihre Welt; erst

wenn sie Abends spät die Geldsorten, die eingegangen, in der Mulde sortirt hatte, schloß sie den Schrank und ging in der Nebenkammer zu Bett. Die alte Frau war die Mutter des Wirths zum grünen Baum; sie hätte ihr Leben leicht bequemer haben mögen, denn der grüne Baum war ihr Eigenthum, und Vermögen war auch da, ihr seliger Mann aber hatte sie einst auf den Schemel dahin gesetzt und ihr das Amt der Schenke übertragen, darum wollte sie es denn auch behalten bis an ihr Lebensende. Ihr Sohn hütete sich wohl, ihr eine Aenderung vorzuschlagen, er wußte, wie tief er seine Alte dadurch gerade kränken würde, auch mochte er sich's wohl gefallen lassen, denn eine treuere Verwalterin konnte er unmöglich an das Geländer setzen. Darum trat er in die Fußtapfen seines Vaters, besorgte die Wirthschaft des grünen Baumes im Ganzen und Großen, in Haus, Hof und Stall, die Schenke aber überließ er der alten Mutter und ihrer Magd.

Es war so ein recht blanker Septembertag gewesen, und obwohl es auf den Abend ging, war es in der stillen Gaststube zum grünen Baum noch so hell, daß die alte Wirthin, welche eine große in Horn gefaßte Doppelbrille auf die Nase geklemmt hatte, bequem in

dem großen Geſangbuche leſen konnte, das auf ihren Knieen lag. Eine tiefe Stille herrſchte um das Mütterchen, das gar aufmerkſam las und die dürren Lippen dabei bewegte, denn wenn auch ganz leiſe, ſie mußte doch ausſprechen, was ſie las; eine gute Gewohnheit eigentlich, weil ſie zum aufmerkſamen Leſen führt, ſie war zu unſerer Väter Zeiten faſt allgemein und iſt erſt verloren gegangen ſeit das hitzige Fieber der Leſewuth unſere Generation befiel.

Die tiefe Stille, welche um das Mütterchen herrſchte, wurde unterbrochen durch den Eintritt einer Perſon, die ſich mit raſchen Schritten dem Geländer näherte und ein großes Glas Zimmetſchnaps verlangte. Trotz der veränderten Kleidung, die jetzt ſehr beſcheiden, aber dafür auch ganz anſtändig und reinlich iſt, erkennen wir ſofort die Geheimräthin von Reinbach, die wir in unſerm letzten Capitel mit dem Major von Leiſt zuſammentreffen ſahen. Die Veränderung in der Toilette mochte ſie aus den Mitteln beſtritten haben, welche ihr die Börſe des Majors gewährte. Es ſind ſeit jener Unterredung faſt vierzehn Tage verſtrichen, und dieſe unſelige Frau hat ſich wohl gehütet, dem Gemahl ihrer Stieftochter wieder zu begegnen, aber ſie hat auch

andererſeits Königsberg nicht verlaſſen, obwohl ſie dazu doch allerlei gute Gründe gehabt hätte. Sie hatte vielmehr ihr Quartier im grünen Baum behalten und war wie vorher Geſchäften nachgegangen, von denen ſie mit Niemandem redete, um die ſich aber auch Niemand bekümmerte. Die Fremdenpolizei war damals noch nicht ſo vollkommen wie jetzt, auch mochte ſie ſich dieſer gegenüber vielleicht ſicher fühlen. Die gefährlichſten Subjekte haben ja immer die beſten Päſſe.

Als die Geheimräthin an die Schenke trat und ihren Schnaps verlangte, legte das Mütterchen ihre Brille in das Geſangbuch als Zeichen, ſchob daſſelbe in ein kleines Regal, das noch einige andere alte ſehr zerleſene Bücher enthielt, und erhob ſich dann ſchweigend, um das Glas zu füllen, ſchweigend auch ſtellte ſie daſſelbe auf ein breites Brett, das zu dieſem Zweck aufgenagelt war auf das Geländer. Dann nahm ſie ihren Platz wieder ein, jedoch ohne das Geſangbuch wieder hervorzuholen.

„Ich habe ſie im Leſen geſtört, Frau Wirthin,“ ſagte die herunter gekommene Geheimräthin mit einer Art von Herablaſſung, die ihr von ehedem noch eigen, zugleich aber auch mit jener katzenartigen Freundlichkeit,

die in ihrem Weſen lag, „laſſen ſie ſich doch nicht ſtören; ich habe zu meinem Bedauern bemerkt, daß ſie immer das Leſen einſtellen, wenn ich komme!“

Die alte Frau warf einen halben Blick auf die Abenteurerin, eine Art von Spott zuckte um ihren Mund, dann entgegnete ſie langſam: „Eine ordentliche Wirthin lieſt nicht, wenn Gäſte in der Stube ſind!“

„Darf man ſo frei ſein, zu fragen, was ſie leſen?“ fuhr die Geheimräthin herablaſſend fort.

„Das, was ich leſe, würde ihnen wenig gefallen!“ meinte die Alte ernſt.

„Laſſen ſie hören!“ beharrte die Abenteurerin, die ſich populär machen wollte, aber einfach zudringlich wurde.

„Nun, ich brauche mich meiner Bücher nicht zu ſchämen,“ erwiederte die Wirthin, mit einem Anflug von Unwillen, denn ſie fühlte ſich durch die Zudringlichkeit verletzt, „ich leſe in der Bibel, im Geſangbuch und im Katechismus.“

Die Perſon mußte dieſe Antwort nicht erwartet haben, denn eine große Ueberraſchung verband ſich mit dem Ausdruck von Geringſchätzung, der in ihrem Antlitz ſichtbar wurde, haſtig aber fragte ſie: „Und

woher wiſſen ſie denn ſo genau, meine gute Frau Wirthin, daß mir dieſe Bücher nicht gefallen?“

Das Mütterchen ſah der Abenteurerin mit einem ſo klaren und ſcharfen Blicke in's Geſicht, daß dieſe trotz ihrer Unverſchämtheit die Augen niederſchlug, dann aber, um ihre Verlegenheit zu bewältigen, auf einen Zug ihr Glas leerte.

„Nun?“ ſagte ſie endlich mit angenommener Ungeduld.

„Sie ſind aus Berlin, alſo ein Preußiſches Kind,“ erwiederte jetzt die alte Frau ruhig aber ernſt, „und doch habe ich ſie gegen den alten franzöſiſchen Sprachmeiſter, der ſo oft zu ihnen kommt, über unſern König und unſre Königin Spott treiben hören, das aber könnten ſie nicht, wenn ſie an meinen Büchern Gefallen hätten.“

Die elende Frau ſtieß ein kurzes Gelächter aus, ſie war nahe daran in Schimpfworte auszubrechen, denn das Weſen und die Sprache der Wirthin reizten ſie, ſie wußte eigentlich ſelbſt nicht warum, im höchſten Grade; doch bezwang ſie ſich noch ihre Klugheit ſagte ihr, daß ſie dabei nichts gewinnen könne, und kurz abbrechend rief ſie: „Das war ja nicht ſo böſe gemeint, ſchenken ſie mir noch ein Mal ein!“

Schweigend füllte ihr die Wirthin das Glas wieder, und die Abenteurerin, der die Luſt vergangen ſein mochte, das angefangene Geſpräch mit dem alten Mütterchen fortzuſetzen, nahm ihren Schnaps und ging damit zu einem der Tiſche auf den Dielen.

Die frühere Stille trat wieder ein, die Geheimräthin, oder vielmehr Madame Buſch, denn unter dieſem Namen reiſte die Perſon, nippte an ihrem Glaſe und ſah, wie's ſchien, mit ſteigender Ungeduld nach der Stubenthür. Sie mußte lange warten, es wurde allgemach dunkel in dem großen Gemach, und die alte Wirthin zündete die große blecherne Lampe an, die an einer eiſernen Kette von der Decke niederhing und den Raum hinter dem Geländer zwar nothdürftig erhellte, die Schenkſtube aber ſonſt im Dunkeln ließ.

Madame Buſch ſchien ſich unbehaglich in der Dämmerung zu befinden, ſie ſtand auf, trat zu der Schenke und verlangte ein Licht. Die Wirthin nahm ein dünnes Talglicht aus einem Kaſten, zündete es an der Lampe an und reichte es der Fordernden, die es mürriſch hinnahm und dann in den Drathleuchter ſtellte, der auf dem Tiſche ſtand. Noch eine Weile

mußte Madame Buſch einſam harren zwiſchen ihrem leeren Glaſe und dem trübe brennenden Lichte. Dieſes Harren war ihr ſicher ſchwer geworden, denn mit einem tiefen Seufzer ſagte ſie: „endlich!“ als ſich die Thür öffnete und ein langer dünner Menſch eintrat, der raſch auf ſie zuſchritt und dann mit einem „bon soir, Madame!“ neben ihr am Tiſch Platz nahm.

„Monſieur hat auf ſich warten laſſen?“ begann die Dame.

„Welches Glück, daß Damen noch ſich nach meinem Kommen ſehnen!“ lautete die Antwort.

Der lange Menſch ſah erſt ganz gewöhnlich aus, aber ſein verwiſchtes, unbedeutendes Geſicht wurde zur Carricatur in dem Moment, wo er ſich bemühte den Galanten zu ſpielen.

„Laſſen ſie die Poſſen, Chasles,“ entgegnete die Dame befehlend, „ſie haben länger als je auf ſich warten laſſen!“

„Dafür bringe ich Nachrichten, Madame,“ erwiederte Monſieur Chasles, ſich die knochigen Hände reibend und ſeine Stimme bis zum Flüſtern ſenkend, „Nachrichten, oh! Madame, was für herrliche Nachrichten!“

Der Menſch küßte ſeine Fingerſpitzen, um den höchſten Grad ſeines Entzückens über die Nachrichten auszudrücken.

„Sie ſind ein Narr," verſetzte Madame Buſch ärgerlich, „aber ich weiß ſchon was ihnen fehlt!"

Damit ſtand ſie auf und ging zur Schenke, von der ſie mit zwei gefüllten Gläſern zurückkam.

Der Sprachmeiſter ſchmunzelte, koſtete das Getränk, koſtete noch ein Mal und ſah dann der Dame blinzelnd in's Geſicht.

„Werden ſie endlich reden?" fragte Madame Buſch barſch.

„Der Officier hat eine Frau!" begann der Sprachmeiſter flüſternd.

„Narr!" unterbrach die Abenteurerin unwillig.

„Eine ſchöne Frau!" fuhr der Sprachmeiſter fort.

„Meine Geduld iſt zu Ende!" rief die Dame ganz laut und faßte unwillig den Arm des Sprechenden.

„Er iſt verliebt in dieſe ſchöne Frau," flüſterte der weiter, ohne ſich um den Zorn ſeiner Partnerin zu kümmern, „unſinnig verliebt, aber andere Leute haben auch Augen für die Schönheit dieſer Frau —"

Die Geheimräthin zuckte zuſammen, es kam ihr eine Ahnung, ſie ſah den Sprachmeiſter geſpannt an, der weidete ſich eine Weile an ihrer Ueberraſchung, dann fuhr er ganz leiſe fort: „Auch der Held des Jahrhunderts, auch der große Kaiſer Napoleon hat ein Auge gehabt für dieſe Schönheit —“

„Nun? nun?“ drängte die Frau begierig, als der Sprachmeiſter inne hielt.

„Meine liebe Madame,“ ſagte dieſer plötzlich in einem ganz andern Tone wie bisher, „wenn der Kaiſer Napoleon die Gnade hat, eine Frau ſchön zu finden, ſo giebt er ſeinem Großpallaſtmarſchall Duroc einen kleinen Wink; kurz, die ſchöne Frau des Officiers hat die Ehre gehabt, Sr. Kaiſerlich Königlichen Majeſtät Geſellſchaft zu leiſten!“

„Mann? iſt das ſicher?“ rief die Geheimräthin oder Madame Buſch.

„Pah!“ erwiederte der Sprachmeiſter, „ich hab's aus dem Munde eines Unterofficiers von den Gens-d'armes der Elite, der heute wegen der franzöſiſchen Kranken, die noch im hieſigen Lazareth liegen, hier war. Der Mann iſt aus einem Dorfe mit mir, wir hatten uns hier wiedergeſehen, auch heute ſprachen wir uns,

er hat zu dem Commando gehört, das die schöne Frau aus dem Rienäcker'schen Hause abholte und nach dem Schloß brachte. Ein Zweifel kann gar nicht aufkommen."

„Zur Belohnung für diese Nachricht gebe ich ihnen einen blanken Napoleon!" flüsterte die Dame und ihr Gesicht leuchtete.

„Ich werde dankbar sein für diese Großmuth!" erwiederte der Sprachmeister, indem er die Hand betheuernd auf's Herz legte, zu gleicher Zeit aber doch seine Gesellschafterin etwas zweifelnd ansah; wahrscheinlich war er sich noch nicht klar, ob er das so großmüthig zugesagte Goldstück wirklich bekommen werde, denn die Dame hatte ihm eigentlich nie so ausgesehen, als habe sie Napoleonsd'or zu verschenken.

„Das ist ein Dolchstoß in's Herz," flüsterte die Geheimräthin in sich hinein, „wartet nur, mein Herr Schwiegersohn, ich will euch das Leben zur Hölle machen, ich kenne eure alberne Delicatesse, eure kindische Ehrenhaftigkeit, ihr sollt an der Schande eures Weibes ersticken, denn ihr seid ja einfältig genug, das für eine Schande zu halten, wartet, ich will euch peinigen — oh! ihr sollt an mich denken!"

Nach diesem erbaulichen Selbstgespräch richtete

ſich die Perſon gerade auf und ſprach: „Monſieur Chasles, ich muß morgen Königsberg auf einige Zeit verlaſſen, hoffentlich brauche ich überhaupt nicht wieder hierher zu kommen, ich gebe euch nicht nur einen Napoleon, ſondern auch noch einen guten Rath obendrein; macht, daß ihr aus Königsberg fortkommt, man iſt euch hier ſpinnefeind, man weiß, daß ihr es geweſen, der bei Savary jene Liſte eingegeben, in der die Namen aller Perſonen verzeichnet waren, die jemals auf Napoleon geſchimpft hatten. Redet mir nicht von euren Aufträgen, ihr könnt ſie nicht vollziehen, ihr könnt hier nichts mehr erfahren und erkunden, weil euch Niemand traut, weil euch Jedermann hier als franzöſiſchen Polizeiſpion kennt!“

„Madame,“ flüſterte der Sprachmeiſter haſtig, „ich war nie ein Spion!“

„Langes Kind,“ lachte die Frau und zuckte verächtlich mit den Achſeln, „kann die Sache nicht beim rechten Namen nennen hören, doch, genug der Worte, hier iſt ihr Napoleon, meinen Rath habe ich ihnen obendrein gegeben, es ſteht bei ihnen, denſelben zu benutzen oder nicht!“

Der Sprachmeiſter ſchien eine Weile nachzudenken

über das, was ihm die Frau gesagt, dann dankte er in wortreicher Weise für den guten Rath und nahm endlich Abschied mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Frankreich!“

Die Abenteurerin sah dem Weggehenden mit einem langen, verächtlichen Blicke nach, dann sagte sie, leise lächelnd: „Dummer Mensch, in Frankreich, in Frankreich müßtest du verhungern, deine armselige Pfiffigkeit wäre den gewitzten Burschen dort ein Spott; nein, das Handwerk ist zu sauer in Frankreich, ich bleibe in Deutschland und nähre mich redlich, aber freilich in diesem schlechten Neste ist meines Bleibens nun nicht länger, oh! mein Herr von Leist, jetzt kommt die Rache!“

Die elende Person nahm aus einem großen Sammetbeutel, den sie an der Hand trug, eine Brieftasche, öffnete sie, riß das zweite Blatt von einem Brief und begann mit dem Bleistift langsam und jedes Wort überlegend zu schreiben. Das rothe gedunsene Gesicht nahm einen wahrhaft diabolischen Ausdruck an, als sie also sinnend, zuweilen die Spitze des Bleistiftes in den Mund nehmend, da saß. Es war das Gesicht einer wüsten heidnischen Priesterin, die den doppelten

Stachel der Wolluſt und der Grauſamkeit fühlt und auf eine furchtbarere Rache für ein Schlachtopfer ſinnt.

Unterdeſſen traten mehrere Perſonen in die Gaſtſtube des grünen Baumes; es waren Knechte, die draußen ihre Pferde beſchickt hatten und ſich nun mit ihrer Pfeife an den großen Tiſch ſetzten, um auszuruhen bei einer Flaſche Bier oder einem Glaſe Schnaps. Sie achteten wenig auf die Frauensperſon, die da oben einen Tiſch für ſich allein hatte, denn ſie waren an deren Daſein ſchon gewöhnt ſeit einiger Zeit, die Frau aber warf einen flüchtigen Blick auf ſie und fuhr dann fort zu überlegen und zu ſchreiben.

Man hörte einen Wagen langſam in den Hof fahren.

Verwundert ſahen ſich die Fuhrknechte an, die in der Schenkſtube ſaßen, denn die Stunde war längſt vorüber, in welcher damals Fuhrwerk auf der Straße war.

„Leichtes Geſchirr, ſchmale Spur!“ bemerkte Einer.

„Müde Pferde!“ entgegnete ein Anderer.

Gleich darauf öffnete ſich die Thür, und mit Päcken aller Art beladen traten erſt zwei halbwüchſige Knaben, dann ein hübſches dralles, etwa zwanzig-

jähriges Mädchen und endlich eine ältliche Frau, zwei kleine Mädchen an der Hand führend, ins Gemach. Ein großer, höchst verdrießlich aussehender Spitz bildete den Nachtrab.

Die Blicke aller dieser Personen richteten sich beim Eintritt unwillkürlich auf die leere Wand neben der Thür, aber am gewohnten Orte fehlte das kleine Becken mit dem Weihwasser, und vergebens sagten sie Alle wie aus einem Munde: „Gelobt sei Jesus Christus!" Es war Keiner da, der ihnen geantwortet hätte nach katholischem Brauch: „In Ewigkeit, Amen!"

Die Leute schienen das auch zu ahnen, sie sagten ihren Spruch, der ihnen unwillkürlich über die Lippen quoll, so schüchtern, daß es rührend klang für Jeden, der ein Ohr dafür hatte.

Diese Gesellschaft nahm Platz an einem der großen Tische, der bald von ihrem Gepäck bedeckt war, die Mutter begab sich zur Schenke, kaufte eine Flasche Bier und einige Brödchen, und handelte dann mit der alten Wirthin um ein Gericht Kartoffeln. Während dieser Zeit vertrauten die kleinen Mädchen sowohl als die Knaben der großen Schwester an, daß sie gewaltigen Hunger hätten.

Die Wirthin befahl durch die schmale Thür hinaus der unsichtbaren Magd, den großen Topf voll Kartoffeln zu kochen, die Mutter aber kehrte mit Bier und Brod zu ihren Kindern zurück; die Bierflasche blieb unangerührt stehen, das Brod aber vertheilte sie an die hungernden Kinder, um denen das Warten bis zu den Kartoffeln nicht gar zu lang zu machen.

Da öffnete sich die Thür wieder und ein kräftiger, stattlicher Mann mit einem wetterharten Gesicht unter einem eigenthümlichen Krempenhut im langen blauen Rock rief, in die Schenkstube tretend, mit lauter Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Dann, sich besinnend, nahm er den Hut ab und antwortete sich selbst: „In Ewigkeit, Amen!“

Er dehnte sich mit der Behaglichkeit eines Reisenden, der seine Tagefahrt vollendet hat und sich in sicherm Quartier weiß, dann wendete er sich zu seinen Kindern, fuhr den kleinen Mädchen mit der harten Hand über die frischen rothen blühenden Kindergesichter, nickte der Frau zu und nahm endlich auf der Bank Platz, wo sich die beiden kleinen Mädchen, nun sofort die große Schwester verlassend, rechts und links an ihn anschmiegten. Aber die Familie war noch nicht

zuſammen; es kam noch ein großer brauner Burſche herein, auch er trug den eigenthümlichen Kremphut wie der Alte, und darunter eine baumwollene Mütze, auch er hatte einen langen blauen Rock an, kurze lederne Beinkleider, blaue Strümpfe bis an die Knie und plumpe Schuhe mit Schnallen; aber ein kluges geſcheites Geſicht hatte der junge Kerl, auch ſchluckte er den in Preußen nicht landüblichen frommen katholiſchen Gruß noch glücklich hinunter, obwohl er ihn ſchon auf den Lippen hatte, ſagte nüchtern: „Guten Abend!“ legte ſeine Peitſche und ſeinen Hut auf den Tiſch und ſetzte ſich dann neben das hübſche Mädchen, das mit ſeinen ſchönen klaren Augen jede ſeiner Bewegungen begleitet hatte, ſeit er in das Zimmer getreten war. Der Burſche rückte ſo nah an die Dirne als es irgend möglich war und gab ihr einen leichten Rippenſtoß mit dem Ellenbogen, ſie reichte ihm unter dem Tiſch verſtohlen die Hand und flüſterte ihm einige Worte zu.

„Olbernes Mädle!“ antwortete der Burſch, aber beide ſahen dabei ſo glücklich aus, als hätten ſie in dem Augenblick einen beſonders koſtbaren Fund gethan.

Darauf tranken die Leute ihre Flaſche Bier und begannen zu plaudern in einem ſchwäbiſchen Dialect,

ſo heiter und harmlos, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Abenteurerin erregten, die unterdeſſen ihre Schreiberei beendet hatte.

Sie ging hinaus, um den Brief zu beſtellen, doch hatte ſie vermuthlich einige Schwierigkeiten, die paſſende Perſönlichkeit dazu zu finden, denn als ſie zurückkehrte, war die reiſende Familie bereits mit ihrem Abendbrot beſchäftigt und verzehrte unter Luſt und Jubel die Kartoffeln und die Häringe, als wenn es die koſtbarſten Leckerbiſſen geweſen wären.

Die Geheimräthin trat an die Schenke, um ſich ihr Glas füllen zu laſſen.

„Guten Abend, Madam Buſch!“ grüßte ein kleiner dicker Menſch, der ſeine Pfeife rauchend neben der Schenke ſaß und mit dem alten Mütterchen plauderte.

Der Mann war der Wirth zum grünen Baum.

Die Abenteurerin begann ſofort mit ihm zu rechnen, bezahlte ihm was ſie ihm noch ſchuldig war, und erklärte ſchließlich, daß ſie am andern Tage abreiſen werde. Der Wirth machte ſeine Geſchäfte mit jener Gleichgültigkeit ab, die Leuten ſolchen Schlags eigen zu ſein pflegt, wenn ſie ſich für wohlhabend halten, und das war bei dem Wirth zum grünen Baum im

höchsten Grade der Fall, denn die letzte Zeit, so verderblich sie für den Wohlstand der Meisten gewesen, für den Gastwirth hatte der rege Verkehr der Kriegszeit große Vortheile gehabt.

„Wer sind die Leute?“ fragte die Geheimräthin, als ihre Geschäfte beendet waren.

„Auswanderer, Madame!“ entgegnete der Wirth.

„Auswanderer und so heiter, so vergnügt?“ fragte die Person verwundert und blickte forschend zu den Leuten hinüber.

„Ja,“ fuhr der Wirth fort, „es hat eine besondere Bewandtniß mit ihnen, es sind Auswandrer retour, so zu sagen!“

„Das heißt,“ bemerkte die Geheimräthin, „sie haben nicht gefunden, was sie gesucht haben, und kehren nun in ihr Vaterland zurück? da ist mir die Heiterkeit noch unerklärlicher!“

„Mir nicht,“ meinte der Wirth lachend, „sie sind in Rußland gewesen, ist ihnen schlecht da ergangen, sind fast vor Heimweh gestorben in den drei Jahren, seit sie draußen gewesen, nun haben sie in der Heimath eine Erbschaft gethan von einem reichen Vetter, Haus und Hof, Acker und Wiesen, und der Bursch

da ſoll das hübſche Mädchen heirathen; die Leute haben wohl Urſache vergnügt heimzukehren. Aber ſie haben Recht, Madame Buſch, es ſind die erſten vergnügten Auswanderer, die ich noch mein Lebtag geſehen habe!“

„Vergnügte Auswanderer!“ ſagte die Abenteurerin leiſe zu ſich ſelbſt und nahm mit ihrem Glaſe in der Hand ihren alten Platz wieder ein.

Von dem Augenblick an verlor die Geheimräthin kein Wort von dem Geſpräch der heimkehrenden Auswanderer, und obwohl ihr der ſchwäbiſche Dialect etwas ſtörend war, ſo hatte ſie doch bald herausgebracht, daß die Leute ihre Reiſe von Königsberg nach Danzig und nach Berlin fortſetzen wollten, das aber paßte ganz in ihre Pläne.

Nach einer Weile war der alte ſchwäbiſche Bauer eingeſchlafen mitten unter ſeinen Kindern; er hatte die Arme gekreuzt vor ſich auf den Tiſch gelegt und ſchlief, den Kopf darauf; das mußte ſo ſeine Art ſein, denn von den Seinen gab Niemand weiter Achtung; rechts und links an ihn gelehnt, ſchliefen auch ſeine beiden kleinen Mädchen, während die Knaben ſich noch wehrten gegen den Schlaf, der über ſie kam,

die Augen und die Naſenſpitzen mit den nicht ganz reinlichen Fäuſten rieben, gähnten und ſich dehnten.

Die Mutter aber rückte an die andere Seite des jungen Mannes, ſo daß dieſer zwiſchen Mutter und Tochter ſaß, und nun begann ein Geſpräch in dem accentreichen Dialekt zwiſchen den Dreien, ſo eifrig, daß die Wangen zu glühen begannen und daß die ſchönen blauen Augen der jungen Dirne prächtig leuchteten wie Sterne.

Von der ſchwäbiſchen Heimath ſprachen die rückkehrenden Auswanderer, von dem Haus und dem Hof, in welchem die jungen Leute ihre Wirthſchaft gründen ſollten, [illegible] der Heimath, in der lieben ſchwäbiſchen Heimath!

Endlich war es Nacht geworden; wie eine Katze ſchlüpfte die Geheimräthin aus der Schenkſtube, um das Kämmerlein zu ſuchen, welches ſie in dem Hauſe bewohnte. Die Knechte erhoben ſich faul und läſſig, um im Stall bei ihren Pferden die gewohnte Lagerſtätte zu nehmen. Das alte Mütterchen hinter dem Geländer zählte das eingegangene Geld, und der Wirth zum grünen Baum war beſchäftigt, einige Bund Stroh auf dem Boden auszubreiten zum Nachtlager für die Auswanderer.

Das alte Mütterchen erbot sich, für die lieben Kinder ein Paar Stücken Bett zu geben, die Schwäbin aber, indem sie treuherzig dankte, zeigte ihr, daß sie mit allem Nöthigen versehen sei. Die Kinder, die sich auf der Bank schon heiße rothe Wangen geschlafen, wurden ins Stroh gelegt und warm zugedeckt, von den Vieren wachte auch nicht Eins auf, und selbst der Vater wurde nicht recht munter, obwohl er einige Worte sagte und ein paar Mal lachte, bevor er sich in's Stroh streckte und unter der Decke verschwand, die seine Ehefrau über ihn warf, während sich der bedenkliche alte Spitz zu seinen Füßen niederlegte.

Eine Viertelstunde später fiel der matte Schein der Blechlampe über dem Schankraum auf acht friedliche schlafende Menschenkinder.

Die Nacht war vorüber, ein köstlich frischer Septembermorgen — auf der Straße von Königsberg nach Danzig wandert ein Frauenzimmer dahin, gut aber bescheiden gekleidet, ein Päcklein unter dem Arm, einen großen Beutel an der Hand und in der andern einen starken Regenschirm; für eine weitere Fußwanderung ist die Frau ziemlich beladen. Der Marsch wird ihr auch schon sauer, obwohl es noch ganz früh am Tage

iſt; ſie, die Frauensperſon, ſtärkt ſich zuweilen durch einen Schluck aus der ziemlich umfangreichen Bauchflaſche, die ſie aus einer verborgenen Taſche ihres Kleides zieht, auch blickt ſie weit öfter hinter ſich, als vor ſich, was ſonſt ein rüſtiger Wanderer nicht zu thun pflegt.

Für den ſchönen Morgen hat dieſe wohlbeleibte Wandernde durchaus keine Augen, gleichgültig ſchweift ihr Auge über die blaßrothen und bläulichen Tinten hin, in denen das Morgenſonnengold aufgeht, ſie kümmert ſich nicht um den Frührothſtrahl, der im Herbſtthau glitzert, ſie iſt nur verdrießlich über die Fußwanderung, die ihr über alle Maßen unbequem zu ſein ſcheint. Immer öfter und immer ſehnſüchtiger blickt ſie hinter ſich, und endlich ſcheint auch ihr Wunſch erhört zu ſein, denn ziemlich geräuſchvoll raſſelt ein Fuhrwerk hinter ihr her.

Ein Wagen war's, überſpannt von einem groben Leinentuche, das aber jetzt auf beiden Seiten in die Höhe gezogen war. Auf dieſem Wagen, der mit drei kleinen unanſehnlichen, aber ſichtlich dauerbaren ruſſiſchen Pferdchen nebeneinander beſpannt war, ſaß die ſchwäbiſche Auswandererfamilie, die wir im grünen

Baum zu Königsberg verlaſſen haben. Sie ſaß da unter kleinen Kiſtchen und kleinen Fäßchen, unter allerlei Hausrath, der ſich ganz ſonderbar auf einem Wagen ausnahm. Da ſah man eine Kinderwiege, von der hatte ſich die Bäuerin durchaus nicht trennen wollen, weil alle ihre Kinder nach einander darin gelegen, und ſo hatte die Wiege die Reiſe aus Schwabenland nach Rußland gemacht und machte ſie jetzt wieder zurück. Ganz daſſelbe galt von dem Spinnrad und von dem großen kupfernen Waſchkeſſel.

Der junge Burſch, des hübſchen Mädle's Bräutigam, machte den Kutſcher, die Kinder aber jauchzten fröhlich in den köſtlichen Morgen hinein.

Als der Wagen die Fußwandernde erreichte, blieb dieſe ſtehen und fragte bittend: „Habt ihr nicht noch ein Plätzchen auf eurem Wagen für eine Wandernde, die noch einen weiten Weg vor ſich hat?“

Der Burſch ſah ſich ehrerbietig fragend um nach dem Bauer, der aber rief gutmüthig: „I, grüß euch Gott, Fraule, ſteigt auf in unſers lieben Herrgotts Namen, iſt wohl noch ein Platz für euch!“

Die Frau, der Leſer wird unſere Abenteurerin nicht ſchwer in ihr erkannt haben, ſtieg auf, freundlich

unterſtützt von dem jungen Burſchen, und die Bäuerin räumte ihr gutmüthig den beſten Platz ein auf dem Pack mit Decken und Betten. Behaglich ſetzte ſich die Fremde, man ſah's ihr an, daß es ihr wohlthat, zu ſitzen, und alle Mitglieder der Auswandererfamilie beeiferten ſich, ihr gefällig zu ſein. Als aber der Burſche ſeine Peitſche ſchwang und die Roſſe kräftig anzogen, da rief die Fremde: „Wie iſt mir denn? ſeid ihr denn nicht die Leute, die ich geſtern Abend im Gaſthauſe zum grünen Baum geſehen in Königsberg?"

Das wurde bejaht von allen Seiten, und nun war die Bekanntſchaft geſchloſſen, denn ſie waren ſich gar nicht fremd mehr, hatten ſie doch ſchon eine Nacht mit einander unter einem Dache zugebracht! Eine Stunde ſpäter war die Bekanntſchaft ſchon zu einer Art von Freundſchaft geworden; ei! die kluge Frau verſtand ſich darauf, Menſchen zu fangen! und zwei Stunden ſpäter hatte die gute Frau Buſch, ſo nannte ſie ſich auch hier und gab ſich für eine Wittwe aus, ihren neuen Freunden ſchon feierlich verſprechen müſſen, nicht nur bis Danzig, ſondern bis Berlin mit ihnen zu fahren. Mit angenommener Beſcheidenheit hatte ſie ſich lange gegen das großmüthige Anerbieten ge-

ſträubt, endlich aber hatte ſie den treuherzigen Bitten nachgegeben.

Die Abenteurerin hatte ihre Abſicht vollſtändig erreicht; ſie war ſo zu ſagen ein Mitglied der Auswanderer-Familie geworden und nur der bedenkliche alte Spitz ſah ſie noch zuweilen mißtrauiſch von der Seite an! —

Einundzwanzigstes Capitel.

Hans und Mariechen.

Es ist fast Winter geworden und noch immer ist Herr von Leist mit seiner Gemahlin ein Gast des Rienäcker'schen Hauses, auch Frau von Redow weilt noch darin. Der arme Major war auf's Neue erkrankt, ein schweres Nervenfieber war über ihn gekommen, er hatte es überstanden, aber die Wuth dieser Krankheit schien lange Zeit den besten Rest seiner Kräfte vernichtet zu haben. Gebrochen ruhete die noch kurz zuvor trotz aller Wunden stattliche Gestalt im Lehnstuhl, und greisenhaft waren die Züge des angehenden Dreißigers.

Niemand wußte, was den unglücklichen Mann so gewaltig erschüttert hatte, denn das Unheil war ganz plötzlich über ihn gekommen; in den wildesten Fieberphantasien rasend und laut tobend fand man ihn an

einem Abend auf ſeinem Lager. Ganz in der Stille hatte der getreue Sternkieker dem Arzt, der ein ſcharfes Examen mit ihm anſtellte, verrathen, daß er kurz zuvor ſeinem Herrn einen kleinen ſchmutzigen Brief gebracht, den ein unbekannter Menſch für ihn abgegeben. Der Arzt hatte eifrig nach dieſem Briefe ſuchen laſſen, er war nicht gefunden worden, der Arzt wußte natürlich nicht genau, ob die plötzliche Krankheit des Majors mit dieſem Briefe im Zuſammenhange ſtehe, aber er vermuthete es, und ſeine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als er am dritten oder vierten Tage der Krankheit in der bis dahin feſt geſchloſſenen Hand des Majors Papierreſte entdeckte. Freilich vermochten dieſelben keinen Aufſchluß zu geben, denn die mit Bleiſtift geſchriebenen Zeilen waren völlig unleſbar geworden in dem langen und feſten Druck der fieberglühenden Hand des Kranken. Der Arzt wußte ſeitdem, daß eine plötzliche tiefererſchütternde Botſchaft den ohnehin noch ſchwachen Mann in dieſe neue Krankheit geſtürzt hatte.

Der ärztlichen Kunſt und der ſtarken Natur war die Krankheit gewichen, und nach Wochen begann ſich der Major wieder zu erholen, der Arzt gab die beſte

Hoffnung und versicherte sogar, der Kranke werde jetzt gesünder werden, als er vor diesem Nervenfieber hätte hoffen können, die Natur habe alles Krankhafte ausgestoßen aus dem Organismus, der zwar jetzt noch geschwächt, aber nur noch der Stärkung und der Zeit zur Erholung, aber keiner Heilung mehr bedürftig sei.

Auch in dem Wesen des unglücklichen Mannes gab sich bei seiner zweiten Genesung eine wesentliche Veränderung kund, er war ernst und traurig, aber mild und duldsam. Es war in ihm keine Spur mehr von jener Reizbarkeit, von jener Härte, Schärfe und Heftigkeit, von jenem Hohn und jener Bitterkeit, die er gezeigt in der Zeit zwischen seiner ersten und seiner zweiten Krankheit. Mit traurigem Ernste, aber mit einer weichen und wehmüthigen Herzlichkeit litt er die Bemühungen der freundlichen und liebenden Menschen, die ihn umgaben; er bedurfte ihrer Dienste, er nahm sie dankbar an, und Herr Gustav Heinrich Rienäcker, der täglich eine Stunde Piquet mit seinem Gaste spielte und sich dann noch länger mit ihm unterhielt, sagte zu seiner kleinen Frau oft: „Jetzt kommt der ganze Mann wieder zum Vorschein bei unserem armen Major, er hat sich entschlossen, sein herbes

Geſchick männlich zu ertragen, und er thut es; daß er das noch nicht mit Heiterkeit kann, iſt natürlich, aber er kann es ſchon ohne Murren, und das iſt gewaltig viel!“

Die Frauen liebten jetzt den Kranken mehr als je, Jede in ihrer Weiſe, und er wußte mit ihnen wieder zu reden, wie in alter Weiſe, wenn ſich auch in Allem, was er that und ſagte, ein tiefer Kummer kund gab, ein Schmerz, deſſen leiſe, unwillkürliche Aeußerungen die weichen Frauengemüther oft bis zu Thränen erſchütterten. Eliſabeth wich kaum von der Seite ihres Gemahls, der ihr mit einer Zartheit begegnete, welche zwar nicht die Zärtlichkeit von ehedem war, aber doch an dieſe erinnerte und von der liebenden Frau für dieſe genommen wurde. Auch die gute kleine Madame Rienäcker rieb ſich vergnügt die runden fleiſchigen Finger und glaubte Alles auf dem beſten Wege; verſuchte doch der Geneſende zuweilen einen Scherz mit ihr, ganz, oder doch faſt ganz ſo wie in früheren Tagen. Nur das ſcharfe Auge ſeiner Jugendfreundin hatte der Major nicht zu täuſchen vermocht, die Kammerherrin von Redow bemerkte wohl, daß der liebe Freund mit Madame Rien-

äcker nur ſcherze, um dieſer guten Frau eine Freude zu machen; ſie ſah klar, daß die zarte Art und Weiſe, mit welcher der Major gegen ſeine Gemahlin ſich benahm, himmelweit verſchieden von jener innigen Zärtlichkeit früherer Tage war, und am genaueſten wußte ſie, daß die Vertraulichkeit, die Hans Dinnies von Leiſt jetzt gegen ſie zeigte, nur die alte Form war, welcher der Inhalt, das Vertrauen ſelbſt, völlig fehlte.

Geſchäfte riefen Frau von Redow nach der Mark und nach Berlin dringend zurück, aber ſie zögerte noch mit der Abreiſe, denn ſie vermochte es nicht über ſich, alſo zu ſcheiden von dem geliebten Jugendfreunde und von Eliſabeth; ſie wollte vor ihrer Abreiſe noch einen Schritt wagen zur Verſtändigung, zu dieſem Schritt aber hatte ſie die Einwilligung des Arztes nöthig. Als ſie dieſe endlich hatte, als ihr der Arzt die bündigſte Verſicherung gegeben, daß ſelbſt ernſte und erſchütternde Geſpräche dem Geneſenden nichts mehr ſchaden würden, kündigte ſie ihre nahe Abreiſe an.

An einem Nachmittage, einige Tage vor ihrer Abreiſe, hatte Frau von Redow in ihrer ſtillen klugen Weiſe Frau von Leiſt und Madame Rienäcker zu einem

Ausgange bewogen; ſie trat in das Zimmer des Jugendfreundes, den ſie allein fand.

In ſchwarzen Sammtſtiefeln und im langen grauen Schlafrock, den Kopf mit einem Mützchen bedeckt, ſaß der Major bequem in ſeinem Lehnſtuhl, der dicht an den gewaltigen Kachelofen gerückt war, und rauchte aus einer kurzen Pfeife mit einem gewaltigen Meerſchaumkopf, die ihm Herr Guſtav Heinrich Rienäcker kürzlich zum Geſchenk gemacht hatte.

Er nickte der Eintretenden mit jenem trüben Lächeln zu, welches der Kammerherrin immer wie das Geſpenſt jenes ernſtfreundlichen Lächelns vorkam, das ſie einſt an dem Knaben und dem Jünglinge ſo liebenswürdig gefunden.

„Störe ich dich, lieber Hans?“ fragte Frau von Redow, auf einem Tabouret neben dem Lehnſeſſel Platz nehmend, auf welchem Eliſabeth gewöhnlich zu ſitzen pflegte.

„Stören, gewiß nicht,“ entgegnete der Major, „aber helfen kannſt du mir!“

Er deutete mit dem ſteifen Arm auf eine Doppelreihe von ſtattlichen Aepfeln, mit denen die Platte der Ofenröhre beſetzt war.

Frau von Redow ſah ihn fragend an.

„Nun, weißt du nicht, Mariechen“, erklärte der Invalide, „daß wir als Kinder immer die erſten Bratäpfel an dem Tage bekamen, an welchem der erſte Schnee gefallen war. Ich habe das zufällig einmal erzählt, und als nun vorher die erſten Schneeflocken flogen, kam die gute Madame Rienäcker und brachte die Aepfel zum Braten, damit ich, wie ehedem, mit dem erſten Schnee die erſten Bratäpfel bekäme; du kannſt mir helfen, ſie umzudrehen, Mariechen!“

Frau von Redow lächelte, denn Herr von Leiſt war in der Stimmung, in der ſie ihn haben wollte; die kleine freundliche Aufmerkſamkeit der Hausherrin hatte ihm wohlgethan.

„Weißt du noch, Hans,“ begann ſie nach einer kleinen Weile, „wie oft wir in Mogreben als Kinder am Ofen geſeſſen haben, und wie ungeduldig wir waren, ehe die Aepfel gar wurden?“

„Gewiß,“ entgegnete der Major raſch, „ich ſehe dich noch in deinem braunen Kleidchen und deinen dicken rothen Aermchen vor mir, als ſei's erſt geſtern geweſen, wir knieten dann am Ofen alle drei, du, mein Bruder und ich.“

„Und wir hatten Jedes," fuhr die Kammerherrin fort, „ein Stück Zuckerkant in der Hand, das steckten wir in den gebratenen Apfel, und wenn es darin geschmolzen war, schmeckte er köstlich süß. Dein Bruder aber hatte stets das größte Stück."

„Dafür war er der Majorathsherr!" bemerkte Leist scherzend.

„Du aber," erzählte die Kammerherrin, die sich dieser Erinnerung zu freuen schien, „du aber steckteſt mir stets deinen Zuckerkant in meinen Apfel und sagteſt: du möchteſt Aepfel nicht süß essen! Ich wußte es wohl besser, aber ich litt es gern, denn ich sah daran daß du mich lieb hatteſt, und dann, ich darf's jetzt ja wohl gestehen? aß ich schon damals gern süß!"

Der Major blickte mit seinem wehmüthigen Lächeln in das bleiche, scharfe Angesicht der Wittwe, er suchte die unvergessenen Züge des Kindes von damals in der Physiognomie der selbstbewußten Frau.

„Ja, mein lieber Hans," versuchte die Wittwe zu scherzen, „ich habe mich doch wohl ein wenig verändert seit den heitern Tagen in Mogreben, da du mich im Spiel deine Braut nannteſt?"

„Und warum biſt du es nicht im Ernſt, im

Leben geworden?“ fragte der Major von Leist nachdenklich vor sich hinblickend; er seufzte und wußte wohl kaum, was er gesagt hatte.

Die Wittwe schwieg einen Augenblick, dann sagte sie wehmüthig: „Das ist unrecht, Hans, so solltest du nicht sprechen, du thust Elisabeth und mir Unrecht; bin ich es nicht gewesen, die es hauptsächlich wenigstens möglich gemacht hat, daß Elisabeth deine Frau wurde? ist sie nicht viel schöner und viel besser als ich?“

Der Major blickte starr vor sich nieder, Frau von Redow aber bemerkte wohl, daß dem Freunde die Hände zitterten und die Lippen bebten. Es entstand eine Pause, die etwas Peinliches hatte.

„Hans!“ sagte Frau von Redow, indem sie ihre Hand auf den Arm des Majors legte.

„Mariechen!“ antwortete der zusammenzuckend bei dieser Berührung und blickte die Jugendfreundin an.

„Erinnerst du dich,“ begann die Wittwe, „eines regnerischen Abends in Berlin, es ist nur wenige Jahre her, ich kam zu dir in deine Wohnung, weißt du, an der Ecke der Tauben- und Friedrichsstraße, wo die schmale, steile, häßliche Treppe bis an deines Zimmers Thür gerade führte —“

Die Kammerherrin ſprach von dieſen Aeußerlichkeiten länger, weil es ihr ſchwer wurde, die Sache ſelbſt, die ſie ſagen wollte, zu berühren; der Major, der ſie aufmerkſam anſah, bemerkte es und ſprach helfend: „Laß das gut ſein, liebes Mariechen, ich erinnere mich jenes Abends ganz genau aus zwei Urſachen, denn erſtlich gabſt du mir an jenem Abende den höchſten Beweis deiner Freundſchaft und deines Vertrauens zu mir —"

„Ich verrieth dir die Geheimniſſe des armen Redow!" ſchob die Kammerherrin mit leiſer Stimme ein und ſenkte die ſtolze Stirn, die ſich mit heller Schamröthe färbte. Die hochgeſinnte Frau konnte ſich noch immer die Mittheilungen jenes Abends nicht verzeihen, obwohl ſie dieſelben damals für nothwendig gehalten und ſie noch heut dafür hielt.

„Wie kannſt du von Verrath ſprechen, Mariechen," tadelte Leiſt milde, „dem armen Redow konnten deine Mittheilungen nicht ſchaden und haben ihm nicht geſchadet, mir aber gedachteſt du zu helfen."

„Und habe ich dir nicht geholfen?" fragte die Wittwe, nun ihrerſeits einen vorwurfsvollen Ton annehmend.

„Das ist die zweite Ursache, welche mir jenen Abend unvergeßlich macht," fuhr der Major nachdenklich und bewegt fort, „jener Abend entschied über mein Schicksal, an jenem Abend erst entschloß ich mich, Elisabeth von Reinbach zu heirathen."

„Ich entschied dein Schicksal," erklärte Frau von Redow stolz, „ich bestimmte dich, einen schnellen Entschluß zu fassen und dem guten, schönen Mädchen, das du liebtest, das deine Liebe erwiederte, die Hand zu reichen!"

„Mir graute davor," sagte der Major langsam, indem er die Freundin seltsam ansah, „dem alten Geschlecht der Leiste eine solche Verwandtschaft wie die Reinbachsche zuzuführen!"

„Und ich," rief die Wittwe heftig, „ich weiß es noch genau, ich warnte dich vor dem Stolz auf dein reines Geschlecht; ich sagte dir, es könne ein Tag kommen, da die Leiste selbst schwere Schuld und Schmach häufen würden auf den edlen Namen; ich sagte dir, daß es dürre Zweige gäbe selbst an dem schönsten Baum, daß aber auch aus faulem Baum ein grünes Reis ausschlagen könne. Habe ich nicht Recht gehabt?"

„Du haſt Recht gehabt," entgegnete der Major ſtöhnend, „oh, es iſt entſetzlich; ich zittere jetzt, wenn Jemand meinen Namen begehrt, denn wenn ich ihn genannt habe, leſe ich ſtets die weitere Frage in den Zügen des Forſchenden: ſind ſie ein Verwandter des verrätheriſchen Generals von Leiſt? Manche ſind auch wohl rückſichtslos genug, wirklich ſo zu fragen."

Die Freundin drückte die Hand des armen Mannes, ſie begriff dieſen Schmerz, aber ſie beſann ſich und begann jetzt in ihrer entſchiedenen Weiſe: „Hans, ich habe dich an jenen Abend in Berlin mit Abſicht erinnert, ich will offen mit dir reden; damals gab ich dir mein Vertrauen, heute fordere ich das deine, lieber, lieber Hans," die Stimme der Frau bebte unter dem Eindruck ihrer heftigen Bewegung, „ich könnte vor dir auf's Knie fallen und dich anflehen, mir dein Vertrauen, aber dein volles Vertrauen zu ſchenken."

„Was willſt du, ſprich?" fragte der Major mehr ängſtlich als bewegt von dieſer plötzlichen Wendung des Geſprächs.

„Hans," fuhr die Wittwe fort, und eine Thräne funkelte in ihrem leuchtenden Auge, „ich bin die Urſache geweſen, daß du Eliſabeth von Reinbach geheirathet,

euer Glück war mein Stolz, Elisabeth ist noch glücklich; ihre einfache liebende Seele, die Alles, was von dir kommt, mit Liebe aufnimmt, hat noch keine Ahnung davon, daß du ihr deine Liebe entzogen hast, ich aber habe es erkannt, daß dem so ist; ich sehe, daß du unglücklich darüber geworden bist, und ich weiß, daß meine arme Elisabeth noch unglücklicher sein wird an dem Tage, an welchem sie die Entdeckung machen muß, daß du sie nicht mehr liebst, und nun soll ich von euch scheiden mit dem Bewußtsein, daß ich die beiden Menschen, die ich am meisten liebe auf Erden, daß ich die unglücklich gemacht habe, während ich mich bis jetzt stolz die Schöpferin dieses Liebesglücks nannte. Hans, habe Mitleid mit deiner armen Jugendfreundin, schenke mir dein Vertrauen wieder, sage mir, was ist geschehen, was hat dein Herz abgewendet von deiner edlen, liebenden Elisabeth?"

Tiefe Trauer lag auf dem bleichen Gesicht des wackeren Mannes, als er mit weicher Stimme antwortete: „Du hast einen vollgültigen Anspruch auf mein Vertrauen, liebes Mariechen, ich will es dir nicht vorenthalten, ich will männlich offen zu dir reden, so schwer mir das auch werden mag und so schmerzlich

dich auch berühren, so tief dich auch erschüttern muß, was ich zu sagen habe. Höre mich an, Mariechen, aber unterbrich mich nicht, laß mich auf einmal sagen, was mich bedrückt, es wird mir dann leichter werden. Zuvor aber muß ich bemerken, daß ich Elisabeth noch liebe, und eben das, daß ich nicht ablassen kann, diese unglückliche Frau zu lieben, das ist es, was mich am schwersten drückt. Höre, als ihr hierher kamt, befand ich mich in langsamer Genesung begriffen, eure Liebe war eine mächtige Stärkung, ich schwelgte in dieser Liebe, je stärker ich aber wurde, desto häufiger kam mir der Gedanke, daß es doch entsetzlich sein müsse für ein junges, schönes Weib, einen Krüppel zum Manne zu haben, einen Mann mit lahmem Fuß, mit steifem Arm, mit furchtbar entstelltem Gesicht —"

„Das war meine Ahnung," rief Frau von Redow unwillkürlich, „ich wußte, daß ich mich nicht täuschte."

„Anfänglich," fuhr der Major fort, „wies ich diesen Gedanken zurück, ich sagte mir, daß die Liebe Elisabeth's zu mir nicht eine Liebe sei, die an einen raschen Arm oder Fuß, oder an die Glätte meines

Gesichts gefesselt sei, aber der böse Gedanke kam immer wieder, und unter dem Einfluß der niederdrückenden politischen Nachrichten gewann er nach und nach Gewalt über mich. Ich sah das Vaterland in tiefster Noth und sah zugleich mich unfähig, thätig zu helfen; als Patriot mußte ich verzweifeln an der Zukunft, als Soldat war ich ein Invalide, der nicht mehr zu Pferde steigen konnte, als Edelmann war ich beschimpft durch das, was Männer gethan, die meinen Namen trugen, da fühlte ich mich denn auch tief unglücklich als Gemahl einer schönen und geliebten Frau, denn was sollte ihr, der Jugendlichen, der Krüppel? Hatte ich so unrecht?"

„Ja, unrecht überall," versetzte die Kammerherrin rasch, „der Gemahl Elisabeth's durfte sich nicht unglücklich fühlen, er mußte sich freuen, daß sich die Liebe der Edlen im Unglück verdoppelte; der Edelmann war nicht beschimpft durch das, was andere seines Namens gethan, schmerzlich berührt durfte er sich fühlen, aber nicht beschimpft; der Soldat durfte trauern, daß er nicht mehr streiten konnte für König und Vaterland, aber er mußte stolz sein, daß er mit Auszeichnung gestritten und Ehrenwunden davonge-

tragen hatte; der Patriot endlich brauchte nicht an der Zukunft des Vaterlandes zu verzweifeln, und der Christ, Hans, hörst du? der Christ durfte es nicht. Also unrecht überall!“

Die Wittwe hatte das so schnell gesprochen, daß sie der Major nicht hätte unterbrechen können, auch wenn er es gewollt hätte, aber er lächelte nur trübe und sagte, als die Kammerherrin schwieg, einfach: „Ich hatte unrecht, jetzt weiß ich das wohl, in den Wochen, die ich auf jenem Lager lag, habe ich's hundertmal überdacht und bin mir klar darüber geworden, damals aber war ich mir noch nicht klar, und so gerieth ich in eine Stimmung oder vielmehr in eine Verstimmung hinein, in welcher ich euch Allen wohl recht viel Noth und Kummer gemacht habe. Ich schäme mich der Schwäche, die ich damals zeigte, wenn ich heute daran denke; statt muthig und ergeben zu sein wie ein Mann, war ich trotzig und mürrisch wie ein Knabe, und wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn es Gott nicht gefallen hätte in seiner Allweisheit, mich durch einen schweren Schlag niederzuwerfen; ich dachte diesen Schlag nicht zu überleben, ich habe ihn überlebt, auf meinem Krankenlager habe

ich mich wiedergefunden, Gott hat eine ſchwere Laſt mir aufgelegt, er aber wird mir auch weiter Kraft geben, daß ich ſie tragen kann als Mann und als Chriſt!“

Der Major ſchwieg ſtille und blickte wehmüthig auf die Freundin, deren Augen in Thränen ſchwammen; die männliche Reſignation des bleichen Mannes erſchütterte ſie tief.

„Hans!“ bat ſie endlich mit dem weichſten Tone ihrer Stimme.

„Was willſt du noch, Mariechen?“ fragte der Major, der aus der Anrede wohl die Aufforderung anhörte, fortzufahren.

„Welcher Schlag traf dich? rede, ich bitte dich um Gotteswillen?“ rief die Wittwe angſtvoll.

„Du mußt es ja wiſſen, Mariechen!“ entgegnete Leiſt langſam.

„Ich glaube es zu wiſſen, ich weiß es,“ drängte die Kammerherrin, „aber du mußt es ſagen, mußt es ausſprechen, ich muß erfahren, wie weit der Irrthum geht.“

„Irrthum?“ fragte der Major mit einem ungläubigen Lächeln.

„Sprich, Hans, rede, Gott im Himmel habe Erbarmen mit uns!“ rief die Wittwe in höchster Aufregung.

„Ich will reden,“ sagte der Major plötzlich, sich zusammennehmend, indem er sich mit einem Ruck aufrichtete, „ich erhielt einen anonymen Brief, der mich benachrichtigte, daß der große Tyrann meines Vaterlandes mit frevelnder Hand auch in das Heiligthum meiner Familie gefaßt, kurz, daß er, gereizt durch die Schönheit meines Weibes, seine Gensd'armes gesendet, kurz, daß er zur Büßung seiner Gelüste mein Weib mit Gewalt habe auf's Schloß holen lassen —“

Der Major brach ab, er flüsterte einige abgebrochene Sylben, dann sank er laut stöhnend zurück, er hielt die gesunde linke Hand vor die Augen, und Frau von Redow sah die hellen Thränen des Mannes durch die Finger rinnen.

Mit einer unglaublich zarten Bewegung zog die Freundin die Hand von dem Gesicht des Mannes, strich mit ihrer Hand sanft über die nassen Augen und fragte mild tadelnd: „Und das glaubtest du Alles einem anonymen Briefe?“

„Nein,“ fuhr Leist auf, „nein, ich glaubte es

nicht im erſten Moment, da aber fielen mir ſchwer wie Gewichte einzelne Worte des alten Sternkieker in's Gedächtniß, Worte, die ich kaum beachtet und gar nicht verſtanden hatte, die mir nun aber volle Gewißheit gaben; oder iſt es etwa nicht wahr, was ich ſagte?"

„Es iſt Alles wahr, was du ſagteſt!" entgegnete die Kammerherrin einfach, „und dennoch iſt Eliſabeth ſchuldlos."

„Gewiß," verſetzte der Major eifrig, „gewiß iſt ſie ſchuldlos, oh! das iſt mir alles klar genug geworden, was vermochte das unglückliche, das arme, ſchwache Weib gegen die Gewalt? darum eben vermag ich ja nicht aufzuhören, ſie zu lieben, das Unglück iſt aber doch entſetzlich!"

„Hans!" rief jetzt die Wittwe mit leuchtenden Augen, „du quälſt dich ohne Grund, allerdings hat der franzöſiſche Kaiſer dein Weib mit Gewalt aus dieſem Hauſe in das Schloß holen laſſen, aber ſie iſt aus dieſem Schloſſe eben ſo rein und ſchuldlos zurückgekehrt, als ſie dahin gegangen, durch die Hülfe edler Menſchen und durch die große Barmherzigkeit Gottes!"

„Mariechen!" bat der Major leiſe und ein un-

gläubiges Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen, „deine Freundſchaft erfindet ein Mährchen!“

„Ich würde dir die Wahrheit deſſen, was ich ſage, beſchwören,“ entgegnete Frau von Redow ernſt, „aber es bedarf hier keines Schwurs, höre, der General Pelet, den du im Kriege zum Gefangenen gemacht hatteſt, lag damals hier im Hauſe in Quartier. Dieſer edle Mann war empört, er begleitete Eliſabeth auf's Schloß, er ſprach mit dem Pallaſtmarſchall des Kaiſers, ſeinen Bemühungen gelang es, dein Weib vor der Schmach zu ſchützen, der ſie verfallen ſchien.“

Der Major ſeufzte, aber er vermochte nicht zu glauben, ſo freudig ihm die Erlöſung vom entſetzlichen Weh entgegenleuchtete aus den blitzenden Augen der Kammerherrin.

„Den General kannſt du nicht fragen, ungläubiger Menſch,“ fuhr Frau von Redow fort, „aber da du deiner Freundin nicht glauben willſt, ſo frage die gute Madame Rienäcker, ſie hat Eliſabeth in's Schloß begleitet, ſie iſt während der ganzen Zeit ihrer Abweſenheit auch nicht einen Augenblick von ihrer Seite gewichen, ja, ſie hat Eliſabeth nicht aus ihren Armen gelaſſen; frage ſie, Hans, ſie wird dir das bezeugen

und sie, kann einen Eid leisten, wenn du es verlangst!“

„Noch ein Mal,“ bat jetzt der Major und seine Stimme erlosch fast, „ist das Alles so wahr, wie du mir sagst, sage laut: Ja! Mariechen, und ich will nicht mehr fragen und nicht mehr zweifeln!“

„Ja!“ entgegnete die Kammerherrin voll und feierlich, „es ist so wahr, als ich hoffe, daß mir Gott hilft durch seine Gnade zur ewigen Seligkeit!“

Da sank das Haupt des Majors, dessen Augen bis dahin starr auf die Sprechende gerichtet gewesen, nieder auf die Brust, die Hände legten sich zitternd in einander und es entstand eine tiefe Stille in dem Gemach.

Mit einem ganz eigenen Ausdruck sah die schlanke ernste Frau auf den tief erschütterten Mann, man konnte in ihrem Antlitz lesen, daß sie den Jugendfreund einst geliebt hatte, ja leidenschaftlich geliebt haben mußte, es war in den funkelnden Augen auch noch ein Strahl der alten Leidenschaft, aber er war vergeistigt und verklärt in einer so schönen Weise durch die Freude, daß er den scharfen Zügen und dem bleichen Antlitz einen rosigen Schimmer und einen idealen Anflug verlieh.

Die Kammerherrin hätte jetzt gern das Zimmer verlassen, und fast fragend schaute sie der Major an, als er sein Haupt erhob und die Freundin neben sich sitzen sah, aber der fragende Ausdruck schwand rasch, um dem des innigsten Dankes Platz zu machen, und die schönen braunen Leist-Augen leuchteten zum ersten Male wieder seit vielen Wochen im Strahl warmer Freude: „Ich kann nicht vor dir knieen, Mariechen," brach er endlich in der Ueberschwänglichkeit seines Dankgefühls Worte findend aus, ich kann nicht knieen mit meinem steifen Knie, „ich kann nicht einmal aufstehen, denn die Freude hat mich schwächer gemacht in einer Stunde als es die Krankheit in Wochen vermochte, ich kann dich nicht umfassen und ans Herz drücken mit meinen lahmen Armen —"

„Nun wenn du's nicht kannst, Hans," unterbrach die Wittwe und erglühete, „so kann ich's doch!" Sie umschlang den bleichen Mann, sie drückte ihre Lippen an seinen Mund, und dahin war die Fassung der stolzen, selbstbewußten Frau, die so sicher durch's Leben zu gehen gewohnt war; sie brach in ein heftiges Weinen aus und schluchzend barg sie ihr Gesicht in beiden Händen. Doch die Herrschaft, die Frau von Redow

über ſich ſelbſt übte, war zu groß, als daß ſie auf längere Zeit hätte geſtört werden können, ſie hatte der Schwäche ihren Tribut bezahlt, und nun ſaß ſie dem Freunde wieder gegenüber mit ruhiger Haltung äußerlich, wenn auch in der Seele die Fluth der aufgeregten Leidenſchaften noch nicht ganz verſtrömt war, ſondern noch gewaltig genug wogte.

Jetzt begann nun ein leiſes eifriges Geſpräch, Erklärungen mannigfacher Art wurden gegeben herüber und hinüber; hätte der Major noch einen Zweifel gehegt an der Wahrheit der Erzählung, die ihm die Wittwe von dem verhängnißvollen Ereigniß gemacht, er hätte nun ſchwinden müſſen, aber er hatte ſchon lange keinen Zweifel mehr gehegt. Der Freund und die Freundin trafen ihre Verabredungen; Eliſabeth ſollte nichts erfahren, daß Leiſt von dem brutalen franzöſiſchen Attentat etwas wußte, bis ſie, wie ſich vorher ſehen ließ, ihren Gemahl ſelbſt davon unterrichten würde, was ſie bis jetzt gewiß lediglich aus Rückſicht auf deſſen Geſundheit unterlaſſen. Leiſt erfuhr nun auch, daß Eliſabeth nach ſeiner erſten Geneſung der Sehnſucht nach ihrem Kinde faſt erlegen ſei, daß ſie die Gefühle der Mutter aber muthig be-

kämpft habe, um der Liebe willen zu dem Gemahl, deren Erfüllung damals ganz besonders schwer war, weil Leist von Wahn befangen glaubte, das schöne junge Weib habe ihm, dem Krüppel, ihre Liebe entzogen und erfülle nur aus Pflicht noch ihre Aufgabe bei ihm. Es war dieser vermeintlich kalten Pflichterfüllung, der er seine kalte Höflichkeit entgegen setzen zu müssen glaubte.

Nach und nach wurde das Gespräch ruhiger, Leist ergab sich darein, den Winter über noch in Königsberg zu bleiben, denn sein Zustand machte eine Winterreise geradezu unmöglich, aber er konnte sich nicht entschließen, jetzt seine Gemahlin zu entlassen, ihre Rückkehr nach Spankow zu dem Kinde zu gestatten; er erklärte der Freundin, es sei ihm zu Sinne, als habe er noch ein Mal sich mit Elisabeth vermählt. Obgleich nun die Nachrichten aus Spankow über das Befinden des Kindes sowohl als auch des alten Oheims höchst zufriedenstellend lauteten, so versprach die Kammerherrin doch auf der Reise von Danzig nach Berlin einen Umweg über Spankow zu nehmen und selbst nach dem Knaben zu sehen.

So weit waren die Beiden, als Elisabeth von

Leiſt eintrat; ihr Geſichtchen war von der Winterluft lebhafter geröthet als ſonſt, unbefangen und glücklich, wie ſie ſich fühlte, ſeit Leiſt wieder mild und zärtlich war, lächelte ſie dem Manne zu, entzückt ſchmiegte ſie ſich dicht an ſeine Seite, als deſſen Augen offen und klar die alte liebe Sprache der innigſten Zuneigung zu ihr redeten. Sie gab ſich keine Rechenſchaft über die Veränderung, ja, dieſelbe fiel ihr gar nicht auf, ſie fühlte ſich beglückt dadurch, und das war dieſer reinen ſanften Seele vollkommen genügend.

Leiſe hatte ſich Frau von Redow entfernt, die Gatten waren allein, aber ſie ſprachen nicht, ſelig litt Eliſabeth wieder jene kleinen Liebkoſungen und Zärtlichkeiten, die ſie ſonſt von ihrem Gemahl empfangen, und ſie wußte in ihrem Glück nicht ein Mal mehr, daß Wochen vergangen waren, ſeit dieſe liebe Hand nicht auf ihrem Haupt geruht, ſeit dieſe lieben Finger nicht ſchmeichelnd ihre zarte Wange berührt.

Es dauerte lange, bevor ein Geſpräch begann, als es aber einmal begonnen war, da wurde es lebhaft geführt von beiden Seiten, denn Vater und Mutter ſprachen von ihrem Kinde, von ihrem geliebten Knäblein.

Draußen war es allgemach Abend geworden und tiefes Dunkel herrſchte in dem Gemach, Eliſabeth, dicht und zärtlich angeſchmiegt an die Seite ihres Gemahls, bemerkte es nicht, vor all dem Licht in ihrer Seele; da wurde leiſe an die Thür geklopft, ſie hörte es nicht, und der Major, der es wohl hörte, wollte es nicht hören, da das Klopfen aber jedesmal verſtärkt mehre Male wiederholt wurde, fuhr Eliſabeth endlich auf und öffnete die Thür.

Jetzt marſchirte der alte Sternkieker ein, gravitätiſch die halbgeblendete Schirmlampe in der Hand.

„Was giebt's Neues, alter Sternkieker, mein guter Burſche?“ fragte der Major, der in ſeiner Herzensſeligkeit das Bedürfniß fühlte mit Jedem freundlich zu ſein.

„Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter!“ antwortete der graue Dragoner.

„Sternkieker,“ fuhr der Major fort, „die Frau Kammerherrin von Redow reiſt nächſten Sonnabend nach Spankow, er reiſt mit ihr, ſieht ſich in Spankow gehörig und genau um, ob Alles noch in Ordnung iſt mit meinem Oheim und mit meinem kleinen Junker, dann kehrt er auf der Stelle um, hört er, kommt wieder hierher und macht mir ſeinen Rapport, hört er?“

„Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter!“ rief der Dragoner jetzt mit Donnerſtimme und brach dann in ein dumpfes Lachen aus, das eben nicht anmuthig zu hören war, das er auch ganz plötzlich unterbrach, weil er fühlte, daſſelbe ſei nicht ganz vorſchriftsmäßig. Der alte Kerl war nämlich faſt geſtorben vor Sehnſucht nach dem Obriſtlieutenant, nach ſeinen alten Herrn, und nach dem alten Hund, kurz, nach ganz Spankow; jetzt ſollte er nun dahin zurückkehren, ſeinen alten Herrn ſehen, einen Auftrag erfüllen, rapportiren, das machte ihn ungeheuer ſtolz, und jenes dumpfe Lachen bezeichnete bei ihm den höchſten Grad des Vergnügens.

„Iſt die Frau Kammerherrin unten?“ fragte Eliſabeth.

„Gnädige Frau,“ entgegnete der Dragoner, „die Frau Kammerherrin haben Beſuch, ein Herr und eine mächtig ſchöne Dame ſind unten!“

Sternkieker ging jetzt, Leiſt und ſeine Gemahlin aber ſcherzten über den Ausdruck „mächtig ſchöne Dame“ und waren einigermaßen neugierig, Sternkieker's Geſchmack kennen zu lernen und zu erfahren, welche Dame der alte Kerl für „mächtig ſchön“ halte.

Sie ſollten darauf nicht lange warten, denn die

Kammerherrin fragte bald darauf mit einem Armleuchter in's Zimmer tretend: „Fühlst du dich wohl genug, lieber Hans, einen alten Freund, der sich nach dir sehnt, und eine schöne Dame zu empfangen?“

„Gewiß, gewiß,“ versetzte Leist, „wer ist's?“

„Mariechen und Sternkieker haben einen Geschmack!“ flüsterte Elisabeth scherzend ihrem Gemahl zu.

„Treten sie ein, bitte!“ rief die Kammerherrin, die Thür öffnend.

Mit festem Schritt trat ein kaum mittelgroßer Herr über die Schwelle, sein Antlitz war finster, scharf spähend lugten die dunkeln Augen unter den buschigen Wimpern hervor; als er den Kranken erschaut, näherte er sich rasch, streckte seine Hand aus und fragte: „Kennen sie mich noch, lieber Herr von Leist?“

„Der edle Pletz von Bessin!“ rief der Major sich rasch aufrichtend und die Hand des märkischen Edelmannes ergreifend.

„Guten Abend, Herr von Leist!“ sagte eine klare Frauenstimme.

Nun erst bemerkte der Major, daß Frau von Pletz ihrem Gemahl gefolgt war.

Vorstellungen und kurze Erklärungen folgten nun,

und einige Minuten ſpäter hatte der Major das Vergnügen, drei Frauen um den kleinen Tiſch vor ſeinem Lehnſtuhl ſitzen zu ſehen. Die ſchlanke, jugendlich ſchöne Eliſabeth mit ihren weichen, noch mädchenhaften Zügen, mit dem ſchwärmeriſchen Anflug in den milden braunen Augen, erſchien faſt noch ſchöner neben der hohen Geſtalt und geſunden Fülle der Frau von Pletz, die mit ihren heiteren blauen Augen eben ſo feſt und verſtändig drein blickte, wie Eliſabeth mit ihren braunen weich und ſchwärmeriſch; und wie verſchieden von der behäbigen und doch anmuthig-klugen Schloßfrau von Beſſin war wieder die bleiche Marie von Redow, deren Reiz ein rein geiſtiger iſt, deren Augen, zwar ebenfalls blau, bald ſcharf hervorblitzen unter den langen Wimpern, bald ſich wie Räthſel der Löſung entziehen. Der Major hatte ſeine Freude an dieſen Vergleichungen, das leicht gelockte braune Haar Eliſabeths gefiel ihm doch viel beſſer als das ſchlichte ganz hellblonde ſeiner Jugendfreundin und die ſtarke Fülle röthlichen Haars der Frau von Pletz, kurz, der Major fand, daß ſeine Eliſabeth doch die hübſcheſte unter dieſen drei anmuthigen Frauen, und das intereſſirte ihn gerade heute mehr als die Mittheilungen

des edlen Pletz von Beſſin, der ihm auseinanderſetzte, warum er ſich mitten im Winter in Königsberg eingefunden.

Der wackere märkiſche Edelmann befand ſich hier auf Einladung Sr. Majeſtät des Königs; der gewiſſenhafte Monarch wollte über verſchiedene neue Geſetze und wichtige Veränderungen, die getroffen werden ſollten, zuvor das freimüthige Urtheil von Männern hören, zu deren Einſicht er Vertrauen hegte, deren Treue er ſicher war. Einer von dieſen zu ſolch ehrenvollem Endzweck nach Königsberg berufenen Edelleuten war der edle Pletz von Beſſin. Willig war er dem Ruf ſeines Königs gefolgt, er hatte ſich mit ſeiner ganzen Familie nach Königsberg begeben, um hier den Winter zuzubringen. Da er, wie wir wiſſen, in Geſchäfsverbindung ſtand mit Frau von Redow und ſtets in Briefwechſel mit ihr geblieben war, ſo kannte er die harten Schickſale des Majors, den er im Oktober 1806 aus franzöſiſcher Gefangenſchaft gerettet, und ſein erſter Gang in Königsberg galt darum dem Rienäckerſchen Hauſe.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Tugendbündler.

Der Wind pfiff rauh und ungestüm um die scharfen Ecken und warf denen, die rascher als sonst die Straßen Königsbergs durchschritten, die eisig gekörnten Tropfen der Regenschauer ins Gesicht, die sich seit Mittag schon mit kurzen Pausen und fast immer verstärkt folgten. Tief nieder senkten sich die dunklen Wolken, durch deren schwarzen Schleier nur zuweilen der Wind hindurch fuhr und eine schmale Lücke riß, in welcher lichteres Gewölk eine kleine Weile schimmerte, bis die frühere Nacht wiederkehrte. Die Straßenbeleuchtung Königsbergs hatte den Kampf mit der Finsterniß noch nicht aufgenommen; dumpf knarrend schaukelten sich zwar die schweren Laternen an den quer über die Straße gespannten Seilen, aber sie

waren noch nicht angezündet, denn es war noch nicht ſechs Uhr, aber wenn ſie auch angezündet geweſen wären, ihr ſchwaches Licht würde von geringem Einfluß auf die ſchwarze Nacht geweſen ſein.

Drei Männer, tief in ihre Mäntel gehüllt, folgten einem Diener, der, mit einer altmodig großen Handlaterne leuchtend, vorausging und ſehr verſtändig die Laterne ganz tief und halb hinter ſich haltend, das zum Theil ſehr unebene Pflaſter beleuchtete, ſo daß die Drei wenigſtens die gefährlichſten Terrainſchwierigkeiten zu erkennen und zu vermeiden vermochten.

„Ich mache mir wirklich Vorwürfe, lieber Herr von Leiſt, daß ich ſie bewogen habe, heute bei dieſem Wetter auszugehen, der Doctor wird mir dafür wenig Dank wiſſen, aber ſo ſchlimm habe ich's mir auch nicht gedacht — halt!"

Herr Guſtav Heinrich Rienäcker unterbrach ſeine Rede und hielt ſeinen Hut feſt, der eben im Begriff war, plötzlich ſeinen Rückweg allein anzutreten, und als es dem Kaufherrn glücklich gelungen war, den Flüchtling zu halten und ihm wiederum eine ziemlich problematiſche Haltung zu geben, hatte ſich der Wind

ſeines Mantels bemächtigt und riß ſo gewaltig daran, daß es in der That dem rechtmäßigen Beſitzer einige Anſtrengung koſtete, ſich im Beſitze dieſes Kleidungsſtückes zu behaupten.

„Sorgen ſie für ſich ſelbſt, beſter Herr Rienäcker," ſcherzte der Major, „ſie ſehen, daß ein alter Soldat ſich mit dem Wetter noch ziemlich gut abzufinden weiß, zumal, wenn er eine ſo treffliche Stütze hat."

„Die Stütze dankt!" fuhr der edle Pletz von Beſſin, der den Major führte, mit lauter Stimme fort, „ich habe in dieſem Augenblicke das Heimweh nach meinem lieben Beſſiner See; ich ſage ihnen, beſter Herr Rienäcker, wenn da der Wind über die Fläche ſauſt und die Waſſer rauſchend aufſtehen und ſich dann klatſchend niederlegen, das iſt eine wundervolle Muſik für mein Ohr; ich bin ein wenig ein Narr mit meinem See, aber ich kann mir nichts heimiſcheres denken, als einen guten Nordweſt, der über den Beſſiner See kommt und gerade auf die Ecke meines Hauſes ſtößt, auf der mein Schlafzimmer liegt; das rauſcht und brauſt und heult mit hundert verſchiedenen Stimmen, aber ich kenne die Stimmen alle und ich verſtehe auch

was ſie ſagen, ich höre ſie gern und liebe ſie; drum, wenn ich in der Ferne bin, und der Wind umrauſcht mich, dann bedaure ich immer, nicht am Beſſiner See zu ſein, ich habe eine Art Heimweh, wie's die Schweizer haben ſollen, wenn ſie den Kuhreigen hören."

„Wahrhaftig, ſie ſind ein Dichter, Herr von Pletz," meinte der Major, „nun, ich kenne den Beſſiner See auch, und als ich in ihrem Hauſe lag, das Gott ſchützen möge in alle Zeit! da tönte mir ſein Rauſchen auch gar lieblich, anders war's freilich in jener Nacht, als ſie uns über den See ruderten, da war's mir nicht ganz ſo zu Muth."

Die beiden Edelleute drückten ſich die Hand.

„Ihren See in Ehren, Herr von Pletz," meinte der Kaufherr, „aber wir haben hier die See, die Oſtſee, ich dächte, das wäre ganz etwas anderes?"

„Ihre Oſtſee in Ehren," entgegnete der edle Pletz lebhaft, „aber was geht ſie mich an? ich kenne ſie nicht, mir iſt ſie nicht vertraut, ich weiß nichts von ihr, ſie weiß nichts von mir und von meinen Vätern; der Beſſiner See aber, der iſt mein See, mein eigner lieber alter See, der hat mit mir gelebt und ich mit ihm, ſo wie er mit meinen Vätern gelebt

hat vorher manche hundert Jahre. Oh — mein alter lieber See!"

Der Ton, in welchem der märkiſche Edelmann das ſagte, war ſcherzhaft, aber es klang der Ernſt hindurch; es war kein Scherz, der Platz hatte wirklich Heimweh nach ſeinem geliebten Beſſiner See.

Die beiden Begleiter bemerkten das auch recht gut und ſagten nichts weiter; ſie gingen nun ſchweigend, bis der Mann mit der Laterne an der hohen ſteinernen Schwelle einer ſchmalen und niedrigen Hausthür ſtehen blieb und ihnen ſo einen Eintritt ohne Gefahren ſicherte.

„Seid pünktlich um acht Uhr wieder hier, Schletter! hört ihr?" befahl der Kaufherr, der zuletzt eintrat.

„Sehr wohl, Herr Rienäcker!" entgegnete der alte Markthelfer, ſchloß die Thür hinter ſeinem Herrn und trat eilig den Rückweg an.

Die drei Herren ſtanden in einem langen ſchmalen Flurgange, der mit rothen, ſehr ausgetretenen Backſteinen gepflaſtert war und durch den ſchwachen Schein einer kleinen Lampe ſehr beſcheiden erleuchtet wurde, welche auf der Mitte etwa einer Treppe ſtand, die im Hintergrunde aufwärts führte. Ueber dieſe

Treppe gelangten die Herren auf einen Vorſaal, der ganz finſter war; ſie bedurften hier aber eines beſonderen Lichtes auch nicht mehr, denn matter Schimmer, der durch die Ritzen einer Thür kam, hinter welcher ſehr laut und lebhaft geſprochen wurde, leitete ſie ſicher zum Ziel.

Auf das entſchiedene Anklopfen Rienäckers antwortete ein energiſches Herein! und die Drei traten in ein ſehr einfach mit Aktenrepoſitorien decorirtes Zimmer, deſſen ohnehin beengter Raum noch ganz außerordentlich durch einen gewaltigen Schreibtiſch in Anſpruch genommen wurde.

„Guten Abend meine Herren und lieben Freunde!“ grüßte ein Mann in mittleren Jahren, der ihnen entgegentrat und ihnen behilflich war, die Mäntel und Mützen abzulegen.

In den ſcharfblitzenden Augen und dem lebhaften Mienenſpiel dieſes Mannes verrieth ſich eine bewegte Seele; er war der Hausherr, der Königliche Oberfiskal Mosqua.

Es fanden ſich ſchon etwa zehn oder elf Männer in dem engen Gemach verſammelt, es waren Officiere, Alle waren unter ſich ſowohl als auch mit unſern

Freunden bekannt, nur Herr von Pletz wurde Zweien oder Dreien noch vorgestellt.

Nach einer kleinen Weile kam noch ein Officier mit einem mehr freundlichen und wohlwollenden als geistvollen Angesicht, dessen Ankunft aber mit ganz besonderer Freude begrüßt zu werden schien; Jeder schüttelte ihm die Hand, und auch diejenigen, welche wegen der Enge des Zimmers nicht zu ihm gelangen konnten, riefen ihm ein: guten Abend, Herr von Boyen! zu.

Nachdem der Major von Boyen*) Platz genommen, stützte sich der Oberfiskal Mosqua mit beiden Händen auf eine Ecke seines Schreibtisches, beugte sich vorn über, ließ seine Blicke umherwandern von dem Einen zum Andern in der kleinen Versammlung und sprach dann mit einem gewissen Pathos, das dem Eindrucke seiner Worte durchaus nicht vortheilhaft sein konnte: „Meine lieben Herren und Freunde, wir haben unter einander oft gesprochen von dem Unglück unseres geliebten Vaterlandes und von den Mitteln ihm aufzuhelfen aus dieser Noth. Ich glaube die Zeit ist

*) Nachmals Kriegsminister und General-Feldmarschall.

vorhanden, wo man seine Kräfte für König und Vaterland hingeben kann und muß, ohne die Wirkung verfehlen zu dürfen. Was die äußere Macht nicht vermocht hat, wird gewiß die innere Macht ins Werk richten, welche wir erst kennen lernen müssen, um davon den zweckmäßigsten Gebrauch machen zu können, deßhalb habe ich mich entschlossen, Seine königliche Majestät um Erlaubniß zur Errichtung einer vaterländischen Privatgesellschaft, die ein großer Bund von Gesinnungsgenossen werden soll, zu bitten. Und der Zweck dieses großen Bundes von Gesinnungsgenossen? Ich will hier aussprechen, was wir alle fühlen. Ja, die deutschen Tugenden sind schon sehr tief untergraben, aber noch stehen ihre Grundvesten unerschüttert da; noch ist es Zeit, dem Ungeziefer entgegen zu arbeiten, welches dazu gebraucht wird, das deutsche Vaterland zu zerstören. Noch sind wir Deutsche und in uns lebt noch die ächte deutsche Treue. Brudertreue hat bei uns allerdings schon schwer gelitten. Männer- und Weibertreue ist durch Einwirkung fremder Untugenden großen Theils dahin. Aber Bürgertreue, Unterthanentreue, die Treue des Volkes hat alle Proben bestanden; sie ist noch felsenfest. Die

grauſamſten Schläge des Schickſals haben uns nur noch feſter mit dem Königlichen Hauſe verbunden. Auf dem Grunde dieſer erſten aller ſtaatsbürgerlichen Tugenden aber kann die Wiedergeburt der übrigen nicht fehlen, es kommt dabei nur auf die zweckmäßigſten Mittel an. Dieſe aufzufinden und ſie für Wiederbelebung altdeutſcher Tugenden wirkſam zu machen, das iſt das Ziel meiner Beſtrebungen. Mit ihnen, meine lieben Herren und Freunde, ſo wie auch mit andern Gleichgeſinnten, habe ich darüber viel geſprochen. Es fehlt uns an einem Vereinigungspunkt. Die Schriften unſerer Schriftſteller, die Predigten unſerer Geiſtlichen, die Beiſpiele unſerer Kriegshelden ſind dazu weder geeignet noch ausreichend, für dieſen Zweck mit Erfolg zu wirken. Eine Geſellſchaft aller deutſchen Biedermänner von Kopf und Herz iſt im Stande, mit vereinten Kräften einem Uebel entgegen zu arbeiten, das uns mit Vernichtung bedroht. Zu dieſer Vereinigung will ich die Hand bieten, ich will mich nicht an die Spitze ſtellen, ich brauche ihnen das nicht weiter zu betheuern, mein Patriotismus iſt größer als mein Ehrgeiz. Der Verein oder die Geſellſchaft, zu deren Errichtung ich Seine Königliche Majeſtät um

Erlaubniß bitten will, ſoll ſich weder in die heutige Politik, noch in die Staatsverwaltung, noch in das, was weiter dazu gehört, einmiſchen. Um aber den Feinden der guten Sache den Anlaß zu benehmen, ſie ſogleich im Beginne zu verdächtigen, glaube ich, daß die Geſellſchaft einſtweilen unbekannt bleiben und nur in der Stille Gutes zu wirken ſuchen müßte. Weitere Mittheilungen über die Einrichtung der Geſellſchaft und ihre äußere Form werde ich mich erſt dann berechtigt halten ihnen zu machen, wenn mir Seine Majeſtät der König die allerhöchſte Erlaubniß zur Errichtung der Geſellſchaft ertheilt haben, jedoch habe ich mit den Meiſten von ihnen ſchon öfter darüber geſprochen und Keinem werden meine Anſichten auch in dieſer Beziehung unbekannt ſein."

Als der Oberfiscal ſchwieg, erhob ſich einer der Officiere, der ganz im Hintergrund geſeſſen, langſam und ſprach mit volltönender Stimme: „Herz und Verſtand müſſen den Plan billigen, durch eine Privatvereinigung die Uebung vaterländiſcher Tugenden zu befördern, und gewiß kann der Staat große Vortheile aus einem Vereine ziehen, der ſich die Aufgabe ſtellt, der Beförderung der moraliſchen Wiedergeburt eines

Volkes zu Hülfe zu kommen. Dennoch, verzeihen ſie mir, ich begreife nicht, wie ein ſolcher Verein unbekannt bleiben könnte, wenn er landesherrliche Erlaubniß und Beſtätigung ſeiner Statuten verlangt!"

Der Officier ſetzte ſich wieder.

„Wer iſt der Herr?" fragte der edle Pletz leiſe den Kaufmann Rienäcker.

„Der Major von Grolmann!"*) antwortete der ebenſo.

Jetzt erhob ſich der Kriegsrath von Tepper und ſchlug vor, der Oberfiscal ſolle den Plan der Geſellſchaft mit einigen Männern beſprechen, welche mit an der Spitze der Regierung ſtanden, er ſchlug dazu den geheimen Finanzrath von Klewitz vor; ihm ſchloß ſich der Major von Boyen an, der ſich erbot, mit ſeinem Chef, dem General von Scharnhorſt, die Angelegenheit zu beſprechen. Das wurde von allen Anweſenden lebhaft gebilligt.

Wahrſcheinlich um die Herren, welche dieſe Beſprechung mit den höhern Staatsbeamten übernahmen, noch beſſer dazu in den Stand zu ſetzen, erklärte jetzt der Profeſſor Lehmann, ein genauer Freund des Ober

*) Der nachmalige General der Infanterie.

fiscals, in feuriger Rede die Grundsätze der Gesellschaft zusammenfassend: „Ein musterhaftes Leben, Humanität und Anfesselung jedes Menschen an jeden und an das Gesetz ist das Strebeziel des Vereines. Festigkeit des Sinnes und irgend welche gute Auszeichnung sind die Bedingungen der Wahl des Mitgliedes. Der Verein ist nicht geheim und scheut nicht das Licht, aber seine Mitglieder treten auch nicht vorschnell zu Tage, sondern treten verborgen zurück, wenn nicht die Pflicht sie aufruft. Die Mitglieder arbeiten mündlich oder schriftlich durch alle Mittel ihrer Macht darauf hin, daß Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Geradsinn, Liebe zu den natürlichen Verhältnissen der Familie, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Achtung gegen Gesetz und Obere, festes Streben gegen Unsitte, Laster und Künstelei, Liebe zur Wissenschaft und Kunst, Humanität und Brüderlichkeit, daß der Haß gegen den Luxus, dieses Gift der Treue, der Natürlichkeit und offenen Schlichtheit und Pfleger von Falschheit, Selbstsucht und gekünstelten Sitten; daß die Tugenden des Muthes, der Hoffnung, der Freimüthigkeit und der körperlichen Festigkeit, daß endlich der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Ver-

weichlichung und Menſchenſcheu wachſe. Ueberhaupt ſoll wahre Menſchheit die Seele des Vereins ſein und das Laſter ſein Haß. Er entſagt aller Einwirkung auf Politik, Staatsverfaſſung und bürgerliche Behörden. Er ſoll kein Strafgericht gegen die Großen des Landes bilden, noch ſich Anmaßungen in ihrem Wirkungskreis erlauben. Da er kein Orden iſt, ſo bedarf er der Formen, der Zeichen und geheimen Zuſammenkünfte nicht. Jedes Mitglied erhebt ſich gegen zügelloſe Reden zum Nachtheil des Landesherrn, der Religion und der guten Sitten. Dagegen wird Jeder laut ſprechen für den edeln Sinn unſeres Königs und zur Belehrung über ſeine Anordnungen. Auch Werthhaltung des Gottesdienſtes gehört mit in den Zweck des Vereins."

Der Eindruck, den dieſe raſch und feurig geſprochenen Worte auf die Anweſenden machten, war ein begeiſternder, es folgte ihnen eine allgemeine Zuſtimmung, nur der edle Pletz ſchüttelte kaum merklich das Haupt. Ganz beſonders enthuſiasmirt zeigte ſich der Major von Leiſt und gab das auch in ſeiner beſcheidenen Weiſe zwar, aber mit großer Entſchiedenheit kund. Er verſtand nicht Alles, was er gehört

hatte, aber das, was er verſtanden hatte, gab ihm die Hoffnung, daß er als Mitglied des Vereins doch für König und Vaterland wirken und kämpfen könne, auch ohne zu Pferd zu ſteigen, er hoffte, der Verein werde ihm einen Erſatz geben für die verlorne ſoldatiſche Thätigkeit. Daher ſeine Begeiſterung für die patriotiſchen Abſichten und Zwecke, von denen hier die Rede war, Abſichten und Zwecke, von denen zwiſchen ihm und dem alten Herrn Rienäcker viel und oft die Rede geweſen in der letzten Zeit.

Es wurden noch mancherlei Abreden genommen und manches feurige Wort tapferer Vaterlandsliebe geſprochen, im gemeinſamen Geſpräch entflammten ſich die Seelen, und ſelbſt dem märkiſchen Edelmann, der zu der Errichtung eines Bundes den Kopf ſo bedenklich geſchüttelt hatte, wurde wohl in dem Geſpräch mit Männern, die das Gefühl begeiſterter Vaterlandsliebe hier zuſammengeführt hatte.

Um die Stunde, wo die Männer alſo feurig berathſchlagten, wie dem Vaterlande zu helfen ſei in ſeiner großen Noth, ſaßen zwei Frauen neben einander im Rienäcker'ſchen Hauſe, in dem zierlichen Stübchen der Frau von Leiſt, zwei edle Frauen, die ſich in

kurzer Zeit in innigſter Freundſchaft an einander geſchloſſen hatten, Eliſabeth von Leiſt und Hedwig von Pletz. Die Abreiſe der Kammerherrin von Redow hatte dieſes innige Aneinanderſchließen begünſtigt, Frau von Pletz ſchien nach Königsberg gekommen zu ſein, um Maria bei der ſanften Eliſabeth zu erſetzen, die in ihrer liebenswürdigen Weichheit immer eines Weſens zu bedürfen ſchien, an das ſie ſich lehnen und ſtützen konnte. Gewiß war der Gemahl Eliſabeth's Hauptſtütze, aber ſie bedurfte neben ihm noch einer andern; die faſt männlich ſtarke Seele der Kammerherrin hatte ſie verwöhnt und ſie konnte einer mitfühlenden weiblichen Seele nicht entbehren, der ſie ihre unendliche Sehnſucht nach ihrem kleinen Knaben anvertrauen und ausſprechen durfte, denn dem Major verſchwieg ſie ihre Mutterſehnſucht, ihre Angſt und Sorge um das ferne geliebte Kind, um deſſen Sehnſucht und Beſorgniß, die ohnehin ſchon groß genug waren, nicht noch mehr zu ſteigern. Seit der Rückkehr des alten Sternkieker, der wirklich wiedergekommen war und erwünſchteſte Botſchaft von Spankow gebracht hatte, zählte der Major ſchon jeden Tag bis zur Abreiſe

in die Heimath, die ihm der Arzt gestattet hatte für den Zeitpunkt der ersten milden Witterung.

Elisabeth fühlte sich zu der edlen Pletzin von Bessin noch viel mehr hingezogen, als zu der Kammerherrin; Frau Hedwig war milder, sanfter, nicht so fest und gebieterisch wie die Wittwe, auch freundlicher in ihrem Urtheil bei aller Klugheit, und stand darum in ihrem Wesen diesem Herzen voll schwärmerischer Hingebung näher. Ueberdem aber war sie auch Mutter und Hausfrau, zwei Eigenschaften, die edle Frauenherzen immer an sich schon mächtig an einander fesseln. Elisabeth lernte eifrig und gern bei der Hausfrau von Bessin, sie hatte in Spankow klar genug erkannt, was ihr fehle, um eine rechte Landedelfrau zu sein; sie hatte sich zwar leidlich zu helfen gewußt, aber eigentlich war es ihr ein tiefer Schmerz gewesen, daß sie nicht im Stande war, die Stelle ganz auszufüllen, auf welche sie Gott gestellt, und darum benutzte sie eifrig die Aufschlüsse, Lehren und praktischen Winke, welche ihr die Schloßfrau von Bessin gab, deren Wirthschaft ja für ein Muster gelten konnte in der ganzen Mark Brandenburg. War nun Elisabeth eine eifrige Schülerin, so war Hedwig eine fast noch eif-

rigere Lehrerin, denn die Schloßfrau sehnte sich lebhaft nach der gewohnten Thätigkeit in Haus und Hof, Garten und Feld, ja, es ging so weit, daß sie zuweilen klagte: es sei ihr schmerzlich, keinen Fuchs hetzen zu können, denn das Wetter sei doch gar zu schön dazu. Sie konnte mit wirklichem Entzücken von ihren Fuchshetzen erzählen, bei denen sie die Hunde in ihren leichten mit zwei muntern Pferden bespannten Wagen nahm und sie von da aus auf den Fuchs los ließ. Freilich hörte ihr Elisabeth staunend zu, aber bald begriff sie, daß auch solche Dinge einer rechten Landedelfrau nicht übel ständen, und nahm sich vor, künftig in Spankow Alles zu machen, was Frau von Pletz in Bessin machte. Wie die es aber machte, das erfuhr sie gründlich, denn da Frau von Pletz in Königsberg nicht wirthschaften konnte, wie in Bessin, so war ihr's eine wirkliche Freude und Genugthuung, eine wahre Erleichterung, der jüngeren Freundin immer und immer wieder zu erzählen von ihrer Wirthschaft. Zahllose Recepte schrieb sich Elisabeth ab, und Frau von Pletz theilte ihr sogar ihr Verfahren mit, Seife zu kochen. Die Schloßfrau von Bessin war immer stolz auf ihre Seife gewesen, und Elisabeth

freute sich schon im Voraus auf die großen Augen, welche die Weiber in Spankow machen würden, wenn sie plötzlich mit solcher Weisheit von Bessin ausgerüstet mitten unter sie treten werde.

Auch an diesem Abend hatten die beiden Mütter und Hausfrauen viel zu verhandeln gehabt, waren aber in ihrem Gespräche durch die gute kleine Madame Rienäcker unterbrochen worden, welche in ihrer rastlosen Weise drei oder vier Mal zu kommen und zu gehen pflegte, aber niemals länger verweilte, als nöthig war, um die neuesten Ereignisse der Nachbarschaft mitzutheilen, für welche die gute Frau immer ein besonderes Interesse zeigte. Auf beinahe wunderbare Weise wurde Madame Rienäcker auch von Allem sofort in Kenntniß gesetzt, was sich in der näheren oder in der entfernteren Nachbarschaft ereignete. Die Dienstleute kannten die Schwäche ihrer Hausfrau und sie kamen nie von einem Gange zurück, ohne eine kleine Geschichte mitzubringen.

Am heutigen Abend hatte die kleine Frau mit höchster Entrüstung und in wirklicher Aufregung den Damen mitgetheilt, daß die Frau des Kriegsraths, der nur um die Ecke wohnte, flüchtig geworden und

einem französischen Officier nachgezogen sei, der längere Zeit sein Quartier im Hause des Kriegsraths gehabt. In den stärksten Ausdrücken hatte Madame Rienäcker ihren Zorn und ihre Verachtung gegen die ungetreue Ehefrau und gewissenlose Mutter ausgesprochen, und ihre Energie dabei war so gewaltig gewesen, daß die beiden Damen ihr beinahe bestürzt nachsahen, als sie mit einem kräftigen Trumpfe das Zimmer verließ.

Die beiden Freundinnen saßen noch einige Minuten schweigend einander gegenüber, als Madame Rienäcker das Zimmer verlassen hatte, und blickten vor sich nieder, dann sagte Frau von Pletz im Tone tiefster Theilnahme: „die arme unglückliche Frau!"

Elisabeth fuhr zusammen, vor dem Tone mehr, in welchem diese Bemerkung gemacht wurde, als vor dem Inhalt derselben. Ihre empfängliche Seele hatte sich von dem Unwillen, den Madame Rienäcker aussprach, sofort hinreißen lassen, und war ihr auch die Form, in welcher die Verdammung der ungetreuen Ehefrau ausgesprochen wurde, zu herbe, zu heftig, so hatte sie doch in dieselbe, ohne sich weiter Rechenschaft zu geben, eingestimmt.

Sie sah Frau von Pletz verwundert an und fragte leise: „ist die Untreue nicht entsetzlich, abscheulich?“

„Die Untreue ist verabscheuungswürdig,“ entgegnete ernst Frau von Pletz, welche den Blick und die Frage Elisabeths sofort verstand, „aber ist die Frau, welche zur Untreue verführt wurde, darum nicht um so beklagenswerther?“

Eine feine Röthe färbte Elisabeths Antlitz, sie machte sich einen bittern Vorwurf daraus, daß sie eine Unglückliche einen Augenblick lieblos verdammt hatte.

„Ja, meine theure Elisabeth,“ fuhr nach kurzem Besinnen die Schloßfrau von Bessin fort, „ich vermag es nicht, so hart zu schmähen über eine Frau; sonst, ja noch vor wenigen Monden urtheilte ich fast wie unsere liebe Rienäcker. Jetzt weiß ich, daß diese gute Frau in ihrer Treue niemals auf die Probe gestellt worden ist, daß ihr nie der Verführer genaht, Frauen aber, denen die Versuchung nahe getreten ist, deren Tugend auf die Probe gestellt wurde, die urtheilen nie hart über diejenigen Mitschwestern, die der Verführung erlegen sind, denn sie wissen es, wie noth-

wendig es ist, daß sie täglich beten: Herr, führe uns nicht in Versuchung!"

Befremdet, mit großen Augen und ängstlichen Blicken, sah Elisabeth der Freundin, die fast feierlich sprach, ins Gesicht, sie hätte gerne gesprochen, aber sie vermochte nicht auszusprechen, was sie kaum zu denken wagte; aber was sie dachte, stand auf ihrem Gesicht geschrieben, und mild lächelnd antwortete Frau von Pletz auf die stumme Frage: „Ich urtheile nicht milder über die Schuldigen, weil ich mich selbst schuldig fühle, nein, Gott sei Dank! ich bin nicht schuldig der Untreue, aber der Versucher ist auch mir nahe getreten, und ich weiß, daß es nicht meine eigene Kraft war, durch welche ich gerettet wurde, darum urtheile ich milde. Sie schauen mich so ungläubig an, liebe Freundin, in ihrer liebenden Seele kann auch nicht der Gedanke an die Möglichkeit einer Untreue aufkommen, ich begreife es wohl, denn so wie sie habe auch ich gedacht, ich liebte meinen theuern Herrn, so wie sie den ihrigen lieben, und dennoch sichert auch solche Liebe nicht vor der Versuchung."

Elisabeth ergriff die Hand der Freundin und führte sie an ihre Lippen, es regte sich in ihrer Seele

etwas, was ihr ſagte, daß dieſe ſtarke, kluge, klare und muthige Frau ganz beſtimmt Recht haben müſſe, wenn ſie alſo ſpräche; das erfüllte ſie mit banger Beſorgniß, aber ganz mit ihr übereinſtimmen konnte ſie doch nicht, denn ihre ſchwärmeriſche Liebe zu ihrem Gemahl ſchloß die Möglichkeit einer Untreue ganz aus.

Frau von Pletz ſchien dem Gedankengang der jüngeren Freundin gefolgt zu ſein, denn plötzlich richtete ſie ſich auf, legte ihren Arm um Eliſabeths Nacken und zog ſie innig an ſich, zugleich aber flüſterte ſie: „Kommen ſie, meine theure Eliſabeth, ich will ihnen eine Geſchichte erzählen, eine Geſchichte, die mir viel Thränen gekoſtet hat, ich will ſie ihnen erzählen, weil ſie ihnen nützlich werden kann. Hören ſie, im Herbſt vorigen Jahres hatten wir franzöſiſche Einquartierung in Beſſin, den General Pelet —“

Eliſabeth zuckte zuſammen und blickte auf.

„Oh! nein,“ fuhr Frau von Pletz fort, „ich weiß, daß ſie den General kennen, aber um ihn handelt es ſich nicht; General Pelet hatte einen Adjutanten, einen jungen Chaſſeurofficier, der, von einem wilden Haß gegen Preußen geſtachelt, ſich meinem lieben Herrn verhaßt machte durch Uebermuth und Anmaßung, mir

aber durch eine übermüthige, fast freche Huldigung, wenn man so sagen kann, höchst lästig fiel. Sie können denken, liebe Elisabeth, daß ich für diesen Mann keine Gefühle hegte, über die ich mir irgend Vorwürfe zu machen gehabt hätte, dennoch bemerkte ich, daß mein lieber Herr unruhig, ja, daß er eifersüchtig wurde. Damals lächelte ich darüber, jetzt weiß ich, daß der Mann, der eine Frau liebt, Ahnungen hat, die selten täuschen. Jener Lieutenant that einige Zeit später mehrere Schritte, die ihn mir noch verhaßter und widerwärtiger machen mußten, als er es schon war. Mein Oheim, der General von der Carnitz war es, der einst im Kriege den Vater des Lieutenants als Spion hatte erschießen lassen, mit wildem Haß verfolgte er ihn dafür, um Rache zu nehmen; endlich denuncirte er sogar meinen lieben Herrn. Pletz wurde gefänglich eingezogen und kam nur durch die Großmuth des Generals Pelet frei. Während Pletz noch gefangen saß, erschien der Lieutenant wieder bei mir, er wagte seine Werbung also fortzusetzen, gewiß eine abscheuliche Beleidigung nach Allem was geschehen; ich wies ihn zurück, wie er's verdiente, ich ließ ihn meine Verachtung fühlen. Wie ein Unsinniger sprengte

er vom Hofe, kurz darauf fanden sie ihn mit zerschelltem Kopf und zerschmetterten Gliedmaßen unfern des Thores. Wie meine Pflicht war, nahm ich den entsetzlich gerichteten Feind auf in mein Haus und ließ ihm möglichste Pflege angedeihen; bis hierher war Alles gut. Nun aber nahete der Verführer; ja, oft sind es unsere besseren Eigenschaften, unsere sogenannten Tugenden, deren sich der Verführer bedient, um uns zu Falle zu bringen. Liebe Elisabeth, ich konnte die furchtbaren Qualen und Leiden des jungen Mannes nicht mit ansehen, ohne gerührt zu werden, ich konnte den unüberwindlichen Muth und die geistige Stärke, die der Verwundete wochenlang, mondenlang allen diesen Schmerzen und Leiden entgegensetzte, nicht sehen, ohne sie zu bewundern. Es ist eine lobenswerthe Eigenschaft der Frau, daß sie mitfühlend und leicht bewegt Anderer Leid zu lindern sucht, es steht der Frau wohl an, bewundernd aufzublicken zu der Stärke des Mannes; wohlan denn, ich hatte schon nicht den Feind, sondern nur einen schwer verwundeten Unglücklichen aufgenommen in mein Haus, jetzt beklagte ich die Leiden dieses Mannes und bewunderte seine Seelenstärke. Mitleiden und Bewunderung zogen

mich zu ihm hin, schon mehr als recht war, ehe ich mir noch eigentlich Rechenschaft gegeben hatte. Nach und nach trat ein Zustand langsamer Genesung ein, mein Mitleiden und meine Bewunderung stiegen, denn muthig und unerschüttert schaute der junge Mann in die Zukunft, obwohl das für ihn eine Zukunft kaum noch war, denn an eine Fortsetzung seiner kriegerischen Laufbahn war gar nicht zu denken. Dabei zeigte er mir eine rührende Dankbarkeit; sein Unglück, sein Muth endlich nahmen mich so ein, daß ich der Vergangenheit ganz vergaß, daß ich in ihm nur noch mein Geschöpf sah, ein Wesen, das ganz allein durch mich dem Tode entrissen und dem Leben erhalten worden; der Stolz, diesen muthigen Mann gerettet zu haben, riß mich vollends hin. Zwar war ich mir des Abweges noch gar nicht bewußt, auf den ich gerathen, aber ich fühlte Sehnsucht nach ihm, ich sehnte mich nach meinem Platz an seinem Bette, wo ich ihm vorzulesen pflegte, und wie eine Flamme durchzuckte es mich, wenn er leise meine Hand küßte. Ich war wie blind, mit Mitleiden und Bewunderung, mit frauenhafter Theilnahme hatte mich der Versucher gefangen. Mein lieber Herr hatte auch keine Ahnung

von meinem Zuſtande, auch er bewunderte nur meine raſtloſen Bemühungen für den Unglücklichen; in aufrichtiger Anerkennung, nicht im Spott nannte er mich öfter eine barmherzige Schweſter, oh! ich hatte die Barmherzigkeit niemals ſo nöthig als damals, und ſie wurde mir zu Theil, einen Schritt vielleicht noch vor dem Untergang. Ich weiß jetzt deutlich, daß ich verloren geweſen wäre, wenn mich nicht eines Tages zu ungewöhnlicher Stunde meine Sehnſucht zu dem Unglücklichen getrieben hätte — ich kam leiſe an ſein Zimmer und ich lauſchte, als ich lachen und lachend meinen Namen nennen hörte. Der Kranke ging bereits wieder, wenn auch auf Krücken, und konnte einen Theil des Tages außer Bett ſein, er unterhielt ſich mit ſeinem franzöſiſchen Diener. Was ich vernahm, war meine tiefe Schmach, aber zugleich eine bittere, rettende Arzenei. Sie erlaſſen mir, zu wiederholen, was der Elende ſeinem Bedienten, hören ſie, ſeinem Bedienten! über mich ſagte, kurz, er hatte meine erwachende Leidenſchaft früher bemerkt als ich ſelbſt, er ſpottete darüber, er wollte ſich, um mich völlig zu verderben, noch eine Weile kränker ſtellen als er war, und meine Schande ſollte ſeine Rache ſein an dem

Hause Carnitz. Das ist meine Geschichte, liebe Elisabeth, die Augen waren mir geöffnet, ich dankte Gott für diese Rettung, und seitdem erst weiß ich, was es heißen soll: führe uns nicht in Versuchung! seitdem aber vermag ich's auch nicht, eine unglückliche Frau zu verdammen, die der Versuchung unterliegt, ich weiß, daß es nur Gottes Barmherzigkeit ist, wenn die Frau nicht erliegt. Ich gewann damals Stärke genug, dem Elenden, der mich verderben wollte, auch den Schatten von Triumph, den er bereits gewonnen zu haben glaubte, wieder zu zerstören; ich betrachtete es als eine gerechte Buße, ihn zu besuchen wie vorher, ihm alle Hülfe zu leisten, die er bedurfte; ich las ihm vor, wie bis dahin, ja, ich war vielleicht noch aufmerksamer und dienstbereiter, kurz, für den Kranken wurde Alles gethan, so blutsauer es mir oft wurde, so gewaltig ich auch oft ringen mußte mit meinem sich steigernden Widerwillen. Zugleich aber zeigte ich ihm nach und nach, daß er sonst nichts zu hoffen hatte von mir, weder für Liebe, noch für Rache, und ich hatte wenigstens die Genugthuung, mich zu überzeugen, daß er sich getäuscht zu haben glaubte, und ich hörte ihn sogar einst mit Bewunderung von diesen ihm unbegreiflichen deutschen Frauen reden, die einen todtkran-

len Mann mit einer Hingebung ohne Gleichen pflegen und sich von dem geneſenen ſpröde zurückzuziehen vermöchten. Da haben ſie mein Geheimniß, theure Eliſabeth; eben ſo offen und ehrlich, wie ich's ihnen jetzt erzählt habe, habe ich's auch meinem lieben Herrn mitgetheilt, jedoch erſt als der Franzoſe unſer Haus verlaſſen hatte, erſt da hatte ich Muth dazu; und wie ſeltſam dieſe Männer doch ſind! denken ſie, Pletz lächelte zu meinem Bekenntniß und meinte, ich hätte mir viel Sorge ohne Noth gemacht, er wollte die Gefahr gar nicht zugeben, in der ich mich befunden, erſt als ich faſt ärgerlich wurde und ihm betheuerte, daß die Gefahr wirklich groß geweſen, ſchwieg er ſtill und verſuchte nicht weiter, mir das auszureden. Sie lächeln, liebe Eliſabeth?"

„Oh," erwiederte die liebliche junge Frau, „ich lächle, weil ich glaube, daß ich hier Herrn von Pletz beſſer verſtehe, liebe Hedwig, als ſie ihn verſtanden haben, Herr von Pletz iſt eben ganz einverſtanden mit ihnen geweſen über die Gefahr, in der ſie geſchwebt; wenn aber ein Mann eine Frau liebt, ſo wird er ſie immer entſchuldigen, wenn ſie ſich ſelbſt anklagt, ich weiß das, darum klage ich mich ſo oft ſelbſt bei Leiſt

an, er entschuldigt mich dann sofort sehr eifrig vor mir selbst."

Elisabeth blickte verlegen zur Seite, das letzte naive Bekenntniß war ihr wider Willen entschlüpft; Frau Hedwig aber küßte die Freundin zärtlich auf die Stirn und sprach: „sie sagen, sie hätten so viel von mir gelernt, liebe Elisabeth, ich sehe aber, daß ich auch noch mancherlei von ihnen lernen kann —"

„Oh! was die Liebe betrifft" — fuhr Frau von Leist heraus, aber sie schwieg noch glücklich still, bemerkend, daß sie im Begriff war eine neue Indiscretion gegen sich selbst zu begehen.

Jetzt lachte Frau von Pletz, denn das plötzliche ängstliche Schweigen der jungen Frau war wirklich komisch, und lachend huschte im selben Augenblicke die kleine runde Madame Rienäcker ins Zimmer und rief: „Denken sie sich, meine Damen, da haben hier die Frauen und Mädchen einen Bund gestiftet, daß keine von ihnen ein Verhältniß, auf gut deutsch eine Liebschaft, mit einem Franzosen haben will, das muß jede beschwören, die in den Bund eintritt. Diese albernen Närrinnen haben gut Bund stiften und schwören, jetzt, wo keine Franzosen mehr hier sind, warum aber ha-

ben sie den Bund nicht gestiftet, ehe die Franzosen herkamen? oder da sie noch hier waren? saubere Gesellschaft das, und die schöne Frau Kriegsräthin von der Ecke hier, die dem elenden Franzosen nachgelaufen ist, die ihren Mann und vier Kinder im Stiche gelassen hat, die war auch mit in dem Bunde. Nein, meine Damen, was man in diesem Königsberg Alles erleben muß, sie glauben's gar nicht! Doch kommen sie, kommen sie, mein Alter macht schon ihren Punsch, meine liebe Frau von Leist, und die Herren warten auf sie!"

Rasch erhoben sich die beiden Damen und folgten der freundlichen Wirthin, die vorangehen wollte, aber kaum die Thür geöffnet hatte, als sie blitzschnell verschwand und halb klagend und halb zornig rief: „Ach, da läßt das dumme Thier wieder die Brodschnitten zu braun werden, ich rieche es schon, und unser Major will sie nicht braun haben!"

Die Schnelligkeit, mit welcher Madame Rienäcker die Treppe hinabflog und in der Küche verschwand, war ein völliges Räthsel für die beiden Damen, die lachend folgten. Als sie in das Zimmer traten, in welchem der trauliche, winterlich-nordische Theetisch

aufgestellt war, hörten sie den edlen Pletz noch sagen: „mein letztes Wort: ich will die Strebungen dieses Vereins ehren, wenn ich Wirkungen sehe, Mitglied werde ich nicht, erstens, weil ich keine geheimen oder auch nur halbgeheimen Gesellschaften leiden kann, und zweitens, weil ich alles Das, was die Gesellschaft von ihren Mitgliedern verlangt, ohne sie ganz allein thun kann, oder vielmehr allein zu thun schon längst gewohnt bin — doch da sind unsere liebenswürdigen Damen!“

Herr von Leist ging sofort den Damen entgegen, der edle Pletz machte Frau von Leist sein tiefes Compliment und nickte seiner Gemahlin freundlich zu, Herr Gustav Heinrich Rienäcker aber rief: „Ihr gehorsamster Diener, meine gnädige Frau, bin schon für sie beschäftigt, wie sie sehen!“ dabei hob er das Punschglas auf, in das er eben etwas Erdbeersaft tröpfelte.

„Hier ist ihr geröstetes Brod, lieber Major! beinahe hätte mir's die Köchin zu braun werden lassen, aber ich kam noch glücklich in der letzten Secunde an!“

Damit überreichte die gute Frau Rienäcker keuchend und mit hochrothem, aber glückseligem Antlitz dem Major, der ihr entschiedener Liebling war, einen

Teller, auf welchem ein tüchtiger Vorrath von Brodschnitten aufgehäuft lag.

In dem Augenblick fiel Eliſabeth ein, daß ihr Gemahl auch verwundet und krank in der Pflege der guten Madame Rienäcker gelegen, ähnlich wie der franzöſiſche Offizier im Herrenhauſe zu Beſſin, ſie konnte nicht unterlaſſen, lächelnd zu ihrer Freundin hinüber zu blicken, die aber mußte zu gleicher Zeit denſelben Gedanken gehabt haben, denn ſie erwiderte Eliſabeths Lächeln mit einem wehmüthigen Blick. Solchem Blick konnte die junge Frau nicht widerſtehen, mit zwei leichten Schritten war ſie der Freundin zur Seite, drückte ihr verſtohlen die Hand, was eine ſtumme aber liebliche Bitte um eine Verzeihung war, die ihr ſchon gewährt worden, noch ehe die Bitte gethan. Nun erſt nahm Eliſabeth Platz neben dem wackern Hausherrn, welcher der ſchönen Frau Majorin eben ſo väterlich zugethan war, wie die gute kleine Frau Mathilde Rienäcker ihren lahmen Major mit wahrer Mutterliebe und Sorge umgab.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Unerwarteter Besuch.

Ein ganz eigenthümliches Leben herrschte damals in Königsberg, ein Leben, welches sich in kurzen Worten schwer charakterisiren läßt, das aber Jedem unvergeßlich sein muß, der einen Eindruck davon empfangen hat. Zunächst trat ein großer Ernst hervor, der ging, dem treibenden Sauerteig zu vergleichen, durch alle Schichten der Bevölkerung, von den Hofkreisen an bis zu den geringsten Handwerkern, und stach grell ab gegen manche Unsitte und Leichtfertigkeit, die entweder als schlechter Rest einer bösen Vergangenheit übrig geblieben waren, oder als Geschenke der französischen Einquartierung Eingang gefunden hatten und mit zäher Hartnäckigkeit sich behaupteten gegen bessere Einflüsse. Die Heuchelei ist die Huldigung, welche das

Laſter der Tugend unwillkürlich darbringt; ſolcher Huldigungen wurden der Tugend damals viele zu Theil, es wurde viel Tugend geheuchelt, weil eben auch viel wirkliche Tugend vorhanden war, welche dieſe Huldigung erzwang. Der Königliche Hof, an deſſen Spitze um den König damals drei edle und ausgezeichnete Frauen ſtanden, die Königin Louiſe, die Prinzeß Wilhelm und die Prinzeß Louiſe, vermählte Fürſtin Radziwill, lebte in einer faſt bürgerlichen Schlichtheit und Zurückgezogenheit, aber er ließ nichts Unreines in ſeiner Nähe aufkommen; der Adel, der im Drangſale des Krieges unermeßlich gelitten hatte und von den Folgen noch ſchwerer leiden ſollte, nahm ſich mit großer Energie auf und fand raſch die rechte Stellung ſowohl zum Könige, als auch zu den andern Ständen, namentlich zu dem Landvolke, indem er klar erkannte, wie viele Intereſſen dem Edelmann und dem Bauer gemeinſam. Die großen Familien des Landes, namentlich die Dohna, die Döhnhoff, die Finkenſteine, die Auerswalde, die Kayſerlingke, die Groeben und viele Andere waren von einem edlen Geiſte opferfreudiger Hingebung an Staat und Zukunft beſeelt. Bei Hofe und in der Geſellſchaft fanden dieſe Geſchlechter

eine rechte und vollkommene Repräſentantin in jener edlen Gräfin Dohna, welcher die Königin Louiſe, ihrer vier trefflichen Söhne wegen, den Ehrennamen der „ſpartaniſchen Mutter“ beigelegt. Auch die Städte hatten unendliche Laſt zu tragen nach großem Verluſt, und mit Ernſt und Fleiß ſtrebten Kaufleute und Handwerker um die Wette, geſchlagene Wunden zu heilen, Verluſte zu erſetzen. Es war ein neues Band gewoben in der Nacht des Unglücks, welches den König und die Stände ſeines Volkes umſchlang und ſie zuſammenhielt in einer Eintracht, die allein im Stande war, Preußen zu retten. Dieſes neue Band wechſelſeitiger Liebe und Hingebung fand ſeinen äußeren Ausdruck bei der Taufe der Prinzeß Louiſe im Februar 1808; da ſtanden die Edelleute, die Bürger und die Landleute, die Vertreter der Stände Preußens, unter den Prinzen und Prinzeſſinnen am Taufſtein, ſie legten ihre Hände auf das junge Kind ihres Königs und beteten für ihn und ſein Haus. Das war die Weihe der Erneuerung des Bundes zwiſchen dem Könige und den verſchiedenen Ständen ſeines Volkes.

Die hohe, aber gewaltige Aufgabe war, Preußen wieder aufzurichten. Verzweifelnd bebten ſelbſt mu-

thige Herzen vor dieser Aufgabe zurück, denn es war da Alles, Alles fast gebrochen und niedergeworfen, und überdem lag der Feind, er blieb der Feind trotz des Friedens, mit seinen Schaaren und seinen unerhörten Anforderungen wie ein Alp auf dem Lande; dennoch wurde muthig Hand ans Werk gelegt und mit Ernst und Ausdauer gewirkt und geschaffen. Muth und Kraft stärkten sich an der Arbeit selbst, die Zagenden faßten Vertrauen und auch zu den Verzweifelnden trat die Hoffnung mit ermuthigendem Gruße. Die erschütterten oder zerstörten Fundamente des Staates herzustellen müthe sich mit gewaltiger Energie und tiefer Einsicht der Freiherr von Stein mit der sturmfreien Seele und dem gläubigen Herzen; die umgeworfenen Säulen des Heeres richteten Scharnhorst wieder auf und seine Paladine Kleist, Boyen, Gneisenau, Grolmann und Andere; ein Zug von unbesieglicher Energie ging durch das ganze Volk, das sich gewaltig erhob in alter Kraft hinter den Trümmern des alten Staates, aus dessen starren Formen das Leben lange vor Jena schon gewichen, der zusammengebrochen war in dem wilden Kriegssturme. Das preußische Volk erhob sich, den Staat wieder aufzu-

bauen in neuen Verhältnissen, in Formen, die allen Ständen Spielraum ließen, ihre Kräfte zu entfalten, auf daß Volk und Staat eins würden und nicht wieder zwei getrennte Wesen, wie es leider vor Jena gewesen.

Den besten Willen hatten Alle vom König an bis zu dem Letzten, der seine Hand ans Werk legte, und so entstand ein Werk, das man ein Wunderwerk nennen darf, obwohl es Nothwerk war und die Spuren eines solchen deutlich genug an sich trug. Es galt, den Bau unter Dach zu bringen, da konnten oft die Materialien nicht so sorgfältig gesichtet werden, als es zu wünschen gewesen wäre, da wurden auch Werkmeister und Bauleute öfter an die unrechte Stelle gestellt, da wurden die Pläne des Bauherrn im Einzelnen oft nur mangelhaft ausgeführt oder ganz falsch verstanden, da wurde mancher treffliche Baustein aus dem alten preußischen Hause bei Seite geworfen oder an der unrechten Stelle vermauert, da wurde auch mancher mächtige Pfeiler in der Hast zertrümmert, weil er für den Augenblick im Wege war, dessen Erhaltung aber für die Festigkeit des Gebäudes von hohem Werth gewesen wäre oder später beim innern

Ausbau dem Hause zu Schmuck und Zier gereicht hätte. Im Drange der Noth, unter dem Druck der Umstände wurde aus Eifer und Unkunde viel gesündigt und noch mehr verfehlt, viel übersehen und noch mehr unterlassen, weil man später nachzuholen die Absicht hatte; das Wunderwerk war eben ein Nothwerk. Leider hat man später oft nur das Wunderwerk preisen, das Mangelhafte daran aber nicht anerkennen wollen, ja, einzelne der Werkmeister und Bauleute von damals haben gerade das Mangelhafte an dem Bau am meisten gepriesen.

Alles, was von der Organisation des Staates gilt, das gilt auch von der des Heeres, auch sie war ein Wunderwerk, aber das Wunderwerk trug den breiten Stempel der Zeit der Noth, in der es geschaffen, an der Stirn. Auch die Mängel in der Heerverfassung galten Vielen und gelten noch Einigen als eigenthümliche Vorzüge.

Es gab schon damals, als man noch am Werke war, ja schon als man begann, scharfblickende Patrioten, welche die Gefahren erkannten, die für die Zukunft aus verschiedenen Einrichtungen hervorgehen müßten, aber sie schwiegen entweder, weil es sich

eben um ein Werk der Noth handelte, das ja später verbessert werden konnte, und weil sie den schönen Einklang der Geister im patriotischen Schaffen nicht stören wollten, oder ihre treu gemeinten Warnungen verhallten ungehört oder wurden endlich, wenn sie gehört wurden, im Drange der Umstände nicht so berücksichtigt, als gut gewesen wäre.

In vielen Fällen mag eine volle Berücksichtigung solcher Warnungen damals gar nicht möglich gewesen sein, der König und seine Helfer haben gewiß die vollste Entschuldigung, aber schwere Mißstände und große Nachtheile für das Vaterland sind daraus hervorgegangen.

Zu den treuesten und eifrigsten Helfern aber auch den Warnern in jener Zeit, als das große Werk begann, gehörte der edle Pletz von Bessin. Der ehrenfeste märkische Edelmann war nach Königsberg berufen, seinen Rath zu geben und die Bauleute mit seinen Einsichten zu unterstützen, und man hätte keine bessere Wahl treffen können, denn obwohl Herr von Pletz, mit jenem bescheidenen Stolze, der ihm, einem unabhängigen Edelmann, so wohl anstand, es ablehnte, wirklich in den Staatsdienst einzutreten, so war

er doch unermüdlich thätig. Der Freiherr von Stein hatte eine große Freude an dem Pletz, er wußte den ganzen Mann zu verstehen, weil auch er ein ganzer Mann war; Herr von Pletz wurde über all' die neuen Einrichtungen der inneren Landesverfassung gehört, manches Gute wurde mit seiner Hülfe zu Stande gebracht, manches wurde als gefährlich beseitigt, weil er seinen Widerstand entgegensetzte, und wenn dagegen auch viele Einrichtungen gemacht wurden, vor denen er treulich und eifrig warnte, so verkannte man bei seinem Widerspruch weder den Patriotismus, noch die Einsicht, sondern entschuldigte sich mit der Noth und vertröstete ihn mit der Hindeutung auf Abänderungen in der Zukunft. Damit war Herr von Pletz freilich wenig zufrieden, er wußte aus den Erfahrungen in seinen Lebenskreisen, wie schwer es ist, etwas wieder herzustellen, was ein Mal beseitigt worden, aber er schwieg, weil er nur bei dem zu beharren pflegte, was er wirklich verstand, sich für keinen großen Politiker und Staatsweisen hielt und seinen Widerstand seufzend aufgab, wenn man ihm erklärte, daß diese oder jene alte Einrichtung, für deren Erhaltung er kämpfte,

nicht mehr in das Ganze der neuen politiſchen Organiſation paſſe.

Es war für den edlen Pletz eine ſchwere Zeit, er ſah klar manchen großen Uebelſtand voraus, dennoch litt die feſte patriotiſche Zuverſicht auf die Erhebung Preußens in ihm keinen Schaden, denn er wußte, daß die kernhafte Unverwüſtlichkeit, die in ihm ſelbſt lebte, auch in den Herzen des Volkes in den alten Brandenburgiſch-Preußiſchen Landen war, und er ſah vor Augen, ſchon in den erſten Anfängen, was dieſe Unverwüſtlichkeit vermochte.

Der ernſte und feſte Mann ſchloß ſich im Laufe dieſes Winters aufs engſte und innigſte an den Major von Leiſt, der für ihn ſo recht ein Bild jener Preußiſchen Unverwüſtlichkeit war, welcher ſeiner Ueberzeugung nach die Zukunft gehörte. Ernſt, zurückhaltend, verſchloſſen ſelbſt einer Frau gegenüber, die er mit der ganzen Manneskraft ſeines Weſens liebte, oft bis zur Unfreundlichkeit herbe gegen Alles, was von Außen an ihn kam, meiſt abweiſend und abwehrend, zuweilen ſogar zurückſtoßend im Verkehr mit Andern, ſuchte dieſer Mann in auffallender Weiſe den Major, bemühete ſich um deſſen Vertrauen, warb ſo zu ſagen

um deſſen Freundſchaft. Da er Leiſt nicht in der Zeit geſehen, wo derſelbe dem Verzagen und Verzweifeln nahe war, ſo bewunderte er deſſen männliche Faſſung, und der Eifer patriotiſcher Begeiſterung, der ſich auch bei Leiſt oft in ſchwungvoller, an Schiller'ſchen Pathos ſtreifender Rede kund gab, entzückte den in Worten und Werken immer ſchlichten und nüchternen Sohn der Mark, der ſonſt alles was an Phraſe erinnerte um ſo mißtrauiſcher betrachtete, je volltönender es klang. Außerdem feſſelte den märkiſchen Edelmann auch das wunderbare Clavierſpiel des Majors, das vielleicht auf ihn um ſo mächtiger wirkte, weil Leiſt wegen des ſteifgeſchoſſenen linken Armes mit der linken Hand etwas unbehüflich geworden war. Der edle Pletz war nämlich ein leidenſchaftlicher Muſikliebhaber, aber nicht, wie ſich bei ſeiner Eigenart beinahe von ſelbſt verſteht, in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, ſondern in einer ganz andern. Sonntags Morgens ſaß er meiſt lange ſchon, bevor er ſich zum Gottesdienſt begab, am offenen Fenſter und hörte wie die Kirchenglocken in der Ferne gingen, deren Schall der Morgenwind über den Beſſiner See trieb, und am Abend liebte er's, ſich

mit einem Trunk Wein in eine dunkele Ecke zu ſetzen und dem Spiel ſeiner Frau zu lauſchen, obgleich deren Fertigkeit außerordentlich gering war und ſich auf ein Paar Choräle und einige andere ganz einfache volksthümliche Melodieen beſchränkte. Unermüdlich ſpielte Frau Hedwig alle ihre Melodieen, ſobald ſie bemerkte, daß ſich ihr Gemahl in ſeine Ecke zurückgezogen, und wenn ſie ihren Vorrath erſchöpft hatte, ſo fing ſie geduldig wieder von vorn an und fuhr unermüdet fort, bis Herr von Pletz hinter ihren Stuhl trat, ſich über ihre Schulter neigte und ihre Wange küßte, dann aber fühlte ſie oft, daß die Augen des harten feſten Mannes naß waren. Ein ſolcher Muſikliebhaber war der Erbherr von Beſſin; als er nun in Königsberg Herrn von Leiſt ſpielen hörte und Eliſabeth's Geſange lauſchte, hörte er eigentlich zum erſten Male das was Kenner Muſik nennen, und wie ein Zauber wirkten die meiſterhaften Phantaſien des Majors auf ihn; er verſtand eigentlich nichts von der Muſik, die er nun vernahm, und verſtand ſie doch wieder ganz, ſie wirkte auf ihn ähnlich, wie das Brauſen des Sturmes, wenn er über den Beſſiner See fuhr und ſich an der Ecke des Herrenhauſes

brach. Er hörte es gern, wenn Eliſabeth ſang, der Schmelz ihrer Stimme, der glockenreine Klang ihrer Töne rührte ihn, aber feſſelte ihn doch lange nicht ſo, wie das geheimnißvolle, räthſelreiche Clavierſpiel des Majors, das ihn mit zauberiſcher Gewalt gefangen nahm und ſeine Seele vollauf beſchäftigte.

Zu dieſen Banden, welche den eigenthümlichen Mann an Leiſt knüpften, kam noch etwas; er fühlte ſich dem Major in politiſchen Dingen überlegen, er ſah den Einfluß, den er auf den jüngeren Mann übte, und ſo hatte er das Bewußtſein, daß er in dieſem Verhältniß nicht der allein Empfangende war, ſondern daß er Gegengaben zu bieten habe; das aber iſt zwiſchen rechten Männern die wahre Grundlage dauernder Freundſchaft.

Das war auch die Grundlage der Freundſchaft zwiſchen Leiſt und Noſtitz geweſen, und Herr von Pletz begann in Leiſt's Leben und Herzen nach und nach die Stelle des fernen Noſtitz in ähnlicher Weiſe einzunehmen, wie Frau Hedwig bei Eliſabeth an die Stelle der Kammerherrin von Redow trat. Dadurch wurde Noſtitz aus dem Herzen des Majors eben ſo wenig verdrängt, wie Marie aus dem Herzen Eliſa-

beth's, im Gegentheil behielt Noſtitz ſeinen Platz ſo feſt, daß Leiſt, wenn er erregt war, ſehr oft den Erbherrn von Beſſin Noſtitz nannte. Das gab denn wohl zu manchem heitern Scherz Veranlaſſung und Pletz meinte, er müſſe ſich nun auch, um Herrn von Noſtitz ganz ähnlich zu werden, deſſen charakteriſtiſchen Cavalleriefluch: Der Schwarze ſoll mich reiten! angewöhnen. Dieſe Angewöhnung des fernen Freundes kannte er aus den Erzählungen des Majors.

Die Spanier haben ein Sprichwort: Je mehr die Freundſchaft giebt, deſto reicher wird ſie! Das zeigte ſich in dieſen Verhältniſſen als eine unbeſtreitbare Wahrheit, denn je inniger ſich dieſe beiden alſo verbundenen Paare an einander ſchloſſen, deſto reicher an Freundſchaft und Liebe wurden ihre Herzen auch für die fernen Freunde.

Ueber einen Punkt nur war der Major nicht einverſtanden mit dem Erbherrn von Beſſin, das war die Stiftung jenes Vereins patriotiſch geſinnter Männer zur Erweckung deutſchen Sinnes, zur Beförderung reiner Sitten und wiſſenſchaftlichen Geiſtes, jenes wiſſenſchaftlich-ſittlichen Vereins, wie er ſich ſelbſt, des Tugendbundes, wie ihn bald Andere nannten.

Herr von Leiſt war begeiſtert für den Gedanken dieſer Stiftung, der märkiſche Edelmann verhielt ſich, wie wir geſehen haben, von vorn herein abwehrend gegen denſelben, und je mehr der Gedanke des Oberfiskals Mosqua Leben und Fortgang gewann, je feſter und beſtimmter ſich der beabſichtigte Verein wirklich geſtaltete, deſto höher ſtieg einerſeits die Begeiſterung des Majors, andererſeits aber auch die Abneigung des Herrn von Pletz. Charakteriſtiſch war es dabei für beide Männer, daß Herr von Leiſt fortwährend bemüht war, ſeinen ältern Freund von der Wichtigkeit der neuen Stiftung, von der Bedeutung, welche dieſelbe für die Zukunft haben werde, zu überzeugen und ihn zum Anſchluß an den Verein zu bewegen ſuchte, während Herr von Pletz niemals den Verſuch machte, den jüngern Freund der Stiftung zu entfremden. Freundlich hörte er die begeiſterten Reden, die Leiſt für den Verein hielt, mit an, aber ſie machten keinen Eindruck auf ihn, er blieb dabei, daß er nun ein Ma eine tiefe Abneigung gegen alle Vereine habe, die ſich mit einem ganzen oder halben Geheimniß umhüllten, daß er aber auf eigene Hand für die Zwecke des Vereins thätig ſein werde, auch in der Zukunft, wie er

es schon immer gewesen. Der alte Herr Rienäcker, der anfänglich auch sehr begeistert für den Verein gewesen, wurde durch diese Haltung des edeln Pletz so stutzig gemacht, daß er immer mehr erkaltete und sich endlich ganz zurückzog, während der Major mit vollem Feuer sich an der Constituirung des Vereines betheiligte.

Es gehörte aber auch großer Enthusiasmus zur Stiftung des Tugendbundes, wie wir den sittlich-wissenschaftlichen Verein der Kürze wegen nennen wollen, denn es fand derselbe in den höhern Regierungskreisen keineswegs die freundliche Aufnahme und den Anklang, auf den die Stifter gerechnet hatten. Es gelang keiner Bemühung, den Staatsminister von Stein zu einer Aeußerung zu bewegen, und eigentlich verhielten sich bis auf Wenige alle höhern Staatsdiener kalt und ablehnend. Mehr Anklang fand der Tugendbund in den militärischen Kreisen, der feurige Major von Boyen hatte Scharnhorst gewonnen, und das gab den Stiftern endlich auch den Muth, die Verfassung des Bundes und die Statuten auszuarbeiten, um dieselben Sr. Majestät dem Könige zu überreichen und um Anerkennung zu bitten. Eine Anerkennung, die dann auch schließlich dem Tugendbunde

nicht verſagt wurde, ihn aber doch nur wenig förderte.

Obgleich nun Herr von Pletz ſich hartnäckig weigerte, Theil an den Arbeiten für den Tugendbund zu nehmen, ſo ſah er es doch beinahe gern, daß der Major ſo begeiſtert für dieſe Sache war; der wackre Mann fühlte, daß eben nicht alle Menſchen dazu gemacht ſind, einfach das zu thun, was ihre Schuldigkeit iſt, ſondern daß es für Viele des Anſtoßes und des Beiſpieles bedarf, und daß namentlich Militairs auch im Leben gern in Reihe und Glied ſtehen, weil ſie von Jugend auf zum Kampfe „Schulter an Schulter" mit treuen Genoſſen erzogen werden. Ganz klar war ſich der Erbherr von Beſſin darüber vielleicht nicht, aber er fühlte richtig und ließ immerhin den jüngern Freund gern gewähren. Darum war es der Major allein, der immer wieder Discuſſionen oder wenigſtens ſehr lebhafte Geſpräche veranlaßte, weil er den Gedanken nicht aufgeben wollte oder konnte, ſeinen theuern Pletz zum Mitglied des Bundes zu machen.

Eines Morgens wurde eine ſolche ſehr lebhafte Unterhaltung zwiſchen den beiden Freunden durch Sternkieker's unvermutheten Eintritt unterbrochen;

Beide ſchwiegen und ſahen den alten Dragoner fragend an, der ſich ſeiner Gewohnheit nach ſteif und würdevoll einen halben Schritt rechts von der Thür aufſtellte.

„Was giebts, Sternkieker?“ fragte der Major, dem noch die Wangen glüheten von dem eifrig geführten Geſpräch.

„Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter,“ antwortete der Getreue derer von Leiſt, „der Herr Graf ſind unten und wünſchen dem Herrn Obriſtwachtmeiſter aufzuwarten!“

„Der Herr Graf? Welcher Graf?“ fragte der Major.

„Der Herr Graf,“ entgegnete Sternkieker ohne eine Miene zu verziehen, „der damals bei uns in Spankow gelegen hat, mit einer Kugel in den Knochen, der keinen Rheinwein nicht trinken wollte, der Herr Obriſtwachtmeiſter konnten ihn gar nicht leiden!“

„Graf Marcolini?“ fragte Leiſt erſtaunt, nach kurzem Beſinnen.

„Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter,“ rief der Dragoner, „ſo einen Namen hat er.“

„Führe den Herrn Grafen herauf!“ befahl der

Major, „das iſt ein ſehr unerwarteter und ſehr ſeltſamer Beſuch!“ ſagte er, als Sternkieker das Zimmer verlaſſen hatte, zu Herrn von Pletz.

„Ein ſächſiſcher Legationsrath Graf Marcolini,“ erwiederte Pletz, „iſt ſeit einigen Tagen hier, um wegen der ehemaligen Preußiſchen Beamten im neuen Herzogthum Warſchau zu verhandeln. Sachſen will die Beamten nicht übernehmen, auch nichts thun, das Loos dieſer unglücklichen Männer zu erleichtern, kann auch vielleicht nicht, weil alle ſchlechten Leidenſchaften des Polniſchen Charakters ſich jetzt in Groll und Haß überbieten gegen die deutſchen Beamten. Der König, unſer Herr, iſt ſehr bekümmert über das harte Geſchick, das dieſen armen Menſchen zu Theil wird, aber leider ſind wir noch weniger als Sachſen im Stande etwas zu thun.“

„Die neue Regierung in Warſchau entfernt alſo alle ehemaligen Preußiſchen Beamten, den Polen zu Liebe?“ fragte Leiſt bekümmert.

„Den Polen zu Liebe und auch aus Furcht vor den Franzoſen, welche die Entfernung verlangen, lediglich weil ſie wiſſen, daß ſie uns eine neue Verlegenheit bereiten, wenn ſie uns eine neue Armee von

brodlosen Beamten zuschicken. Auf Wiedersehen, lieber Major!"

Leist war eben im Begriff, den Freund zum Bleiben zu nöthigen, doch ließ ihm dessen rasche Entfernung keine Zeit dazu, auch fiel ihm ein, daß derselbe vielleicht absichtlich ein Zusammentreffen mit dem sächsischen Diplomaten vermeiden wollte, deshalb drehte er sich rasch um und ging der Thür zu, durch welche Graf Marcolini eintrat.

Beide Männer blieben einen Schritt Einer vor dem Andern stehen und schauten sich mit unverhehltem Erstaunen an, der Diplomat faßte sich zuerst und rief: „Mein verehrtester Freund, ich habe so eben die Ehre gehabt, Frau von Leist mein Compliment zu machen, welche ich auf der Stelle wieder erkannte, welche sich gar nicht verändert hat —"

„Und nun," unterbrach Leist lächelnd, „verwundern sie sich, lieber Graf, daß ich mich so verändert habe; feindliche Waffen sind mir etwas stark in meine glatte Haut gerathen, das ist Alles, sonst bin auch ich unverändert, ganz der Alte, sein sie mir willkommen, lieber Graf!"

Der Major streckte die Hand aus und führte

den Diplomaten zu einem Seſſel. Graf Marcolini hatte ſich im Lauf der letzten Jahre ebenfalls ſehr verändert, aber nicht zu ſeinem Nachtheil; die kleine, einſt hagere und eckige Figur hatte Rundung und Fülle gewonnen, der dunkle Teint hatte ſich geklärt, das wohlgenährte Geſicht hatte die gelbliche Bläſſe des Marmors angenommen, die zu dem feſten Geſichtsſchnitt ſehr gut paßte, und die dunkeln Augen, die ſonſt in tiefen Höhlen funkelten, hatten jetzt in ihrem gedämpften Feuer einen vorzugsweiſe behaglichen Ausdruck. Wirklich, der Major hatte ſeinerſeits auch Urſache genug, ſich über die Veränderung zu wundern, die mit dem maaßlos leidenſchaftlichen, unruhigen, lebhaften Marcolini vorgegangen war, der nun neben ihm ſaß, das vollendete Bild leiblicher und geiſtiger Behäbigkeit, und ihm bald freundlich lächelnd in's Geſicht ſah, bald nicht minder freundlich auf die roſigen Nägel ſeiner ſorgfältig gepflegten Hände blickte.

„Die ganze Welt hat ſich verändert," lieber Herr von Leiſt, „ſeit wir in Berlin von einander ſchieden, warum ſollten wir uns wundern, daß auch wir uns verändert haben!"

Damit eröffnete der Diplomat zum zweiten Male das Gespräch.

„Es scheint als ob sie, mein lieber Graf, ganz zufrieden wären mit den stattgehabten Veränderungen!“ meinte der Major gutmüthig lächelnd.

„Sie haben recht,“ bemerkte Marcolini, „was die politischen Veränderungen betrifft, so ist es mein Metier, vor der vollbrachten Thatsache Respect zu haben, und meine geliebte Person befindet sich recht wohl, seit ich faul und egoistisch geworden bin; das Fieber der Leidenschaften hat mich verlassen, ich habe gelernt zu genießen, enfin, sie sind ein Kriegsheld geworden und ich ein Philosoph.“

Leist staunte immer mehr; in diesem leicht plaudernden, gleichmüthigen Epikuräer war allerdings keine Spur mehr von dem leidenschaftlichen jungen Manne von ehedem, selbst der Ton der Stimme hatte sich geändert, die scharfen Accente und Kehllaute hatten sich ganz verloren, weich und glatt floß die Rede dahin.

Nachdem alle jene Reden und Fragen erschöpft waren, welche Männer, die sich Jahre lang nicht gesehen haben, an einander zu richten und mit einander zu wechseln pflegen, zog Graf Marcolini ein kleines

Portefeuille hervor und ſagte, indem er ſich zurücklehnte: „Ich freue mich auch noch aus einem andern Grunde, daß ich ſie hier gefunden habe, mein ritterlicher Freund; ich habe mir nämlich einen Auftrag an ſie aufbürden laſſen, den ich nicht übernommen hätte, das geſtehe ich offen, wenn er nicht zum Theil wenigſtens Angenehmes für ſie enthielte. Ich übernehme faſt niemals Aufträge, man hat ſelten Dank davon, wiſſen ſie, aber oft Verdrießlichkeiten und immer Mühe; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß ich mit Vergnügen eine Ausnahme machte, weil der Auftrag ihnen galt.“

Der Graf öffnete ſein Portefeuille und nahm einige Papiere heraus, dann fuhr er, immer freundlich und ruhig, fort: „Sie verzeihen, lieber Herr von Leiſt, wenn ich etwas weit aushole bei meinem Vortrage, es iſt nöthig, um ihnen das rechte Verſtändniß zu verſchaffen, und ſollte ich dabei einige Saiten berühren, deren Klang ihnen nicht angenehm, ſo bitte ich im Voraus, mich mit meiner wohlwollenden Abſicht zu entſchuldigen.“

Leiſt verbeugte ſich lächelnd.

„In Paris, ich war vier Monate dort in beſon-

derer Miſſion," begann der Diplomat, „hatte ich die Bekanntſchaft des Commandanten Télieu, eines ſehr unterrichteten Officiers, gemacht. Gleiche Neigungen führten uns öfter zuſammen, er machte meinen Führer bei verſchiedenen Vergnügungspartieen und gab mir einige vorzügliche Diners im Palais-Royal. Im vorigen Sommer traf ich dieſen Mann in Dresden wieder, er war zwar Obriſt geworden, war aber kein Schatten mehr von ſich ſelbſt, krank, unheilbar krank. Der arme Télieu war nämlich in einer eiskalten Winternacht von den Preußen überfallen worden; zwar war es ihm gelungen, in bloßen Füßen zu flüchten und ſich ſo der Gefangenſchaft zu entziehen, in der Aufregung und der Nacht aber hatten darmſtädtiſche Truppen, die unter ſeinem eigenen Befehl ſtanden, auf ihn geſchoſſen und ihn ſchwer bleſſirt. Der beſſern Heilung wegen hatte er ſich nach Dresden bringen laſſen, aber die Kunſt konnte für ihn kein Wunder thun."

„Erlauben ſie einen Augenblick, Graf Marcolini," unterbrach hier der Major den Sprechenden, „ich weiß nicht, ob das Einfluß auf ihre Mittheilungen haben kann, aber ich halte mich für verpflichtet, ſie

zuvor davon in Kenntniß zu ſetzen, daß ich es war, der im Januar des vorigen Jahres den Ueberfall ausführte, der für dieſen Télieu ſo verhängnißvoll geworden iſt; ferner muß ich ihnen ſagen, daß bei dieſem Ueberfall Papiere in meine Hände gefallen ſind, welche mir deutlich beweiſen, daß dieſer Télieu bei der ſchmachvollen Eſpionage betheiligt war, mit welcher mein Vaterland umgarnt wurde, ſchon lange vor der Kataſtrophe von Jena. Entſchuldigen ſie meine Unterbrechung!“

„Oh!“ entgegnete der Graf milde lächelnd, „ſie werden von dieſem Herrn Télieu noch mehr hören und werden erſtaunt ſein, aber ſie können nicht mehr erſtaunen, als ich damals. Doch zur Sache! Colonel Télieu ließ mich bitten, ihn zu beſuchen, und ich fand ihn, den Genoſſen mancher wild durchſchwärmten Pariſer Nacht, hoffnungslos darniederliegend; er ſelbſt wußte, daß er nur noch wenige Tage zu leben hatte, und obgleich ich ſonſt Krankenbeſuche haſſe und nicht gern mit ſterbenden Menſchen verkehre, ſo konnte ich doch nicht umhin, den armen Mann öfter zu beſuchen, der ganz verlaſſen war. Sie ſehen, ich habe auch meine Anwandlungen von gutmüthiger Schwäche.

Eines Morgens nun ſagte mir Télieu, ich müſſe, wenn er ſich recht erinnere, unter meinen Berliner Bekannten einen Herrn von Leiſt haben, Officier im Regiment Gensd'armen. Ich bejahte das und wunderte mich nur, daß er ſo genau über meine Berliner Bekanntſchaften unterrichtet ſei, zumal da er mir in Paris nie etwas davon geſagt hatte. Darauf erfolgte denn ein Bekenntniß, das mit ziemlich viel Cynismus abgelegt wurde und mir verrieth, daß ich in dem Herrn Télieu mit einer ziemlich unreinlichen Art von Menſchen verkehrt hatte. Der Herr war nämlich, um es kurz zu ſagen, einer von den militairiſchen Spionen des Kaiſers der Franzoſen, die dieſer überall zu halten pflegt, um immer genau über die militairiſchen Verhältniſſe in anderer Herren Ländern unterrichtet zu ſein. Als ſolcher hatte ſich Télieu längere Zeit in Berlin aufgehalten, unter falſchem Namen natürlich, und in Berlin gerade hatte er dem Kaiſer außerordentlich gute Dienſte leiſten können, weil er dort das Terrain ganz genau kannte. Der Herr Télieu war nämlich nicht nur ein geborener Berliner, ſeine Familie gehörte zur franzöſiſchen Colonie in Berlin,

ſondern er hatte auch dort eine Schweſter, die mit einem hochgeſtellten Manne verheirathet war.“

„Dieſer Télieu,“ nahm der Major ernſt und gefaßt das Wort, als der Graf einen Augenblick ſchwieg, „war alſo der Bruder jener elenden Frau, die mein unglücklicher Schwiegervater nach dem Tode ſeiner Gemahlin heirathete? Ich entſinne mich jetzt des Mannes vollkommen; er war im Reinbach'ſchen Hauſe und nannte ſich Verrier?“

„Sie werden ſich ſchwerlich täuſchen,“ meinte Marcolini lächelnd, „obwohl ich mich des Namens nicht entſinne; der Herr Télieu hat deren zu viele geführt, als daß man dieſelben alle behalten könnte; der Name thut indeſſen auch nichts zur Sache. Die Geſchichte iſt nun einfach die folgende: als ſich Télieu aus Berlin entfernte, nahm er ſeine Schweſter mit, welche, wenn ich recht verſtanden habe, Urſache genug hatte, Berlin zu verlaſſen, um einer gefährlichen Unterſuchung zu entgehen. Nicht Télieu, ſo verſicherte er wenigſtens, ſondern dieſe liebenswürdige Schweſter bemächtigte ſich vor ihrer Flucht des ganzen Vermögens, das heißt die flüchtige Gattin beſtahl ihren Gemahl und ließ ihn als Bettler zurück. Ihrer Frau

Gemahlin sind dadurch große Summen verloren gegangen, Télieu und seine Schwester vergeudeten dieselben in Amsterdam und Paris, zum großen Theil mögen dieselben auch verspielt worden sein. Uebrigens betrog der Bruder die eigene Schwester, sie hat es nicht besser verdient. Unter den Geld- und Werthpapieren aber aus dem Vermögen des Geheimen Finanzraths von Reinbach, welche die Schwester des Herrn Télieu geraubt, befanden sich auch mehrere, welche in der Ferne nicht zu Geld gemacht werden konnten, Télieu behielt sie, er dachte vielleicht an die Möglichkeit, sie einst in Berlin selbst anzubringen. Als er aber auf dem Sterbebette lag, als er die Ueberzeugung hatte, daß er sie nicht mehr nützen könne, faßte er in einer Anwandlung von Reue vielleicht den Entschluß, diese Papiere der rechtmäßigen Erbin des Finanzrathes von Reinbach wieder zuzustellen. Er bat mich um diesen Dienst, übergab mir die Papiere, und ich bin jetzt so glücklich, mein lieber Herr von Leist, ihnen dieselben, die immer noch eine respectable Summe bilden, zu übergeben."

Mit zierlicher Handbewegung und mit verbindlichem Lächeln überreichte der Diplomat dem Major

das Packet, das er aus ſeinem Portefeuille genommen; Herr von Leiſt nahm die Papiere ruhig, legte ſie achtlos neben ſich und ſah ſinnend vor ſich nieder. Graf Marcolini blickte einen Augenblick befremdet, daß die Sache anſcheinend einen ſo geringen Eindruck auf den Major machte, dann lächelte er fein und legte ſein Portefeuille wieder zuſammen. Der kluge Epicuräer glaubte in dieſem Augenblick den armen invaliden Kriegsmann ganz durchſchaut zu haben und hatte ſich doch in ſeinem ganzen Leben vielleicht noch niemals ſo gewaltig geirrt.

Nachdem der Diplomat ſeinen Auftrag erfüllt hatte, der ihm doch etwas peinlich geweſen ſein mochte, obwohl er ihn gewiß nur in der freundlichen Abſicht übernommen hatte, der Frau von Leiſt einen Theil ihres väterlichen Erbes zu retten, begann er eine heitere Converſation über die letzten Hoffeſte, denen er beigewohnt, und feſſelte den Major durch den eigenthümlichen Reiz, den er durch ſeine pikante Darſtellung auch den unbedeutendſten und nichtigſten Dingen zu verleihen wußte. Als er ſich nach einer halben Stunde etwa empfahl, bat er um Erlaubniß, an

einem der nächsten Tage Frau von Leist aufwarten zu dürfen.

Der Major war wieder allein und er fühlte sich erheitert, beinahe wider Willen; die glänzende Conversation des Diplomaten hatte seine Gedanken abgelenkt von den Gegenständen, mit denen sie sich sonst unaufhörlich beschäftigten, Marcolini hatte ihn wieder einen Blick thun lassen in eine Welt unbekannten Lebensgenusses, und lächelnd sagte sich der ernste eifrige Patriot, daß er nicht abgestumpft sei gegen den verführerischen Reiz eines glänzenden Salonlebens, aber fest und streng setzte das Mitglied des Tugendbundes hinzu, daß dem Patrioten Entsagung zieme in dieser Zeit des Unglücks.

Von ungefähr fiel sein Blick auf das Packet der Werthpapiere, das ihm der Graf gegeben, er nahm es und ging damit nach dem Ofen, denn er hatte geschworen, daß von dem unrechtmäßig erworbenen, oder doch nicht auf anständige Weise zusammen gebrachten Vermögen des unglücklichen Finanzrathes kein Groschen in sein Haus kommen sollte. Er öffnete schon die Thür und die Flamme leuchtete ihm entgegen, da trat er plötzlich zurück, ging zum Fenster, öffnete das

Packet und ſah die Papiere einzeln und genau an, er rechnete und zählte zuſammen.

„Es ſind über zwanzigtauſend Thaler dabei,“ ſagte er endlich, und helle Freude leuchtete aus ſeinen Augen, „über zwanzigtauſend Thaler, die ſich flüſſig machen laſſen werden. Nun, mein Herr Graf Marcolini, ſie ſind hierher gekommen, um uns zu ſagen, daß ihre Regierung mehrere Hundert Preußiſche Beamte brodlos macht, ſie haben uns aber glücklicher Weiſe auch die Mittel mitgebracht, den hülfsbedürftigſten Theil dieſer Beamten wenigſtens vorläufig vor Hunger zu ſchützen!“

Raſch und gefaßt in allen ſeinen Entſchlüſſen ſchob der Major die Papiere in ſeine Bruſttaſche, nahm Mütze und Stock und hinkte hinüber, um ſogleich mit ſeinem Freunde, dem alten Herrn Rienäcker, Rückſprache über ſein Vorhaben zu nehmen und deſſen Rath zu hören, wie ſich daſſelbe am beſten ins Werk ſetzen laſſe, ohne daß ſein Name dabei genannt werde.

Eine Stunde ſpäter war die ganze Angelegenheit aufs Beſte eingeleitet, und Leiſt fühlte eine ſüße Genugthuung in dem Gedanken, daß das Geld des unglücklichen Finanzrathes nun doch zum Theil wenigſtens

eine edle und dem Vaterlande Nutzen bringende Verwendung finde. Es war ihm, als werde dadurch das Andenken des Mannes, der doch immer der Vater seiner geliebten Elisabeth war, von dem Vorwurf befreit, der auf demselben gelastet. Frau von Leist aber war es eine große Ueberraschung und rechte Herzensfreude, als sie ihren Gemahl bei Tische plötzlich sagen hörte: „Nehmen sie ein Glas Rheinwein zum Fisch, lieber Herr von Pletz, mein seliger Schwiegervater trank zum Fisch nur Rheinwein, und auf solche Dinge verstand er sich trefflich!“

Elisabeth hatte ihren Gemahl bis dahin nie von ihrem Vater sprechen hören, Leist hatte es vermieden, oft ängstlich vermieden, und die Tochter liebte ihren Vater doch, freilich hatte sie auch keine Ahnung von den tiefern Schattenseiten in dessen Leben. Der Major aber hatte an diesem Tage des Finanzraths in freundlicher Weise gedenken müssen, dazu hatte ihn sein Herz getrieben, aber vielleicht hatte es ihn darum so stark getrieben, weil er wußte, welche Freude er der Tochter des armen Mannes damit machen werde.

Den Lohn für die freundliche Erwähnung des

Vaters konnte er ohne Mühe in den dankleuchtenden Augen der Tochter lesen.

Das sind wohl Kleinigkeiten und scheinbar unbedeutende Dinge, aber solche Kleinigkeiten sind es eben, von denen die Liebe lebt.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Hoffiscal Müller an Pletz von Bessin.

. . . . . .

. . . Sie werden meine geschäftlichen Auseinandersetzungen dieses Mal länger als sonst gefunden haben, mein hochverehrter Gönner und Freund, sie werden sich darüber gewundert haben, denn sie kennen seit Jahren mein Bestreben, in allen Geschäftssachen so kurz und bündig als möglich zu sein, aber sie sind heute selbst Schuld an meiner Weitschweifigkeit, so wahr ich August Müller heiße! Ich fürchtete mich nämlich vor dem zweiten Theile meines Briefes, weil ich fühle, daß sie mir da eine Aufgabe gestellt haben, die weit über meine Kräfte geht. Sie verlangen von mir einen eingehenden Bericht über die Lage der Dinge hier, über die jetzige Haltung der Berliner,

über ihr Verhältniß zu den Franzoſen, kurz, über das geſammte Leben und Treiben in dieſer Stadt. Iſt das eine Aufgabe für einen Königlich Preußiſchen Juſtiz-Commiſſarius, der überdem Hoffiscal iſt und ſeinen Schreibtiſch nur verläßt, um vor Gericht zu treten, oder ſich bei einer Partie Domino in der Reſſource bei Theerbuſch zu erholen? Wahrlich, ein Anderer als der von mir ſo hochverehrte Herr von Pletz hätte ein ſolches Begehren gar nicht ſtellen dürfen! Sie wiſſen aber, mein hochverehrter Gönner und Freund, daß ich ihnen nichts abſchlagen kann, daß ich Alles thun muß, was ſie verlangen, und darum bitte ich ſie herzlich, wünſchen ſie nicht etwa noch, daß ich Flöte blaſe, oder auf den Ball gehe, denn — ſo wahr ich Müller heiße! ich würde auch das thun, aber es wäre doch ſchrecklich! Doch zur Sache! Im Allgemeinen muß ich zugeben, daß ſich im hieſigen Leben eine Wendung zum Beſſern zeigt, die Noth hat nicht nur Einige, ſondern Viele beten gelehrt, die ſonſt nicht daran dachten. Eine ernſtere Richtung macht ſich in allen Kreiſen der Bevölkerung bemerklich. Preußiſche und patriotiſche Geſinnung verbergen ſich nicht mehr, ſind nicht mehr Ausnahmen, wie das bis zum

Tilſiter Frieden der Fall war, ſie geben ſich öffentlich und ſehr ernſt kund, es iſt kein Zweifel, daß die Guten an Muth und Zuverſicht gewonnen haben, ſie wagen dem Hohn und dem Spott entgegen zu treten und ihn derb zurück zu weiſen, wenn er ſich, wie im vorigen Jahre, über den theuren König, die Königin und die Armee ergießen will. Freilich iſt auch dabei nicht Alles Gold, was glänzt, aber es iſt immerhin doch beſſer geworden, und die Franzoſen haben durch ihre ſchweren Forderungen mächtig zur Sinnesänderung mitgewirkt. Die gemeinſame Noth hat die Leute nicht nur einander genähert, um eine Erleichterung zu finden im gemeinſamen Tragen der Laſten, ſondern ſie hat auch zu Vergleichungen des Jetzt mit dem Einſt aufgefordert, und da iſt denn manches wieder lebendig geworden, was lange ſchon ſchlief in den Herzen und vielleicht niemals erwacht wäre ohne das große Unglück. Das iſt die gute Seite, die Kehrſeite zeigt dagegen auch eine tiefe Zerrüttung nicht allein der Vermögensverhältniſſe, dieſe iſt Manchem ſogar zum Heil geworden, ſondern der Familienverhältniſſe. Franzöſiſche Sitten oder beſſer Unſitten haben namentlich in dem ſogenannten beſſern Bürgerſtande, ſo wie in den

Beamtenkreiſen gewaltig Platz gegriffen und werden ſich ſchwer, ſehr ſchwer, wieder beſeitigen laſſen. Der eigentliche Handwerkerſtand iſt weniger dem ausgeſetzt geweſen, er hat ſich in der Mehrheit viel reiner erhalten und ſeine altväteriſche Sitte trotzig gewahrt gegen den Eindrang des Fremden, das die Thüren der ſogenannten Gebildeten meiſt ſchon geöffnet fand, bevor es noch anklopfte. Es war ein Unglück, daß man hier ſchon lange, ehe noch die Franzoſen hierher kamen, ſo großen Werth auf franzöſiſche Sprache, franzöſiſche Sitten und franzöſiſche Bücher legte, mit einem Wort, daß man ſich ſeit Menſchengedenken daran gewöhnt, Alles für vornehm zu halten, was franzöſiſch war. Das iſt ein Stück der Erbſchaft des großen Friedrich, das uns keinen Segen gebracht hat. Es kann eben nicht Jeder franzöſiſche Verſe machen und die Franzoſen doch bei Roßbach ſchlagen!

Die Franzoſen hier haben ihr Benehmen nicht geändert, es iſt die alte Verachtung in ihnen gegen die linkiſchen, ſteifen, tölpelhaften Deutſchen, ſie fühlen ſich immer noch nur als Sieger den Beſiegten gegenüber, ſind voller Uebermuth und Geringſchätzung und kommen ſich ſelbſt ungemein erhaben vor, wenn ſie

dieſe Gefühle unter glatten Manieren etwas verſtecken. In Gegenwart preußiſcher Offiziere werden franzöſiſche ſehr ſelten von ihren Heldenthaten ſprechen, ſie ſehen ſich ungern unter preußiſchen Uniformen, aber ſie werden auch ſelten ſpotten, wie das ſo viele nichtswürdige Deutſche ſeit dem großen Unglück thaten. Das iſt einerſeits gewiß lobenswerth, auf der andern Seite aber iſt dieſe kalte Zurückhaltung, deren Gefliſſentlichkeit immer zu Tage tritt, oft empörender, als roher Spott. Ich hörte ſelbſt einen franzöſiſchen Offizier erzählen, daß man in Frankreich ſonſt eine ſehr hohe Meinung von der preußiſchen Armee gehabt habe, ja, daß Napoleon noch vor der Schlacht bei Jena ſeine Marſchälle ermahnt habe, ſich vor der preußiſchen Kavallerie zu hüten, weil dieſelbe der franzöſiſchen weit überlegen ſei. Der Mann erzählte das ſo fein, ſo glatt, man hörte aus jedem Wort die Aufforderung heraus: bewundert den unendlichen Edelmuth, die Großmuth, die ich, der Sieger, gegen den Beſiegten zeige! Einige ſchlechte Narren und einige Frauenzimmer bewunderten ihn denn auch und prieſen ſein Benehmen aus allen Tonarten; einem alten Artillerie-Lieutenant aber, der mit zuhören mußte, wur-

den die Augen naß, und ich habe den glatten Kerl und seine eitle Großmuth verflucht und verwünscht, so wahr ich Müller heiße! Unter diesen Umständen ist's wohl natürlich, daß unsere Militairs noch immer ihre Wuth gewaltsam unterdrücken müssen, wenn sie genöthigt sind, mit den Franzosen in Gesellschaft zu verkehren. Nicht besser stehen die Civil-Beamten zu den Franzosen, vor dem Frieden waren sie meist viel zu demüthig gegen die Sieger, so daß sie jetzt fast regelmäßig von denselben verlacht und verspottet werden, wenn sie sich wieder einiges Ansehen geben und sich als Beamte Sr. Majestät des Königs benehmen wollen. Mit vernichtendem Hohn fragen dann die Franzosen gleich: wie? haben sie nicht dem Kaiser den Eid der Treue geleistet? Darauf giebt es denn leider, leider keine Antwort. Die Civil-Beamten spielen hier den Franzosen gegenüber entschieden die traurigste Rolle.

Viel besser ist in dieser Beziehung der Handwerker daran. Der Franzose kann sich mit ihm gar nicht verständigen, seine Sitte ist der französischen so fremd, daß die Franzosen — ich hab's öfter von Franzosen selbst gehört — unsere kleinen Bürger und Hand-

werker für närriſch halten und jeden Verkehr mit ihnen faſt ängſtlich meiden.

Die Franzoſen haſſen und verachten unſer Militair, verachten und verhöhnen unſere Civilbeamten, vermeiden den Umgang mit den Handwerkern, weil ſie dieſelben für närriſch halten; da bleibt ihnen denn freilich nichts weiter übrig, als der Umgang mit den Franzoſenaffen, den ſogenannten gebildeten Ständen, und mit den — Frauenzimmern.

Das iſt ein böſer Punkt, ein wunder Fleck — ich habe Dinge gehört und ſelbſt geſehen, ja, es geſchehen täglich noch Dinge, über die man lachen müßte, wenn man vor Zorn und Schmerz dazu kommen könnte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß der Eitelkeitsteufel Frauen ſo weit zu führen vermöge, wie das hier der Fall geweſen iſt. Die Wuth, ſich zu franzöſiren, war im vorigen Jahre hier auf's höchſte geſtiegen, überall franzöſiſche Manieren, franzöſiſche Tänze, franzöſiſche Gerichte, es war als ob ein franzöſiſches Delirium die Frauenzimmer befallen, doch ſcheint es ſeit einiger Zeit etwas nachzulaſſen. Wo man hin hörte, vernahm man franzöſiſche Converſation; ſelbſt wenn die Franzoſen ganz gut deutſch

ſprachen, ſo redeten die Weiber doch lieber ſchlechtes Franzöſiſch mit ihnen. Ich will kein Wort über die Schaamloſigkeit verlieren, mit der ſich viele, viele Weiber hier um die franzöſiſchen Offiziere geradezu geriſſen haben, mit welcher empörenden Verachtung ſie unſern Offizieren begegneten; ich will nicht hinunter ſteigen in die tiefe Schmutzgrube von Unzucht und Niedertracht, die ſich hier geöffnet hat ſeit den finſtern Octobertagen vor meinen ſchaudernden Augen, Sie haben ja alles Das ſelbſt geſehen, mein verehrter Gönner und Freund! Ich will nur auf einen Punkt aufmerkſam machen: auf die zahlreichen Ehen, die hier zwiſchen franzöſiſchen Offizieren und preußiſchen Frauenzimmern geſchloſſen worden ſind. Ich bin weit entfernt, dieſe Ehen zu verurtheilen, gewiß giebt es ja unter den franzöſiſchen Offizieren auch viele brave Menſchen, aber ich frage mich doch, wie es kommt, daß kein preußiſcher Offizier 1792 in Frankreich ein franzöſiſches Mädchen geheirathet hat. Sind die deutſchen Mädchen, die Vaterland und Familie verlaſſen, um dem fremden Krieger in die Fremde zu folgen, ſind ſie beſſer oder ſchlechter als die Franzöſinnen, die keinem Fremden ihre Hand reichen? In Etwas

wird dieſe Erſcheinung durch die franzöſiſche Betriebſamkeit bei den Frauen erklärt, es iſt ſelten einem Deutſchen gegeben, daß er ſich ſo um ein Weib zu bemühen im Stande iſt, wie das der Franzoſe vermag. Will ein Franzoſe ein Weib gewinnen, ſo ſpart er weder Mühe noch Zeit, weder Geld noch Worte, um zum Ziele zu gelangen; er beſticht die Dienſtboten durch Geld und freundliche Worte, inſtinctmäßig benutzt er alle Schwächen der Geliebten und aller Perſonen, mit denen ſie verkehrt; er kann lachen, weinen, ſchwören und drohen, ganz wie's gerade paßt. Mir hat eine ebenſo hübſche als verſtändige Frau neulich in vollſtem Ernſte verſichert, daß es einer deutſchen Frau gar nicht möglich ſei, einem Franzoſen zu widerſtehen, wenn ſie nicht wirklich fromm ſei. Ich glaube, dieſe Frau hat vollkommen recht, aber dann iſt's mit der Frömmigkeit der Berliner Frauen ſehr übel beſtellt geweſen in unſern Tagen. Gott beſſer's! Rührend und doch komiſch war mir der Eifer eines meiner Collegen, der ſeine Mündel von der Ehe mit einem liederlichen franzöſiſchen Offizier dadurch abzubringen gedachte, daß er ihr aus dem Code Napoléon bewies, wie viel weniger Rechte das franzöſiſche Ehe-

weib vor dem Geſetze habe, als das deutſche. Der alte Herr ereiferte ſich gewaltig, aber natürlich ohne allen Erfolg. Ebenſo, wie die Offiziere in den Städten, wiſſen die gemeinen Soldaten ſich auf dem Lande geltend zu machen; in den Marken und in Pommern iſt's ihnen weniger gelungen, wie ich höre, mit den Frauen und Töchtern der ländlichen Bevölkerung vertraut zu werden, wohl aber in Schleſien und noch mehr in den polniſchen Landestheilen. Einer meiner Bekannten ſah eine franzöſiſche Quadrille von waſſerpolackiſchen Dirnen und franzöſiſchen Soldaten in einem ſchleſiſchen Kruge tanzen; das mag denn wohl ſehr luſtig anzuſehen geweſen ſein!

Hoffentlich genügen Ihnen dieſe Bemerkungen, mein hochverehrter Gönner und Freund, ich leiſte, was ich vermag; ſie wiſſen ja: ultra posse nemo obligatur.

In den Kreiſen der ächten Patrioten herrſcht bei aller Demuth und allem Schmerz feſte und unerſchütterliche Hoffnung auf die Zukunft und eine Sehnſucht nach der Rückkehr des geliebten Königspaar's, die ich nicht beſchreiben kann. Nachrichten aus Königsberg ſind immer willkommen und es iſt recht gut, daß das

hochmüthige Berlin jetzt immer auf Königsberg blicken muß. Auch kleine Dinge dienen zu heilsamer Zucht. Bemerkenswerth ist eine patriotische Literatur, die durch Abschriften und durch mündliche Tradition auf die Herzen wirkt. Ich bin überzeugt, daß manches ohne Anstoß gedruckt werden könnte, was sehr geheimnißvoll mündlich oder in Abschriften verbreitet wird, die Franzosen dürften in den meisten Fällen selbst derbe Anspielungen nicht bemerken, man muß aber leider den Verrath der Franzosenfreunde und der Spione fürchten. Daß die Zeitungen sehr vorsichtig sind, kann ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Poetische Sachen sind sonst nicht besonders mein Fach, neulich aber hat mir einer meiner Hausgenossen eine Ode auf den Tod des Prinzen Ludwig gebracht, die mich tief ergriffen hat. Ich schreibe ihnen diese Dichtung hier ab, mein verehrter Gönner und Freund, weil ich glaube, daß auch sie daran eine Genugthuung finden werden. Beiläufig bemerkt, ärgere ich mich immer, wenn ich diesen preußischen Helden so geziert französisch den Prinzen „Louis Ferdinand" nennen höre. Der heroische Fürst ist ganz deutsch: Friedrich Ludwig Christian getauft, und dabei sollte es bleiben, zumal da es jetzt nach seinem Tode

gar nicht mehr nöthig iſt, den Großneffen des großen Friedrich durch den Namen ſeines Vaters, des Prinzen Ferdinand, von dem ebenfalls verewigten Bruder des Königs, der auch Ludwig hieß, zu unterſcheiden. Der Verfaſſer der Ode iſt ein Herr von Schleicher, ein geborner Weſtphale, der als Lieutenant bei den Küraſſieren ſtand, oder noch ſteht, die ſchönen Verſe aber lauten wie folgt:

Es ſchloß ſich der Tempel des Janus,
Bluttriefend floh von uns die Eris.
Gefallen ſind ſie, die ſchrecklichen Schläge des Schickſals,
Doch Aſche, Verwüſtung und blutige Tritte
Bezeichnen uns ſeinen zermalmenden Gang. —
Nun töne, o Klage, den Opfern des ſchrecklichen Krieges,
Nun heule, o Todten-Geſang, durch öde Provinzen!
Doch trocknet, ihr Thränen verwaiſeter Kinder,
Verſtumme, o Klage verwittweter Gatten,
Entfliehe, o Trauer, verlornen Brüdern geweihet;
Vereinet nur Einem die Klage, die Thränen, die Trauer,
Dem Einen nur töne die Lorbeer-umwundene Lyra,
Dir Herrlichſtem unter Teutoniens Söhnen,
Ludwig Leonidas!

Gefallen o biſt du, dein Heldenblut ſtrömte in Staub,
Du Heros im Heere der Preußen;
Hier ſankſt du am Grabe Germaniens! —
Mit Löwenkraft kämpfend war Sieg oder Tod deine Loſung.
Entſchlüpfend entfloh dir die flatternde Göttin des Sieges,
Da blickteſt du kühn in's grinſende Antlitz des Todes,
Und ſtarbeſt für König und Ehre!

Ertöne, o Klage, ſtrömt, Thränen, umhülle uns, Trauer,
Er fiel! er ſtarb von Teutſchlands Söhnen der Hehrſte,
Ludwig Leonidas!

Wer wagt es, ihr Jünglinge Teutſchlands,
Wer wäre ſo ſtolz wohl, mit ihm ſich zu meſſen?
In Bildung des Mannes ein Halbgott,
Vollendet wie Phoibos Apollon,
Doch kräftig und kühn, wie Kaſtor und Pollux,
Die Schützer des krieg'riſchen Sparta's:
So ſtand er, der Hohe, ein Abgott Boruſſiens Heere.
Ihn weihend, belebten mit ſprühenden Funken des Geiſtes
Die Götter die hohe, vollendete männliche Bildung.
Nichts war ihm fremd, das Wiſſen der Menſchen ein Leichtes.
Mit Allmacht der Seele umfaßt' er
Die Kunſt und der Wiſſenſchaft Inhalt.
Vertraut mit dem Genius Mozart's
Erklang ihm, wie dieſem die Saite.
Wie Sonnenſtrahl mächtig das Dunkel,
Durchdrang er die Tiefen des Geiſtes.
Gebot nur ſein Wille, vollbracht' er. —
Ha! ſtürmt' er einher in den Schlachten,
So jubelte freudig der Krieger.
Ein Himmliſcher ſchien er, wie Jene,
Die einſtens vor Iliums Mauern,
Gehüllet in menſchliche Bildung,
Mit Götterkraft ſtritten für Hellas.
Dann flammte ihm dunkel das Auge
Und ſchnaubend flog mit ihm ſein Roß.
Ein Blitzſtrahl aus finſterer Wolke,
So zuckte er vor ſeinem Phalanx
Der Erſte, ihm folgte der Donner!
Nie kannt' er Gefahren des Todes;
Die bleiche Furcht krümmte ſich zitternd,
Matt unter dem Huf ſeines Roſſes.
Ha! ſah ich ihn ſo nicht bei Altdorf? —
Getroffen von wuchtigem Eiſen,
Sank unter ihm Albions Stürmer. —
Bei Zahlbach, wo ſtrömend ſein Blut floß?
Und dennoch der blühende Lorbeer
Die Locken des Jünglings bekränzte?

Bei Roth, wo er Felder des Weines
Mit Blute des Feindes beſprengte?
So war er als Mann, ſo hob er ſich ſtrahlend,
Weit über die Schwachen der Zeit.
D'rum ſahen die Jünglinge Preußens
Mit Staunen zu ihm auf und ſtrebten
Nur ferne ſein Bild zu erreichen.
D'rum folgten vertrauend die Krieger,
Wenn er ſie voll Heldenmuth führte;
D'rum ſahen die welkenden Greiſe,
Sich tröſtend, voll Hoffnung auf ihn.
Mit Tugend des Mannes verband er
Die mild're des fühlenden Herzens.
Nicht achtet' er Stand, nicht prunkende Zierden
Am Aeußern des Menſchen, vom Zufall
Geſchenkt oft dem wenigſt Verdienten.
Ihm galt nur das Inn're. Den Menſchen
Nur ſchätzt' er und nimmer den Günſtling
Der Laune des blinden Geſchickes.
D'rum reichteſt du, Humanität, Ihm,
Dem Liebling, die duftende Krone,
Zum Stern-Diademe des Mannes.
D'rum weinet auch ihr, ihr Töchter Tuiskon's,
Er war euch Idol und richtiger Maaßſtab,
Den Werth zu ermeſſen des Mannes,
Den ihr euch für's Leben erkohret.

D'rum töne, o Klage, ſtrömt, Thränen, umhülle uns, Trauer!
Er fiel, er ſtarb von Teutſchlands Söhnen der Hehrſte,
Ludwig Herrmann!

Mit Alpengewichte drückt uns der Gram,
Doch Wohl ihm und Heil, daß er fiel!
Ihm waren die Götter gewogen,
Sie bargen ihm gnädig die Scene,
Voll Trauer und ſtechender Schmach.
Er ſollte die Tage nicht ſehen,
Wo ſie, die die Krone umſtanden

Des edelſten, gütigſten Königs,
Sich wälzten in Schande und Schimpf.
Was wär' es geweſen dem edlen,
Nach Thaten heiß dürſtenden Manne,
Dem Ehre die Religion war,
Zu ſehen, wie ſchimpfliche Furcht
Und ſchurkiſche Bosheit die Söhne
Boruſſiens ließen zertreten! —
O Wohl ihm, er ſtarb noch als Held,
Noch unüberwunden und frei! —
Sie ſchlug, ſie ſchlug, die fürchterlichſte Stunde,
Die Hore zog in Flor gehüllt herauf;
Da floh aus offner, tiefer Herzens-Wunde
Das Leben, endend ſeinen Heldenlauf.
Das Edle fiel mit Schönheit, Kraft im Bunde,
Das Ew'ge ſchwang ſich aus dem Staube auf.
Er opferte die Blüthe ſeiner Tage
Auf Teutſchlands blutbeſprütztem Sarkophage.

Seit Jahren ſchon dacht' er nur den Gedanken
Zu meſſen ſich mit ihm, dem Weltbezwinger.
Willkommen war ihm nun die Loſung
Zum heißerſehnten Kampf. Die Tuba klang! —
Vom Heldengeiſt getrieben, ſtürzt' er kühnlich
Zum zweifelhaften Streit mit fünfmal ſtärk'rer Zahl.
Den Spartern gleich, die weihend ſich dem Tode,
Einſt bei Termopylä Legionen widerſtanden.
Das Saalthal ward Termopylä!
Getrieben vom Heldengeiſt ſtürmt' er zur Schlacht,
Zu lange ſchon hatt' er getrachtet,
Den Lorbeer zu reißen dem Franken vom Haupt,
Er wollte das erſte Reis haſchen.
Doch ach, das ernſte Schickſal zog verhängend
Schon über Preußens blühendem Staat!
Die Schaarer, die der Held zum Kampfe führte,
Vermochten nicht den mächt'gen Feind zu ſtürzen.
Sie ſtritten — ſtarben — floh'n!

Da ſchlug die ſchrecklich fürchterliche Stunde,
Die Hore zog in Flor gehüllt herauf.
Allein ſtand er, die blaſſe Furcht verhöhnend,
Im Thal der Saale, wie Leonidas.
Umringt von Feinden war er noch ein Wetter,
Und wohin er traf mit blitzendem Schwert',
Floh Seele auf Seele zum Orkus.
Schon häuften ſich zum Hügel todte Feinde,
Scheu vor dem Greuel bäumte ſich ſein Roß;
Gelähmt war ihm die rechte Hand, die linke
Blitzt' mit dem Schwert Verderben um ſich her.
Schon mehrmals war ihm Gnade angeboten —
Ha! Gnade ihm! dem edeln Brennen-Sohn! —
Willkommen Tod für Vaterland und Ehre!
Da fuhr ein Stahl ihm tief in's edle Herz. —
Er wankte — ſank — und ſtarb im blut'gen Thal der Saale
Unüberwunden, frei!

Ertöne, o Klage, ſtrömt, Thränen, umhülle uns, Trauer!
Er fiel, er ſtarb von Teutſchlands Söhnen der Hehrſte,
Ludwig Leonidas!

Sein Geiſt entfloh hin, wo ihm ſchön're Kränze,
Wie die des ird'ſchen Sieg's, geflochten ſind;
Der Kranz des höher'n Sieg's: des Willens über's Leben.
Der Einz'ge winkt — ha! immer noch der Einzige! —
Der große Oheim der könen würd'gen Neffen.
Dort lodern ſeines Geiſtes Gottes-Funken,
Die hier erſtickend nied're Erde dämpft',
Empor zur hohen, hellen Gottes-Flamme,
Die leuchtend über beſſ're Sterne ſtrahlt. —
Den edeln Leichnam hoben bärt'ge Krieger
Voll Ehrfurcht auf, die Thräne rann darauf.
Dem kurz zuvor von Wuth entflammten Auge
Entſtrahlt jetzt mild des Herzens weiche Trauer.
Ein Gotteshaus, geweiht dem ſtillen Frieden,
Nahm ſanft ihn auf in ſeinen kühlen Schooß.
Laut weinend ſtürzt' die Schaar geſang'ner Krieger

Zum hohen Todten, der ihr Abgott war.
Der Anblick löſt das harte Eis der Herzen
Der rauhen Männer auf zum Thränen-Bach.
Des Feindes Erſte nahen ſelbſt voll Ehrfurcht
Und zitternd löſt die Heldenhand die Locken
Des Helden-Haupts zum theuren Heiligthum.
So heiſcht die nun entſeelte, kalte Hülle
Im Tode noch, was lebend ſie gebot:
Ehrfurcht und Liebe Jedem, der ihr nah't.

Ertöne, o Klage, ſtrömt, Thränen, umhülle uns, Trauer,
Er fiel, er ſtarb der Herrliche!
Ergreifend faßt uns der Erinn'rung Schauer
Und des Verluſt's unendlich Weh.
O klagt um ihn in ew'gen Trauertönen,
Es ſtarb der Edelſte von Deutſchlands Söhnen.

O wäre ich mit dir, mit dir gefallen,
O hätte doch der Opferfleck
Mein Blut vermiſcht mit deinem eingeſogen
Im ſchönen Tod für's Vaterland.
Geheiligt iſt der Platz für alle Zeiten,
Kein Fuß entweihe je dies Heiligthum.
Die ſtärkſte Eiche aus Tuiskon's Haine
Entgrüne d'rauf. Es wall' am Todestage
Dahin die Schaar der Edelſten des Volks,
Um ſie mit ew'gem Lorbeer zu bekränzen,
An dem aus Männer-Augen Thränen glänzen.

Was nun das Aeußere, das öffentliche Leben und Treiben auf den Straßen Berlin's angeht, ſo werden ſie gegen früher nur geringe Veränderung finden; Berlin hat ſich ſchon ſo zur großen Stadt gemacht, daß ſelbſt das gewaltige Unglück in der Phyſiognomie der Stadt auf längere Zeit wenigſtens keine große

Veränderung hervorbringen konnte. Ja, mich dünkt, als sei es auf den Straßen, unter den Linden z. B jetzt noch lebhafter, als vor dem Kriege. Im vorigen Sommer machte sich das Unglück noch bemerkbar bald hier bald dort, mit diesem Frühling aber scheint das alte Leben ganz wieder erwacht zu sein. Ich bin vor einigen Tagen, zum ersten Male seit fast zwei Jahren, seit dem Juni 1806, nach Charlottenburg gewandert und bin ganz weich geworden dabei, so wahr ich Müller heiße!

Es war ein herrlicher Abend. Die Vögel begrüßten mich vielstimmig, ich hatte sie so lange nicht gehört; die leicht schwebenden zwölf nackten Puppen am Wege erinnerten mich an die Nothwendigkeit, mich alles Dessen zu entladen, was mir als Menschen nicht angehört, wenn ich die Freuden der Natur genießen will. Diese Zollhäuser standen wie zwei Kapellen am Wege, die mir den Ablaßpfennig für die unvermeidlichen Schwachheiten und Verirrungen des großstädtischen Lebens abforderten, an denen mein Herz keinen Antheil hat. Die holde Dämmerung schwärzte schon Busch und Wald um mich her, und doch ward es erst Licht in meiner Seele. Sirius und Orion um-

schwebten mich als Schutzgeister. Ich sah die Thurmspitze, ich hörte Musik und Menschenstimmen, ich war, wo ich mich hin wünschte — in Charlottenburg.

Ich eilte zu meinen Freunden und Bekannten, sie saßen alle in dem Kreise ihrer Familien vor den Thüren. Der kalte Händedruck, das kalte Kopfnicken, mit dem wir uns noch vor wenigen Wochen in der Stadt im Vorbeigehen begrüßten, brach hier in ein freudiges Willkommen aus, die Empfindung lag schon damals in uns, aber das Streben und Weben des Städters erstickte sie in ihrer Geburt. Wo soll ich bleiben? wo anfangen und endigen? Jeder will mich diese Nacht beherbergen, Jeder etwas Neues aus der Stadt hören. Ich schließe mich an den Besten, oder wenigstens an den Geprüftesten unter ihnen, und durchschwärme mit ihm die Straßen von Charlottenburg. Ueberall Leben und Munterkeit! Die Aktenmänner, die ich am Tage noch in der Stadt bei ihrer Arbeit gesehen, spielten hier die arkadischen Schäfer; die Eheleute fühlen vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben den neuen Reiz, welchen die Abwesenheit des einen oder des andern Theils auch nur nach einem einzigen Tage beiden Theilen gewährt; die Liebhaber gewisser

Damen verrichten pünktlich ihren Kammerherrendienſt, den kurze Geſchäfte vielleicht am Tage in der Stadt unterbrochen haben; die Cicisbeo ſcheinen beſſer bei Kräften zu ſein auf dem hieſigen weichen Boden, als auf dem zehrenden Steinpflaſter in Berlin; überhaupt iſt die Liebe hier mehr Bedürfniß, als dort, wo ſie nur von Eitelkeit, Koketterie und Langeweile erzeugt wird. Hätte ich Berlin noch nie geſehen, ſo würde dieſe freundliche Nacht, dieſes Gruppiren, Geflüſter und Luſtwandeln mich die Nähe einer Hauptſtadt haben ahnen laſſen.

Wir durchſtreiften die Wirthshäuſer, überall hielten noch Wagen und Reitpferde, deren Stellung das Ziel ihrer heutigen letzten Reiſe nach Berlin verrieth. Madame Weichleben, den Berlinern und einer Menge Fremden unvergeßlich wegen ihrer ehemaligen Gaſtfreundlichkeit und guten Geſellſchaft in der Behrenſtraße, führt ganz fälſchlich das Schild des Hirſches, der nach dem Brunnen lechzt; denn ſie iſt noch immer dieſelbe, unermüdet und zuvorkommend. Sie hat viel Verkehr, Hunderte fühlen ſich ſchon durch die alte Gewohnheit und das Andenken an frühere Zeiten zu ihr hingezogen; außer den täglichen Gäſten finden

ſich gute Geſellſchaften bei ihr ein, bald zum Mittags-, bald zum Abendtiſche, und im Winter zu ſogenannten Wurſtpicknicks, die oft aus hundert und mehreren Perſonen beſtehen. Das türkiſche Zelt in ihrer Nachbarſchaft iſt auch noch mit ſeiner ganzen Buntheit beleuchtet, die Geſellſchaft zahlreicher, aber ziemlich gemiſcht; ſeit Kurzem erſt errichtet, entzog es durch den Reiz der Neuheit dem Hirſche etwas von ſeiner Nahrung; da aber die Hirſche mehr bei uns gelten als die Türken, ſo werden ſich jene wahrſcheinlich länger erhalten als dieſe. Auch der Schwan iſt noch lebendig — ſonderbar, daß hier eine gewiſſe Frau von Berlin mit ihren Pflegetöchtern ihre Niederlage hält, vielleicht der Entlegenheit wegen von anſtändigen Zuſammenkünften.

Mein Freund ſchlug mir noch eine Partie an das Waſſer vor — wir biegen in den Schloßhof ein, der Mond beleuchtet uns ſchon die Brücke in der Nähe. — Welche freundliche Anſicht! Hier ſtehen wir zwiſchen zwei Schlöſſern, die, kennte ich ſie nicht ſchon lange, ſchwer zu unterſcheiden wären, welches von beiden einem Könige, oder einem Privatmanne gehörte, ſo ſtill, häuslich und einfach liegen ſie, vom Monde

beleuchtet, halb in der Helle, halb im Finstern. Rauschender eilt die Spree an der ehemaligen Sommerwohnung der ehemaligen Gräfin von Lichtenau vorbei, und senkt sich stiller, wiewohl tiefer gegründet, an die Mauern des Königlichen Schloßgartens, wo sie, ihrem geraden Laufe diesseits der Brücke nicht mehr getreu, einen Halbzirkel bildet, gleichsam als wünschte sie, ganz nahe an den Fenstern des nun so stillen Schlosses vorbeizuschleichen, wo einst das hohe Königspaar wohnte. Ostwärts zeigt uns der Mond einige Thurmspitzen von Berlin in dem schönsten Schmelze; wie ein stehendes Heer ist der bläulicht dämmernde Wald des Thiergartens das Ufer entlang gelagert, und harrt des kommenden Morgens zum Aufbruche für die ganze Schöpfung; der Rauch von dem Kaminfeuer naher und ferner Schiffe spielt mit den Ausdünstungen des Wassers in tausend verschiedenen Gestalten, und die von dem Mondlicht in den schönsten Transparent versetzten schwellenden Segel bilden ebenso viel einzelne Luftballons.

Es schlägt zwölf Uhr. — Wir nehmen unsern Weg zwischen dem vormaligen Lichtenau'schen, jetzt Eckartstein'schen Sommerpalais und dem Ufer der

Spree. Das gothiſche Gebäude hier zur Rechten verſinnlicht uns das Schickſal ſeiner vertriebenen Bewohnerin, es iſt früher alt geworden, als es dazu beſtimmt war, ein Zeitraum von wenigen Jahren hat ſchon ganze große Stücke von den verwitterten Wänden losgeriſſen, dieſe Gegend war noch bei Menſchengedenken mit Moos und Schilf bedeckt, und ſchon ſchreien nächtliche Vögel über dieſem verſinkenden Luſthauſe. Wir ſtehen und ſtaunen hier, wie irrende Wanderer; das Geräuſch des Waſſers, der ſpäte Ton einſamer Glocken und das Rufen des Nachtwächters erinnert uns an die Nothwendigkeit unſers Rückzuges. Auch in dem Städtchen Charlottenburg ſind die Freuden der Geſellſchaft einzelner und ſtummer, ein Licht verliſcht nach dem andern, und kaum wandelt noch hie und da ein vertrautes Paar unter den ſchwärzeren Schatten der Linden- und Kaſtanienbäume.

Wir legten uns unentkleidet auf das friſche Strohlager, um mit Tagesanbruch wieder die erſten zu ſein, ſo wie wir die letzten um Mitternacht geweſen waren. Die Induſtrie der Charlottenburger kam aber unſerer ſtädtiſchen Schläfrigkeit lange zuvor, die Hauptſtraße war ſchon früh mit einer Menge Menſchen und

Wagen angefüllt, die mit den frischesten Gemüsen aller Art und andern Lebensmitteln nach Berlin eilten. Die Geschäftsmänner rissen sich aus den Armen ihrer Weiber und Kinder los, um ihrem Berufe zu folgen. Die Milchkarren waren in voller Bewegung, damit es ja den schönen Berlinerinnen beim Erwachen nicht an frischer Milch und Sahne fehlen möchte, ihre mit vieler Mühe wieder eingesetzten falschen Zähne zu färben und zu erweichen. Die an diese Karren gespannten Hunde sind als eine Art neuer Colonisten anzusehen, welche dem Staate oft wesentlichere Dienste leisten, als Menschen, die mit einem Fußeisen versehen, oder an die Karre geschmiedet, arbeiten sollen. Das Geschlecht dieser armen Thiere wird aber durch diese Arbeit verdorben, und sein gewöhnliches Alter künftig nicht mehr erreichen, der angeborene Instinkt, zu bellen, verträgt sich mit ihrer Anstrengung nicht, und so kränkeln sie frühzeitig, wie das Menschengeschlecht bei seiner erkünstelten Lebensart, um an der Schwindsucht zu sterben. Es wäre des Studiums eines geschickten Zeichners werth, die Physiognomien dieser arbeitsamen Kreaturen zu beobachten, wenn sie dem müßig herumlaufenden Völklein berlinischer Hunde

begegnen, und durch ihren gegenseitigen Anblick Thätigkeit und Faulheit, Demuth und Stolz, Verdienst und Anmaßung in das gehörige Licht setzen.

Auch mich drängt und treibt es nach der Stadt zurück, um durch einen längern Aufenthalt mich von einer weniger angenehmen Lage nicht zu entwöhnen. Nur will ich noch das Vergnügen mitnehmen, unter dem freien, heitern Himmel zu frühstücken. Mein Freund begleitet mich bis an den Ausgang von Charlottenburg und zeigt mir die Stelle, wo die Accise sich schon wirklich niederlassen wollte, welches aber durch einen Befehl des menschenfreundlichen Königs vereitelt wurde, um den Berlinern ihren Sommeraufenthalt nicht zu erschweren, oder die Nahrung der Stadt Charlottenburg durch Abschreckung seiner Sommergäste zu schmälern.

Unter der vorigen Regierung kam dieses niedliche Städtchen eigentlich in Aufnahme; die Bauluſt, nicht zufrieden mit einzelnen neuen Häusern, erschöpfte sich beinahe in allen Gegenden und Straßen; die Preise der Miethen stiegen von Jahr zu Jahr, wie die Mode, im Winter und Sommer nicht den nämlichen Wohnort zu haben, und wie die Luſt oder Nothwendigkeit, dem

Hofe zu folgen. Das neu erbaute Königliche Theater, der Schloßgarten, der freie Zutritt in beide, das Palais und die Schweizerei der Gräfin von Lichtenau, die Annehmlichkeiten der Gegend und Nachbarschaft zwangen ganz Berlin, aus seinen Thoren und hierher zu gehen. Hunderte warteten sonst mit Sehnsucht auf die Zeit der Retraite vor der Gardes du Corps-Wache, wo die Königliche Familie, unter dem Geräusche der Janitscharenmusik, und in dem Hintergrunde der Alles mildernden Abenddämmerung oft zu sehen war. Ein schöner Sonntag in Charlottenburg enthebt mich der Mühe, die Gesichter, die Sitten und Kleidungen verschiedener Jahrhunderte in Büchern nachzusuchen; ich sitze vor einem lebendigen Guckkasten und brauche vor lauter Bequemlichkeit am späten Abende nur einzuschlafen, um, bis auf die bemoosten Karpfenköpfe in den Teichen des Schloßgartens, alles noch einmal durch meine Phantasie passiren zu lassen.

Das mit Charlottenburg zusammenhängende Dorf Lietzow an der Spree hat einen eigenen Charakter von ländlicher Abgeschiedenheit und Anmuth. Betäubt von dem ewigen Lärm in den Hauptstraßen, flüchtet sich Mancher hierher, als in ein stilles, sicheres Asyl;

die Ruinen einer Kirche, ein unermeßlicher freier Platz, deſſen Sandboden hie und da grüne Raſendecken durchſchlängeln, und einzelne Landhäuſer wohlhabender Privateigenthümer gewähren dem zuvor angeſtrengten Auge einen wohlthätigen Anblick. Vor Allem zeichnet ſich die buſchumkränzte Villa der Wittwe des bekannten Bankiers Daum aus, einer eben ſo gebildeten als verehrungswürdigen Matrone, deren Gaſtfreundſchaft viele ihrer Freunde den ſchönſten Genuß auf dem Lande zu verdanken haben. Die Ausſicht von dem Thurme ihres Landhauſes iſt bezaubernd und trägt bis in die entfernteſten Partieen des Schloßgartens, das Belvedere, das Otahaitiſche Haus, die neuen Anlagen u. ſ. w. und jenſeits nach Berlin und ſeinen Umgebungen von allen Seiten der Spree. Sie hatte einſt den Geheimen Rath Schmidts zu ihrem Nachbar, deſſen frohe Laune ſie noch vermißt, wiewohl ſein Leben ein beſtändiges Erſticken in ſeinem eigenen Fette und Rieſenkörper war. Die romantiſchen Gärten dieſer Gegend laufen hinter den Landhäuſern bis an das Ufer des Fluſſes, und ziehen mit dem Schloſſe und der von Eckartſtein'ſchen Wohnung eine reizende Linie. Die Kirche von Charlottenburg

hat ein beſonderes und bleibendes Intereſſe dadurch erhalten, daß der Profeſſor Eberhard in Halle vor Zeiten Prediger an derſelben war, und hier die Apologie des Sokrates geſchrieben hatte. Die Wohnung des Grafen von Kamecke, zuvor dem Geheimen Rath und Leibarzt Brown gehörig, bildet einen beſondern Garten in dem Paradieſe von Charlottenburg, und iſt ſammt den großen herrſchaftlichen Gebäuden von einer Mauer umgeben. Auch im Winter verläßt der Gemeingeiſt des geſellſchaftlichen Lebens Charlottenburg nicht, weil viele Particuliers für beſtändig hier bleiben, und Familien ſich an Familien ſchließen. Der bekannte Sänger Concialini hatte ſich hier auch niedergelaſſen und bearbeitete als Blumenliebhaber ſein lachendes Terrain, um, ſo viel als möglich, in den Schooß der Natur zurückzukehren, aus welchem ein ſtiefmütterliches Schickſal, mit einer zwar ergiebigen, aber doch immer unſeligen Kunſt verſchworen, ihn frühzeitig herausgeworfen hatte.

Vermuthlich werden ſie, mein verehrter Gönner und Freund, ſpöttiſch lächeln über meinen Charlottenburger Enthuſiasmus; wer, wie ſie, immer auf dem Lande lebt, vermag gar nicht zu begreifen, wie die

freie Luft auf einen Städter wirkt, der Jahre lang an den Schreibtisch und die Gerichtsstube gefesselt, endlich ein Mal hinaustritt in das offene Feld. Landluft hat für mich etwas Berauschendes, und ich habe ein Paar Tage bedurft, um wieder in das alte Geleis meiner Arbeiten zu kommen. Die grünen Blätter, die der liebe Gott macht, sind doch viel schöner als die weißen, die ich beschreibe! Warum ich aber ihnen meinen Ausflug nach Charlottenburg geschildert habe, das werden sie leicht begreifen, ich bilde mir nämlich ein, daß ich ihnen damit doch ein Stück von dem jetzigen Berliner Leben dargestellt habe. Es versteht sich von selbst, daß ich ein Stümper in solchen Dingen bin, wenn sie aber von einem Justiz-Commissarius und Hoffiscal mehr verlangen, so ist das Unrecht auf ihrer Seite, so wahr ich Müller heiße! . .

. . . . . .

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Ein Ende.

Frau von Redow bewohnte noch immer, wenn ſie in Berlin war, jene zum Gräflich Haugwitz'ſchen Garten gehörige Wohnung in der Lindenſtraße, in der ihr verſtorbener Gemahl, der Kammerherr, gehauſet vor ſeiner Vermählung mit ihr, in der düſteren Zeit ſeiner Intriguen mit der Geheimräthin von Reinbach und ſeiner Zweikämpfe mit dem Grafen Marcolini. Er hatte dieſe Wohnung auch nach ſeiner Verheirathung nicht aufgegeben, weil ſeine Gemahlin das wünſchte und Frau von Redow hatte dieſelbe nach ſeinem Tode beibehalten, weil die Erinnerung an den Kammerherrn hier Anknüpfungspunkte fand, die der eigenthümlichen Frau lieb und werth waren, vielleicht eben, weil ſie

meist auf ernste und traurige Ereignisse hinwiesen. Wir erinnern uns, daß Frau von Redow das Gut verkaufen mußte, wo der Kammerherr unter so furchtbaren Umständen ermordet worden war; das Haugwitz'sche Gartenhaus war ihr seitdem doppelt lieb geworden, es war eben der einzige Platz, an welchem sie mit dem Gemahl zusammen gelebt hatte.

Da war in den Einrichtungen auch nichts geändert worden, da war mit ängstlicher Sorgfalt Alles erhalten, wie es gewesen zu Lebzeiten des Kammerherrn; kein Schrank, kein Tisch war an einen andern Platz gestellt worden, und auch die beiden alten Diener, die der Kammerherr noch von den Gütern seines Vaters mitgebracht vor langen Jahren, saßen noch in der Bedientenstube und hielten treulich Haus in der Abwesenheit der Herrschaft.

Seit Frau von Redow Königsberg verlassen, lebte sie wieder in Berlin und bewohnte die alte Wohnung ziemlich einsam, denn sie sah Niemanden bei sich, jene Geschäftsleute ausgenommen, mit denen sie verkehren mußte der wenn auch nicht gerade zerrütteten, so doch sehr verwickelten Vermögensverhältnisse wegen, die ihr der Kammerherr hinterlassen.

Wenn Frau von Redow Beſuch bei ſich ſah, ſo kam derſelbe faſt immer von außerhalb. Am häufigſten beſuchte ſie jener wackere Landjunker Herr Auguſt von Zabeltitz, der, wenn er in ſeinen Geſchäften nach Berlin kam, faſt niemals unterließ, der Kammerherrin ſeine Aufwartung zu machen, und ihr trotz ſeiner Derbheit niemals unangenehm war, weil ſeine ehrliche Seele eine wirkliche Anhänglichkeit für ſie fühlte, die ſie indeſſen nur der Verwandtſchaft des Herrn von Zabeltitz mit ihrem verſtorbenen Gemahl zu danken hatte. Zabeltitz hatte den Vetter bei deſſen Lebzeiten nicht leiden mögen, und oft genug hatte ſeine ſchwere Zunge Donnerwetter in millionenfacher Anzahl gegen den „Duckmäuſer“ losgebraunt, der Tod aber hatte Alles verſöhnt und der Wittwe des Vetters war er hülfreich zur Seite getreten, wo er vermochte; ja, er hatte ſich in verſchiedenen Geldangelegenheiten, wenn auch nicht gerade großmüthig, aber doch billiger und nachgiebiger gezeigt, als ſonſt ſeine Art war. Frau von Redow hatte ihm das hoch angerechnet, denn ſie wußte, wie hart und eigenſüchtig, wie geldbegierig Herr Auguſt von Zabeltitz war. Uebrigens konnte ſie mit ihm auch über gemeinſchaftliche Freunde reden,

denn der Landjunker hielt „große Stücke," wie er sich ausdrückte, auf Herrn und Frau von Leist, namentlich aber auf Herrn von Nostitz, welcher nunmehr Major in russischen Diensten war.

Besonders angenehm war der Wittwe der Besuch des Herrn von Zabeltitz, wenn er seine Frau oder seine Schwägerin mit nach Berlin brachte, was er von Zeit zu Zeit that. Die beiden Zwillingsschwestern hatten sich wirklich nicht getrennt; als Zabeltitz die Eine heirathete, war die Andere mit ihr aufs Land gezogen, und Fräulein Wilhelmine von Chevremont war ganz „Tante" geworden, verzog die Kinder ihrer Schwester, vertrat deren Stelle, führte ein tapferes Regiment über die „Leute" und wurde von ihrem Schwager mit all' den Rücksichten behandelt, die er einer reichen Tante widmen zu müssen glaubte, um sich oder seinen Kindern deren Erbschaft zu sichern, um sie sicher „ins Haus zu schlachten," wie er das ziemlich derb nannte. Es versteht sich von selbst, daß er alle Arten schlauer ländlicher List anwendete, die „Tante" von der Gefahr des Geheirathetwerdens zu schützen, was ihm auch trefflich gelungen war bisher wenigstens und was ihm, wie er hoffte, auch ferner

gelingen sollte, denn die „Tante" mit ihrem langen altklugen Gesichte, ihrer hohen, ganz [illegible] schlanken Gestalt und der herrischen Art, die sie auf dem Lande bei Leitung der Wirthschaft angenommen, war trotz ihres Vermögens eben nicht vielen Anfechtungen von Seiten heirathslustiger Cavaliere ausgesetzt. Sonst hatten sich die beiden Schwestern Chevremont so ähnlich gesehen, als man das nur irgend von Zwillingen verlangen kann, das war aber anders geworden, nur mit Mühe hätte man jetzt noch die frühere Aehnlichkeit finden können, denn Frau von Zabeltitz war sehr stark geworden, das sonst so altkluge Gesicht hatte eine sehr gesunde Rundung gewonnen und zeigte einen Ausdruck von Behaglichkeit und Zufriedenheit, der in der That durch nichts zu stören war. Sie hatte Freude an den derben Späßen ihres Gemahls, selbst wenn dieselben zuweilen sehr unfein wurden, sie freute sich über ihre lustigen gesunden Kinder, selbst wenn sie höchst ungezogen sich benahmen, Verdrießlichkeiten im Hauswesen verdarben ihr niemals weder die Laune noch den Appetit, und mit stiller Schlauheit begnügte sie sich mit dem Titel, den Ehren und den Vortheilen der Hausfrau, während sie ihrer Schwester

willig und gern die Mühen, Sorgen und Lasten dieser Stellung überließ. Je runder und behaglicher Frau von Zabeltitz wurde, desto hagerer und schärfer wurde Fräulein von Chevremont, und dem Landjunker war das gerade recht, daß seine Leute alles Mögliche thaten aus Liebe zu der guten gnädigen Frau, die Keinem ein böses Wort sagte, und mehr als das Mögliche aus Furcht vor dem gnädigen Fräulein, die wie das Wetter bald hier bald dort war und keinen Fehler, keine Nachlässigkeit ohne Rüge und Strafe ließ.

Beide Damen waren einst Freundinnen oder doch nähere Bekannte Elisabeths von Leist gewesen und nahmen noch immer herzlichen Antheil an der fernen Freundin, so weit ein solcher in den verschiedenen Verhältnissen, in welche sie durch das Leben gestellt worden, noch möglich war. Frau von Redow aber sah sie immer gern, denn vor ihnen konnte sie ihre Elisabeth und deren Gemahl rühmen, überdem aber hatte sie auch Gefallen an der frischen Eigenart, die sich in beiden Schwestern auf dem Lande entfaltet hatte.

Es war an einem Markttage in der Woche vor Pfingsten — Herr und Frau von Zabeltitz waren bei

der Kammerherrin zum Beſuch geweſen, hatten ihr friſche Butter und die erſten Erdbeeren von der „Tante“ mitgebracht und ein paar Stunden bei ihr verplaudert, dabei aber waren allerlei freundliche Pläne gemacht worden, an denen ſelbſt Herr Auguſt von Zabeltitz lebhaft Theil genommen hatte, der doch ſonſt gar nichts von Speculationen hielt, bei denen kein rechter Gewinn abzuſehen war. Frau von Redow hatte nämlich Briefe aus Königsberg erhalten, nach denen ſie die Ankunft ihrer geliebten Eliſabeth in einigen Tagen ſchon erwartete. Die Abreiſe des Majors von Leiſt aus Königsberg hatte ſich verzögert, weil der biedere Kaufherr Herr Guſtav Heinrich Rienäcker plötzlich geſtorben war, und Eliſabeth ſo wie Frau von Pletz die gute gaſtfreundliche Madame Rienäcker nicht in den erſten Trauertagen verlaſſen wollten; die kleine, runde Frau, die ſonſt immer ſo heiter und guter Dinge geweſen, war durch dieſen Todesfall ganz ernſt und ſtill geworden. Da war denn der edle Pletz von Beſſin, den die Sehnſucht nach ſeinem See nicht länger raſten ließ, den auch Arbeiten genug daheim erwarten mochten, allein abgereiſt und vor einiger Zeit ſchon in die Heimath

zurückgekehrt. Alſo erwartete Frau von Redow die Ankunft des Majors mit den beiden Damen und hatte ſchon die Zimmer, in welchen ſie dieſelben beherbergen wollte, mit herzlicher Freude in Stand geſetzt. Aber ſie erwartete für denſelben Tag noch mehr Gäſte, denn ſie hatte auch einen Brief von Beſſin bekommen, in welchem ihr der edle Pletz die nahe Ankunft ſeiner beiden Söhne anzeigte, die er unter dem Schutze ſeines getreuen Lehnerdt Schaller nach Berlin ſenden wollte, um die Mutter zu überraſchen bei ihrer Ankunft; die Kammerherrin hatte ihre ganze Wohnung für dieſe Beſuche eingerichtet und ſelbſt nach der Einrichtung in der Bedientenſtube geſehen, damit es da ihrem alten Bekannten, Lehnerdt Schaller, an nichts fehle.

Die Kammerherrin freute ſich wirklich herzlich darauf, auch dieſen wackeren Menſchen wieder zu ſehen, und namentlich, denſelben dem Major von Leiſt vorzuführen, um den ſich Schaller einſt in ſchweren Tagen wirklich große Verdienſte erworben, mit dem er ſo manches ernſte Abenteuer beſtanden.

Herr und Frau von Zabeltitz hatten bei dieſen Mittheilungen nun gleich den Plan gemacht, Leiſt's

wenn auch nur kurze Zeit bei ſich zu ſehen. Denn der Major wollte von Berlin aus ohne Aufenthalt nach Spankow, und das Gut des Herrn von Zabeltitz lag allerdings nur ein paar Stunden vom Wege ab. Frau von Zabeltitz hätte ſo gern die Freundin in ihrem Hauſe gehabt, und ihr Gemahl meinte, der Major könne eine ſo günſtige Gelegenheit, ſeine Ochſen, ſeine Baumſchule, kurz ſeine ganze Muſterwirthſchaft zu ſehen, mit gutem Gewiſſen gar nicht verabſäumen.

Freilich bemerkte die Kammerherrin gleich, daß dieſer Plan ſich darum ſehr ſchwer ins Werk ſetzen laſſen werde, weil der Major in ſeinen Briefen die größeſte Ungeduld verrathe, zu ſeinem Sohn zu kommen, den er noch gar nicht geſehen, aber Herr Auguſt von Zabeltitz, der eine ganze Stube voll Söhne und Töchter hatte, die ihm oft genug im Wege waren, konnte das gar nicht begreifen und wollte keine Einwendungen gelten laſſen, auch Frau von Zabeltitz, welche mehr Verſtändniß für die Sehnſucht einer Mutter hatte, die ſeit Jahresfriſt beinahe von ihrem Kinde getrennt war, bat ſo lange, bis Frau von Redow endlich verſprach, allen Einfluß, den ſie bei Leiſt's habe, aufzuwenden, um ſie zu dem kleinen Umweg und einem

kurzen Aufenthalt zu bewegen. So war denn ihr Besuch endlich zufriedengestellt geschieden, und Frau von Redow wendete ihre Aufmerksamkeit heiteren Sinnes wieder den Vorkehrungen zu, die sie zur gastlichen Aufnahme der lieben Freunde schon getroffen, die ihr aber immer noch unvollkommen vorkamen, an denen sie fort und fort Aenderungen und Besserungen vornahm, damit Jeder sich so freundlich und behaglich als möglich aufgenommen finde.

Seit langer, langer Zeit hatte sich die Kammerherrin nicht so freudig angeregt gefühlt, und mit einer Heiterkeit im Herzen und in den Augen, die selten bei ihr war, durchschritt sie die Räume, die sie für die Freunde eingerichtet hatte, bald hier, bald dort noch eine Aenderung vornehmend. Nur im Arbeitszimmer des Kammerherrn hatte nichts angerührt werden dürfen, das Bett für den Major war mitten in das Gemach gestellt, Tisch und Stühle dazu, sonst war die ganze Einrichtung dieselbe geblieben.

In ihren freundlichen Beschäftigungen aber wurde die Dame durch die Meldung gestört, daß der Prediger Mauvillon die Frau Kammerherrin zu sprechen wünsche. Da dieser hochgeachtete Geistliche der Frau von Redow

zwar, dem Namen nach, aber nicht persönlich bekannt war so war sie etwas erstaunt über diesen Besuch, ging aber sogleich, um denselben zu empfangen.

„Sie werden den Besuch eines ihnen persönlich Unbekannten entschuldigen," nahm der Geistliche, ein schon älterer Herr, sofort nach der Begrüßung das Wort, „meine Amtspflicht führt mich zu ihnen."

Frau von Redow ließ sich ihrem Besuch gegenüber nieder und blickte denselben fragend an.

„Erlauben sie," fuhr dieser fort, „daß ich etwas weiter ausholе, ehe ich zu der Bitte komme, die ich an sie zu richten habe."

„Sie werden mich stets bereit finden," entgegnete Frau von Redow, „den Wünschen eines Mannes nachzukommen, dessen Namen ebenso geachtet ist, wie sein Beruf ehrwürdig."

„Vor einigen Tagen, in voriger Woche," sagte der Prediger mit einiger Bewegung, „kam eine Frau meiner Gemeinde zu mir, die ich von Jugend auf kenne, und bat mich um meinen Besuch und geistlichen Zuspruch für eine Verwandte, welche nach langer Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt sei und jetzt bei ihr krank liege. Mir entging die Aengstlichkeit nicht,

mit welcher die Frau ihre Bitte vorbrachte; da es aber mein Grundsatz ist, in solchen Fällen nicht zu fragen und mich mit dem Vertrauen, das man mir ganz aus freien Stücken schenkt, zu begnügen, so entließ ich die Frau und versprach meinen Besuch für den Abend. Bei meinem Eintritt in die Wohnung wurde ich indessen nicht nur von der Frau, sondern auch von deren Manne mit so auffallenden Zeichen der Besorgniß empfangen, daß ich mich verpflichtet hielt zu fragen, und nun erfuhr ich, daß die Kranke selbst gar nicht den Wunsch hege, geistlichen Zuspruch zu empfangen, und daß sie erst auf inständiges Bitten ihrer Verwandten darein gewilligt habe, mich zu sehen. Da ich die Familie genau kannte, so war es mir leicht, zu erkennen, daß deren christlicher Sinn aufs höchste beunruhigt war durch das Benehmen der kranken Verwandtin. Ich mußte mich auf eine ernste Stunde gefaßt machen und trat, durch ein stilles Gebet gekräftigt, in das Krankenzimmer. Die Kranke lud mich sehr höflich ein, dicht an ihrem Bette Platz zu nehmen, weil ihr das laute Sprechen sehr schwer werde; dann sagte sie: „Die guten Leute hier, meine Cousine zumal, sind sehr in Sorge um mein Seelen-

heil, sie wünschten, daß ich mich mit einem Geistlichen unterhalten möge; ich wollte ihren Bitten nicht weiter widerstreben, weil sie mir freundlich sind, obwohl ich ihnen im höchsten Grade lästig sein muß; darum habe ich den Herrn Prediger um einen Besuch bitten lassen." Hier unterbrach ein heftiger Husten die Kranke, und erst nach langem, entsetzlichem Röcheln und Stöhnen konnte sie weiter reden. „Sie sehen, wie es mit mir steht," fuhr sie fort, „ich bin am Rande des Grabes; es wäre Zeit, die höchste Zeit, mich zu bekehren, nicht wahr? — aber ich vermag's nicht, ich will davon nichts wissen!" Die Heftigkeit, mit der die Kranke dies sagte, hatte einen neuen Hustenanfall zur Folge, der Ausdruck von Grimm in ihrem Gesicht war erschrecklich, ich faßte mich mit Mühe, um ihr zu sagen, daß es niemals zu spät sei, sich zu bekehren, und erinnerte an das Gleichniß von den Arbeitern, die noch in der eilften Stunde gekommen und ihren Lohn empfangen hätten. Sie hörte mir ruhig zu, sie unterbrach mich nicht, dann aber sagte sie mit schneidender Kälte: „Lassen wir das, Herr Prediger, es kann mir nichts helfen, Todesangst schüttelt mich, aber ich glaube nicht daran,

ich möchte gern daran glauben, aber ich kann nicht, darum laſſen wir das! Wenn ſie aber ſich durch ihre Pflicht verbunden glauben, einer ſterbenden Frau einen Dienſt zu leiſten, ſo . . .“ Mitten im Satze brach die Unglückliche ab, ihr Leiden überfiel ſie mit ſolcher Gewalt, daß es ihr nicht möglich war, wieder Kraft und Macht zum Reden zu gewinnen. Die Frau mußte furchtbar leiden, nicht allein leiblich, ich ſah, daß ſie von der entſetzlichſten Todesangſt gefoltert wurde und ſich vergeblich bemühte, ſie zu bekämpfen. Ich ſchied an jenem Abend mit dem Verſprechen von ihr, ſie am andern Tage wieder zu beſuchen; ich bin jeden Tag zu ihr gegangen, habe auch täglich einige Worte mit ihr gewechſelt, ſie hat in ihrer Schwäche auch meinen geiſtlichen Troſt hingenommen ohne Widerſpruch, und vielleicht iſt ein Korn auf nicht ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Aber erſt geſtern hat die Kranke wieder ſo viel Kraft gehabt, länger zu ſprechen; es iſt eine ſehr, ſehr unglückliche Frau, welche ſie durch mich bitten läßt, Frau Kammerherrin, ſie auf ihrem Sterbebette zu beſuchen.“

Mit geſenktem Haupt hatte Frau von Redow

ſchon längere Zeit zugehört, jetzt richtete ſie ſich auf und ſprach ſcharf: „Herr Prediger, ſie ſind einer der Geiſtlichen der franzöſiſchen Colonie hier, es giebt ſchwerlich mehr als eine ſehr unglückliche, ja, ſicher ſehr unglückliche Frau der Art, welche den Wunſch hegen könnte, mich an ihrem Sterbebette zu ſehen; es iſt die Wittwe des Geheimraths von Reinbach, die mich ſehen will, ſie gehört von Geburt der franzöſiſchen Colonie an. Habe ich recht?“

„Es iſt dieſe unglückliche Frau!“ erwiederte der Geiſtliche.

„So bin ich bereit, ihnen zu folgen,“ erklärte die Kammerherrin mit leiſer Stimme, „obgleich ſie wohl kaum wiſſen können, was ſie von mir verlangen.“

„Vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern!“ ſagte der Prediger ernſt mahnend.

Die Dame blickte eine Weile vor ſich nieder, dann reichte ſie dem Geiſtlichen ihre Hand und ſchaute ihm mit einer Art von Beſchämung ins Geſicht. Er konnte in ihren Blicken leſen, daß die Kammerherrin dieſer Schuldigen verziehen hatte oder doch ſich bemühte, ihr zu verzeihen. Er drückte ihre Hand

leiſe, durch ſeinen Druck ſie ermuthigend und ihr andeutend, daß er ihr Bundesgenoſſe ſein wolle, ihr Helfer in dem Kampfe gegen ſich ſelbſt, gegen die Gefühle des Zornes und der Rache, die ſich noch einmal mächtig erhuben in der Bruſt der Wittwe, die das Bild ihres gemordeten Gemahls wieder vor ſich ſah, blutig und mit zerſchmettertem Haupt, die ſich plötzlich erinnern mußte, wer eigentlich den unglücklichen Mann erſt an den Rand des Verderbens gelockt und ihn dann gemordet hatte.

Beide ſchwiegen eine ziemliche Weile, die Kammerherrin kämpfte mit ihren Empfindungen, Prediger Mauvillon, ein geübter Seelenarzt, ſtörte ſie nicht; erſt als Frau von Redow aufſchaute und mit naſſen Augen zwar, aber mit mildlächelnder Miene ſeinem Blick begegnete, da wußte er, daß er dieſe Frau ſich ſelbſt getroſt überlaſſen könnte, da erhob er ſich und fragte freundlich: „Wann darf ich ſie abholen, Frau Kammerherrin, zu dieſem Werke der Liebe? es ſind uns vielleicht nur wenige Stunden noch dazu gegönnt!“ ſetzte er hinzu.

„Ich will in einer Stunde bei ihnen ſein!“ entgegnete Frau von Redow feſt, und ihre Augen leuch-

teten in noch höherem Glanz wie ſonſt, wenn ſie die langen Wimpern erhob.

Der Geiſtliche verbeugte ſich tief vor der Dame, als er ſie verließ, ſie hatte ihm durch ihre ernſte, raſch entſchiedene Weiſe, durch ihre ſichere Haltung große Achtung eingeflößt.

Kaum hatte der Prediger das Haus der Wittwe verlaſſen, als ſich dieſelbe in dem Zimmer ihres verewigten Gemahls einſchloß; ſie verweilte lange darin. Wir wollen ihr nicht in dieſes Gemach folgen, ſondern nur bemerken, daß ſie daſſelbe mit feſtem Schritte und erhobenem Haupte verließ.

Es war faſt Mittag, als ſie bei dem Geiſtlichen ankam, der ſie ſchon erwartet hatte und ſogleich mit ihr den Weg antrat.

Sie hatten weit zu gehen, es war eins der damals noch einzeln ſtehenden Häuſer der Schleſiſchen Vorſtadt das Ziel ihres Weges. Eine Strecke Weges gingen ſie ſchweigend nebeneinander her, als die Straße einſamer wurde und ſelten ein Menſch ihnen entgegenkam, da nahm der Prediger das Wort und ſprach mit bewegter Stimme: „Sie dürfen nicht erwarten, in der

Kranken eine Reuige zu finden; aber ich will bekennen, daß ich hoffe, ihr Beſuch werde dies arme verſtockte Herz der Reue öffnen."

„Möchte ſich ihre Hoffnung erfüllen!" erwiederte Frau von Redow ſeufzend.

„Es ruht eine ſchwere, eine furchtbare Laſt auf der Seele dieſer Unglücklichen," fuhr der Prediger fort, „es fehlt da nicht an Erkenntniß, offenbar will ſie ihre Seele erleichtern durch ein Bekenntniß gegen ſie, vielleicht giebt mir Gott dann die Kraft, daß mein Wort Eingang findet."

Die Kammerherrin blickte den Geiſtlichen traurig an.

„Ich weiß, was ihr Blick ſagen will," ſprach der Prediger nach kurzem Beſinnen, „ſie fürchten, daß ich mich täuſche, es iſt möglich und nach menſchlicher Erkenntniß auch wahrſcheinlich; aber Gott iſt viel barmherziger, als wir Menſchen meinen, ich hab's oft erfahren."

Sie gingen wieder eine Weile ſchweigend, dann ſagte die Kammerherrin plötzlich und mit einiger Aufregung: „Mögt mir Gott verzeihen, wenn ich jener Unglücklichen Unrecht thue, aber ich habe eine Ahnung,

lieber Herr Prediger, welche mir ſagt, daß jene Frau nicht die Abſicht hat, ihr Herz zu erleichtern, ſondern, daß ſie durch ihre Bekenntniſſe noch eine böſe Tücke üben will gegen mich."

„Sie fürchten das?" fragte der Geiſtliche ſichtlich erſchrocken.

„Ich ahne es, aber ich fürchte es nicht!" entgegnete die Kammerherrin feſt.

„Das Benehmen jener Unglücklichen iſt der Art," erklärte der Prediger jetzt, „daß ich die Möglichkeit einer ſolchen Tücke nicht beſtimmt in Abrede ſtellen kann, obwohl ich es nicht beſorge; aber vielleicht habe ich doch nicht recht gethan, ſie hierher zu führen?"

Der Geiſtliche ſah die Dame zweifelhaft und unſchlüſſig an.

„Sie haben recht gethan," verſetzte Frau von Redow raſch, „ſie erfüllen ihre Pflicht, ich die meine, und ich fürchte die Tücke nicht."

„Ich habe Grund zu hoffen, einzelne unbewachte Aeußerungen laſſen mich hoffen!" ſagte der Prediger, mehr um ſich ſelbſt in ſeiner Hoffnung zu beſtärken, als um die Dame zu ermuthigen, die längſt feſt entſchloſſen war, obgleich ſie ſich von vornherein geſagt

hatte, daß es der gewandten heuchleriſchen Frau wohl gelungen ſein könnte, ſelbſt dieſen erfahrenen Geiſtlichen zu täuſchen. Sie hatte keine Reue gezeigt, eine geheuchelte Reue würde der Prediger durchſchaut haben, aber ſie hatte die Möglichkeit einer ſolchen durchſchimmern laſſen, ob das Ernſt oder Heuchelei, das konnte kein Menſch ſicher wiſſen, den Geiſtlichen aber mußte ſolche Möglichkeit von Berufswegen feſſeln; das waren die Gedanken, deren ſich die Kammerherrin von Redow nicht erwehren konnte von Anfang an, und obgleich ſie dieſelben abzuweiſen ſuchte und ihren Sinn nur auf die Verſöhnung zu richten trachtete, ſo drängten ſie ſich ihr immer wieder und immer lebhafter auf, je näher ſie ihrem Ziele kamen.

Die Couſine der Geheimräthin von Reinbach war die Frau eines Seidenwebers; ſie war von derſelben, als ſie noch eine große Rolle in Berlin ſpielte, ganz vernachläſſigt worden, die Kranke und Elende hatte eine Zuflucht bei der einſt verachteten und vergeſſenen Verwandtin geſucht und gefunden.

Die Frau war allein im Hauſe, ſchüchtern, beinahe ſcheu hielt ſie ſich von der Kammerherrin zurück, die

bei ihr eingetreten war, während der Prediger die Kranke auf den Beſuch vorbereitete.

Frau von Redow that einige Fragen nach der Krankheit und nach dem behandelnden Arzt, ſie erhielt leiſe und ſchüchterne Antworten.

„Kennen ſie mich, liebe Frau?“ fragte die Kammerherrin.

„Ich habe ihren Namen oft von der Couſine gehört, gnädige Frau,“ erwiderte die Gefragte ängſtlich, „ſie hat ſchon lange gewünſcht, ſie zu ſehen, zu ſprechen, der Herr Prediger —“

Die Frau brach plötzlich ab, Thränen erſtickten ihre Stimme.

Nicht ohne Befremdung blickte die Kammerherrin auf dieſes eigenthümliche Benehmen und wahrſcheinlich würde ſie auch weiter gefragt und geforſcht haben, wenn nicht gerade als ſich die weinende Frau etwas gefaßt hatte und Frau von Redow das Geſpräch wieder beginnen wollte, der Prediger Mauvillon zurückgekommen wäre.

Die Kranke erwartete ihren Beſuch, hatte aber ausdrücklich verlangt, daß Frau von Redow allein zu ihr komme und allein bei ihr bleibe.

Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, aber gefaßt und ruhig trat die Kammerherrin in das beinahe ärmliche, aber saubere Krankenzimmer der Geheimräthin von Reinbach. Helles Licht herrschte in dem engen Gemach, der Sonnenschein drang bis in den tiefsten Winkel, die Kranke fürchtete sich vor Schatten, Dämmerung und Dunkelheit und suchte sie ängstlich zu vermeiden.

Als Frau von Redow eintrat, saß die Kranke, durch Kissen unterstützt, beinahe ganz gerade in ihrem Bette und blickte ihr entgegen; offenbar hatte sie förmlich Toilette gemacht, ihr Nachtzeug war sehr sauber und die Kanten an dem Besatz der Nachthaube schienen geflissentlich so weit als möglich in das Gesicht hineingezogen zu sein, dennoch erreichte die Unglückliche ihre Absicht nicht. Sie wollte die Spuren der furchtbaren Abzehrung verstecken, der sie verfallen war, aber dieselben waren so entsetzlich, daß die Kammerherrin mit Mühe ihren Schauder vor dem Anblick eines Gesichtes überwand, das einem Todtenkopf schon ähnlicher war, als dem Antlitz eines lebendigen Menschen. Mächtig vergrößert erschienen die Augen, aber sie hatten noch immer jenen falschen,

schillernden Ausdruck, und um die schmalen farblosen Lippen, die jetzt die Zähne sehen ließen, schwebte noch ein Schatten von jenem süßlichen Lächeln, das einst der Geheimräthin so wohl gestanden.

Die Kranke hub ihre abgezehrte Hand, eine wahre Knochenhand, auf und deutete mit einem unnatürlich spitzen Zeigefinger auf einen Stuhl, der in einiger Entfernung von dem Bette stand. Die Kammerherrin nahm schweigend Platz, sie hatte Zeit, sich zu sammeln, denn erst nach einer längeren Pause begann die Kranke zu reden, und zwar mit ziemlich kräftiger Stimme: „Als der Prediger zu ihnen kam und ihnen sagte, daß ich sie bitten ließe, mich zu besuchen, da haben sie vielleicht einen Augenblick gedacht, daß ich mich auf dem Sterbebette bekehrt hätte, daß ich sie rufen lasse, um sie um Verzeihung zu bitten, möglicherweise auch, um gut zu machen, was ich gegen sie gethan; das haben sie aber nicht lange geglaubt, denn sie sind eine kluge Frau, ich weiß es, und sie sind auf den Gedanken gekommen, daß ich sie habe rufen lassen, um mir eine letzte teuflische Freude auf Erden zu machen und sie zu kränken durch Mittheilungen aus dem früheren Leben ihres Gemahls.

Sie brauchen mir Nichts zu ſagen, ihre Mienen ſagen mir's ſchon, daß ich ganz richtig gerathen habe. Nun, kluge Frau Kammerherrin, ſie haben ſich beide Male getäuſcht in ihren Vorausſetzungen."

Die Kranke hielt einen Augenblick inne, eine Art von triumphirendem Spott zeigte ſich in ihren Augen. „Ich bin keine Reuige," fuhr ſie dann eiskalt fort, „ich denke nicht daran, ſie um Verzeihung zu bitten, aber ich habe auch nicht die Abſicht, ſie zu kränken."

„Und was wollen, was wünſchen ſie von mir?" fragte Frau von Redow ernſt, als die Kranke ſchwieg, „was ſie mir gethan haben, das habe ich ihnen verziehen, ſie brauchen nicht erſt darum zu bitten, fernere Kränkungen kann ich in Geduld und Langmuth hinnehmen, ich fürchte ſie nicht, Madame!"

Man konnte nicht bemerken, ob der hohe Ernſt, mit welchem die Kammerherrin ſprach, Eindruck auf die Kranke gemacht hatte, dieſe führte mit zitternder Hand ein Glas zum Munde, das neben ihr ſtand, und trank einige Tropfen.

„Sie ſind meine Feindin geweſen," flüſterte die Geheimräthin, nachdem ſie getrunken, „ſie haben mir

feindlich entgegen gestanden, ich ihnen, sie zwangen mich zur Flucht, ich habe mich dafür gerächt."

Es klang doch fast, als ob die Kranke sich entschuldigen wolle, Frau von Redow antwortete nicht; bei der directen Erinnerung an Ermordung ihres Gemahls faltete sie die Hände, es war ihr fester Entschluß, Alles, was an Groll und Rachegefühl noch in ihr war, zu bekämpfen.

„Ich weiß," nahm die Kranke wieder lauter sprechend das Wort, „daß ich sterben muß in wenigen Stunden, in der nächsten vielleicht schon, bei dem nächsten Hustenanfall kann ich ersticken, es ist erschrecklich, das zu wissen! Sie sagen, ich solle bereuen und mich auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, ich vermag's nicht, ich kann's nicht — ich könnte die Leute betrügen, die arme Cousine hier und ihren Mann, aber ich kann mich nicht reumüthig stellen, denn so viel ich darüber sinnen und denken mag, ich muß gestehen, daß ich, wenn mein Leben noch ein Mal begönne, nicht besser, sondern nur klüger handeln würde. Sie nennen das Verbrechen, nun ich habe dies Verbrechen begangen, nicht aus Lust daran, sondern um eine

große Rolle im Leben ſpielen zu können, um üppig zu ſchwelgen, um zu genießen, um nicht eine franzöſiſche Mamſell zu bleiben. Ich war eine arme Gouvernante, aber meine Sinne verlangten nach Genuß, ich habe mir Alles das erobert, was mir die Verhältniſſe verſagt hatten, und ich würde es wieder thun, wenn ich noch ein Mal geſund und jung wäre. Ich glaube an Gott, ich zittere vor ihm, ſeine Strafgerichte haben ſchon begonnen an mir, aber bereuen kann ich nicht, und ich fürchte ihn noch mehr zu beleidigen, wenn ich Reue heucheln wollte."

Die Kranke zitterte und bebte bei dieſem furchtbaren Bekenntniß, mit einem Grauen ohne Gleichen blickte die Kammerherrin auf das Skelett, für das die Erkenntniß eine ſo entſetzliche Strafruthe geworden war.

„Ich kann keinen Gewinn mehr ziehen von meinen Thaten," fuhr die Unglückliche, nachdem ſie ſich eine Weile erholt hatte, mit leiſer Stimme fort, „hier ſind die Papiere, durch deren Verluſt ſie in Armuth gekommen ſind; ſie brauchen mir dafür nicht dankbar zu ſein, denn ich würde dieſelben nicht zurückgeben,

wenn ich die geringſte Ausſicht hätte, dieſelben ſelbſt nützen zu können. Ich gebe ihnen ihr Eigenthum aber nicht ohne Bedingung zurück, denn was könnte mir eigentlich daran gelegen ſein, ob ſie arm ſind, oder reich, der Erfüllung meiner Bedingung aber bin ich ſicher, weil ſie Eliſabeth lieben. Um mich an dem elenden Leiſt zu rächen, habe ich Reinbachs Tochter unglücklich gemacht, ich habe dem Leiſt Eliſabeth's Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Napoleon verrathen ich kenne den Narren gut genug, um zu wiſſen, daß er Eliſabeth verſtoßen haben wird; Eliſabeth iſt immer ſanft und freundlich gegen mich geweſen, ich habe ihr viel Leides zugefügt, nicht weil ich ihr wehe thun wollte, ſondern weil es mein Vortheil erheiſchte, darum thut es mir leid, daß ſie zuletzt ganz unglücklich durch mich geworden iſt, und ſie ſollen ihr mit dem Vermögen, daß ich ihnen zurückgebe, wenigſtens ein ſorgenfreies Leben ſichern. Das iſt eine von den wenigen Thaten, die ich wirklich bereue, ich wünſche aufrichtig, ich hätte Reinbachs Tochter nicht unglücklich gemacht."

Die Kranke ſchwieg erſchöpft und hielt die Pa-

piere in ihren Händen, die sie unter ihrem Kissen bis dahin versteckt gehalten, die Kammerherrin aber stand auf und sagte so mild und freundlich als ihr irgend möglich war: „So ist's doch ein Trost, den ich ihnen gewähren kann, wenn ich ihnen sage, daß Elisabeth in glücklichster Ehe mit ihrem Gemahl lebt, zwar hat Leist lange und schwer gelitten in Folge ihrer Anzeige, aber er hat sich überzeugt, daß seine Gemahlin jener großen Gefahr glücklich entgangen ist, daß der fremde Kaiser sie nicht gesehen hat in jener Nacht, obwohl sie schon in seinen Händen war; das Glück Elisabeth's haben sie nicht gestört."

Diese Erklärung schien einen mächtigen Eindruck auf die Unglückliche zu machen, sie faßte mit den knöchernen Fingern hin und her auf der Bettdecke, sie flüsterte unverständliche Worte, es dauerte lange, ehe sie sich wieder so weit gefaßt hatte, daß sie der Kammerherrin durch einen bittenden Wink zu verstehen geben konnte, sie trinken zu lassen. Frau von Redow hielt der Geheimräthin das Glas an die lechzenden Lippen und ließ sie trinken.

„Ich danke ihnen," flüsterte diese, nachdem sie

getrunken, „sie zittern, es ist ihnen schwer geworden, sie fühlen Abscheu, Grauen vor mir, und ich begreife das, aber ich habe doch Reinbachs Tochter glücklich gemacht, denn ich habe sie mit Leist verheirathet und ich habe, wie sie sagen, Elisabeth's Glück nicht gestört — es ist mir lieb, daß sie glücklich ist, hätte nicht gedacht, daß mich noch etwas freuen könnte auf Erden, aber das freut mich. Nehmen sie die Papiere, nehmen sie, ich kann sie nicht mehr brauchen."

„Ich danke ihnen!" sagte die Kammerherrin ruhig, als sie die Papiere aus der bebenden Hand nahm, welche die leichte Last kaum noch zu halten vermochte.

„Denken sie, sie hätten wieder gefunden, was sie verloren," flüsterte die Kranke hastig, „ein Finderlohn, meine Cousine ist arm, viel Angst um mich, gute arme Leute!"

Sie sank in ihre Kissen zurück.

„Ich will für ihre Verwandte sorgen, ich verspreche ihnen das!" sagte die Kammerherrin, sich im schmerzlichsten Mitgefühl zu der Unglücklichen niederbeugend.

„Großmuth!“ hauchte die Kranke.

„Soll ich ihnen den Prediger rufen?“ fragte Frau von Redow, der die mächtig zunehmende Schwäche der unglückſeligen Frau nicht entging.

Ein eigenthümlicher Blick, halb ſpöttiſch, halb verzweifelt angſtvoll antwortete ihr, ſie eilte indeſſen den Geiſtlichen zu rufen. Der Prediger ging, begleitet von der Hausfrau, hinauf; die Kammerherrin blieb allein, die muthige geiſtesſtarke Frau war ſo heftig erſchüttert, daß ſie laut weinte, als ſie ſich allein ſah.

Etwa eine halbe Stunde ſpäter kam die Seidenwirkerfrau wieder, um zu ſagen, daß die Geheimräthin offenbar im Sterben liege und heftig nach ihr verlange, daß ſie bis dahin den Prediger ruhig habe gewähren und reden laſſen, ohne ihn, mehr mit ihren Gedanken beſchäftigt, rechte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die Kammerherrin ging hinauf und trat an das Bette der Sterbenden, an welchem der Geiſtliche mit ernſter, kummervoller Miene ſaß. Frau von Redow beugte ſich über die Sterbende, die ſie augenblicklich erkannte.

„Ich ſterbe,“ ſagte ſie kaum hörbar, „ſie haben

mir die letzte Freude gemacht, denn nun beginnt die Verdammniß; Redow war nicht schuldig in dem Haugwitz'schen Handel, ich verstrickte ihn durch Andere, es wird sie freuen, das zu hören, wollte — oh!" —

Die Worte erstarben auf den Lippen der Unglücklichen, die Kammerherrin bebte zurück vor dem Ausdruck des furchtbarsten Entsetzens, mit dem sie die Augen der Sterbenden anstierten, sie trat bei Seite und faltete ihre Hände.

Der Geistliche faßte die Hand der Geheimräthin, die schwer zu röcheln begann, er beugte sich zu ihr und betete mit lauter Stimme das Vaterunser — die schon halbgebrochenen Blicke stierten gräßlich in's Leere, das Gesicht verzog sich furchtbar, der ganze Körper zuckte zwei, drei Mal zusammen — der Todeskampf war vorüber, der Prediger ließ die Hand der Todten, die er bis dahin gehalten, aus der seinen und kniete betend nieder an dem Bett.

Erst als er sich erhub, brach die Verwandte der Erblichenen in lautes Weinen und Klagen aus.

Mitleidig trat Frau von Redow zu ihr und

ſagte tröſtend: „In ihren letzten Worten noch mühete ſich die Sterbende, mir eine Freude zu machen, das Andenken eines ihr Vorangegangenen zu reinigen!“

Der Prediger aber ſprach ernſt: „Glaubet ihr nicht, daß die Barmherzigkeit Gottes größer iſt, als aller Menſchen Wiſſen und Verſtehen?“

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenſtraße 21.

Aus dem Dänenkriege.

Aus dem Dänenkriege.

Neue Preußenlieder

von

George Hesekiel.

Berlin, 1864.

Verlag der Mylius'schen Buchhandlung.
(E. Schweigger.)

Inhalt.

Drei Klingen 7
Gesangbuch und Degen 9
Hoffnung 12
Prinz Friedrich Carl vor Missunde 15
Die drei Ersten 19
Ueber die Schley und weiter 22
Husaren zur See 25
Preußen und Oestreich 28
Strohtod 31
Fehmarn erobert 34
Seegefecht 36
Zu Königs Geburtstag 39
Der Prinz bei Düppel 43
Zwei Mann von Düppel 45
Der Eroberer von Düppel 47
Der Hundertkanonentag 49

Drei Klingen.

28. September 1863.

Drei Klingen hängen zuſammen
In einem Schrein von Glas,*)
Die zückten einſt leuchtende Flammen
Durch eine Welt voll Haß:

Dem Seydlitz-Pallaſch entgegen
Vom Säbel Ziethen's der Blitz
Und über beiden der Degen
Von unſerm großen Fritz.

---

*) In der Ausſtellung Fridericianiſcher Reliquien im Königl. Schauſpielhauſe zu Berlin.

Ja, klopft nur an die Scheiben
Und pocht an's Preußiſche Haus,
Drei gute Klingen, die treiben
Manch böſen Kitzel aus.

Drei Klingen, ja, drei Flammen
Für eine Welt voll Haß —
Noch hängen ſie ruhig zuſammen
Der Schrein doch iſt von Glas.

Gesangbuch und Degen.

19. Dezember 1863.

Preußen liegen an der Trave
In der alten Hansestadt,
Die Brigade dort der brave
General von Canstein*) hat.

---

*) Philipp, Reichsfreiherr von und zum Canstein, Generalmajor und Commandeur der 11. Inf. Brigade, welcher am Siegestage von Düppel an der Spitze der Fünfunddreißiger die Schanze No. 2 stürmte.

Jeden Sonntag in der Frühen
Geht der Preußen Commandant
In den Dom von Sanct Marien
Seinen Degen in der Hand.

Dorten ſingt aus voller Seelen
Mit der tapf're General,
Mag auch das Geſangbuch fehlen
Er kennt ſicher den Choral.

Und die Bürger Lübecks ſchauen
Auf den Kriegsknecht froh bewegt
Der im frommen Gottvertrauen
Tapfer ſich auf's Singen legt.

Letzten Sonntag in der Frühen
General von Canſtein trug
In den Dom von Sanct Marien
Mit den Degen auch ein Buch;

Das Gesangbuch that ihm bringen
Achtungsvoll die Hansestadt,
Die an seinem tapfern Singen
Ihre fromme Freude hat.

Hoffnung.

(12. Januar 1864.)

Noch liegt auf unſern Herzen
Der Ungewißheit Druck —
Gehorchen iſt unſ're Ehre,
Gehorſam des Krieger's Schmuck.
Noch nagt manch' banger Zweifel
An den Herzen ein Wurm,
Gekommen die bange Stunde
Der Stille vor dem Sturm?
Durch all' das Sagen und Meinen,
Das die Minute verſchlingt,
Stahlſcharf ein leiſes Klirren
Zu meinem Ohre dringt.
Es hat ſich in der Scheide
Von ſelbſt das Schwert bewegt,

Das Schwert, mit dem der König,
Die Schlachten Preußen's ſchlägt;
Und gute Degen, ſie regen
Sich leiſe beim Nahen der Schlacht,
Es lebt in edeln Klingen
Geheimnißvolle Macht!
Es klirrt in ſeiner Scheide
Das Schwert von Fehrbellin
Die Fahnen, ſie rauſchen leiſe
Im Schloſſe zu Berlin.
Noch hält die Krieger Preußens
Das Ehrenband der Pflicht,
Noch klang aus Königs Munde
Der helle Schlachtruf nicht. —
Doch wird er ſchmetternd ſchallen
Und blitzt er leuchtend durch,
Dann führt des Ahnen Klinge
Ein Prinz von Brandenburg;
Der alten Schlachtenfürſten
Kriegsgewalt'ger Sproß
Mit ſeinen Paladinen
Sitzt er hoch zu Roß;

Prinz Friedrich Carl von Preußen,
Der Ruhmestag iſt da —
Mit Gott und für den König!
Heil Dir! Victoria!

Prinz Friedrich Carl vor Missunde.

2. Februar 1864.

Die Winternebel zogen
Gespenstig über die Schley,
Von grauem Schleier umflogen
Lag die Brückenbastey.

In trüg'rischen Gestalten
Ringsum der Nebel kroch,
Schwer hing in feuchten Falten
Vom Wall der Danebrog.

Wohl war's die Mittagsſtunde,
Doch war's nicht mittagsklar,
Wir ſtehen vor Miſſunde
Am zweiten Februar.

Da brauſt's wie Sturmes-Wehen
Herauf von rechter Hand,
Die Winternebel ſtehen
Wie eine feſte Wand;

Da zucket flammend prächtig
Ein Blitz, der Prinz, hindurch,
Nach fahren Donner mächtig
Weſtphalen und Brandenburg.

Hei! die Trompete ſchmettert
Und eiſern iſt ihr Schall,
Das Preußenwetter wettert
Auf den Dänenwall.

Und Preußen's blaue Jungen —
Da wurde Mancher ſo roth!
Laut heiſcht mit tauſend Zungen
Seine Opfer der Tod —

Sie werfen in ſeine Schanze
Mit Macht den Feind hinein,
Und drüber in fahlem Glanze
Leuchtet der Flamme Schein.

Und hoch auf hohem Roſſe
Der Enkel Friedrich's ſitzt,
Vom feindlichen Geſchoſſe
Umdonnert und umblitzt;

So rechte Augenweide,
Für den, der Helden ehrt!
Kaum hat des Säbels Scheide
Die Kugel Ihm verſehrt.

Er hemmt das Sturmgewitter,
Denn so gebeut's die Pflicht,
Gern stürmt Er selbst — der Ritter —
Der Feldherr darf es nicht.

Er spricht zu seinen Braven
Und blickt sie leuchtend an:
„Könnt heut wie Männer schlafen,
Die ihre Pflicht gethan!“

Das ist in Seinem Munde
Ein Lob fast wunderbar,
Er sprach es vor Missunde
Am zweiten Februar.

Die drei Erſten.

Donnernd gegen Miſſunde
Fiel der erſte Schlag;
Drei Offiziere blieben
Am erſten Kampfestag.

Von jeder Waffe Einer
Am zweiten Februar —
Und von den Dreien Keiner
Ueber dreißig Jahr.

Das war der Graf von Gröben
Von Ziethen's Regiment,
Das jeder gute Preuße
Mit hohem Stolze nennt;

Der junge Graf von Gröben,
Uralt Soldatenblut —
Die Gröben wiſſen's Alle,
Wie wohl ſolch Sterben thut.

Das war der Leutnant Kipping,
Der brave Artill'riſt,
Der da für ſeinen König
So ſchön geſtorben iſt.

Der junge Leutnant Kipping,
Der Märk'ſche Pred'gerſohn,
Der hat den Lohn der Treue
Nun ſchon an Gottes Thron.

Der Dritte war der Tapfre,
Der Leutnant Hagemann,
Und Vierundzwanz'ger führte
Der junge Degen an.

Heil ihm, der ſo konnt' ſterben!
Doch trauert ſtill um ihn
Manch treu Soldatenherze
Von „Großherzog Schwerin."

Von jeder Waffe Einer
Am zweiten Februar
Und von den Dreien Keiner
Ueber dreißig Jahr!

Ueber die Schley und weiter.

Ein Hurrah für den Prinzen!
Betrogen iſt der Feind,
Beſchoſſen ward Miſſunde
Und Arnis war gemeint.

Der Prinz, der iſt gegangen
Bei Arnis über die Schley,
Hurrah! ihr blauen Jungen,
Wir waren auch dabei!

Das war in tiefer Stille,
Das war in Schnee nnd Nacht,
Da rückte an das Ufer
Des Königs von Preußen Macht.

Nur die Brigade Röder,
Die fuhr in Kähnen vorauf
Und nahm in Angeln drüben
Des Feindes Fährte auf.

Die Brücke war geſchlagen,
Der Prinz, wie immer voran,
Und all' die Seinen folgten
Jubelnd Mann für Mann.

Darob ein bleich Entſetzen
Das Dänenheer durchflog,
Sie riſſen vom Danewerke
Eilend den Danebrog;

Sie jagten wild von dannen,
Da war's ſchon halbe Flucht,
Sie liefen ſich außer Athem
Nach Flensburg an der Bucht.

Und wären ſie nicht geflohen,
Sie wären gefangen und todt,
Es war ihnen ſchon gebacken
Allen das letzte Brod.

Sie flohen voll Haſt zur Küſte
Und wußten nicht, wie's geſchah,
Hei! waren wie's Donnerwetter,
Der Prinz und die Preußen da.

Husaren zur See.

Prinz Friedrich Carl, der Degen,
Fuhr von der Schley herauf,
Da sprangen allerwegen
Von selbst die Thore auf.

In Flensburgs Hafen waren
Dänische Schiffe drei,
Da sauf'ten Zieten-Husaren*)
Wie das Wetter herbei.

---

*) Ohne Präjudiz für die tapfern Lanzenreiter vom zweiten Brandenburgischen Ulanen-Regiment Nr. 11, welche ebenfalls dabei waren.

Sie nahmen keck die Schiffe,
Ob Eis, ob Woge rauſcht!
Das ſind Huſaren-Kniffe,
Den Alten abgelauſcht.

Die Zieten'ſchen Huſaren,
Sie nahmen damals ſchon,
Als ſie in Holland waren,*)
Ein feindlich Gallion.

Zu Lande wie zu Waſſer
Dem König galt ihr Schwur —
Das macht' ein bischen naſſer
Ja Pelz und Dolmann nur.

So machten's einſt die Alten
Mit grimmigem Geſicht,
Und ſo wird's noch gehalten
Bis der Säbel bricht.

---

*) 1787 nahm das Zieten'ſche Huſaren-Regiment, damals von Eben, eine holländiſche Fregatte im Hafen von Rotterdam.

Huſare viel bewundert,
Du Stolz von Brandenburg,
Du ſchlägſt dich durch's Jahrhundert
Mit blanker Klinge durch!

Preußen und Oeſtreich.

Vorwärts in Gottes Namen!
Rief unſer Feldmarſchall,
Dröhnend ſprachen ihr: Amen!
Trompeten und Paukenhall.

Und vorwärts! auf blutigen Bahnen
Ueber Eider und Schley
Flattern die deutſchen Fahnen,
Als ob's nur Eine ſei.

Schwarzgelb rauſcht hin zur Linken,
Zur Rechten fliegt Schwarzweiß,
Die gleichen Ziele winken,
Gemeinſam iſt der Preis.

Sie fahren im eiſernen Wetter
Ueber Schleswig zugleich,
Es klingt wie Trompetengeſchmetter:
Preußen und Oeſtereich!

Da ſchirmen nicht Werk und Wälle;
Da ſchützen nicht Schnee und Froſt,
Sie kommen mit Windesſchnelle,
Sie kommen von Weſt und Oſt.

Sie werfen aus deutſchem Lande
Den Dänen in die Flucht,
Sie hetzen ihn bis zum Strande,
Sie faſſen ihn an der Bucht.

Sie haben mit Eiſen geſchrieben
Und Blut das deutſche Recht,
Der Väter werth iſt geblieben
Der Enkel kriegriſch Geſchlecht.

Und wie vor fünfzig Jahren
Wird ganz Europa bleich,
Weil miteinander fahren
Preußen uñd Oeſterreich.

Strohtod.

Die alten germaniſchen Recken
So kühn und kampfesfroh,
Es bebten die Ueberkecken
Vor dem Tod auf dem Stroh.

Sie ſehnten ſich Alle, zu ſterben
Roth auf der Haide breit,
Sie konnten Wallhalla nur erben,
Wenn ſie gefallen im Streit.

Die nicht im Schlachtſturm erlegen,
Die führte der Strohtod bleich
Heimlich auf dunkeln Wegen
In Hela's finſt'res Reich. —

Doch unſ're Preußiſchen Krieger
Sie bleiben kampfesfroh,
Sie fürchten, unſterbliche Sieger!
Nicht den Tod auf dem Stroh.

Die keine Kugel getroffen
Im Kampf bei Fahnenwehn,
Die nicht den Himmel offen
Auf blutigem Felde geſehn;

Die ſich in eiſigen Nächten,
Im Schneeſturm matt gekämpft,
Bis daß von finſtren Mächten
Die Manneskraft gedämpft;

Sie leiden alle und ſterben
Für König und Vaterland,
Sie geh'n den Himmel zu erben
Stolz an des Todes Hand.

Begrabt ſie nach Krieger Weiſe
Sie ſterben ruhmvoll im Bett
Und unſ're Jugend ſie preiſe
Die Helden im Lazareth!

Fehmern erobert.

Auf ihren Inſeln ſaßen
Die Dänen gar zu ſtolz
Und trotzten auf ihre Schiffe,
Schwimmende Burgen von Holz.

Der General von Schlegell,
Der dacht in ſeinen Muth:
So laßt uns doch mal ſehen
Ob's Brandenburg nicht thut?

Da trieb er Fiſcherboote
Am Meeresſtrande auf
Und ſetzte Achtundvierz'ger
Drei Compagnieen drauf.

Die fuhren hin im Sturme
Nach Fehmern bei der Nacht —
Die ganze Insel haben
Gefangen sie gemacht.

Sie kamen an im Sturme
Und griffen zu mit List,
Hei! Brandenburg kann nehmen
Was nur zu nehmen ist.

Trotzt nicht auf Eure Inseln
Ihr Dänen allzusehr,
Sonst greifen wir bei Nächten
Mal wieder über's Meer!

Seegefecht.

17. März 1864.

Wohlauf denn, ihr Preußen,
Das freuet uns prächtig,
Wir sind auch zu Meere
Des Dänen nun mächtig,

Wir schlugen zu Dreien
Uns keck gegen Sieben
Und frei sind die Küsten
Von Pommern geblieben.

Stolz weht von der Gaffel
Das Kreuzlein von Eiſen,
Dem Danebrog thaten
Die Zähne wir weiſen.

Die Loreley war es
Arcona und Nymphe,
Die hatten im Spiele
Die Treffer und Trümpfe.

Am ſiebzehnten Märzen
Die Preußiſchen Jungen,
Wie ſind ſie ſo luſtig
Zu Deck da geſprungen!

Herr Jachmann, Herr Werner,
Herr Kuhn auch daneben
Die ganze Marine
Des König's ſoll leben!

Wohlauf denn, ihr Preußen,
Das freuet uns prächtig,
Wir ſind auch zu Meere
Des Dänen nun mächtig!

Zu Königs Geburtstag.

Herr! wenn wir huld'gend heute zu Dir treten
Den Gruß der Treue an den Thron zu bringen,
Von Deinem Volk, von all' den edlen Stämmen,
Die unter Deinem Scepter ſtattlich grünen,
So wird der Gruß der Freude heißer Dank!

Du ſaheſt, daß der Haß des Inſelvolkes
Mit hartem Druck auf deutſchen Männern lag,
Du ſah'ſt wie Deutſchlands Stimme der Verſöhnung
Zu Spott geworden jenem Volk am Sunde.
Da brannte Dir der Zorn im deutſchen Herzen
Und an den Preußendegen griff die Rechte.

Nach Wien hin flogen Deine schnellen Boten
Zu Deinem Bruder in der Kaiserburg —
Und klirrend sprang von ihrem Lorbeerlager
In lichten Waffen schimmernd Austria;
Entschlossen schlug sie ein in Deine Rechte —
Und auferstanden war der alte Bund.

Wie edle Rosse durch die Eb'ne stürmen,
Daß helle Funken von den Hufen sprühen,
So stürmten Oestreich, Preußen mit einander
Durch Eis und Schnee zum fernen Meer im Norden;
Und leuchtend stand auf goldnem Sichelwagen
Mit frischem Kranz Germaniens Bellona.

Wir wissen's Herr! Du warst der Waffenmeister,
Der Preußens Schwert für Kampf und Krieg bereitet;
Du hast ein Jüngling für Dein Volk gefochten,
Du hast als Mann den Aufruhr kühn zertreten,
Als er im Badnerland sein Haupt erhoben,

Und was Erfahrung Dir gelehrt im Kriege
Du haſt's voll Weisheit für Dein Volk verwendet;
Und wenn die Fahnen Friedrichs friſche Kränze,
Im blut'gen Schlachtgefild gewonnen, zieren,
Die reifen Früchte ſind es Deines Lebens.

Wir ſandten freudig unſre Söhn' und Brüder,
Als gegen Norden Deine Adler flogen
Und Du zum Kampfe riefſt für's deutſche Recht;
Mit unſern Söhnen, unſern Brüdern zogen
Auch Deine Brüder und Dein einz'ger Sohn —
So ſteht im Kampfe Preußen's Volk zuſammen
Mit ſeines Königs ruhmgekröntem Hauſe,
Ein Prinz von Deinem Blute trägt die Fahne
Allzeit voran auf ſchwerer Siegesbahn,
Und in dem ſtolzen Donner der Geſchütze
Vernimmt Europa wieder Preußens Stimme.

Dein großes Werk iſt's, Herr! daß alſo leuchtend
Im Kampfe ſteht die Preußiſche Armada,
Daß durch den öden Jammer des Gezänkes

Die edle Klinge fuhr mit ihrem Blitze —
Der Nebel fällt und strahlend steigt die Sonne
Empor an unserm blauen Preußenhimmel.

So nimm ihn hin, den Dank von Deinem Volke;
Das ist zu Deinem Feste unser Gruß:
Dem König Heil! der uns mit festem Muthe
Für's Vaterland zum Ehrenkampf gerufen,
Dem König Heil! Dem ed'len Hort der Ehren,
Und Gott wird zwiefach Ihm den Sieg bescheeren! —

Der Prinz bei Düppel.

Wie rothe Flamme glühet
Sein rother Attila,
Aus Seinen Augen leuchtet
Des Siegers Gloria;

Wie Gold um Seine Schulter
Blinkt das Orangeband.
Und wie ein Blitz der Säbel
In Seiner Heldenhand;

So fliegt Er, Blitz und Flamme,
Die blauen Reihen durch —
Das ist der rothe Adler,
Der Schild von Brandenburg!

Zwei Mann von Düppel.

Tambour, ſchlag an! —
Es gilt einem Mann,
Der ſtürmte mit Hurrah die Schanze hinauf
Und pflanzte die Fahne des Königs darauf,
Und was er gepflanzet mit Preußiſchem Muth,
Begoß er mit ſeinem heißſtrömenden Blut;
Bei ſeiner Fahne der Tapf're lag,
Den Gott zu Freuden erwecken mag! —
Preußen, ſagt an,
Wer war der Mann?
Feldwebel Probſt!

Tambour, ſchlag' an!
Es gilt einem Mann,
Der führte zum Sturme mit kühnem Sinn
Die Grenadiere der Königin;
Sie nahmen die Schanze in vollem Lauf,
Er pflanzte die Fahne des Königs darauf,
Da traf ihn zum Tode das feindliche Blei,
Ihm Gott eine fröhliche Urſtänd verleih! —
Preußen, ſagt an,
Wer war der Mann?
Major von Beeren!

Das waren zwei Mann,
Denen Gott die Ehre gann
Vor Vielen, die ſtarben,
Den Himmel erwarben —
Das waren zwei Mann:
Tambours, ſchlagt an!

Der Eroberer von Düppel.

Wer zog wie's Wetter durch Nacht und Schnee?
Wer flog mit dem Sturme hinauf zur See?
Prinz Friedrich Carl iſt der Degen genannt,
Sein König, der hat ihn ausgeſandt.

Wer lag mit dem tapfern Preußiſchen Heer
In eiſigen Wintermonden am Meer?
Wer fegte mit eiſernem Beſen das Feld?
Prinz Friedrich Carl, unſer glorreicher Held.

Wer donnerte grimmig an Düppels Wehr?
Wer ſchleudert' die Blitze über das Meer?
Der Donner rollt und die Erde bebt —
Prinz Friedrich Carl ſeine Fahne hebt.

Wer war in ſechzig Nächten auf Wacht?
Wer ſann die Pläne zur Dänenſchlacht?
Wer wies zum Siege die blutige Bahn?
Prinz Friedrich Carl, der allzeit voran!

Wer war's, der uns zum Sturme geführt?
Den Lorbeer erſtritten, der Helden gebührt?
Prinz Friedrich Carl iſt der Degen genannt
Mit Gott für König und Vaterland.

Der Hundertkanonentag.

4. Mai 1864.

Die Linden ſtehen im erſten Grün,
Die Augen leuchten, die Wangen glüh'n,
Fanfaren ſchmettern im Siegeston
Geſchütze raſſeln, Kanon auf Kanon;
Sie ziehen in langer Reihe dahin
Und in Parade ſteht ganz Berlin.
Der König und mit ihm die Prinzen all,
Sie führen die Stürmer von Düppels Wall;
Zur Siegesgöttin die Blicke empor
Die Sieger ziehen durch's Siegesthor,
Mit Laub und Blumen die Helme geſchmückt,
Im Sonnenſtrahle die Klingen gezückt;

Und: „Hurrah!“ donnert der Liebesgruß,
„Hurrah!“ dem braven Stöphasius!*)
Und „Hurrah!“ immer wieder auf's Neu,
Der Preußische Dank und sein Feldgeschrei.

Da sprengt der König hernieder die Reih'n —
Der Tag, mein Herr und König, ist Dein!
Die Thräne, sie fließet in Wonne und Schmerz,
Dem König gehört unser Preußisches Herz!

Von Düppel der blutige Beuteschatz,
Dänengeschütz, vom Pariserplatz
Rollt es mit dumpfen klagenden Klang,
Hundert Kanonen die Linden entlang.
Die jungen Soldaten in Waffenblitz,
Sie führen es vor — Dir, großer Fritz!

---

*) Premierlieutenant Stöphasius von der Brandenburgischen Artillerie-Brigade No. 3 führte das aus den Sturmcolonnen vom 18. April zusammengesetzte Ehrengeleit der Kanonen.

Dein Erzbild ſchauet ſo ruhig darein,
Als könnte das gar nicht anders ſein,
Dein Marſch von Hohenfriedberg ertönt,
Du haſt uns Preußen an's Siegen gewöhnt,
Doch wärſt Du von Erz nicht, Du rückteſt den Hut
Und riefeſt zufrieden: „Na, Kinder, s'iſt gut!“

Druck von W. Vermehren in Berlin.

Wappensagen

von

George Hesekiel.

Berlin.
Verlag von Ludwig Rauh.

395

Der

hochgeborenen Frau Thereſe

Reichsgräfin Finck von Finckenſtein

auf Ziebingen,

der edeln Tochter des unvergeßlichen Helden
im Befreiungskampfe

Generals von Oppen

in

dankbarer Verehrung

gewidmet.

Landesbibliothek Universitäts- u. Halle (Saale)

Alvensleben.

Die erſte Fahne ſoll führen
Graf Alvo aus Brunos* Land
Auf daß alle Welt mag ſpüren
Wie ſtark ihm Herz und Hand!

Hoch führt die erſte Fahne
Graf Alvo beim Krönungsamt,
Des edlen Geſchlechtes Ahne,
Das ſeinem Leben entſtammt.

Und als das „Sanctus“ ertönet
Im lateranenſiſchen Dom,
Und als Herr Carl war gekrönet
Zum deutſchen Kaiſer von Rom,

Da nahm er drei weiße Roſen,
Der reinen Ehre Bild,
Und ſchmückt' mit den makelloſen
Des Grafen Alvo Schild;

Drauf thaten ſich auf die Pforten,
Das Volk erfüllte den Dom,

* Brunonis vicus, d. i. Braunſchweig.

Laut ſprach mit ernſten Worten
Der große Kaiſer von Rom:

„Männliche Herzen für's eiſerne Hemde,
Zagenden Seelen die Schilde ſind fremde,
Der Schild ziemt mit Rechten nur edlen Geſellen,
Er haſſet und ſcheut die zur Schande ſich ſtellen.
Gott will, daß man die Schilde nie finde
Bei feigem Geſinde;
Er will, daß die Seinen
Bei allen Gemeinen
Voll Tugend erſcheinen,
Dem Argen, dem Feigen, dem unfrommen Schelme
Ziemen nicht Schilde und taugen nicht Helme;
Der Schild iſt nur da, um Ehre zu wecken,
Nicht Schande zu decken.
Wer furchtſam erbleichet,
Die Ehre entweichet,
Die Schand' ihn erreichet!"

So hat den kühnen Helden
Der große Carl bedacht,
Wie alte Sagen melden,
Für manche That der Schlacht.

Noch heute blüh'n die Roſen
In Alvensleben's Schild,
Der Ehr', der makelloſen,
Uraltes Silberbild.

Arnim.

Die Schlacht war für Holland verloren,
Der Graf floh gegen den Bach,
In hellen Haufen ſtürmten
Die ſiegenden Frieſen nach.

Quer über dem reißenden Waſſer,
Da lag eine Brücke gut,
Die hatte der Graf befohlen
Dem Junker von Arnheim zur Hut.

Der Junker die flüchtigen Schaaren
Schweigend paſſiren läßt,
Ihn halten die Ehre, die Treue
An ſeinem Poſten feſt.

Und als ſie Alle hinüber,
Da ſteht der Junker allein,
Und wirft die Bohlen der Brücke
In's reißende Waſſer hinein.

Zwei Balken liegen alleine,
Zwei Balken glatt und ſchmal,
Und kann ſie der Junker nicht brechen,
So hütet ſie tapfer ſein Stahl.

In hellen Haufen ſtürmen
Die ſiegenden Frieſen an,
Der Junker von Arnheim alleine
Bekämpfet ſie Mann an Mann.

Von den ſchmalen Balken herunter
Stürzt er ſie in die Fluth,
Und färbet die blinkenden Waſſer
Dunkel mit Frieſenblut.

Von ſeinen Balken der Junker
Sich nimmer vertreiben läßt,
Ihn halten die Ehre, die Treue
An ſeinem Poſten feſt.

So hielt an dem blutigen Bache
Der muthige Kämpe aus,
Bis der Graf die Schaaren geordnet
Auf's Neue zu Streit und Strauß.

Und als die Frieſen geſchlagen,
Und als ſich gewendet der Tag,
Empfing der Held an der Brücke,
Den ehrenden Ritterſchlag.

Und roth, wie er färbte die Waſſer,
So prangte ſein Wappenſchild,
Die weißen Balken der Brücke,
Die waren ſein Ehrenbild.

So führen ſeit tauſend Jahren
Die Arnim im rothen Feld
Die beiden ſilbernen Balken,
Die ſich erſtritten der Held.

Noch heute kein rechter Arnim
Von ſeinem Poſten läßt,
Sie ſteh'n, wie der Ahn' an der Brücke,
In Ehr' und Treue feſt.

Aſſeburg.

In dem Aſſeburg'ſchen Wappen
Liegt gebeugt der ſchwarze Wolf,
Doch ſein Trutz und ſeine Stärke
Und ſein Muth ſind ungebeugt;
Liegt gebeugt wie auf der Lauer
Grimmig ſtets zum Sprung geſchickt,
Denn der Wolf hat nichts vergeſſen
Und er harret ſeiner Zeit.

Einſt, vor grad' ſechshundert Jahren,*
Hielt der Wolf im goldnen Feld
Braunſchweig's großen Welfenleuen

* In's Jahr 1255 fällt der Beginn der ſogenannten Peina'ſchen Fehde, welche Buſſo von der Aſſeburg mit ſeinen Geſippen von Peina, Wolfenbüttel u. ſ. w. gegen den Herzog Albrecht den Großen von Braunſchweig führte.

Mit den Pranken keck umfaßt;
Alſo führte ihn als Wappen
Buſſo von der Aſſeburg
Der mit allen ſeinen Vettern
Herzog Albrecht abgeſagt.
Doch der jugendliche Herzog
Dient' auf dieſen blut'gen Hohn
Mit dem Schwert und ſeines Ahnen
Heinrich vollem Löwenzorn,
Sammelt eilig die Vaſallen,
Warf im Wind ſein Banner auf,
Stürmt die Veſte Wolfenbüttel,
Zwang den Aſſeburg zur Flucht;
Brach der Vettern ſtift'ſche Schlöſſer
Sarſtedt, Reden, Roſenthal,
Und erſchien vor Buſſo's Veſte,
Vor der hohen Aſſeburg.
Lange rangen Wolf und Löwe
Um den Sieg im blut'gen Kampf,
Hält der Wolf die Felſenthürme,
Thürmt der Löwe Felſen auf.
Endlich fiel die mächt'ge Veſte
Und nach Jahre langem Müh'n
Flattert Herzog Albrechts Banner
Von der hohen Aſſeburg.

Seit dem Tag, da Buſſo zürnend
Von dem Haus der Väter wich,

Liegt im Aſſeburg'ſchen Wappen
Tief gebeugt der ſchwarze Wolf,
Doch er liegt nur auf der Lauer,
Grimmig ſtets zum Sprung geſchickt,
Denn der Wolf hat nichts vergeſſen
Und er harret ſeiner Zeit.
Und er harrte nicht vergebens,
Wagte manchen kecken Sprung,
Saß auch bald gar trutzig wieder
Auf der hohen Aſſeburg.

Reiche Güter, hohe Ehren
Kamen an das edle Haus,
Freiherrnkronen, Grafenwürden
Zieren Buſſo's alten Stamm —
Hei! der Wolf hat nichts vergeſſen
Und er harret ſeiner Zeit!

Barneckow.

Freie Edelherrn am Oſtſeeſtrande
Freie Herren auf der Inſel Rügen,
Frei und edel ſtets in allen Stücken,
Aber wieder treu wie Gold den Fürſten
Die in Eid und Lehenspflicht ſie nahmen,
Frei und treu zugleich die Barneckow.

Ohne Makel iſt der Schild geblieben,
Drin der rothe Widder ſtolz ſich bäumt,
Ohne Makel wird er ewig bleiben,
Denn er iſt der Schild der Barneckow
Und die Art kann von der Art nicht laſſen.

Untreu werden kann kein Barneckow,
Denn er muß ja an den Ahnen denken
Raven Barneckow, den edlen Zeugen,
Der für ſeinen Fürſten muthig zeugte,
Als ihn Otto Woge wollte ſchänden.

Mochten ſie den treuen Landvoigt foltern,
Ihn und ſeinen Herrn Verräther ſchelten;
Als ſie ihn durch Stralſund's Straßen ſchleiften,
Wund und blutig ſchon zur Todesſtätte,
Mächtig hob ſich ſtets empor Herr Raven,
Rief es laut, „daß ſie als Schelmen lögen
Ueber ihn und ſeinen frommen Herzog!"
Morden konnten ſie den edeln Zeugen,
Doch ſein Zeugniß konnten ſie nicht ſchweigen,
Heute noch die Ravenberger Straße
Giebt in Stralſund Zeugniß von der Treue,
Die zum Tod der Barneckow gehalten.
Auf dem Kirchhof liegt ein Stein zu Steinberg,
D'rauf geraſtet die Stralſunder Bürger,
Die zur Sühne Raven's Leiche trugen
Von dem Sunde bis zu Greifswald's Thore.

Oder kann ein Enkel untreu werden
Aus dem Blute Chriſten Barneckow's,
Der in Skilling's blut'gem Feld geſtritten
Selbzweihundert mit dem Schwedenkönig,
Daß er ſeinen theuren Lehnsherrn rette,
Der gerathen in die Schwedenfalle?
Peder Styge, Stern von Roſenſparre,
Franz von Rartgau und der Barneckow
Stritten Anno ſechszehnhundertzwölfe,
Bis den Dänenkönig ſie gerettet,
Dazu ſich den blut'gen Tod errungen.
Flecke auf dem großen Stein bei Warberg
Zeigen heute noch die Schwedenbauern,
„Blut des Chriſten Barneckow" ſie nennend.

Freie Edelherrn am Oſtſeeſtrande,
Freie Herren auf der Inſel Rügen,
Aber treu wie Gold zugleich den Fürſten,
Die in Eid und Lehenpflicht ſie nahmen,
Alſo ſind die Barneckow noch heute,
Und in ſpäten Tagen ſoll noch leuchten
Silberhell ihr Wappen mit dem Widder!

Baſſewitz.

Das war der Fürſt von Meklenburg,
Der floh wohl über die Haide,

Der ſchlug mit blankem Schwert ſich durch
Das war manch Tapfern leide.
Und als er auf die Haide kam
Mit ſeinem Schwertgeſellen,
Dem Baſſewitze lobeſam,
Die Feinde ihn umſtellen.
Sie ſtellten ſich in Reihen dar
Wie bei der Mahd die Mäher,
Zu fangen das gewalt'ge Paar,
Sie rückten nah und näher.
Da ſprach der Fürſt von Meklenburg:
„Oh! wär' ich nie geboren,
„Hier hilft mir Macht und Witz nicht durch,
„Heut giebt mich Gott verloren!"
Da hub der Schwertgeſelle an:
„Und thut kein Witz Euch retten,
„So hat's der Baſſewitz gethan
„D'rauf will er ſich verwetten!
„Kommt, Herr, und ſtellt das Klagen ein,
„Denn Gott giebt Euch ein Zeichen,
„Wir werden doch noch Sieger ſein,
„Wenn wir auch heute weichen!"
So ſprach Herr Bernd von Baſſewitz
Und trat durch dünn und dicke,
Der Fährte zu des Keulers Sitz
Folgt er mit ſcharfem Blicke.
Sie ziehen keck durch Sumpf und Moor
Sie waten und ſie ſinken,

Da bricht der Eber wüthig vor
Die weißen Hauer blinken.
Der Eber flieht zum andern Strand,
Hoch rauſchen auf die Wellen;
Doch muthig folgen Hand in Hand
Die beiden Schwertgeſellen.
Und als der Fürſt am Ufer ſtund
Sah er den Eber ſpringen,
Er ſetzt das Horn an ſeinen Mund
Und ließ es laut erklingen.
Da kamen ſeine Mannen all'
Und ſtellten ſich in Rotten.
Er aber rief mit lautem Schall,
Die Feinde zu verſpotten:
„Der beſte Witz in Meklenburg,
„Der Baſſewitz ſoll gelten,
„Denn der half ſeinem Fürſten durch,
„Als Feinde ihn umſtellten.
„Auch ſoll in ſeinem Silberſchild
„Hinfort ein Eber ſpringen,
„Und Ruhm ſoll ihm ſolch Wappenbild
„Noch bei den Enkeln bringen!"
Seitdem ward noch manch böſer Witz
Am Baſſewitz zu Schanden,
Drum preiſen ſie den Baſſewitz
Auch hoch in allen Landen!

Bathory-Simolin.

In jedem Lande klinget die Sage ohne Trug
Von einem ſtolzen Helden, der einen Drachen ſchlug —
Es ſind die alten Sagen nicht voll des eitlen Ruhms,
Sie künden leiſe mahnend den Sieg des Chriſtenthums,

Das Kreuz des Ritterſchwertes — des Glaubens Wappenbild,
Symbol des Heidenthums — der Zauberdrachen wild,
Den eigenen Sankt Jürgen hat jedes alte Land,
Und nach dem Drachentödter wird noch manch Haus benannt;

In Wälſchland ein Visconti, ein Sax war's in der Schweiz,
Ein Stillfried, der in Böhmen geſiegt für's heil'ge Kreuz,
Als Drachentödter prangen ſie in der Sage Kranz,
Der Ahnherr'n Ruhm die Enkel umſtrahlt mit hellem Glanz;

In Ungarn war's Held Vitus, der dort den Lindwurm ſchlug,
Den Ehrennamen Bathor er von dem Siege trug,
Denn Bathor heißt verdeutſchet ein Drachentödter recht,
Vom Bathor iſt entſproſſen ein mächtiges Geſchlecht;

Das führte in dem Wappen drei Drachenzähne frei,
Zum Zeichen, daß es Erbe des Drachentödters ſei,
Der Thron von Siebenbürgen ward dieſem Haus zu Theil
Und König Stephan Bathor war Polen's Stolz und Heil. —

Ein Sproß vom Bathorſtamme, Herr Michael genannt,
Der gab dem ſchönſten Fräulein in Liebe Herz und Hand,
Doch weil Sophie Simonfy Kumaniſchen Geſchlecht's,*
Entſetzten ihn die Vettern drauf ſeines guten Rechts.

Es ſollte ſich nicht ſippen des Bathor ſtolzes Blut
Selbſt mit dem Fürſtenkinde aus ſchnöder Heidenbrut.

* Die Kumanenſtämme, die aus dem Orient herüberkamen und ſich in Ungarn feſtſetzten, ſie waren zum Theil Moslemin, zum Theil wirklich Heiden und ſträubten ſich lange gegen die Annahme des Chriſtenthums.

Und ließ auch ſie ſich taufen, Kumaniſch Heidenthum
Warf einen argen Flecken auf reinen Ritterruhm.

Doch Michael von Bathor kannt' weder Furcht noch Scheu,
Schrieb auf ſein Schild entſchloſſen den Wahlſpruch: „Frei und treu!“
Treu ſeiner ſüßen Liebe und frei von Vorurtheil
Verſuchte mit den Waffen er kecken Muths ſein Heil.

Und ward er auch geſchlagen in mancher heißen Schlacht,
So konnte doch ihm brechen die Treue keine Macht;
Die Söhne wandten grollend ſich ab vom Vaterland,
So ward im Zorn zerriſſen der Bathor Stammverband;

Gekränkt von ihren Vettern an Recht und Erbe ſchwer,
Sie wollten auch nicht führen der Bathor Namen mehr,
Simonfyl nach der Mutter benannten ſie ihr Haus,
Es wurde Simolinus dann auf lateiniſch d'raus;

Des Drachentödters Wappen, ſie warfen's grollend hin,
Doch „frei und treu“ ſie blieben nach ihres Vaters Sinn,

Der Mutter fremdes Wappen, sie nahmen's trutzig an,
Den Arm aus Wolken reichend die prächt'ge Tulipan.

Das ist ein Wappenzeichen, aus dem ihr klar erkennt,
Daß die Kumanen kamen aus fernem Orient,
Doch für die Simoline war es der Mutter Hand,
Die hielt die selt'ne Blume aus fremden Morgenland. —

Jahrhunderte entschwunden, der Bathor-Stamm ging hin,
Er steht allein noch aufrecht im Zweig der Simolin,
Noch blüht in seinem Wappen der Ahnfrau Tulipan,
Auf Gräbern liegt zerbrochen das mit dem Drachenzahn.

Was an den Zweig gesündigt, gerochen hat's die Zeit,
Und sitzt auf Bathor's Gräbern auch die Unsterblichkeit,
So sind die Simoline doch heut noch frei und treu,
Den Glanz des alten Stammes erwecken sie auf's Neu.

Below.

Es ſind als chriſtliche Ritter
Die Below lange bekannt,
Im Kampfe wieder die Heiden
Mit hohem Ruhme genannt.

Als zwiſchen Weſer und Elbe
Noch Hunnen und Wenden gehauſ't,
Sie ſahen mit Schrecken nur blitzen
Das Schwert in der Belowe Fauſt;

Die trugen den Muth in der Seele,
Der von dem Kreuze entſtammt,
Das in der Gläubigen Herzen
Mit mächtigem Leuchten geflammt.

Sie ſchützten die heilige Kirche,
Wie freudige Liebe thut,
Und manch' Verächter Gottes
Sank fluchend in ſein Blut.

Sie fochten auch nimmer um Silber
Im Wald, auf grüner Au.
Sie ſtanden für den Glauben,
So weit der Himmel blau.

Drei Heidenköpfe von Silber
Auf himmelblauem Schild
Sind drum ſeit alten Tagen
Der Belowe Wappenſchild;

Drei Heidenköpfe von Silber
Mit langem Lippenbart
Und langer ſilberner Mütze,
Gezipfelt nach Hunnenart.

Das iſt ein Wappengebilde,
Das hat einen tiefen Sinn,
Die Belowe ſollen es führen
In alle Zeiten hin.

Als König Heinrich der Finkler
Sanct Michael's Banner einſt trug.
Die heidniſchen Hunnen-Geſchwader
In Merſeburg's Ebenen ſchlug,

Da waren die Ahnen der Below
Dabei mit gewaltigem Schwert
Und ſchlugen ſich gegen die Heiden,
Des chriſtlichen Stammes werth.

Drauf hat der freudige König
Geſtattet ihnen mild,
Den Aar im Schilde zu führen,
Des Reiches Wappenbild.

Doch hielt am alten Zeichen
Vom Stamme die Mehrzahl feſt,
Weil ſich ein Wappen wohl mehren,
Doch ſchwer vertauſchen läßt.

Es ſind die Zeichen nun beide
Jahrhunderte ſchon im Gebrauch,
Das neue mit dem Adler
Iſt längſt ein altes auch.

Doch welches ſie auch führten,
Ob Köpf', ob Adler darin,
Die Träger haben bewahret
Den alten Ritterſinn;

Sie fochten nimmer um Silber
Im Wald, auf grüner Au,
Sie ſtanden als chriſtliche Ritter,
So weit der Himmel blau!

Bismark.

Das Blatt, das grün und kräftig
Des Wand'rers Blick entzückt,
In purem Golde prächtig
Den Schild der Bismark ſchmückt;

Das Kleeblatt, gülden leuchtend,
Das iſt im blauen Feld
Von Neſſelblättern dräuend
Gar ſcharf und blank umſtellt.
Es war vor alten Zeiten
Ein Fräulein wonneſam,
Durch das der Neſſel Zeichen
In's Schild der Bismark kam.
Um Fräulein Gertrud warben
Viel Edle kampferprobt,
Die auf Geheiß des Vaters
Dem Vetter ſchon verlobt.
Da kam ein Fürſt der Wenden
Herab vom nord'ſchen Meer,
Er kam mit hundert Pferden —
Jung Gertrud ſein Begehr!
Jung Gertrud lehnte höflich
Die hohe Ehre ab;
Der Fürſt, erzürnet höchlich,
Erhub den güld'nen Stab,
Er winkte ſeinen Knechten
Und rief, von Zorn entbrannt:
„Ich will das Kleeblatt brechen,
„Mit meiner eigenen Hand!
„Ja, wär's noch eine Neſſel
„Gäb's doch ein kleines Weh,
„Doch luſtig iſt's, zu brechen,
„Grün oder gold, den Klee!“ —

Und noch am ſelb'gen Tage
Da ſtürmt mit reiſ'gem Troß
Der Fürſt von Wendenſtamme
Jung Gertrud's feſtes Schloß.
Der Burgvoigt, überfallen,
Fiel fechtend in dem Troß,
Und über Wall und Graben
Der Wende drang in's Schloß.
Des leichten Sieg's frohlockend
Der Fürſt ſchaut freudig d'rein
Und trat mit ſtolzem Worte
In Gertrud's Kämmerlein:
„Ich komme, Dich zu brechen
„Du güld'ner Herzensklee,
„Du brennſt ja nicht wie Neſſeln,
„Das Kleeblatt thut nicht weh!"
Drauf that er ſie umarmen,
Wie brünſt'ge Liebe thut,
Doch plötzlich ſchrie er: „Gnade!"
Und ſank in's heiße Blut.
Jung Gertrud wunderprächtig
Schwang über ihm den Stahl,
Den Dolch ſtieß ſie ihm kräftig
In's Herz zum andern Mal
Und rief: „Da ſind die Neſſeln,
„Die Neſſeln brennen, weh!
„Wer hat noch Luſt zu brechen
„Der Bismark güld'nen Klee?"

Und ſeit jung Gertrud's Zeiten
Dräut in der Bismark Schild
Der Neſſeln blankes Zeichen
Rings um des Kleeblatts Bild;
Mit ſcharfem Stahl ſie haben
Ihr Kleinod ſtets bewahrt —
Ja, ſeit jung Gertrud's Tagen
Blieb das der Bismark Art.

Blücher.

Stolz rauſchen die Fahnen zu Häupten dem Sieger,
Der eiſern die Donner der Schlachten gelenkt,
Still ſchattet der Lorbeer die Stirne dem Krieger,
Vor dem ſich die Schwerter der Feinde geſenkt;

Mir wogt es zu Häupten wie rauſchende Fahnen,
Es weht wie aus Lorbeergebüſchen mich an,
Ich ſinge die Wappenzeichen der Ahnen
Des Helden, den Keiner beſingen jetzt kann.

Ich preiſe den Geiſt, der im krieg'riſchen Stamme
Von je als belebender Funke ſich trug,
Bis daß er gewaltig als leuchtende Flamme
Empor aus der gräßlichſten Finſterniß ſchlug.

Ich preiſe den Geiſt und beſinge den Helden,
Von welchem der eiſerne Feldherr entſtammt,
Es ſoll Euch die ſpäteſte Kunde noch melden,
Daß er, ein Schwert des Gerichtes, geflammt. —

Mit Heinrich dem Löwen nach Rhodus gezogen,
Erkämpfte ein wendiſcher Krieger ſich Ruhm,
Und Heinrich der Löwe auf rollenden Wogen
Belehrte ihn ſelber im Ritterthum.

So kehrten ſie heim und zum baltiſchen Strande
Lud dringend den Löwen der Löwin Gemahl*
Fürſt Borwin, der Herr in den wendiſchen Landen,
Bekriegt von den Heiden mit Ueberzahl.

Der Knappe des Löwen, der wendiſche Krieger,
Der mit ihm zu Schiffe und Rhodus war,
Der folgte zur Heimath dem fürſtlichen Sieger
Und führte mit Glück ſeine reiſige Schaar.

Er kämpfte in jedem Gefechte mit Muthe,
Die Heiden, die ſchlug er in manchem Strauß —
So ſchützte er einſtmals mit eigenem Blute
Ein ſchwer bedräuetes Gotteshaus;

Und als er gebetet am heiligen Bilde,
Da trat er zum Fürſten empor auf den Plan,

* Der Löwin Gemahl — Fürſt Borwin, Herr zu Mecklenburg und Wenden, war der Gemahl Mechthildens, der Tochter Herzogs Heinrich des Löwen.

Und bot auf ſeinem noch blutigen Schilde
Die Schlüſſel der heiligen Kirche ihm an.

„Bleudiger* ſollſt Du in Zukunft Dich nennen,
Die Schlüſſel der Kirche, die laſſe ich Dir,
Die ſpäteſte Nachwelt, die ſoll ſie noch kennen
Als Deines Schildes geweihete Zier.

„Du haſt geſchützet die heil'gen Pforten
Mit Tod verachtendem Ritterſinn —"
So ſprach der Fürſt mit geflügelten Worten
Und neigte ſich mild zu dem Blutigen hin. —

„Ich will Dich begnaden mit Deinem Geſchlechte
Bis in die ſpäteſten Tage der Zeit,
Auftrag' ich zu Lehn Dir mit jeglichem Rechte,
Dies blühende Land mit der Herrlichkeit!"

Der Blutige wurde ein Landherr in Wenden,
Viel Söhne und Enkel, ſie folgten ihm nach,
Und alleſammt gürteten luſtig die Lenden
Und führten im Kampfe manch rüſtigen Schlag.

Die ſilbernen Schlüſſel im blutigen Schilde,
Sie blieben das Wappen der Blücher bis heut,
Doch wurde der Ruhm bei dem einfachen Bilde
Mit manchem hell leuchtenden Zeichen erneut:

* Bleudiger, d. i. Blutiger; der Name Blücher ſoll aus Bleudiger zuſammengezogen ſein.

Das Schwert und der Stab des Feldmarſchalls
in Golde,*
Die grünende Lorbeer'n im Kranze umziehn;
Dem Sieger in zwanzig Treffen zum Solde —
Die Krone des Fürſten, der Hermelin;

Das eiſerne Kreuz für den eiſernen Helden,
Der eiſern geſtanden im Sturme der Schlacht;
Mauer und Thor von dem Grafen dann melden,
Der über die Wohlfahrt der Städte gewacht;**

Auch ernſt ehrwürdige Biſchofsmützen,
Sie ſtehen auf manchem der Schilde in Ruh',
Stets wußten die Blücher die Kirche zu ſchützen,
Sie hatten ja immer die Schlüſſel dazu.

Noch manches Zeichen, das ſchwierig zu deuten,
Erſcheint auf der Blücher erhabenem Schild,
Doch bleiben, ſo lange die Glocken noch läuten,
Die Schlüſſel des Wappens geweihetes Bild.

Boehn.

„Die Zeit iſt um, die Zeit iſt aus —
In Trümmern liegt mein feſtes Haus,
Zieh, Knabe, hinüber nach Polen;

* Blücher-Wahlſtatt.
** Blücher-Altona.

Dort wogt der Kampf, dort klirrt der Streit,
Das iſt für den Tapfern die rechte Zeit,
Sich Ruhm und Ehre zu holen.
Ich bin zu alt, bald bin ich kalt,
Die Jahre ſie laſten mit Rieſengewalt,
Drum kann ich Dich nimmer geleiten;
Iſt feſt Dein Tritt, iſt raſch Dein Schritt,
Ich gebe Dir keine Geharniſchten mit,
Mit Dir nach Polen zu reiten.
Einſt tobt' im Schloß ein großer Troß,
Jetzt geb' ich Dir mein einziges Roß,
Dazu drei flüchtige Hunde.
Die Hunde ſind, Du kennſt ſie, mein Kind,
Flüchtiger noch als der flüchtigſte Wind,
Und weit berühmt in die Runde.
Nun jage im Klee und jage im Schnee,
Genieße die Freude und dulde das Weh,
Gott möge Dir Beides beſcheeren!
Du kehreſt zurück, geſegnet vom Glück,
Nur halte bei jedem waglichen Stück
Mir meine drei Hunde in Ehren."
Der Alte ſprach, der Sohn danach
Zog weit hinaus am ſelben Tag,
Sich Ehr' und Ruhm zu erwerben;
Der junge Sproß, des Vaters Roß,
Drei Hunde waren ſein ganzer Troß —
Er konnte nimmer verderben! —

Das Hifthorn klang, das Jagdroß ſprang,
Der Herzog ſich froh in den Sattel ſchwang,
Hei! losgekoppelt die Meute!
Sie jagen ſtolz durch's Tannenholz,
Verſchoſſen wurde da mancher Bolz',
Tief klang der Bracken Geläute;
Durch Haide und Flur, des Edelwilds Spur
Der Herzog alleine kann folgen nur
Der Spur auf thauiger Erde —
Da ſtocket die Jagd, vergebens gewagt,
Der Herzog zornig den Schnurrbart nagt
Und ſcheltend ſpringt er vom Pferde.
Da ſauſet herbei mit Waidmannsgeſchrei
Ein junger Geſelle, drei Hunde dabei,
Drei Hunde, weiße und ſchlanke;
Den Einen legt an der waidliche Mann,
Den Herzog von Neuem die Jagdluſt gewann,
In das Hifthorn ſtieß er, das blanke;
So jagen die Zwei, der Hunde ſind drei,
Und ſechszehn Enden am ſtolzen Geweih
Des Hirſches, den ſie bekommen.
Weil ſolche Jagd dem Herzog behagt
D'rum hat er den Jüngling die Sprüche gefragt
Und ihn zum Jäger genommen.

Der Nothruf ſchallt dumpf durch den Wald,
Er ſcholl noch nimmer mit ſolcher Gewalt —
Der Herzog, der Herzog gefangen!

Sie fielen ihn an im eigenen Bann,
Sie fingen mit Liſten den fürſtlichen Mann,
Den ſonſt ſie nimmer bezwangen.
Sie ſchleppen ihn fort, am ſichern Ort
Die Rache zu kühlen durch ſchändlichen Mord,
Die Rache, die ſie geſchworen.
Des Herzogs Kind, ſchön Siegelind,
Hieß ſatteln all' ihr Hofgeſind,
Den Vater, den Herzog zu retten.
Der Treuen Heer ſteht um ſie her,
Die Jungen prunken in ſtattlicher Wehr,
Die Alten mit güldenen Ketten.
Da trat heran der Jägersmann,
Den jüngſt der Herzog erſt gewann
Und naht dem ſtattlichen Kreiſe.
Er beugt' ſein Knie und grüßte ſie,
Schön Siegelind, ſie ſah noch nie
So ritterliche Weiſe.
„O Herrin mein, das Auge Dein
Soll bald der Thräne ledig ſein,
Die jetzt daran noch funkelt;
Ich ſchwör' es hier, ich bringe Dir
Den Vater, der der Krone Zier,
Noch eh' es wieder dunkelt!"
Sie reicht die Hand, halb abgewandt,
Dem Mann, den ſie ſo trefflich fand,
So wie noch keinen Zweiten.

Der küßte ſie auf ſeinem Knie,
Er fühlte Wonnen ſo wie nie,
Doch faßt' er ſich bei Zeiten.
Dann zog er aus und nahm zum Strauß
Die beſten Streiter mit hinaus,
Den Herzog mußt' er finden.
Er ritt voran, die Such' begann,
Da legt der kluge Jäger an
Den ſtärkſten von ſeinen Winden.
So zog er hin mit keckem Sinn,
Es galt den köſtlichſten Gewinn,
Er war ein kühner Geſelle.
Und noch vor Nacht hat er gebracht
So ſchnell, kaum hätt' er's ſelbſt gedacht!
Den Herzog auch zur Stelle.
Wohl floß ſein Blut aus Wunden gut,
Die ihm im Kampf der Feinde Wuth
Mit breitem Schwerte geſchlagen.
Doch für den Gruß und für den Kuß,
Den Siegelind ihm gönnen muß,
Hätt' er noch mehr ertragen.
Der Ritterſchlag am andern Tag
Ihn kaum ſo mächtig freuen mag
Als Siegelinde's Grüßen;
Den Wappenſchild, verliehen mild,
Darin der weißen Hunde Bild,
Er legt ihn ihr zu Füßen.

Und ſeit der Zeit im Ritterkleid
War in des Herzogs Kriegsgeleit
Der Jägersmann der Beſte.
Im Rath ſo weiſ', im Kampfe heiß
Errang er ſtets den höchſten Preis
Und ſtürmte jede Veſte.
Um die er minnt, ſchön Siegelind,
Des großen Herzogs ſtolzes Kind,
Ward endlich auch die Seine.
Der edle Stamm, der von ihm kam,
Der tauſend Jahr' kein Ende nahm,
Er blüht noch heute feine!

Jahr ein, Jahr aus, der Boehne Haus
Schickt manchen jungen Krieger aus
Zu Kampf und kühnem Wagen;
Im Wappen frei der Hunde drei
Und immer ein kühner Jäger dabei,
Die können ſchon was erjagen.
Sie jagen im Klee, ſie jagen im Schnee,
Genießen die Freude und tragen das Weh,
Wie's kommt, ſo wird es genommen;
Für König und Land mit eiſerner Hand,
So halten die Boehne nach Herzensluſt Stand,
Das möge den Treuen bekommen!

Borcke.

Die Borcke führen zwei Wölfe in ihrem goldenen Schild,
Zwei Wölfe mit goldenen Kronen, ihr uralt Wappenbild.
Die Borcke, das ſind die Wölfe, ſchrecklich in Kriegesgewalt,
Im Sprüchwort heißt es: Die Borcke ſind wie der Teufel ſo alt;*
Denn wo in den früheſten Zeiten der Pommern Erwähnung geſchah
Da waren die blutigen Wölfe, da waren die Borcke ſchon da.
Die Wölfe ſind golden bekrönet, denn Fürſten mit Kronen gleich,
So haben die Borcke geboten in ihrem eigenen Reich;
Sie haben Städte gegründet, die heute noch ſtattlich ſteh'n,
Und manche adlige Sippe ging bei den Borcken zu Lehn.

* Das Sprüchwort lautet: „Dat is ſo olt, as de Borcken und de Düwel." — Ein anderes pommerſches Sprüchwort ſagt:

De Borcken Moth,
De Glaſenappen Good,
De Wedeln Kritt,
We dat het, de kummt mit!

Frei ſaßen auf hohen Burgen die Borcke in eigenem Land,
Sie waren mit keinem Eide 'nem Fürſtenhauſe verwandt;
So blühte durch manch' Jahrhundert der Borcke trutzig Geſchlecht,
Bis in dem Lauf der Zeiten ſie beugte ein neues Recht.
Da kam von dem großen Hauſe die übergewaltige Macht,
Doch wurden die alten Ehren zu neuem Glanze gebracht.
Es blieb der Pommerſchen Sippe das trutzige Heldenblut,
Es blieb der glühende Eifer, der alte wagliche Muth.
Sie ſchlugen die Schlachten des Königs, ſie ſaßen in ſeinem Rath,
Sie traten in die Geſchichte mit mancher glänzenden That,
Gewannen die höchſten Ehren, die ſich der Krieger erringt,
Und viele der hohen Würden, wie ſie der Frieden bringt —
Und führten die alten Borcke das Schwert mit mächtiger Hand,
Und ſaßen ſie Städte beherrſchend, wie Fürſten im eigenen Land,

So haben die Söhne und Enkel auf einer anderen Bahn
Wie ihre gewaltigen Ahnen mit kühnem Muth Großes gethan.

Kreutzwendedich von dem Borne.

Im Kriege mit den Wenden fiel
In deutsche Hand ein junges Kind,
Das lag in einem Weidenkorb,
Wie sie der Wende damals flocht;
Der güld'ne Faden um den Hals
Zeigt seine edle Abkunft an.

Dem Feldherrn lacht der Knabe hold,
Er nahm ihn auf sein Grafenschloß,
Dort ward er groß und wuchs, gedieh
Zum Helden, stark im Waffenspiel,
Dort fand er Gnade vor dem Blick
Der Grafentochter Sigelind;

Doch ihn verzehrte düst'rer Gram,
Weil er, aus Wendenblut entstammt,
Nicht ringen durfte um den Preis,
Nicht werben um die süße Maid,
Das hohe, deutsche Grafenkind,
An dem sein liebend Herze hing.

Er zog dahin, voll Lieb' und Treu',
Auf ſeiner Bruſt das heil'ge Kreuz,
Er zog dahin voll Gram und Schmerz
Zum Kreuzzug mit des Kaiſers Heer.
Viel Thaten hat er dort vollbracht
Mit Muth und Kraft im Morgenland,
Der junge Held, in Kampf und Blut
Erwarb er ſich des Kaiſers Huld.

Da kam's zu einer großen Schlacht,
Voll Ruhm, doch ſieglos war der Tag;
Der junge Held fiel wund und matt
Gefangen in der Heiden Hand.
Sie führten ihn zum Sultanzelt,
Wo ſein des Sultans Tochter pflegt;
Die müht um ihn ſich ſpät und früh,
Für ihn in heißer Lieb' erglüht,
Und wie ſie ſeine Wunden heilt,
Bekennt der Held der ſchönen Maid,
Wie für das Grafenkind ſein Herz
Voll Schmerz in heißer Liebe ſchlägt;
Er rühmt Sieglinde's Reize laut,
Er preiſet ihre Augen blau,
Er malt ihr gold'nes Lockenhaar
Und ihre kleine, weiße Hand;
Treuherzig zeigt er, wie er liebt,
Und ſeufzend hört's das Sultankind.
Doch, ob ſie heißer Schmerz durchzückt,

Sie fühlt zu Thränen ſich gerührt,
Und als der junge Held geſund
Hilft ſie ihm hochgeſinnt zur Flucht.

Der kam zurück zum Kreuzpanier,
Der Kaiſer ihn willkommen hieß,
Zu ſeiner edlen Knechte Schaar
Zählt er den heldenhaften Mann,
Der nun beim Zug im Wüſtenſand
Das Zelt des Kaiſers mit bewacht.

Einſt zogen ſie in heißer Gluth
Den Kaiſer quälte ſchwer der Durſt;
Da kamen ſie an einen Brunn',
Der quoll am wilden Roſenbuſch,
Und freudig beugt der junge Held
Sich niederwärts zum klaren Quell,
Zu ſchöpfen in dem Eiſenhut
Dem Kaiſer einen friſchen Trunk.
Da rauſcht es plötzlich in dem Dorn,
Die Sultantochter tritt hervor
Und haſtig ihre Lippe ſpricht:
„Kreuz, von dem Borne wende Dich,
Du trinkſt daraus Dir jähen Tod,
Kreuz, wende Dich vom gift'gen Born!"
Sie reicht ihm einen Dornenzweig,
D'ran blüheten der Roſen drei;
Sie ſah ihn an voll Schmerz und Gluth
Und war verſchwunden in dem Buſch.

Der Kaiſer Friedrich Rothbart ſprach:
„Dieweil Du uns gerettet haſt,
Denn Dich nur warnt' das Mohrenkind,
Das du gewannſt durch Ritterſinn,
Empfang' den Lohn für manche That
Und kniee nieder auf den Sand!“
Er ſchlug ihn mit dem Kaiſerſchwert:
„Nimm dieſen Schlag und keinen mehr!
Steh auf, mein wack'rer junger Held
Und ſei der Ritterwürde werth,
Du heißt im röm'ſchen Reich hinfort:
Kreutzwendedich und von dem Born;
Die Ranke mit den Roſen drei,
Sie ſei Dein Wappenbild im Reich,
Und blühen ſoll Dein edler Stamm,
So lange Roſen blüh'n am Hag!“ —

Der Ritter von dem Borne kam
Zurück aus dem gelobten Land,
Schön Siegelind, das Grafenkind
Nahm zum Gemahl Kreutzwendedich —
Die von dem Borne blüh'n im Land
Friſch wie die Roſen blüh'n am Hag!

Brandenſtein.

„Andre Wappen ein Löwe oder Bär,
Ein Greif und dergleichen Thier mehr

Zu ſein pflegt; die von Brandenſtein
Den Wolf haben, ſo die Gans rein
Davon trägt und ſich erfreut.
Wohl dem, der erlangt die Beut'
Durch Mannheit, ſolche Speiſ' gebührt
Dem Ritter, den ſeine Tugend ziert!"

So iſt in alten Reimen der Brandenſteine Art
Und ihres Schildes Deutung den Enkeln aufbewahrt.
Gar manche ſtolze Beute war ihrer Mannheit Preis,
Der graue Wolf war Sieger in manchem Kampfe heiß,
Und rein war ſtets die Beute, rein wie die Gans im Schild,
So kündet's dem Jahrtauſend das edle Wappenbild.
Doch nicht allein im Kampfe, die feſte Hand am Schwert,
Die Brandenſteine glänzten als Ritter treu und werth,
Noch manche andere Tugend den mächt'gen Stammbaum ziert,
Deß Wurzel ſich im Dunkel der Fabelzeit verliert,
Davon in allen Mähren manch gute Kunde klingt,
Die bis zum ſpät'ſten Enkel den Ruhm des Hauſes bringt.

Zu Erfurt in dem Dome ein Graf von Gleichen ruht,
Der war einſt ausgezogen zum Kreuzzug hochgemuth,

Verwundet und gefangen, durch Liebe ward er frei,
Durch eine Mohrenfürstin, aus harter Sklaverei.
Die folgt' durch's Land, durch Meere, die folgt ihm treu nach Rom,
Getauft in Christi Namen wird sie in Peters Dom.
Und um der Lieb' und Treue, die sie im Herzen hegt,
Ward sie dem edlen Grafen als Gattin beigelegt,
Die heil'ge Kirche selber that's durch ihr Oberhaupt,
So ward dem Grafen Gleichen die Doppelehe erlaubt;
Denn in dem Ahnenschlosse harrt ein Gemahl schon sein,
Die blonde Ernestine, die schöne Brandenstein,
Die nahm die Mohrenfürstin froh als Genossin an,
Um ihrer Treue willen und was sie Ihm gethan.
In stillen Freuden lebten die Dreie manches Jahr,
Jetzt schlafen sie zusammen im Dome am Altar.

Vor Ofen fing der Türke Herrn Hans von Brandenstein,
Der mußt' des Emirs Sklave im fernen Stambul sein.
Er mußte Wasser tragen in heißer Mittagszeit,
Schwer trug der deutsche Ritter der Heiden Dienstbarkeit.
Doch hielt er fest am Glauben in Noth und in Gefahr,
Und diente so als Sklave wohl an die sieben Jahr'.

Da ward auch ihm gebrochen das Joch der Sklaverei,
Zu seiner Väter Schlosse, nach Oppurg, kehrt er frei,
Da saßen seine Brüder Otto und Joachim,
Die kleideten in Liebe sein großes Elend ihm.
Sie hatten einst getheilet des Vaters Gut nach Wahl,
Er hatt' sein Erb' verloren, sie theilten noch ein Mal.
Das ist von Bruderliebe ein Zug gar selt'ner Art,
Der sei auch zum Exempel den Enkeln aufbewahrt.

So klingt in alten Mähren noch manche Kunde fein,
Drum haltet mir in Ehren den Wolf von Brandenstein.

Braxein.

In des Morgens heil'ger Frühe,
Noch blinkte der Sterne Schein,
Da lehnte am Fenster des Thurmes
Der Preußische Withing* Braxein.

Der hat da mit zagender Seele
Gebetet manch heißes Gebet,
Zum alten Gotte der Preußen
Im Hain zu Romove gefleht.

* Häuptling, der Preußische Uradel.

An die alten Götter der Glauben
Er wankt' in des Withing's Bruſt,
Er denkt an die Lehre vom Kreuze
In Schauern voll ſehnender Luſt.

Des Perkunnas heilige Haine,
Sie ſind von den Chriſten gefällt;
Picullos, der Herrſcher des Todes,
Iſt ſelbſt zu den Todten geſtellt.

Das Preußiſche Reich* iſt vernichtet,
Die Deutſchen ſie herrſchen im Land.
Nur einzelne Withinge halten
In Büſchen und Sümpfen noch Stand.

Wie lange denn kannſt Du noch halten
Die Veſte Dein, ſtolzer Braxein?
Bald ziehen die Ritter vom Kreuze**
Auch hier triumphirend ein.

Der Withing, ernſt blickt er gen Himmel
Und ſpricht zum allmächtigen Gott:
„Oh! biſt Du der Herrſcher der Welten,
Und dünkt Dir mein Flehen nicht Spott,

So gieb mir, Gewalt'ger, ein Zeichen,
Errette mich aus der Gefahr,
Dann tret' ich mit meinem Hauſe
Zur Taufe an Deinen Altar!"

* Das heidniſche Preußenreich.
** Die Ritterbrüder vom Deutſchherrnorden.

Es hatte der Withing geſprochen,
Er ſchaut in die Brüche hinein,
Bleich zittert das Sternengeflimmer
Noch um ſeine Veſte Braxein.

Da ſchnarrt es vernehmlich im Buſche,
Der ſchüchterne Birkhahn entfleugt,
Es hat für den Glauben der Chriſten
Der flüchtige Vogel gezeugt.

Der Withing, ſchon gläubig im Herzen,
In's Hifthorn ſtieß er mit Macht,
Hell ſchmettert es hin durch die Stille:
Vertheid'ger des Schloſſes, erwacht!

Die Schützen, ſcharf ließ er ſie zielen,
Es ſauſ'te der Bolzen Schwall
Dahin, wo der Birkhahn verrathen
Den feindlichen Ueberfall.

Es brechen die Krieger des Ordens
Nun jäh aus den Büſchen heraus,
Ihr Ueberfall doch war vereitelt,
Gott hatte behütet das Haus.

Darauf an dem leuchtenden Morgen,
Noch lange vor Mittagszeit,
Erbat ſich vom Ordenscomthure
Der Withing ein freies Geleit.

Er zog zu dem Ordensgebieter
Und ſtellt in Ergebung ſich dar,
Und freudig ließ er ſich taufen
Mit ſeiner Gewappneten Schaar.

Dem Preußiſchen Withing, als Chriſten
Gab ihm ſeiner Ahnherren Land
Zu Lehen zurück der Orden
Durch ſeines Gebieters Hand.

Im ſilbernen Schild der Braxeiner
Der rettende Birkhan ſtand,
Den Gott, der Allmächt'ge, zum Zeichen
Dem Withing dereinſten geſandt.

Die Söhne der alten Braxeiner
Errangen gewaltigen Ruhm,
Der Ritter helleuchtende Ehren
Umſtrahlen das Withingerthum.

Doch thaten ſie dankbar gedenken
Des ewigen chriſtlichen Horts,
Und waren ſie Ritter des Schwertes,
Sie waren auch Ritter des Worts.

Wenn brauſender Donner der Orgel
Zum Herzen am Sonntag ergeht,
Das Lied dann im Chore ertönet:
„Herr, deſſen Macht und Majeſtät!“ *

* Der Dichter dieſes, ſowie anderer Kirchenlieder war der Präſident Fabian Abraham von Braxein, geb. am 27. Sep-

Dann werde des freudigen Dichters
In ſtillem Gebete gedacht,
Das Lied von gewaltigem Schwunge
Hat ein Braxeiner gemacht.

Brauchitſch.

Rieſenleiber, ſtarke Seelen,
Feſten Muth und feſte Hand,
Dadurch waren unſ're Väter
Einſt in aller Welt bekannt.

Wenn wir leſen, was ſie thaten,
Zieh'n wir altklug das Geſicht,
Wir belächeln, was ſie wagten,
Oder kurz, wir glauben's nicht.

In des Stammbaum's ſtillem Schatten
Flüſtern Sagen wunderbar,
Und ſie haben uns verrathen,
Wie der Ahn zum Wappen kam.

tember 1722 zu Banners bei Liebſtadt in Preußen; er ſtarb als der Letzte ſeines Stammes in Preußen 1768. Seine Erbtochter brachte die Güter der Braxeiner, darunter das durch einen anderen Liederdichter, Simon Dach, berühmt gewordene Tharau, ihrem Gemahl, dem General von Schöning, zu.

Durch das Feld klingt die Fanfare,
Und der Fürſt iſt auf der Pirſch,
Vor ihm her mit weitem Satze
Springt ein ſchwarzer Rieſenhirſch;

Sieh', zu Fuß und ohne Pfeile
Jagt ihm nach ein junger Held,
Bis im Lauf er ihn ereilet,
Feſt ihn am Gehörne hält.

Staunend blickt der Fürſt vom Roſſe,
Staunend das Gefolge ſtand,
Denn das rieſ'ge Thier, bezwungen,
Stöhnt im Druck der mächt'gen Hand;

Und der ſchwarze Hirſch zur Stunde
Ward ein ehrend Wappenbild —
Ja, der Hirſch, er ſpringt noch heute
In der Brauchitſch Silberſchild.

Bredow.

In altergrauen Zeiten
Fern im Ardennerland,
Da leiſtet eine Veſte
Gar trutzig Widerſtand;

Sie lag auf hohem Felsen,
Sie war in treuer Hut,
Viel edle Ritter sanken
Umsonst vor ihr in's Blut.
Das wurmte tief im Herzen
Den jungen Edelmann,
Der just vor dieser Veste
Sein Waffenwerk begann.
Bei Tag und Nacht alleine
Umschlich er das Gestein;
Denn eine schwache Stelle
Muß doch zu finden sein!
Und wie er lugt und spähet
Wenn Alles schlief und schwieg,
Da sah er einen Steinbock
Der auf zur Veste stieg;
Er sah den Steinbock klettern,
Er merkte jeden Tritt,
Und folgte mit den Augen
Dem Thiere Schritt für Schritt.
Da stand es auf der Höhe
Im hellen Mondenschein,
Der Junker aber jauchzte:
Nun, Veste, bist Du mein!
Und als die Nacht gekommen
Danach zum dritten Mal,
Da regt sich's scheu und leise
Tief unten in dem Thal.

Still aus dem Thal zum Berge
Da klettert's, Mann an Mann,
Auf ſchmalem Gemſenpfade
Der Junker keck voran.
So klimmen ſie zur Mauer,
Jetzt ſind ſie dicht davor
Und ſteigen nun auf Leitern
Zur Zinne kühn empor.
Da ward dem jungen Helden
Ein ſchöner, ſtolzer Sieg,
Die Veſte iſt gewonnen,
Entſchieden iſt der Krieg.
Und weil der Bock die Wege
Zum Siege einſt gezeigt,
Der Bock im Bredow-Wappen
Noch heute luſtig ſteigt;
Und weil zum Sieg die Leiter
Den Bredow einſt geführt,
Drum hat er ſich die Leiter
Zum Wappenbild gekürt.
Zu Ehren und zu Würden,
Zu Reichthum und zu Macht
Iſt das Geſchlecht geſtiegen
Durch Rath, durch Kampf und Schlacht.
Die immer aufwärts ſteigen,
Das Glück iſt ihnen hold,
D'rum ſind die Leiterſproſſen
Im Wappen auch von Gold.

Bülow.

Ein edler junger Sproſſe
Von wendiſchem Fürſtengeſchlecht
Empfing die heilige Taufe
Und wurde ein Gottesknecht.

Beim Götzenwahne verharrte
Des Häuptlings ganzes Haus,
Sie trieben den jungen Chriſten
Von ſeinem Erbtheil aus.

Er ließ wohl das Erbe der Väter
Und folgte des Glaubens Licht,
Doch von der Erde der Väter
Konnt' er ſich trennen nicht.

Es war um die Zeit der Pfingſten,
Wo Alles grünet und blüht,
Und wo an dem fröhlichen Morgen
Die Sonne glänzender glüht,

Da lag der Bülow im Walde,
Und wie die Lenzluft weht,
Verſchmolz mit dem Waldesrauſchen
Sein brünſtiges Gebet.

Da rief's ganz in der Nähe
Bü — Bülo, Bülo! hell,
Der Häuptling ſprang vom Boden
Bei ſeinem Namen ſchnell.

Hier, wer hat mich gerufen?
Bü — Bülo! klang es darauf,
Der Häuptling ſchaute verwundert
Zum nächſten Baume auf.

D'rauf ſtand ein kleiner Vogel,
Der luſtig: Bülo! ſang
Und dann ſein hell Gefieder
Zum nächſten Baume ſchwang.

Der Bülow folgt dem Vogel,*
Er ging von Baum zu Baum
Und kam, ihm immer folgend,
In einen off'nen Raum.

Dort auf der morſchen Eiche,
Da ſtand das Vögelein,
Ein gold'ner Ring erglänzte
Hell in dem Schnabel ſein.

Und als zur morſchen Eiche
Der Wendenhäuptling trat,
Da warf der kleine Vogel
Den Ring auf ſeinen Pfad,

* Der Pfingſtvogel, Vogel Bülo, Pirol genannt.

Rief: Bülo, Bülo! luſtig
Mit fröhlichem Geſang,
Bis er ſich auf zum Himmel
Mit leichtem Flügel ſchwang.

Und in der alten Eiche,
Da fand auf einem Platz,
In purem Golde leuchtend,
Der Bülow einen Schatz;

Der lag da wohl verborgen
Seit grauer Väter Zeit,
Nun half er mit begründen
Des Hauſes Herrlichkeit.

Die gold'nen Münzen blinken
Noch heut in Bülow's Schild
Und d'rauf, den Ring im Schnabel,
Steht noch des Vogels Bild.

Und geh'ſt du durch die Wälder
Zur luſtigen Pfingſtenzeit,
Klingt's: Bülo, Bülo! helle
Vom grünen Zweig noch heut.

So lang' der Ruf noch klinget
Vom Baum im deutſchen Reich,
So lange ſind die Bülow
Auch noch auf grünem Zweig.

Burkersroda.

Prunkend ſaßen Deutſchlands Fürſten
Bei dem feſtlich hohen Mahle
Einſt zu Merſeburg im Saale,
Wo die Hunnen Heinrich zwang;
Gold und Eiſen um die Wette
Blitzten in der Ehrenkette,
Die ſich um die Tafel ſchlang.

Feurig ſchmettern die Trompeten,
Hei! das klingt wie Ruf zum Kampfe!
Hei! das klingt wie Hufgeſtampfe!
Wiehernd grüßt den Ruf das Pferd
Und die Schaar der ſtolzen Zecher
Schwingt den güld'nen Ehrenbecher
Tapfer wie zum Kampf das Schwert.

Schwaben hebt mit Luſt den Becher,
Doch beim eignen Wein ſitzt Franken
Unverwüſtlich, ohne Wanken,
Triumphirend ſchaut es um.
Sachſen leert die tiefſten Krüge,
Zählt mit Stolz die mächt'gen Züge,
Baiern aber zechet ſtumm.

Schwaben ſingt ein Lied beim Weine,
Franken rühmt die holden Frauen,
Deren Gunſt in allen Gauen
Seine ſchönſte Beute ſei;
Sachſen müht ſich ſelbſt beim Zechen
Ernſt zu bleiben, klug zu ſprechen,
Baiern trinkt und pflichtet bei.

Immer kecker wird die Rede,
Immer lauter die Gedanken,
Wort und Wein der edlen Franken
Wird zum wilden Kataract,
Der mit ſeinem tollen Schwalle
All die Herren in der Halle
Nach einander ſiegreich packt.

Stimmen ſchwirren durch einander,
Becher klingen in die Runde
Und verwirrt aus manchem Munde
Manch ein tief Geheimniß brach,
Plötzlich ſchlägt ein Wort mit Krachen
In das Toben, in das Lachen,
Wie ein grimmer Hammerſchlag.

Burkard war's, ein edler Sachſe,
Der das Donnerwort geſprochen,
Das den wüſten Bann gebrochen,

Der auf allen Gäſten lag —
„Lüge!“ ruft Herr Burkard grimmig,
„Lüge!“ rufen hundertſtimmig
Ihm die edlen Sachſen nach.

Klirrend fliegen aus den Scheiden
Hundert blanke Frankenklingen,
Tod dem kühnen Mann zu bringen,
Der ſie einer Lüge zeiht;
Doch Herr Burkard bleibt gelaſſen,
Und die ganze Schaar der Saſſen
Steht zu ſeinem Schirm bereit.

„Lüge, was der freche Knabe,
„Lüge, was der Fürſt der Franken*
„Von Richildis,** von der ſchlanken,
„Edeln Sachſenfürſtin ſprach;
„Sprach, daß ſie ihr keuſches Bette
„Oft mit ihm getheilet hätte
„Zu des Königshauſes Schmach!“

„Unſ'rer keuſchen Frauen Ehre
„Soll auch hier kein Franke kränken,
„Unſ're Schwerterſpitzen ſenken

* Conrad von Rhein-Franken, ein Bruderſohn Kaiſer Conrad's.

** Des ſächſiſch-deutſchen Kaiſers Otto des Großen Nichte.

„Sich auch vor dem Pfalzgraf* nicht,
„Ich will ihm mit gutem Eiſen
„Und im off'nen Kampf beweiſen
„Lüge, Lüge, was er ſpricht!“

Schwabens Ritter drängen mächtig
Zwiſchen Sachſen ſich und Franken,
Doch die Baiern ohne Wanken
Bleiben feſte beim Pokal;
Ruh' und Ordnung kehren wieder,
Doch nicht Scherz und heit're Lieder
Und kein frohes Bachanal.

Bei dem erſten Morgengrauen,
Rüſten ſich die beiden Streiter,
Und des Biſchofs Lanzenreiter
Halten rings die Schranken frei,
Für Richilden's Frauenehre
Zieht in blanker Eiſenwehre
Ernſt Herr Burkard zum Turnei.

Für das Wort, das er geſprochen
Uebermüthig frech beim Weine,
Kommt beim gold'nen Morgenſcheine
Stolz Herr Conrad zum Gefecht;
Redet Keiner hier zum Glimpfe,
Denn bei einem ſolchen Schimpfe
Gilt allein der Klinge Recht.

* Pfalzgraf Eberhard, deſſen Sohn Herr Conrad war.

Hei! wie dröhnten da die Schilde,
Als ſie auf einander ſprangen
Und die rieſ'gen Schwerter ſchwangen,
Wie den Hammer ſchwingt der Schmidt,
Daß die hellen Funken ſpringen,
Daß die Wände zitternd klingen
Und die ganze Schmiede mit.

Lange ſtritten ſie ſo grimmig,
Bis Herr Burkard kampfbehende
Nimmt ſein Schwert in beide Hände,
Niederſchmetternd ſchwerſten Schlag;
Schild und Helmkamm ſprang zerſpalten
Blutend auf dem Sand, dem kalten,
Und beſiegt Herr Conrad lag.

Seines Schwertes Spitzes ſetzte
Ihm Herr Burkard an die Kehle:
„Gott befiehl die falſche Seele,
„Eh' der Augenblick enteilt,
„Rette Deine Seele, rette,
„Sage, daß Du nie das Bette
„Frau Richilden's haſt getheilt!“

Da, von Todesgrau'n ergriffen,
Mußte Conrad laut bekennen,
Lügner ſich, Verleumder nennen,

Der ein keuſches Weib gekränkt;
Ob er war ein Fürſt geboren,
Seine Ehre war verloren,
Doch das Leben ihm geſchenkt.

Heute noch auf ihrem Wappen
Führen Burkard's edle Sproſſen,*
Von der Locken Gold umfloſſen,
Weiß und roth ein Frauenbild,
Das den Kranz der Frauenehre —
Eine tauſendjähr'ge Lehre —
Grünen läßt ob ihrem Schild.

Buttlar.

Die Fahnen fliegen, der Donner kracht —
Herüber, hinüber wogt wild die Schlacht,
Trommelgeraſſel, Trompetenſchall,
In Eiſen blitzt der lebendige Wall.
Dort, auf dem Schimmel, präſentirt das Gewehr!
Friedericus Rex, unſer König und Herr.
Er reitet ſo kühl hervor bis zum Rand,
Er ſchwenket ſo ruhig zum Gruße die Hand,

* Die von Burkersroda, gegenwärtig auch Grafen von Zech-Burkersroda. Nach Regino und Ditmarus hat der Zweikampf im Jahre 950 ſtattgefunden.

Er ſpähet ſo ſcharf hinein in das Thal,
Dann ſpricht er trocken: „attaquez, General.“
Und wieder ſpähet er nieder in's Thal,
Plötzlich umglüht's ihn wie Blitz und wie Strahl,
Der Boden erzittert, es donnert und kracht,
Die Preußiſchen Reiter, ſie ſtürmen zur Schlacht,
„Marſch, Trab, Marſch, Marſch!“ ſiegjauchzender Ton,
Dichtgeſchloſſen, Schwadron an Schwadron —
Das eiſerne Wetter, hier ſchlägt es jetzt ein,
Der Alte dort oben, der lenkte es fein,
In eiſernem Wetter, ſo fähret daher
Friedericus Rex, unſer König und Herr. —

Das eiſerne Wetter ſchlug mörderiſch ein,
Zerſchmettert, vernichtet die feindlichen Reih'n,
Friedericus Rex, unſer König, iſt da,
Die Preußen, ſie ſchießen Victoria!

Er reitet ſo ernſt an der Fronte hinab,
Er nimmt bei dem Gruße den Dreiſpitz ab,
Er ſpricht mit den Reitern bald dort, bald hier,
Dann hält er das Roß vor dem Offizier,
Der mit der Linken führte die Wehr,
Mit der Rechten that er es nimmermehr.

„Wer iſt Er?“ fragte der König voll Ruh
Und blitzte ihn an mit den Augen dazu;

„Baron von Buttlar," antwortet der d'rauf,
Dem war, als ging eine Sonne ihm auf.
Da ſprach der König: „Er iſt kein Baron,*
Doch ein braver Kerl, das merkte ich ſchon,
Und hat Er 'mal was zu bitten für ſich
So komm' Er getroſt nach Potsdam bei Mich!"

D'rauf nahm er den Hut noch einmal ab
Und ſetzte den Schimmel wieder in Trab,
Da donnert's die Reihen der Reiter entlang:
„Vivat Friedericus" mit Paukenklang.

Wohl zwanzig Jahre, die gingen in's Land
Und Preußen erblühte an Friedrichs Hand,
Da lief ein Schreiben in Potsdam ein,
Der König las es und lächelte fein.
Das Schreiben kam von dem Buttlar her,
Dem machten die Nachbarn das Leben ſchwer,
In specie bitter der Tapf're klagt,
Daß man ihm den Freiherrntitel verſagt,
Er bat von des Königs gnädiger Hand
Um Anerkennung im Freiherrnſtand.

Da ſchrieb der König: „Er iſt kein Baron,
Bei Hohenfriedberg, da ſagt' ich's Ihm ſchon,

* Die von Buttlar hatten Anſprüche auf den Reichsfreiherrntitel, Friedrich der Große beſtritt ihnen den Titel, wie noch mehreren anderen Familien.

Doch weil Er mir damals half in der Schlacht,
So helf' ich Ihm heute mit meiner Macht.
Den alten Anſpruch, den ſtellt Er mir ein,
Er ſoll nun ein Preußiſcher Freiherr ſein,
Und von meinem eignen Wappenſchild,
Geb' ich Ihm die zwei Männer wild,
Die Sollen Ihn ſchützen in Seinem Stand,
Und helfen gegen die Nachbarn im Land,
Im Uebrigen aber verlaſſe Er ſich
Auf ſeinen König, Friederich."

Mit güldenen Reifen und ſilbernen Dauben,
Ihr Faß wird den Buttlars kein Teufel mehr rauben,
Denn Friedrichs wilde Männer, die Zwei,
Sie ſtehen auf ewig als Wächter dabei.

Collowrat.

Im düſtern Tannenwalde,
Am wilden Felſenbach,
Auf öder Bergeshalde —
Die Todtengötter wach,
Da ſtreiten Kumanen mit Bogen und Speer,
Da fluthet der Czechen ſtahlſtarrendes Heer.

Auf gold'nem Sichelwagen,
Im Arm den gold'nen Speer,
Siehſt du den Fürſten ragen
Vor ſeinen Helden her,
Der Sänger den Namen des Fürſten nicht nennt,
Dieweil ihn die älteſte Sage nicht kennt.

Der Hall von tauſend Hufen,
Der Schwerter grimm Geklirr,
Der Streiter donnernd Rufen,
Es macht die Roſſe wirr,
Sie bäumen und ſchäumen und ſträuben durch's Feld,
Als hätten ſie's eilig zum Ende der Welt.

Die Zügel ihm entriſſen,
Der König ſteht allein
Und blickt in den gewiſſen
Grau'nvollen Tod hinein;
Mit Zittern erſchauen die Diener den Herrn,
Sie können nicht helfen und möchten doch gern!

Hinflieget über die Haide
Windſchnell der Roſſe Paar,
Der hundert Sicheln Schneide
Entſetzt die Heldenſchaar,
So ſtürzen die Roſſe zur Abgrundsnacht,
Auf daß ſie den König zum Tode gebracht;

Dem ſchon die Sinne weichen,
Der Abgrund gähnt heran,
Da faßt des Rades Speichen
Ein rieſenhafter Mann,
Der reißt mit ſeiner gewaltigen Hand
Den Wagen zurück von der Bergſchlucht Rand.

Der Fürſt, den Dienſt vergalt er
Mit einem Wappenſchild,
Dem ſtarken Räderhalter
Gab er ein Ehrenbild:
Hell blitzt zum Gedächtniß das blinkende Rad
Von Golde im Wappen der Collowrat.

Dankelmann.

Es geht die alte Sage von einem treuen Mann,
Der einſt in ſchwerer Stunde des Kaiſers Dank gewann,
Der, als Verrath den Kaiſer-lichtſcheu bei Nacht umgarnt,
In ächter deutſcher Treue des Reiches Haupt gewarnt.

Den treuen Warner nannten ſie ehrend Dankelmann,
Weil froh der Kaiſer ſagte: „Ich danke, danke, Mann!“

Dem Mann verlieh der Kaiſer ein ſtolzes Wappenſchild
Und einen Kranich drinnen, des treuen Wachens Bild.

Von jenem guten Ritter, von jenem Wächter feſt,
Entſproß die edle Sippe, ein rechtes Kranichneſt;
Sie ſtand in hohen Ehren manch' Menſchenalter durch,
Bis ſieben Brüder dienten dem Hauſe Brandenburg.

Vor Allen war's der Aelt'ſte, der große Eberhard,
Der ſeinem Vaterlande zur höchſten Ehre ward,
Da ward die edle Sippe vom Kaiſer hoch gefreit
Und ſieben Scepter künden, um einen Ring gereiht,

Daß ſieben Brüder dienten mit hohem Ruhm zugleich
Dem mächtigen Erzkämmerer im heil'gen deutſchen Reich. —
Der Kranich und die Scepter im Wappen des Geſchlechts,
Sie deuten auf die Schirmer und Wächter alten Rechts.

Dijon von Monteton.

Ein Silberſternlein funkelt
Im blauen Wappenfeld;
Der Nachtwind rauſcht, es dunkelt
Am blauen Himmelszelt,
Doch unbekümmert ſtrebet,
Dem Stern die Amſel zu,
Ihr läßt, ſo lang ſie hebet
Den Flug, der Stern nicht Ruh;
Der Stern der Ehr' und Treue,
Der durch das Dunkel blickt
Und funkelnd ſtets auf's Neue
Den Strahl durch Wolken ſchickt.
Und wer die Amſel führet
Im blauen Wappenfeld
Hat auch den Stern geküret
Und ſich zum Ziel geſtellt.
Zwei Kreuzlein ſteh'n daneben
Am Balken blutig roth,
Die rufen: „Treu im Leben,
Und Treue bis zum Tod!“

Vor alten Zeiten prächtig,
An der Garonne Strand,

Im Grafenhaus Poudénas
Der Dijon Wiege ſtand.
Drei Söhne zogen mächtig
Aus jenem ſtolzen Haus
Für Chriſti Grab zu fechten
Zum großen Kreuzzug aus.
Wie nahmen ſie ſo muthig
Den rechten Heldenlauf!
Wie blinkten hell die Schilde
Mit Stern und Amſel drauf!
Auf manchem Feld ſo blutig
Die ſchwarze Amſel ſang,
Das tönt wie Lanzenſplittern,
Das tönt wie Schwerterklang.
Drei Brüder ſind gezogen
Voll Muth und frommer Scheu,
Dem reinen Stern zu Ehren
Und ihrem Glauben treu;
Drei Amſeln ſind geflogen
Wohl über Meer und Land —
Nur eine kehrte wieder
Zu der Garonne Strand.
Wo jene zwei geblieben
Sagt Euch der Kreuzlein Bild,
Die ſteh'n am rothen Balken
Seitdem im Dijon-Schild;
Ihr Glauben und ihr Lieben,
Sie färbten's blutig roth,

Sie hielten feſte Treue
Und Treue bis zum Tod.
So geht die alte Sage,
Und ſie hat tiefen Sinn,
Von Dijon's Amſelwappen
Und den zwei Kreuzen drin.
Es hat ſeit jenen Tagen
Der Dijon Ritterſchwert
Im edlen Waffendienſte
Sich ſtets als treu bewährt.
Den Glauben zu bewahren
Zog Dijon immer treu
Aus ſeiner Väter Erbe
In eine Heimath neu.
Hier hat ſeit hundert Jahren
Geblühet ſchon ſein Haus,
Es zogen ſeine Söhne
All'ſammt als Krieger aus. —
Es ſtand ein Haus der Treue
Einſt am Garonneſtrand,
Es ſteht ein Haus der Treue
Im neuen Vaterland!

Dohna.

Der Graf von Urpach der ſtattliche Held,
Der hat ſich den Jägern des Kaiſers geſellt;
Sie jagten ſo fröhlich hinaus auf die Pirſch,
Sie jagten den Eber, ſie jagten den Hirſch!

Und mit der luſtigen Jägerſchaar
Des Kaiſers jüngſte Prinzeſſin war,
Sie liebte den Grafen und der liebte ſie,
Sie liebten ſich heimlich und ſagten ſich's nie!

Ihr floß um die Stirne die Locke wie Gold,
Ihr blickt' aus dem Auge die Liebe ſo hold;
Es brennt ja die Liebe ſo tief und ſo heiß,
Von der, tief verborgen, noch Niemand nichts weiß.

Und wie ſie gejagt auf dem waldigen Pfad,
Da ſind ſie dem Ufer der Donau genaht,
Dem edelſten Wild galt die luſtige Pirſch,
In die brauſende Woge ſetzt flüchtig der Hirſch.

Und hinter ihm her im Eifer der Hatz
Das Roß der Prinzeſſin in mächtigem Satz,
Die Strömung reißet die Reiterin fort,
Mit gellendem Schrei ſehn's die Jäger am Port.

Graf Urpach allein ſpringt raſch von dem Roß
In den Strom, der ſchmeichelnd die Schönſte umfloß,
Erreicht die Prinzeſſin, erfaßt ihr Gewand
Und trägt ſie und rettet ſie glücklich zum Strand.

Kaum ſchlug ſie die holden Augen dort auf,
So eilt er von dannen in haſtigem Lauf;
Sie liebte den Grafen und der liebte ſie,
Sie liebten ſich heimlich und ſagten ſich's nie.

Am Abend da jubelt der reiſige Troß
Beim vollen Humpen im Kaiſerſchloß:
Die Freude des alten Gebieters war groß,
Sein Töchterlein ſchaute verſchämt in den Schooß.

Es brennt ſie die Liebe ſo tief und ſo heiß,
Von der in der Stille der Vater nur weiß!
„Ihr Leute," der alte Kaiſer nun ſpricht,
„Seht Ihr den Mann von der Donau noch nicht?"

Und wie der Kaiſer geſprochen das Wort,
Da ſtand der Mann von der Donau dort,
Der Prinzeſſin legte Graf Urpach frei
Zu Füßen des Hirſches zackig Geweih!

Und wie ſie die mächtigen Stangen nun hält,
Da ſprach der Kaiſer: „Du männlicher Held,
Nimm hin zur Gräfin mein Töchterlein,
Du ſollſt mir ein lieber Eidam ſein.

Zum Gedächtniß was an der Donau geſcheh'n,
Da ſollen im Schild Dein die Stangen ſteh'n,
Darüber aber dies Fräulein, Du Held,
Das feſt ſich an dem Geweihe hält,

So wie es feſt ſich gehalten hat
An Dir bei Deiner rettenden That;
Es ſei Dein Haus den fürſtlichen gleich,
Und heiße Donau im deutſchen Reich!"

Die mächtigen Stangen in's Kreuz geſtellt,
Sie prangen noch heut im blauen Feld,
Und über dem ruhmreichen Wappenſchild
Steht heute noch leuchtend das Jungfrauenbild;

Gekrönt mit der Krone, gekleidet blau-weiß —
Es brannte die Liebe ſo tief und ſo heiß, —
Schon tauſend Jahre großmüthig und recht
Heißt Dohna noch heute Graf Urpach's Geſchlecht.

Dönhoff.

Im grünen Walde am Weiher klar
Des Königs junge Prinzeſſin war;
Sie pflückte die Blumen zum duftigen Kranz,
Der ſchmückte gar luſtig der Goldkrone Glanz.

In Blüthen barg ſie ihr glühend Geſicht —
Da plötzlich ein Eber durch's Dickicht bricht.
Die fürſtliche Jungfrau ſteht wehrlos, allein,
Wer möchte der Retter der Holden nicht ſein? —
Da zuckt das Schwert in ſtarker Hand,
Ein edler Ritter aus Dänenland,
Der hat dem ſchnaubenden Eber das Haupt
Mit einem gewaltigen Hiebe geraubt.
Dann hat er ſtill vor der Jungfrau gekniet,
Die zagend, ſtaunend hernieder ſieht,
Er beut ihr den Schweinskopf auf blinkendem Schild
Mit adlichem Anſtand und lächelt gar mild.
Wie das der eisgraue König gehört,
Da hat er den Ritter mächtig geehrt,
Begabt ihn mit Rechten, mit Leuten und Land —
Die Hofſtatt ſein wurde der Dönhoff genannt —
Auch legt er als ehrendes Wappengebild
Den mächtigen Schweinskopf auf's ſilberne Schild. —
Ganz wie der Ahn voll gewaltiger Kraft
Und höflicher Art blieb die Nachkommenſchaft.

Donop.

Die Edeln Niederſachſens
Sie zogen zum Turnei —
Manch' ſtattlicher Reitersmann führte
Manch' liebliches Fräulein herbei.

Und an den Schranken blitzte
Kriegeriſch Schild an Schild,
Manch' altes Ehrenzeichen
Und auch manch' neues Bild.

Der Herold prüft die Wappen
Nach allen Regeln der Kunſt,
Hier hilft von keinem Makel
Selbſt die höchſte Gunſt.

Die jungen Perſevanten,
Sie ſtehen lauſchend umher,
Erlauſchend müſſen ſie lernen
Der Wappen geheime Lehr'.

Da tritt ein junger Kämpe
Heran mit blankem Schild,
War eine rothe Leiter
Darauf das Wappenbild.

„Der mit der rothen Leiter
Wer iſt der junge Fant?“
Fragt Wernher von der Pleſſe,
Der Kölner Domdechant.

„Das iſt die rothe Leiter
Auf der ich jüngſt erſtieg,
Dein Schloß, die hohe Pleſſe!“
Der Kämpe ſprach's und ſchwieg.

Da rief der alte Degen
Zum jungen froh gewandt:
„Nahmſt Du die hohe Pleſſe,
Da nimm auch meine Hand!“

„Du ſtiegſt mit kühnem Muthe
Zu meinem Schloß hinan
Und haſt's am hellen Tage
Recht wie ein Held gethan.“

„Dein „Do 'nup!“ riefſt Du luſtig
„Und ſtiegeſt kühn voran,
„Und „Do 'nup!“ riefen Alle
„Und folgten Mann für Mann.“

„Und „Donup“ ſollſt Du heißen,
„Nimm Tapfrer meine Hand,
„Die Donup's ſollen blühen
„Im deutſchen Vaterland!“

Der Jüngling ſtund beſcheiden,
Und zögernd ſchlug er ein,
Das dünkt ihm zu viel Ehre
Für ſeine That zu ſein.

Am Abend hat erſtritten
Im Stechen er den Preis,
Der Kaiſer ſchlug zum Ritter
Das junge Edelreis.

Doch Donup hieß im Lande
Nach ihm ſein ganz Geſchlecht,
Erprobt in manchem Streite
Und blutigem Gefecht.

Es trotzt dem Sturm der Zeiten
Der Donup ſtolzes Haus,
Und Kaiſer Karl der Fünfte
Der machte Freiherr'n d'raus.

Noch heut im Silberſchilde
Die rothe Leiter ſteht,
Voran die Donop immer,
Wo's irgend aufwärts geht.

Durant Baron von Sénégas.

Drei Bilder ſtehn im Schilde reich:
Ein Adler und ein Palmenzweig,
Dazu ein heilig Kreuz.

Der Adler ſchwarz auf Gold geſtellt,
Die Palme grün im Silberfeld,
Und ſilbern blinkt das Kreuz.

Den Adler führt zur Heidenzeit
Ein edler Gothe ſtets bereit
Zu ſchaffen was er ſoll!*

Bei Vouglé** in der Frankenſchlacht
Hat er den Aar zu Ruhm gebracht
Mit ſeinem guten Schwert.

Zum Aar des Ahnherrn ehrenreich
Ein Biſchof fügt' den Palmenzweig,
Carl Durant von Toulouſe;

Der zu des Hauſes ew'gem Ruhm
Geſtiftet hat das Heiligthum
Von Clermont, der Abtei.***

* Pays ce que doys: der Schildſpruch der Durant.
** 507. Chlodwig I. ſchlug die Weſtgothen.
*** 780.

Die Siegespalm vom heil'gen Chriſt,
Der aller Menſchen Heiland iſt,
Setzt er in's Wappenſchild.

Zu Aar und Palme hat geſellt
Das Silberkreuz ein ſtolzer Held,
Der für das Kreuz auch ſtarb.

Baron und Herr von Sénégas
Carl Durant focht in Gloria
Einſt im gelobten Land.*

Des Heiland's Kreuz, ſein Heiligthum,
Er trug das Kreuz mit hohem Ruhm,
Bis er vor Joppe fiel.

Die Palme grün, der ſchwarze Aar,
Das heilige Kreuz von Silber klar,
Gott ſegne alle drei.

Sie ſind der Durant feſte Burg,
Sie ſteh'n ſchon ein Jahrtauſend durch,
Sie ſteh'n in alle Zeit.

Denn kühner Muth und frommer Sinn,
Sie gehn durch alle Schrecken hin,
Sie machen treu und feſt.

* 1148.

Der Väter alter Heimath fern
Hat ſie geführt ein guter Stern
Zum neuen Vaterland.

Und wo es gilt, ſtets iſt er da,
Seigneur — baron de Sénégas,
Zu ſchaffen, was er ſoll.

Denn auch im neuen Vaterland
Gilt frommer Sinn und ſtarke Hand,
Und: Faye ce que doye!

Düring.

Wie der Chartaunenblitz nun macht die Mauern beben
Und ſchlägt dem Donner gleich die hohen Schlöſſer ein,
So ſahe man vorhin die Böcke ſich erheben
Und mit der Hörner Macht zerſchmettern Stahl und Stein.
Die alte Welt iſt hin, vom Tode aufgerieben,
Doch iſt die alte Ehr' noch in dem Wappen blieben.

Von guter Ritterſchaft Herr Düring von Lockſtede,
Der litt nicht Widerſtand, der vielgewalt'ge Mann,

Klopft' mit dem Sturmbock gleich, ſo geht von ihm die Rede,
Fand er die Thore zu, feſt an die Mauern an,
Bis ſie von ſeinem Stoß erſchüttert ausgewichen,
Und mancher tapf're Mann, des Todes drob verblichen.

Weil mit dem Widder oft die Veſten er zerſchmiſſen,
Drum ſetzt des Widders Kopf er in ſein Wappen ein,
Und weil die Söhne auch des Sturmbocks ſich befliſſen,
Drum muß der Widderkopf dreifach im Schilde ſein;
Noch iſt der alte Schild in ſtolzem Glanz zu ſchauen,
Bei manchem edlen Herrn und lieblich ſchönen Frauen.

Wenn nun der Düring Haus nicht mehr die Widder reget
Und keine Schlöſſer mehr in Schutt und Trümmer ſchlägt,
Iſt's doch der alte Muth, der ſie noch heut beweget
Und ſiegreich durch den Kampf des Erdenlebens trägt;
Das alte Wappen zeigt nur hin auf alte Ehren,
Die in der Düring Haus nicht neuen Schmucks entbehren.

Eberſtein.

Die Reichsſturmfahne, ſie zog zur Schlacht,
Um gegen des Königs in Frankreich Macht
In ehrlicher Fehde zu kämpfen.

Der König von Frankreich führt ſelbſt ſein Heer,
Mit Zwanzigtauſenden zog er einher
Und lagerte hart am Rheine.

Da ſchwoll den deutſchen Rittern die Bruſt,
Da trieb ſie Kampfes- und Siegesluſt,
Den Feind im Lager zu fangen.

Sie zogen hinüber in ſchweigender Nacht
Und fielen in's fränk'ſche Lager mit Macht,
Zwei Stunden war es vor Tage.

Und in des Königs Gezelt brach ein
Der Junker Hermann von Eberſtein
Mit ſeinen fuldiſchen Knechten.

Die Streitaxt ſchwang er im blitzenden Ring,
Er war's, der den König von Frankreich fing,
Er faßte ihn feſt an dem Gürtel.

Siegjubelnd ſchwang er die blitzende Wehr,
Den König, den zog er hinter ſich her
Im Kampf mit den fränkiſchen Rittern.

Da brach die Gürtelſchnalle entzwei,
Der König von Frankreich machte ſich frei
Und die Seinen ihn haſtig umringten.

Der Junker Hermann von Eberſtein,
Der hielt beſtürzt in den Händen ſein
Die ſilberne Lilienſchnalle.

Und eh' ſich der fuldiſche Junker beſann,
Der König von Frankreich ſchleunig entrann,
Die Flucht nur konnte ihn retten.

Der Eberſtein fluchte im hellen Zorn,
Die ſilberne Schnalle, doch ohne Dorn,
Die blieb ſeine einzige Beute.

Und ob ihm der Fang des Königs mißglückt,
Die ſilberne Schnalle, mit Lilien geſchmückt,
Die ſetzte er in ſein Wappen.

Noch heute prangt in dem Freiherrnſchild
Das Eberſteiniſche Ehrenbild,
Die Schwertgurtſchnalle des Königs.

Eickſtedt.

„Stat Robur in Fido.“

Aus Franken iſt ein ſtolz' Geſchlecht
Zum Nordmeer einſt gezogen
Mit blankem Schwert und Kaiſerrecht
Bis zu der Oſtſee Wogen.
Sie ſchlugen ſich wie Helden durch,
Sie brachten reichen Segen,
Sie bauten manche feſte Burg,
Manch' Kirchlein an den Wegen.
Das Chriſtenthum, des Heiles Lehr',
Die brachten ſie den Landen
Und ſprachen Recht nach Kaiſerwehr,
Wo hoch die Eichen ſtanden.
Und Eichenſtätten hießen alt
Die Ort', da Recht ſie ſprachen,
Und Herrn von Eichſtedt rief man bald
Die, ſo das Stäblein brachen.
Als Erfurts Vicedomini
Sie ſaßen zu Gerichte,
Vizthum von Eckſtedt nannte ſie
Alldorten die Geſchichte.
Dem Bären* folgten ſie in's Land
Der ſlaviſch-wend'ſchen Marken,

* Albrecht dem Bären von Askanien.

Dem halfen ſie mit feſter Hand
Und mit dem Herz, dem ſtarken.
Drauf kamen ſie zu Schutz und Wehr
Nach Pommern unvergeſſen
Als freie Herr'n bis an das Meer
Und wurden ſchloßgeſeſſen.
Ihr Wappen zeigt im gold'nen Schild
Zwei Balken von der Eichen;
Schwarz iſt der Eichenbalken Bild
Und Gold der Treue Zeichen,
Der Treue die für Fürſt und Land
Die Eickſtedt ſtets bewahrten
Die eichenfeſt mit Herz und Hand
Sich ſtets um's Banner ſchaarten.
Als Helmzier ſteht ein Vogel frei
Auf breitem Eichenſtumpfe,
Das iſt ein grüner Papagei,
Den bracht' einſt im Triumphe
Ein Eickſtedt heim in's Vaterhaus
Als ſelt'ne Kreuzzugbeute;
„Arab'ſchen Raben" machten d'raus
Im Pommerland die Leute.
Gar mancher Held aus dem Geſchlecht
Errang die höchſten Preiſe,
Bedacht im Rath, kühn im Gefecht,
Das war der Eickſtedt Weiſe;
D'rum Herzog Barnim auch verleiht
Für manche Laſt und Bürde

Im Pommerland für ewige Zeit
Ihm die Erdkämmrerwürde.
Die Würde trägt das Haus noch heut,
Fünfhundert Jahr verflogen,
Kein Eickſtedt hat ſeit jener Zeit
Dem Fürſten ſich entzogen.
Die Treue, die das edle Haus
Zu jeder Stunde zeigte,
Sie ſprach ſich nie ſo herrlich aus,
Als da zu Ende neigte
Der Pommernfürſten edler Stamm
Im altſtettinſchen Zweige,
Und da Herr Ott'* zu ſterben kam,
Da ging es auf die Neige;
Dem warf wohl in das Fürſtengrab
Herr Adelbert von Glinden,
Helm und Schild zugleich hinab
Zum Zeichen, daß zu finden
Nun Keiner mehr vom Herzogshaus
Im alten Fürſtenſtande,
Und rief die neue Herrſchaft aus
Von Brandenburg im Lande.
Doch Franz von Eickſtedt lobeſam
Sprang in das Grab hernieder,
Mit Helm und Schild er wiederkam,
Die Herrſchaft bracht' er wieder,

* Otto III.

Und Wolgast's Fürsten rief er aus
Zu ihrem Herzogthume,
Das wurde ihm und seinem Haus
Zu einem ew'gen Ruhme.
Er ritt dahin mit Helm und Schild
Und einigen Getreuen,
Der alten Herrschaft Trauerbild,
Das Erbschaftsbild der neuen.
Und als er auf die Haide kam,
Die Uckermünder Haide,
Da lag sein Schloß gar ehresam
Burg Klempnow auf der Weide.
Da war's, wo er die Fürsten traf,
Sie kamen ihm entgegen,
Herr Erich und Herr Wartislaf,
Die beiden guten Degen.
Und als er ihnen Kunde gab
Von Allem, was geschehen,
Da zeucht Herr Wartislaf sich ab
Den güld'nen Ring der Ehen,
Und sprach: „Verzeih mir's mein Gemahl!
Nimm hin der Treue Zeichen,
Es sei der Ring ein ewig Mal
Der Treue ohne Gleichen."
Den Ring trägt noch ein Schnabel fein
Der Rabe auf dem Schilde,
Wie stehet doch die Treue fein
In solchem Ehrenbilde!

Die Treue d'rauf, die Treue d'rin
Im Wappen ſonder Flecken,
So reiner Klang, ſo ſchöner Sinn
Muß laut ein Echo wecken;
Und Jeder, der den Ehrenſchild
Der Eickſtedt wagt zu führen,
Dem muß es tief im Herzen mild
Zu gleichen Thaten rühren.
Und auf den ſchwarzen Balken ſteh'n
Voll Glanz drei gold'ne Roſen,
Die ſollten nimmer untergeh'n,
Wie auch die Stürme toſen;
Die hat der Papſt zu Rom geweiht
Für Boguslaf den Zehnten,
Den Pommernherzog kriegsbereit,
Von dem ſie Krieger lehnten
Zum Kampfe wider Mahom's Schaar
Das Volk der Saracenen.
Das ſiegreich vorgedrungen war
Im Reiche der Comnenen.
Die Roſen gab mit eig'ner Hand
Herr Boguslaf nach Sitten
Dem Kämm'rer ſein im Pommerland,
Der kühn den Sieg erſtritten. —
So thaten denn mit Tapferkeit
In Treuen und in Ehren
Die Eickſtedt ſich in alle Zeit
Für ihre Fürſten wehren.

Und als das alte Pommerland
An Brandenburg gekommen,
Da hat voll Luſt die treue Hand
Der neue Herr genommen.
Dem neuen Herrn die alte Treu
Die Eickſtedt oft bewieſen,
Im Rathe ohne Furcht und Scheu,
Im Kampfe auf der Wieſen.
Das haben Preußens Herrſcher auch
Vergolten oft durch Gnaden
Und ſie nach altem guten Brauch
Zu Rath und Kampf geladen.
Die Eickſtedt waren immer da,
Stets an der rechten Stelle;
Der Grafenwürde Gloria,
Alt Glanz und neue Helle.
So blüht das uralt edle Haus,
Gott ſeinen Segen ſpende,
Er ſegn' es ein, er ſegn' es aus
Und ſegne bis an's Ende.

Eyben.

Was iſt das für ein Wappenbild?
Schwarz iſt der Adler
Und golden der Schild

Und golden auch drei Nägelein,
Die leuchten mit ſo edlem Schein,
Dem Adler ob dem Haupte;
Was iſt das für ein Wappenbild?
Das iſt das Wappen von Eyben
Und ſoll es in Ewigkeit bleiben.
Sie führen einen gold'nen Schild
Uralter Freiheit,
Der Adler iſt ihr Ehrenbild,
Der Adler, der zur Sonne fliegt,
Und ſich im Aether ſicher wiegt
Auf mächtigen Schwingen,
Der iſt ihr Bild.

Aus Frieſenland nach Golgatha
Ein Eyben war gezogen,
Vom öden Meer durch's grüne Land
Und dann auf blauen Wogen,
Mit gutem Schwert auf edlem Roß,
Gleich ihm vom Frieſenſtamme,
So fuhr er in das Heidenvolk,
Wie in das Stroh die Flamme;
Er ſchlug ſich bis zum Kidron durch.
Und kniend thät er bitten
In Andacht heiß auf Golgatha,
Wo einſt der Herr gelitten.

Dann ſchritt er durch Jeruſalem,
Die Stadt der Gottesſchmerzen
Und weinte in Gethſemane
Um ſeine Schuld von Herzen;
Und weiter zog er fort in's Land
Zum Hain der Terebinthen,
Nach Jericho, vom Jordanſtrand
In's Thal der Hyacinthen;
Von Nazareth nach Bethlehem,
Zuletzt zum todten Meere,
Bis jeder heil'gen Stätte er
Gegeben ihre Ehre.
Er ſchlug durch all' die Lande ſich,
Durch wilde Türkenſchaaren
Mit ſeinem Schwerte ritterlich
In ſieben langen Jahren.
So hat die Wallfahrt er vollbracht,
Gebetet und geſtritten
An all' den Stätten, da der Herr
Zuvor für ihn gelitten.
D'rauf trieb den ritterlichen Mann
Zur Heimath heiß Verlangen,
Wohin der Heldenthaten Ruf
Ihm längſt voraufgegangen.
Er landet bald am Strand von Rom,
Es flogen alle Segel,
Und ſchenkte dem Apoſteldom
Vom heil'gen Kreuz drei Nägel.

Die nahm der Papſt voll Rührung an
Und ſegnet ihn im Glauben,
Doch wollt' er nicht den kühnen Mann
Der Nägel ganz berauben.
Er ſetzte ſie in's Wappen ihm
Zu einem neuen Glanze,
Des Adlers Haupt umſtrahlen ſie
In einem gold'nen Kranze.
So kam der Held in's Frieſenland —
Der Kraft geſellt ſich Schöne,
Er nahm ein frommes Eh'gemahl
Und zeugte ſtarke Söhne. —

Was iſt das für ein Wappenbild?
Schwarz iſt der Adler
Und golden der Schild
Und golden auch drei Nägelein,
Die leuchten mit ſo edlem Schein
Dem Adler ob dem Haupte —
Was iſt das für ein Wappenbild?
Das iſt das Wappen von Eyben
Und ſoll es in Ewigkeit bleiben.

Finck von Finckenſtein.

Da wo der Limmat Welle
Durch Schweizerberge ſpringt,
Der Alpenhirte helle
Die alten Weiſen ſingt,
Wo ihre grauen Thürme
Die große Zürich hebt,
Die aller Zeiten Stürme
So machtvoll überlebt,
Da klingt ſeit alten Tagen her
Gar ernſt und ſinnig manche Mähr.

Zu Zürich an dem Graben,
Da ſtund ein feſtes Haus,
Das ſandte keine Raben,
Doch manchen Finken aus;
Zwei Monde ſich erhoben
Im blauen Schild am Bau,
So wie der Mond ſich droben
Auch hebt aus Wolken blau,
Zwei Monde in dem blauen Schild,
Das war der Finke Wappenbild.

Im ſtolzen Edelſitze
Da hauſ't ein Brüderpaar,
Das immer an der Spitze,
Wo Ehre und Gefahr,

Das in dem blut'gen Streite
Feſt zu einander ſtand,
Wie's auch im Feſtgeleite
Sich ſtets zuſammenfand,
Das zeigt in Freud' und Leiden feſt,
Wie fein die Bruderliebe läßt.

Zu Zürich an dem Walle,
Dem Finkenneſt nicht fern,
Ragt eine andre Halle, —
Im Giebel ſtund ein Stern, —
Und zu der Jungfrau drinne,
An Gut und Trauer reich,
Trug heimlich ſüße Minne
Das Brüderpaar zugleich,
Sie war der edlen Sterner Kind,
Die in dem Land erloſchen ſind.

Die beiden Brüder ſpielten
Früh mit dem jungen Kind,
Im ganzen Leben hielten
Sie zu ihm treu geſinnt;
Der Sterner Tochter blühte
Im Schirm der edlen Herrn,
Und jeder Bruder glühte
Für dieſen holden Stern —
Heiß wünſcht ſie Jeder zum Gemahl,
Da bleichte ſtill der helle Strahl.

Es wurde trüb' und nächtig
Rings um das Brüderpaar,
Bis daß die Liebe prächtig
Aufging für immerdar.
Der jüng're Bruder muthig
Zog aus zum Glaubensſtreit,
Den Ritterehren blutig
Hat er ſich feſt geweiht,
Und als er ſich vom Bruder riß
Da war er eines Sieg's gewiß.

Er ſprach: „Sie will nicht wählen,
Für Dich entſag' ich gern,
Mir ſtrahlt in tiefſter Seelen
Doch hell der Liebe Stern;
Biſt Du mit ihr verbunden,
Dann liebe zwiefach ſie,
Und in des Glückes Stunden
Vergiß des Bruders nie,
Der Dein in Kampf und Noth gedenkt —
So bleibt die Liebe ungekränkt!"

Der Jüng're zog zum Streite,
Zu Kampf und Tod hinaus;
Dem holden Stern zur Seite
Der Aelt're blieb zu Haus;

Er hielt in hohen Ehren
Sein treffliches Gemahl,
Doch konnt' er nimmer wehren
Der ſtillen Seelenqual,
Die ihn ewig trauern hieß,
Daß er den Bruder von ſich ließ.

Es war ein Jahr vergangen,
Und als das Andre kam,
Da bleichten ſeine Wangen
In Liebe und in Gram —
Er ſandt' dem Bruder Zeichen
In's ferne Preußenland,
That ihm noch einmal reichen
Die treue Bruderhand —
Und als der Tod ihn von ihm riß,
Da war er ſeines Sieg's gewiß.

Ein Stern durch dunkle Wolken ſcheinend
Die edle Wittwe ſtand,
Da faßt der Bruder weinend
Der Heißgeliebten Hand
Und ſpricht in herben Schmerzen:
„Durch Tod nun biſt Du mein,
Du ſollſt in meinem Herzen
Auch bis zum Tode ſein!"
Im Tode zeigt ſich treu und feſt,
Wie fein die Bruderliebe läßt!

Sie zogen liebverbündet
In's ferne Preußen ein,
Ein neues Haus begründet
Hat er zum Finkenſtein;
Dort mehrte ſich ſein Saame
Im heil'gen Eheſtand,
Und wurde groß ſein Name
Im neuen Vaterland,
Der Bruderliebe Segensſpruch
Bewahrte ihn vor jedem Bruch.

Es ſteht an Königsthronen
Das Haus jetzt hochgeehrt,
Mit Adlern, Löwen, Kronen
Das Wappen ward vermehrt;
Doch in dem Mittelſchilde
Die Monde leuchtend ſtehn,
Darob ein Stern gar milde
In gold'nem Licht zu ſehn —
So ſtrahlt in allen Zeiten fern
Der ächten Liebe Wunderſtern.

Forgâch.

„Mundſchenk, treuer Mundſchenk Forgâch,
Rettet mich vor meinem Feinde,
Laßt des rechten Königs Tochter
Nicht zur Luſt dem Fremden dienen!

Mundſchenk, treuer Mundſchenk Forgäch,
Schützet Eures Königs Tochter,
Die für ihre Ehre zittert
Mehr, als für ihr zartes Leben!"

Alſo ſprach mit naſſen Augen
Zu dem kühnſten ihrer Ritter
Ungarn's königliche Wittwe,
Königin Eliſabeth.
Stahlgerüſtet ſtand der Forgäch,
Er, der kühnſte aller Ritter
Und der ſchönſte Mann im Lande
In der Königin Cloſet,
Blickte traurig auf die Fürſtin,
Blickte traurig auf die Tochter,
Ach, wie traurig blickte er!
Weinend ſchaut Maria nieder,
Die der König von Neapel,
Der im Ungarreiche herrſchte,
Lüſtern für ſein Bett begehrte.
War's die ſchönſte Mädchenblume,
Die im Ungarlande blühte:
Weiß und roth die zarte Wange,
Goldenblond die weiche Locke,
Himmelblau das ſanfte Auge,
Und wie Silber blinkt die Thräne,
Die aus dieſem Auge rann.

Stahlgerüſtet ſtand der Forgách
Und erwog in ſeinem Herzen,
Was die Königin geſprochen,
Daß des rechten Königs Tochter
Nun zur Luſt des Fremden diene,
Daß die liebliche Maria
Mehr als für ihr zartes Leben
Für die Mädchenehre fürchte. —
Ruhig ſprach der treue Forgách:

„Trocknet, Königin, die Thräne,
Holde Jungfrau, weinet nicht,
Denn gekommen iſt die Stunde,
Edle Frauen, weinet nicht!
Ich will brechen Eure Feſſel,
Ich will retten Eure Krone,
Hoffet auf den weißen Wolf!“

Einen weißen Wolf im Wappen
Führten die Banyer Grafen,
Die ſich Herrn von Forgách ſchrieben,
Grafen auch von Lekenye.

„Mundſchenk, edler Mundſchenk Forgách,
Gott belohne Deine Treue.
Ich und meine junge Tochter
Hoffen auf den weißen Wolf!“

Klirrend ſank in voller Rüſtung
Nieder Forgách auf ſein Knie,
Küßte ſeiner Fürſtin Hände,
Küßte auch Maria's Hand.
Grüßend ging der ſtolze Mundſchenk
Aus der Königin Cloſet,
Blickte grimmig auf die Ritter,
Die dem Kön'ge von Neapel,
Die Herrn Karl dem Kleinen dienten,
Der in Ungarn eingedrungen,
Hei! wie grimmig blickte er!

Luſtig klangen die Trompeten —
Froh mit ſeinen Rittern zechte
Auf dem Königsſchloß zu Ofen
In der Halle König Karl,
Ließ die gold'nen Becher füllen,
Füllen bis zum Ueberfließen
Mit der Traube flüſſ'gem Golde,
Mit dem Golde von Tockay.
Blumen ſchmückten ſeine Tafel,
Sammet und Seide, Ehrenketten,
Edle Steine, Reiherfedern
Prahlten funkelnd um die Wette
An des üpp'gen Königs Tiſche,
Wo die zarten Pagen liefen
Emſig, in dem Dienſt der Gäſte.

Hocherfahr'ne Sangesmeiſter
Rührten kunſtreich gold'ne Saiten
Zu dem Laut verbuhlter Lieder
Aus dem Land Neapolis;
Bis der Gäſte Wangen brannten,
Bis die Augen lüſtern glühten —
Sinnenkitzel, Sinnentaumel!
Plötzlich donnern an die Pforte
Harte Schläge, drei mal drei,
Staunend blicken auf die Gäſte,
Und voll Zorn der König blickt.
Jählings öffnen ſich die Flügel,
Schwer gerüſtet trat ein Ritter
In den Saal des heitern Feſtes,
In der Hand ein blankes Schwert,
Auf dem Schild den weißen Wolf.
Klirrend ſchritt er Eiſentrittes
Durch die Diener, durch die Pagen
Bis zum obern End' der Tafel,
Zu des Königs höh'rem Sitze,
Der ergrimmt vom Throne ſprang.
Blitze ſchoſſen ſeine Augen, —
Doch bevor er reden konnte,
Hat mit einem mächt'gen Streiche
Forgâch ihm das Haupt geſpalten
Von dem Scheitel bis zum Munde.
Wortlos ſank der Fürſt zuſammen,
In des Todes kalte Arme

Sank er aus dem Arm der Luſt
Und ſein Purpur ſchwamm in Blut.
Bleich und ſchauernd ſtehn die Gäſte,
Stehn die Ritter, ſtehn die Pagen.
Keiner wagt's, den kühnen Mundſchenk
Anzurufen, anzuhalten,
Der, wie ſchweigend er gekommen,
Schweigend auch den Saal verließ.

Alſo hat der ſtolze Forgách
Seiner Königin das Leben,
Ihrem holden Kind die Ehre,
Freiheit ſeinem Volk gegeben;
Leben, Ehre, Freiheit koſten
Seines Schwertes einen Streich.
Zum Gedächtniß ſolcher Thaten
Ward in Ungarn das Geſetz:
Wenn in ſeines Königs Kammer
Einer tritt von Forgách's Stamme,
Wird, des Ahnherrn That zu ehren,
Auf des Königs Tiſch geleget
Feierlich ein blankes Schwert,
Bis er ſpricht mit lauter Stimme:
„Eure Hoheit iſt im Recht!“*

Seine kühne That zu lohnen,
Ward dem guten Grafen Forgách

* Fas in Celsitudine Vestra.

Statt des weißen Wolf's im Schilde
Eine ſchön're Wappenzier.
Blüht fortan in blauem Felde
Eine holde Jungfrau, nackend,
Die mit langen, gold'nen Locken,
Eine Krone auf dem Haupte,
Aber mit gebund'nen Händen,
Auf aus gold'ner Krone wächſt.

Aus der Krone wächſt die Jungfrau,
Weil Maria war entſproſſen
Von der Krone rechtem Träger;
Eine Krone trägt die Jungfrau,
Weil der Krone rechte Erbin
Einzig nur Maria war.
Nackt und bloß das Bild der Jungfrau,
Weil Maria ohne Hülfe,
Als der treue Forgàch half;
Um die Hand der gold'ne Faden
Deutet auf die gold'ne Feſſel,
Die der König von Neapel
Um die holde Jungfrau wand,
Auf die ſchwere gold'ne Feſſel,
Die der Forgàch kühnen Muthes
Mit dem Schwerte hat zerhaun.

Gaffron.

Im Thale der Theiß, da entbrannte die Schlacht,
Die Reiter des Kaiſers, ſie ſtürmten mit Macht
In das wimmelnde Heer der Magyaren;
Doch tückiſch gelockt in den Hinterhalt,
Erlagen die Deutſchen der Uebergewalt
Und rückwärts brauſten die Schaaren.

Ein Ritter aus uraltem ſchleſiſchen Stamm,
Max Gaffron, der warf einen eiſernen Damm,
Sich ſelber, dem Feinde entgegen;
Hoch ſchwang er ſein Banner in mächtiger Fauſt,
Sein Schwert in blitzenden Kreiſen ſauſt,
So deckte den Rückzug der Degen.

Bluttriefend beſtieg er das dritte Pferd,
Die nervige Hand, ſie erlahmte am Schwert,
Das Schaaren zu Tode gebettet;
Da ſtürzte auch er in dem Leichengefild,
Heiß färbte ſein Btut den zerhauenen Schild,
Der das Heer vom Verderben gerettet.*

* Die Waffenthat des edlen Max von Gaffron am 13. November 1677 bei St. Margareth in Ungarn.

Sein Banner, das prangt in der Halle* seither,
D'rauf ließ man den Wahlspruch: Verlierst Du die Ehr',
So hast Du Alles verloren!**
Noch blüht sein Haus und die Söhne gut,
Sie halten das Banner in treulicher Hut
Und den Wahlspruch, so der Ahnherr erkoren.

Die Gaffron, die zogen zu jeglicher Zeit
Für Pflicht und Ehre gewaltig zum Streit
Mit des Kreuzes leuchtenden Fahnen;
Für des Königs ewig geheiligtes Recht,
Im Norden und Süden im heißen Gefecht,
Getreu dem Beispiel der Ahnen.

Des Urstiers Horn in dem rothen Schild,
Der Gaffron uradliges Wappenbild,
Und der Helmkamm dreifach bekränzet,
Die sagen, daß Ehre, Milde und Treu'
Des Stammes Losung und Erbe sei,
Der durch sie blühet und glänzet!

* Des von Gaffron'schen Stammhauses Kunern; das Erbgut des Ritters Max von Gaffron, Haltauf, grenzt mit Kunern und ist noch heute in der Familie.

** Der Bannerspruch ist lateinisch und lautet: Si perdis honorem omnia perdidis!

Gaudy und Craigmnie.

Der Herbſtſturm fegte die Haide
Und ſauſte eiſig am Thurm,
Ihm nach flog über die Haide
Der eiſerne Schlachtenſturm.

Luſtig! Beile und Bogen!
Sanct Georg für Altengelland!
Feſt hielten auf ſchottiſcher Haide
Die Schotten den Britten Stand.

Dumpf dröhnten Helme und Panzer
Im hämmernden Schwerterſchlag,
In Stücke flog manche Tartſche
An dieſem blutigen Tag.

Da fielen vor ihrem König
Die Herries und die Scott,
Ihn deckten mit ihren Leibern
Die Männer von Teviot;

Doch immer wilder das Ringen,
Schon glitt der Fuß im Blut;
Hoch kämpfte der König der Schotten
Mit ſtrahlendem Heldenmuth.

Da liefen zwei engliſche Ritter
Den König auf ein Mal an —
Jetzt iſt's um die Krone von Schottland
Und um den König gethan!

Kühn ſpringt ein mächtiger Kämpe
In weitem Satze heran,
Mit wuchtigem Schlage des Schwertes
Erlegt er den engliſchen Mann,

Und ob auch der and're Britte
Den Arm vom Rumpfe ihm hieb,
Er hat doch den König gerettet,
Den König, der Sieger blieb.

Der Herbſtſturm fegte die Haide
Und brauſte eiſig am Thurm,
Ihm nach flog über die Haide
Der eiſerne Schlachtenſturm.

Die blutigen Herzen von Douglas,
Ogilvie's fliegender Storch,
Die ſchottiſchen Diſteln zerriſſen
Das Banner von Sanct Georg.

Der König beugte ſich nieder
Wohl auf den wunden Mann,
Der ihm um den Preis des Armes
Leben und Krone gewann.

„Wer iſt es?“ fragte der König,
Dem ich jetzt danken muß?“
„Ein Bauer!“ ſagte der Kämpe;
Und: „Quid utilius?“*

Entgegnet der König ernſthaft,
„Doch ſag' den Namen Dein,
Der ſoll in Schottlands Geſchichte
Fortan unſterblich ſein!“

„Andreas Goldy heiß ich!“
Der tapf're Bauer ſprach.
Der König aber erwidert:
„Empfang' den Ritterſchlag —

„Zwei Schläge nimm und Keinen,
Den Dritten haſt Du ſchon,
Und ſteh, eine feſte Säule,
Fortan am Königsthron!

„Du ſchneideſt keine Aehren
Hinfort im Ackerfeld,
Drum ſollen Ehr' und Aehren
Dir blüh'n im Wappenfeld;

„Dein Arm, der mit dem Schwerte,
Das mich gerettet hat,
Der finde auf dem Helme
Des Wappens ſeine Statt.

* Was iſt nützlicher?

„Und um den Schild da ſchreibe
Stolz: Quid utilius?
Was man von Schwert und Aehren
Zugleich bekennen muß!“

Das war Andreas Goldy,
Dem ein Geſchlecht entſtammt,
Durch deſſen ſpät'ſte Enkel
Sein Heldenfeuer flammt;

Das mächtige Barone
Und hohe Helden zählt,
Das, wo es galt zu kämpfen,
Auf keinem Plan gefehlt;

Das Könige gelehret
Des Krieges Kunſt und Laſt,
Das in die Dichterharfe
Mit kund'ger Hand gefaßt;

Das für den König immer
Einſteh'n und ſtreiten muß,
Das ſind die Freiherr'n Gaudy
Und — quid utilius?

Goetz.

Es war einmal ein Kaiſer im Reichswald auf der Pirſch,
Auf unwegſamen Pfaden, verfolgte er den Hirſch.
Wie hob im kühnen Jagen ſo ſtolz ſich ſeine Bruſt!
Weit, weit voraus dem Volke eilt er in Waidmannsluſt.
Der Reichswald rauſcht zu Häupten dem kaiſerlichen Mann,
Die Einſamkeit tritt grüßend auf ſtillem Pfad ihn an,
Er ſpringt vom weißen Roſſe, läßt's weidend auf der Flur,
Hört fern die Bracken läuten und folgt des Hirſches Spur.
Er ſchlägt ſich durch die Büſche, eilt hin in vollem Lauf,
Steigt dann mit ſchwerem Odem in wilden Klüften auf.
Nur Einer folgt dem Kaiſer mit Mühe noch von fern,
Sein Hornſtoß ruft zurücke umſonſt den haſt'gen Herrn.

Verklungen iſt ſchon lange der Bracken dumpf Geläut,
Des Hirſches Spur verloren in Wald und Einſamkeit;
Erſchöpft und ſchier verſchmachtet der Kaiſer endlich ruht,
Die Bergluft kühlt den Müden trotz heißer Mittagsgluth.
Hell ſtößt in's Horn der Kaiſer und weckt den Widerhall,
Doch eilt zu ihm nur Einer von ſeinen Jägern all',
Der thut ihn ſittig grüßen, ſucht ihm den Pfad im Tann,
Doch Durſt und Hunger plagen den hohen Jägersmann.
Er kann den Pfad nicht finden, der Kaiſer ſtöhnet ſchwer,
So irren ſie ſelbander im wilden Hag umher.
Stets matter wird der Kaiſer, den Durſt wie Hunger plagt,
Nie hat wie heut ſo übel der Reichswald ihm behagt;
Geſtützt auf ſeinen Jäger, geſtützt auf ſeinen Speer,
Und mit der Sonne ſinket die Kraft ihm mehr und mehr —
Da ſtutzt der Waidmann plötzlich, er ſchaut auf moſ'ger Flur
Mit hellen Jägeraugen des Bären friſche Spur;

Er läßt den Kaiſer ruhen, eilt leicht beſchwingt dahin,
Ein keckes Stück zu wagen mit kühnem Mannesſinn;
Der Kaiſer ruht am Baume, der Schlaf ihm kommen will,
Es war im kühlen Walde ſo einſam und ſo ſtill.
Da ſchlägt ein wildes Heulen urplötzlich an ſein Ohr,
Jäh fährt aus halbem Schlummer der müde Herr empor.
Er lauſcht und ſich des Schlafes umſonſt erwehren will —
Es iſt im kühlen Walde ſo einſam und ſo ſtill.
Da rauſcht es durch die Büſche, der Waidmann kehrt zurück,
Bringt mit ſich ſüße Speiſe, beſcheert vom Jägerglück;
Er reicht dem müden Kaiſer die Honigwabe dar,
Die auf des Bären Fährte des Kühnen Beute war.
Da hat die ſüße Speiſe den Kaiſer baß gelabt,
Ihm dünkt', er habe beſſ're bei Tafel nie gehabt.
Er ſprang geſtärkt vom Boden, durchſchritt den grünen Raum
Und fand den Bär verendet am großen Honigbaum;
Des Bären rechte Tatze noch feſt die Wabe trug.
Ob ſie mit ſcharfer Klinge vom Leib der Waidmann ſchlug.

Der Kaiſer, von der Linde brach er ein Zweiglein ab,
Das er dem kühnen Jäger mit froher Miene gab:
„Das Zweiglein ſoll Dir grünen im Wappenſchilde fein,
Im Reichswald ſollſt Du fürder mein Zeidelmeiſter ſein,
Mit Honig haſt gelabet Du Kaiſer heut und Reich,
Drum blühe lang' Dein Wappen mit grünem Lindenzweig;
Und ſetzeſt Du zum Kampfe Den Ritterhelm Dir auf,
So führe Bärentatze und Honigwabe drauf!“

Noch ſteht im deutſchen Reiche des Zeidelmeiſters Haus,
Noch ging im gold'nen Felde der grüne Zweig nicht aus.
So lang' die Hoffnung grünet in gold'ner Treue Feld,
Iſt's mit dem Haus der Goetze in Allem wohlbeſtellt.

Groeben.

Die rothe Greifenklaue
Im ſilberblanken Schild —
Der Sachſen-Edelinge
Uraltes Wappenbild.

Die Königin der Waffen,
Die Lanze, ſtrack dabei,
Die führten einſt die Greifen*
In Schlachten und Turnei.

Die führten ſie im Kampfe
Für Chriſti Kirche gut,
Drum prangt auf ihrem Schilde
Der Kirchenfürſten Hut.

Stets blieb das alte Wappen
In ſtolzer Gloria,
Im lieben Vaterlande,
Im heißen Afrika.**

Es war der heil'ge Glauben
Stets in der Groeben Hut***
Dem Vaterland, dem König
Gehörte ſtets ihr Blut.

* Die Greifen (Greefen, Greben, Gröben) gehörten zu den Edelingen im alten Sachſen, aus denen die zwölf Viceherren des Königreichs gewählt wurden.

** Der Kammerjunker des großen Churfürſten, Otto Friedr. v. d. Groeben, der brandenburgiſche Seeheld ohne Gleichen, gründete 1683 das Fort Friedrichsburg auf der Küſte von Guinea.

*** Der Amtshauptmann Friedrich v. d. Groeben, der Türken- und der Tartarenbeſieger, war auch bei dem Entſatze Wien's thätig.

Wie ſtolz die Silberlanze
Im blauen Felde ſteht!
Wie feſt die rothe Klaue
Quer durch das Silber geht!

Wie fliegt die güld'ne Quaſte
Vom Hut des Kardinals!
Das ſind die edlen Groeben
Noch heut wie ehemals.

Gurezky-Cornitz.

Wild brachen die Horden der Heiden aus fernem Oſten herein,
Der Uebermacht wichen die Chriſten bei flammender Dörfer Schein,
Der Hufſchlag zerſtampfte die Saaten, die Städte vertilgte der Brand,
Manch' edle Jungfrau zog weinend als Sklavin ins Heidenland;
Da ſtieg der ſchleſiſche Ritter, der fromme Cornitz, zu Pferd,
Und mit ihm ſeine Vaſallen, die zogen freudig das Schwert,
Die ſchwuren wie chriſtliche Streiter, zu ſtehen der feindlichen Macht —
Wo nicht, wie Männer zu ſterben im hallenden Donner der Schlacht.

Sie haben wie Helden gehalten den Schwur, den sie ehrlich gethan,
Es führte Herr Cornitz sie muthig auf blutiger Siegesbahn;
Und als die Stunde gekommen, da ihnen der Sieg entwich,
Da bis zu dem letzten Splitter der Lanze sie schlugen sich.
Held Cornitz schützte die Kirche mit seinem mächtigen Arm.
Wie laut die Völker da tobten! wie heulte der Heidenschwarm!
Held Cornitz kämpfte gewaltig mit wuchtigem Schwertesschlag,
Bis er, der Letzte der Christen, am Fuße des Kreuzes lag;
Da hieben die siegenden Heiden vom Leibe ihm Arm und Bein',
Als sollte der Altar selber des Ritters Bahre sein!
Doch Gott hatt' es anders beschlossen, ein Zeichen gab er dem Land,
Er schlug die heidnischen Horden mit seiner mächtigen Hand,
Er hielt den Cornitz am Leben auch ohne Arme und Bein',
Der mußt' ein lebendiger Zeuge von seiner Allmächtigkeit sein.

Noch viele Jahre erlebte der heldenmüthige Mann,
Der die höchſten Stufen der Ehren auf Altar-
ſtufen gewann.

Des Cornitz Enkel ſie führen in ihrem Schilde
noch jetzt
Das Kreuz und die Altarſtufen, ſilbern auf roth
geſetzt,
Von ihrem Helme hell leuchtet des Ahns Gedächt-
nißbild,
Verhau'n an Armen und Beinen — ein Chriſten-
ritter-Schild.

Hagke.

Als Karl der Große ins Land
kam, waren die Hagken ſchon
drinnen.

(Altes Sprichwort.)

Zu Scheiding an der Unſtrut, da tobt die laute
Schlacht,
Die Franken und die Sachſen vereinten ihre Macht,
Die Franken und die Sachſen erfochten hohen Ruhm,
Sie wollten niederwerfen Thüringen's Königthum.

Auf Scheiding ſaß der König, Herr Hermanfried genannt,
Die einz'ge Veſte Scheiding war ſein vom ganzen Land,
Drum ſtritt er grimmen Muthes mit Keule und mit Speer,
Wie um den Horſt der Adler, wie um ſein Bett der Bär.

Die Franken wurden müde der wochenlangen Schlacht,
Ihr König ſandte Botſchaft an Hermanfried bei Nacht;
Die Sachſen that verrathen allda Theodorich,
Der Thüring' und der Franke geheim verbanden ſich. —

Da kam's, daß juſt am Abend ein Thüring zog zum Strand,
Auf Vogelwild zu baizen, den Falken auf der Hand;
Der Falke ſtieg in Kreiſen, doch als er niederſtieß,
Da war's am andern Ufer, wo er ſich fangen ließ.

Ihn fing ein Sachſenkrieger, der rühmte laut ſein Glück,
Der Thüring bat vergebens den Falken ſein zurück;
Der Falke war ſein Liebſtes, er gäb' ihn nicht um Geld —
Der Sachſe ſeine Beute in gleichen Ehren hält.

Da rief der Thüring endlich: „Laß meinen Falken mir,
Ich geb' Dir eine Kunde von ſchwerem Klang dafür!"
„Laß hören!" ſchrie der Sachſe, und drauf die Kunde tönt:
„Wir haben mit den Franken uns letzte Nacht verſöhnt!

„Und Morgen fallen wir Beide vereint auf Euer Heer,
Nun rettet Euch bei Zeiten und nützet meine Mähr!"
Der Sachſe ließ den Falken und eilt dahin mit Macht,
Bis er den Heeresfürſten die Kunde überbracht.

Die Sachſendegen hielten alsbalde einen Rath,
In dem für ſchnellen Rückzug die Mehrheit ſtimmen that.
Da war ein alter Kämpe, der Hagke ward genannt,
Der ſchwung die Sachſenfahne empor in ſtarker Hand,

Und rief: „Ihr lieben Sachſen, ich lebte lange Zeit,
Hab' manchen Kampf geſehen, geſtritten manchen Streit,

„Viel Männer ſah ich ſterben, ſah Unglück und ſah Glück,
Doch wich ich nie im Leben vor einem Feind zurück!

Das Sterben iſt mir ſüßer, wo ſo manch' Tapf'rer liegt,
Ich weiche keinem Feinde, ſo lang' die Fahne fliegt,
Ihr meine lieben Sachſen, o, folgt doch meinem Rath,
Denkt nimmermehr an's Fliehen und wappnet Euch zur That!

Seht an! Die Stadt liegt ruhig im Schlafe ſüß und feſt,
Auf! laſſet uns verſuchen, ob ſie ſich ſtürmen läßt!"
Da ſchrien laut die Sachſen, als ſo der Hagke ſprach:
„Voran, Du ſollſt uns führen, wir Alle folgen nach!"

Die Sachſen nahmen ſtürmend den Thurm, das Thor, den Wall —
So kam durch einen Falken ein Königthum zu Fall.*
Der Thüringkönig flüchtet, erſchlagen ward ſein Heer,
Und Thüring hatte fürder nie einen König mehr!

* Die Eroberung der Veſte Scheiding, das heutige Burg- und Kirchſcheidungen an der Unſtrut, und der Untergang des Thüringiſchen Reichs fällt in das Jahr 524.

Der falſche Franke machte, als alſo Scheiding fiel,
Den Sachſen gute Miene zu ihrem kecken Spiel,
Er ließ den Sachſen Scheiding und ringsum alles Land,
Was dieſſeits war gelegen am grünen Unſtrutſtrand.

Die Sachſen aber kannten des Franken Tücke gut,
Und bauten ſtarke Schlöſſer in ihrem Land zur Hut.
Die Sachſenburg ſie gaben dem alten Hagke ein,
Es konnt' kein beſſ'rer Hüter dort an der Unſtrut ſein.

Der legte noch ein Schlößlein, die Hagkenburg, davor,
Und ſperrte ſo den Franken mächtig Thür und Thor.
Die beiden Schlöſſer hielten die güld'ne Au' in Ruh,
Der Hagke hatt' alleine die Schlüſſel auch dazu.

Und weil die beiden Schlüſſel er hielt, wie ſich's gebührt,
Hat er ſie auch im Wappen mit ſeinem Stamm geführt.
Die Söhne und die Enkel die Schlüſſel führten auch,
Und ſchützten Fluß und Aue nach ihres Ahnherrn Brauch.

Da kam der große Kaiſer, Herr Carl herab in's Land,
Wo er die Hagken mächtig auf ihren Burgen fand,
Er ſchlug wohl mit dem Schwerte, doch das war nichts gethan,
Drum fing auf beſſ're Weiſe Herr Carl von Neuem an.

Er ließ die heil'gen Haine der Sachſen nieder-hau'n,
Den Glauben ließ er pred'gen und hohe Kirchen bau'n,
Da ließen auch die Hagken vom blinden Heiden-thum
Und wurden Chriſtenritter für's Evangelium.

Die Schlüſſel in dem Wappen, die aufrecht einſt geſellt,
Sie wurden nun zum Zeichen ſchräg über's Kreuz geſtellt —
So führen's noch die Hagken und ſitzen noch im Land,
Wo ſie vor tauſend Jahren ſchon Carl der Große fand.

Harling.

Als Kaiſer Otto lobeſam
An den Lech gezogen kam,
Mit Reitern und mit Wagen,
Die Ungarn dort zu ſchlagen;

Da ritt an ſeiner linken Hand
Ein Jüngling, Herleg zubenannt,
Der kam auf weißem Pferde
Von Lüneburg'ſcher Erde.

Des deutſchen Kaiſers Banner weht,
Der Ungarn Lager drüben ſteht,
Dazwiſchen rollt im Bogen
Der Lechſtrom ſeine Wogen.

Der edle Herleg ſpäh't am Strand
Bis er die Furth im Fluſſe fand,
Der Kaiſer hat Gefallen
Am eifrigen Vaſallen.

Und als der nächſte Morgen graut,
Da tönten die Drommeten laut,
Zur Furth von allen Seiten
Die deutſchen Helden reiten.

Der Kaiſer treibt im Lech ſein Roß
Umziſcht vom feindlichen Geſchoß,
Und Herleg zeigt die Pfade
Im blauen Wellenbade.

Der hohe Herr er zieht voran,
Die Deutſchen folgen Mann an Mann,
Der Ungarn raſche Pfeile,
Die treiben ſie zur Eile.

Hoch ragt des Kaiſers Huldgeſtalt —
Da faßt ſein Roß des Stroms Gewalt.
Und hebt's auf mächt'ger Welle —
Doch Herleg iſt zur Stelle.

„Herr link, Herr link liegt der Pfad!"
Ruft er, indem er ſchwimmend naht,
Er hebt ſich hoch im Bügel
Und faßt des Kaiſers Zügel.

So hat den Kaiſer mit Bedacht
Der Lüneburger treu bewacht
Und läßt ihn ſicher landen
Da wo die Ungarn ſtanden.

Darauf Herr Otto lobeſam
Die Ungarn in's Gebete nahm;
Sie waren gar zu ſündlich,
D'rum geißelt er ſie gründlich.

Und als geſchlagen war die Schlacht,
Hat er zum Rittersmann gemacht
Den, der ihm treu zur Seiten
Durch den Lech that reiten."

Weil der gar ſorgſam ihn bewacht,
Hat er's in's Wappenſchild gebracht,
Die Wachſamkeit des Ahnen
Zeigt noch der Kopf des Hahnen.

Und weil der Herleg rufen that:
Herr link, Herr link liegt der Pfad!
Ward Harling nun ſein Namen
Und der', die von ihm kamen.

Horſt.

Der Welfenherzog Heinrich, der Löwe zubenannt,
Der war einſt aus zu jagen an ſeiner Weſer Strand.
Er zog mit ſeinen Treuen durch dunklen Eichenforſt,
Es ritt zu ſeiner Rechten Herr Dieterich von der Horſt.
Ein Ritter ſtark und ſtattlich, ein treu weſtphäliſch Blut,
Sein Herz wie eine Blume, wie Felſengrund ſein Muth.

Und als ſie baß gepirſchet manch-herrlich Edelwild,
Da lagern ſie im Schatten ſich ohne Helm und Schild.
Es ſtrömte aus den Schläuchen des edlen Rhein-weins Born,
Die Knappen füllen fleißig das goldbeſchlag'ne Horn.
Da tönt im Waldesdunkel urplötzlich Hörnerton,
Und lautes Waffenklirren, Geſchrei und wildes Drohn,
Es nahen Feindesſchaaren in großer Uebermacht,
Sie wagten nicht zu nahen dem Löwen in der Schlacht,
Im off'nen Felde fürchten ſie ſeines Zahn's Gewalt,
Drum wollen ſie ihn fangen in feigem Hinterhalt.
Von Osnabrück der Biſchof in blanken Stahl ge-hüllt,
Das Kreuz in ſeinen Händen, das Herz von Haß erfüllt,
Er iſt's mit ſeinen Mannen, der wild dem Löwen droht,
Er will den Herzog fangen, ſei's lebend oder todt:
„Ergebt Euch, Herzog Heinrich, Ihr ſeid in meiner Macht,
Hier habt Ihr keine Mauer, kein Schloß, das Euch bewacht!"
Der Biſchof ruft es höhnend und glaubt es ſei gethan,
Doch läßt ſo leicht ſich nimmer der Löwenherzog fah'n.

Aufſpringen von der Erde die Welfen allzumal,
Und ſtürzen ſich gewaltig auf ihrer Feinde Zahl.
Der Herzog ſchwingt die Klinge, gar mancher Schädel borſt,
Und treu hält ihm zur Seite Herr Dietrich von der Horſt.
Nach blutig heißem Kampfe der Feinde Schaar zerſtob,
Herr Dietrich Horſt den Biſchof von ſeinem Roſſe hob,
Er führte ihn gefangen dem Löwenherzog vor
Und hob vier blanke Schwerter vom Boden ſchnell empor,
Die ſteckt' er vor dem Herzog in's blutgetränkte Feld,
Daß ſie ein Gitter bilden, hat er ſie aufgeſtellt:
„Ihr glaubtet, frommer Biſchof, wir ſei'n in Eurer Macht,
Wir hätten keine Mauern, kein Schloß, das uns bewacht.
Hier ſeht Ihr unſ're Mauer, hier ſeht Ihr unſer Schloß,
Das Gitter unſ'rer Schwerter iſt unſ'rer Fürſten Schloß!"
Der Biſchof blickt ſo finſter auf dieſes Gitter drein,
Das wohl ihm feſter däuchte als Erz und Marmorſtein.

Nach Hünenkamp, der Veſte, ging's drauf in froher Haſt,
Den Biſchof bat gar freundlich Herr von der Horſt zu Gaſt,
Er führte ihn gar artig zur Hauskapelle hin,
Er ſtellt ihn vor den Altar und ſprach mit ernſtem Sinn:
„Auf dieſem Platz, Herr Biſchof, da ſeh' ich Euch gar gern
Und ehre Euch als Diener des allerhöchſten Herrn!"
„Wie ſeid Ihr gottesfürchtig?" der Biſchof ruft's voll Hohn.
„Das bin ich," ſpricht der Ritter, „doch dreiſt wo Menſchen drohn."
Der Biſchof las die Meſſe zu ſeinem eig'nen Fall,
Wie ſchlug das Herz ihm zornig bei des Tedeums Schall.
Der Herzog hat vernommen, was dort der Biſchof ſprach,
Und in der weiten Halle, beim feſtlichen Gelag,
Da rührt er mit dem Schwerte den Schild des Ritters an,
Und rief: „Zum ew'gen Zeichen, was Ihr für mich gethan,
Sollt Ihr von heute führen im blutig rothen Feld,
Die blanken Schwerterklingen in's Gitter aufgeſtellt,

Und „dreiſt und gottesfürchtig“ ſoll Eure Loſung ſein,
Die grabt in großen Zügen auf Eurem Schilde ein!“
Die Zeiten ſind vergangen, der Welfen Macht verſchwand,
Ein Sproß von Hohenzollern herrſcht im Weſtphalenland,
Doch blühen noch zur Stunde die Freiherrn von der Horſt,
Ein Stamm ſo ſtolz und kräftig, wie deutſcher Eichenhorſt,
In ihren Adern fließet des Ahnherrn treues Blut,
Ihr Herz wie eine Blume, wie Felſengrund ihr Muth.
Sie führen noch zur Stunde im blutigrothen Feld
Die blanken Schwerterklingen, in's Gitter aufgeſtellt,
Und „dreiſt und gottesfürchtig!“ iſt noch ihr Loſungswort,
Und dreiſt und gottesfürchtig, das ſind ſie fort und fort.

Juncker von Ober-Conreut.

Zu Eger am alten Schloſſe
Prangt hoch ein Wappenſchild,
Der zeigt auf rothem Grunde
Ein ſilbern Mannesbild,
Das trägt eine güld'ne Krone
Stolz auf dem wallenden Haar,
Von Golde beut es zwei Kolben
Zum Streite auf einmal dar.
Das iſt das Wappen der Junker,
Die einſt mit kräftiger Hand
Des Burggrafthumes gewaltet
Im blühenden Egerland.
Das Mannsbild führte im Wappen
Von je der Juncker Geſchlecht,
Die Krone hat ihm erſtritten
Ein Ahn' im ſcharfen Gefecht.
Die Krone, die güldenen Kolben,
Sie koſteten manchen Schlag —
Bei Heimburg* an der Donau,
Das war ein heißer Tag!

* 1244.

Da führte die Hungarreiter
Der König Bela* zum Kampf,
Da ſtürmte der Babenberger**
Durch's Feld im Hufgeſtampf;
Da folgten die Herberſteine
Dem ſtreitbaren Friederich,
Die Hardegg und Stubenberge,
Die Lamberg und Kuenrigg.***
Der ganze Adel des Landes,
Die öſterreich'ſche Ritterſchaft,
Zu meſſen hungariſcher Schnelle
Die wuchtige, deutſche Kraft.
Da wurde der Herzog umrungen,
Herr Friedrich kämpfte allein,
Wild ſchlugen von allen Seiten
Die Hungarn auf ihn ein;
Schon fiel ſeine Klinge matter,
Dem Herzog erlahmte der Arm,
Da brach's wie ein Hagelwetter
Herein in den Hungarnſchwarm.
Das war von Weitra Herr Juncker,
Der ſaß auf milchweißem Roß,
In jeder Fauſt einen Kolben,
So ſtürmte er ein auf den Troß.

* König Bela IV.

** Friedrich II. der Streitbare, der letzte Babenberger.

*** Die Juncker waren wahrſcheinlich Lehnsträger der Kuenrigg.

Der ſilbergerüſtete Reiter,
Das lange, wallende Haar —
Erſchrocken ſtutzte im Kampfe
Die feindliche Reiterſchaar;
Und quer vor ſeinen Fürſten
Hinwarf Herr Juncker ſein Roß,
Mit den Kolben ſchmettert er nieder
Abwechſelnd Hieb und Stoß.
So hat er dem Herzog gerettet
Das Leben und auch die Kron',
Drum trug er billig die Krone
Als Zeichen im Wappen davon,
Die Krone und auch die Kolben,
Mit denen er doppelt gethan,
Was ſonſt wohl die Helden leiſten
Auf blutiger Siegesbahn.

Von Weitra zogen die Juncker
Zum luſtigen Egerſtrand,*
Geboten als Herren und Meiſter
Alldorten in Stadt und Land.
Sie brachten ihr altes Wappen
Rein bis auf unſere Zeit,
Und heißen nach einer der Burgen
Jetzt Juncker von Ober-Conreut.**

* 1265 unter Ottokar II.
** Ober-Conreut liegt im Egerland.

Kalckſtein.

Im Wald zu Wogau raget
Die Rieſenfichte alt,
Wie iſt ſo grün ihr Wipfel,
Wie iſt ſo grün der Wald!

An mächt'gem Fichtenſtamme
Lehnt ernſt ein hoher Greis,
Dem glüht im Blick die Jugend,
Dem blüht die Locke weiß.

Dem prangt der ſchwarze Adler
Im Ordensſchmuck am Hals,
Der trägt in ſeiner Rechten
Den Stab des Feldmarſchalls;

Der ſpricht zu ſeinen Enkeln,
Die lauſchend ihn umſteh'n:
„Ihr hört der Fichte Rauſchen
„Und könnt es nicht verſteh'n;

„Ihr ſeht den grünen Wipfel
„Erglüh'n im Abendlicht,
„Und wißt nicht, was die Fichte
„Zu jedem Kalckſtein ſpricht!

„Will Euch die Deutung künden
„In Worten ſtolz und laut,
„Wie ſie vor ſechszig Jahren
„Mein Vater mir vertraut.

„Es ging ein halb Jahrtauſend
„Und mehr noch in das Land,
„Seit man an dieſem Baume
„Den jungen Helden fand.

„Den jungen, todten Helden
„Auf dem zerbroch'nen Speer,
„Und ſeine Feinde lagen
„Im Kreiſe um ihn her.

„Er zog, des Feldherrn Bote
„Und ernſter Pflichten voll,
„Er ſtarb im heißen Kampfe,
„Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl!

„Drei tiefe Todeswunden,
„Daraus ſein Herzblut quillt,
„Drei breite, rothe Streifen
„Auf ſeinem Silberſchild.

„Hier unter dieſem Baume
„Lag unſer Ahne todt,
„Sein Blut in unſerm Wappen,
„Das ſind die Streifen roth!

„Er fiel ein guter Degen,
„Er fiel getreu der Pflicht,
„Der Rieſenfichte Rauſchen
„Ruft laut: vergeſſ't das nicht!

„Wer Eckbert's Wappen führet,
„Der thu's voll frommer Scheu,
„Und bleibe bis zum Tode
„Wie Er, der Pflicht getreu!"

So ſprach mit ernſter Stimme
Zu ſeinen Enkeln all'
Von Kalckſtein, Herr Carl Ludwig,
Der greiſe Feldmarſchall.*

Hell blinkt der Fichte Wipfel
Im gold'nen Abendſchein,
Die grünen Zweige rauſchen
Ihr „Ja" und „Amen" drein.

Kalckreuth.**

Die chriſtlichen Ritter beſtürmten mit Macht die wendiſche Stadt,
Die ſelbſt den Qualen des Hungers mit Muth getrotzet hat;

* Geb. 1725, geſt. 1802.

** Nach Hübner läßt eine Sage die Kalckreuthe von einem Edelknecht des Königs Dionyſius von Portugal (regierte von

Ein greiſer Häuptling der Wenden ſaß ſchweigend an ſeinem Heerd,
Die Wittwe des Sohnes weinte mit den Enkelkindern werth.
Sie ſpricht mit Thränen im Auge: „Heut faßt uns der grimmige Tod,
Oh Götter der Väter errettet, errettet uns aus der Noth!“
Da ſenket der Greis die Stirne, ſein Haupt war blüthenweiß,
Die Thränen der Kinder fallen auf ſeine Hände heiß:
„Die Chriſten ſtürmen die Wälle,“ der wendiſche Häuptling ſpricht,
„Es ſchützen die alten Götter den Stamm ihrer Kinder nicht!
„Geh' hin! Du Weib meines Sohnes, tritt an meines Hauſes Thor
„Und lege die beiden Reuthen quer übereinander davor!

1279 bis 1325) ſtammen, der Schiller den Stoff zu ſeiner Ballade von Fridolin dem frommen Knecht gegeben haben ſoll; aber Volpert de Calcrute erhielt ſchon 1292 eine Belehnung von dem Landgrafen Dietrich III. von Thüringen. Nach Johann Magnus hätte Herzog Primislaw von Böhmen 720 einem ſeiner Vettern den Namen Kalckreuth beigelegt, was aus in die Augen ſpringenden Gründen höchſt unglaublich iſt. Wir halten die Kalckreuth für ein wendiſch-lauſitziſches Häuptlingsgeſchlecht und unſere Sage für die berechtigteſte.

„Das iſt das Zeichen der Chriſten, ſie nennen's das heilige Kreuz,
„Das Zeichen werden ſie achten, ich weiß, denn ihr Glaube gebeut's!"
Die Frau gehorchte dem Greiſe, ſie trat an des Hauſes Thor
Und legte die beiden Reuthen quer übereinander davor.
Als nun die Chriſten erſtürmten den Wall und die wendiſche Stadt,
Da ſchlugen ſie mit dem Schwerte, was der Hunger verſchonet hat;
Doch als ſie kamen zum Hauſe mit dem Zeichen des Kreuzes davor,
Da gingen ſie friedlich vorüber und riefen erſtaunt am Thor:
„Sieh' da, auch hier giebt es Chriſten, die Reuthen geleget in's Kreuz,
„Das Zeichen müſſen wir achten, denn unſer Glaube gebeut's!"
Als ſo die Heidin erfahren des heiligen Kreuzes Macht,
Da hat ſie am andern Tage die Kinder zur Taufe gebracht.
Das gab eine mächtige Sippe von Rittern und Edelherrn,
Die diente dem heiligen Kreuze mit mächtigem Schwerte gern;

Sie nahm in ihr Wappen die Reuthen zu ihrer
Erretung Preis,
Von Kalckreuth ward ſie geheißen, ihr Schild
war immer ſchwarz-weiß.
In hundert blutigen Schlachten der Fahne des
Königs geſellt,
So führen die Kalckreuth noch heute die Reu-
then in's Kreuz geſtellt.

Kamptz.

Zu den Füßen jener hohen Meiſter,
Die als Fürſten durch des Wiſſens Kraft
Herrſchen in dem weiten Reich der Geiſter
Selbſt noch in des Todes dunkler Haft,
Saßen treu vereint
Vier, die's ernſt gemeint
Mit der hohen Geiſtes-Ritterſchaft.

War's Johann, genannt der Theologe,
Der von Mecklenburg ſich Herzog ſchrieb,
Wiſſensdurſt von heim'ſcher Oſtſeewoge
Nach Paris den jungen Fürſten trieb;
Fand den Herzog dort
Vom Marſeiller Port,
Und der Prinz von Cypern ward ihm lieb.

Einen Vierten fanden bald die Dreie,
War's von Henneberg des Grafen Sohn,
Zu des ernſten Strebens höchſter Weihe
Ward den Vieren auch der Freundſchaft Lohn;
Doch die Stunde eilt,
Ach! nicht eine weilt,
Und die Schönſte eilt im Flug davon!

Durch die Straßen von Paris ſie zogen —
Eine Schaar von Reiſigen voran,
Blanke Aexte an den Sattelbogen,
Schwer gerüſtet waren Roß und Mann;
Dem, der ſcheiden ſoll,
Iſt das Herz ſo voll,
Und mit Ernſt tritt er die Reiſe an.

Vor dem alten Thore am Gelände
Hielten ſie die edlen Roſſe an,
Reichten ſich zum letzten Mal die Hände
Und mit ſtillem Ernſte ſprach Johann:
„Was wir uns gelobt,
„Das wird bald erprobt,
„O, wie wohl ſteht uns die Freundſchaft an.“

Danach ſind ſie langſam fortgeritten,
Jeder in ſein eignes Vaterland,
Haben ſchwer am Trennungsſchmerz gelitten,
Doch vereinte ſie ein ſchönes Band:

Seinen Freunden hat
An des Vaters Statt
Zugeſagt Johann der Schweſtern Hand.

Edle Boten von Marſeille kamen,
Edle Boten auch von Cypern her,
Werbend ſtolz in ihrer Fürſten Namen
Um die Schweſtern Mecklenburg's am Meer:
Seine Schweſtern beid'
Gab er gern bereit,
Und in Henneberg warb liebend er!

Jenem Bündniß, zu Paris geſchloſſen,
Von der Freundſchaft edler Gluth entflammt,
Iſt manch hohes Fürſtenhaus entſproſſen,
Iſt manch krieg'riſch ſtolzer Held entſtammt —
Doch zum Leiden oft
Iſt ganz unverhofft
Schon manch armes Menſchenherz verdammt.

Kaum ein Jahr, daß Fräulein Margarethe
Des Marſeiller's Lieb' und Treu' genoß,
Als ſie ſchon das Trauerkleid umwehte
Und die Thräne um den Gatten floß;
Ach! er lag im Blut,
Das des Bruders Wuth
Um der Krone gold'nen Reif vergoß.

Hart gefangen wurde ſie gehalten,
Auch ihr junges Leben war bedroht,
Stets umringt von feindlichen Gewalten
Litt die edle Wittwe Gram und Noth;
Der die Krone trug,
Der den Bruder ſchlug,
Sann auch heimlich Margarethens Tod.

Und von ihres Gatten Rittern allen
Blieb allein de Champs der Wittwe hold,
Ihn allein, den muthigſten Vaſallen,
Rührte nicht des Räubers Macht und Gold,
Und nach ſcharfem Streit
Hat er ſie befreit,
Die im feuchten Kerker ſterben ſollt'.

Flüchtig vor des neuen Herzogs Knechten,
Klug verſteckt im ſchlechten Mönchsgewand,
Bracht' de Champs, geſchützt von höhern Mächten,
Margarethen heim in's Vaterland;
Wie der Menſch auch denkt,
Gott iſt's, der da lenkt,
Zeigt ſich auch nicht immer ſeine Hand.

Und Johann der Theologe ehrte
Hoch vor allen ſeinen Mannen ihn,
Der den Tod von ſeiner Schweſter wehrte
Und ſie aus dem Kerker ließ entflieh'n,

Gab für Lieb' und Treu'
Ihm die Heimath neu,
Und mit großem Gut begabt' er ihn.

Mit de Champs, dem edeln Frankendegen,
Drauf der Camptze ſtolzes Haus begann,
Das durch treue Dienſte allerwegen
Seiner Fürſten höchſte Huld gewann;
Und im Wappenſchild
Zeigt der Lilie Bild
Leiſe noch die alte Heimath an.

Kleiſt.

Die Kleiſte, das ſind Füchſe,
Die Borcken Wölfe ſind,
Schwerine, das ſind Rauten —
So ſpricht das Wappenbild.

Warum wird nach den Füchſen
Der Kleiſte Stamm genannt
Seit beinah tauſend Jahren
Im alten Pommerland?

Will euch die Sage künden,
Sie klinget gut und laut,
Wie ſie in ſtiller Stunde
Ein Kleiſt mir anvertraut;

Ein Kleiſt vom alten Schlage,
Der noch in Schlachten ſchlug,
Darinnen König Friedrich
Voran das Banner trug.

Ein Kleiſt vom alten Schlage,
Der noch im Greiſenhaar
Für Gott und ſeinen König
So jung wie Einer war.

Der ſprach: „Es ſteht geſchrieben
In keinem Buche klar,
Wer von dem Stamm der Kleiſte
Der erſte Ahnherr war.

Sie blühten ſchon im Lande
Zu blinder Heidenzeit,
Sie waren edle Wenden
Und Herren hochgefreit.

Es führte keinen Namen
Gemeinſam ihr Geſchlecht,
So wie's bei Chriſtenmenſchen
Nun lange Brauch und Recht.

Nach Willkür hat der Vater
Die Söhne ſein benannt,
So war's bei allen Wenden
Im alten Pommerland.

War einſt ein kecker Krieger
Von dieſem edlen Stamm,
Der durch des Feindes Liſten
In großes Elend kam.

Er ward gar hart gefangen
Und lag in tiefer Gruft,
Sah nicht das Licht der Sonnen,
Fühlt' nicht die Himmelsluft.

Er lag in feuchter Erde
Und litte grimme Noth,
Er rief in ſeinem Leide
Vergebens nach dem Tod!

Doch wäre der beſchieden
Dem hartgeplagten Mann,
Wo hätte unſer König
Jetzunder Kleiſte dann?

So litt in großem Hunger
Mein Ahn' die ſchwerſte Pein,
Da fiel zu ſeinen Füßen
Einſtmals ein Kieſelſtein;

Und durch die ſchmale Spalte
Drang matt ein ſchwaches Licht,
Darin erſchien alsbalde
Ein ſchlaues Fuchsgeſicht.

„Ein Fuchsbau!“ rief mein Ahne
Das Füchslein raſch verſchwand,
Doch der Gefang'ne rüſtig
Grub nach mit ſtarker Hand.

Er grub' und ſchaufelt' kräftig
Sich aus der Gruft heraus —
So hat ein Fuchs erhalten
Der Kleiſte edles Haus.

Als nun mein Ahnherr glücklich
Heim zu den Seinen kam,
Er in ſein Schild zum Danke
Das Bild des Fuchſes nahm.

Die Söhne und die Enkel,
Sie nahmen's nach ihm an —
Wir haben's immer gerne
Den Vätern nachgethan.

Dieweil auf unſern Schilden
Die Füchſe nun zu ſehn,
Hieß man uns „Kleeſte“ ſelber,
Was „Füchſe“ zu verſtehn.

Wenn auch nicht ſchlau wie Füchſe
Die Kleiſte alle ſind,
Weiß doch, wie ſie geſinnet
In Pommern jedes Kind.“

Das iſt die alte Sage,
Sie klinget gut und laut,
Wie ſie in ſtiller Stunde
Mein Kleiſt mir anvertraut.

Klüchtzner.*

Auf weißem Roß, das ſie tanzend trug,
Auf hohem Roß voran in dem Zug
Die Königin iſt es von Böhmen, —

Die Krone licht im dunkeln Haar,
So dunkel als licht der Augen Paar,
Drei Federn auf goldener Krone;

Zwei ſind weiß und die dritte roth,
Die Ehre rein in Blut und Tod,
Das ſind die Farben von Böhmen.

Den Roſenzweig in der roſigen Hand,
Am Goldſchuh ſpielet das Purpurgewand,
Im Winde flattert die Schärpe.

Ihr Falke ſtieg in ſchwindelndem Kreis,
In die Wange ſtieg die Jagdluſt heiß
Der Königin auf der Haide.

* Eigentlich Klitzer, d. i. Störer, Wehrer.

Am Waldrand hin durch das weite Feld
Der Jagdzug fliegt wie der Pfeil geſchnellt
Blitzſchnell von der Sehne des Bogens;

Am Waldrand hin durch Heck' und Dorn
Das Weißroß ſetzt in das reife Korn,
Und jauchzend folgt das Geleite.

Da trat vom Stein am ſchmalen Rain
Der Königin im Sonnenſchein
Ein ernſter Mann entgegen.

Der ſprach kein Wort, doch Alles ſtand
Auf ſeinen Wink, und ſeine Hand
Sie faßte der Königin Zügel,

Das weiße Roß, er dreht's herum,
Er führt's zurück, ſie folgen ſtumm,
Als wie von Zauber befangen.

Und als er ſo geräumt das Feld,
Da ſprach gar ernſt der hohe Held
Zur Königin, der bangen:

„Libuſſa's Stamm vom Kornfeld kam,
„Wo Pribislaw die Pflugſchar nahm
„Zu ſeinem Eiſentiſche.

„O Herrin mein, das Kornfeld acht',
„Im Kornfeld ruht des Reiches Macht,
„Das iſt die Macht von Böhmen.

„Libuſſa's Kind, jag' Du im Dorn',
„Jag' Du im Wald, doch halt' das Korn,
„Das Korn halt' Du in Ehren!"

Laut mahnend ſprach's der ernſte Mann
Und blickte treu die Fürſtin an,
Die mochte ihm nicht zürnen.

Doch ihr Geleit zürnt rings umher:
„Wer iſt der Störer, wer iſt's? wer?
„Wer will die Luſt uns wehren?"

Da winkt der Held ſtolz mit der Hand
Und ſpricht, zu dem Geleit gewandt:
„Ich will's Euch nicht verhehlen!

„Als es durch Schluß der Götter kam,
„Daß Pribislaw Libuſſa nahm,
„Des Kroko weiſe Tochter,

„Hat er im Haus, das er verließ,
„Schon Weib und Kind, die er verſtieß,
„Weil es die Götter wollten;

„Und Weib und Kind, ſie ließen ihn,
„Gehorſam, wie ſich's ziemte, ziehn,
„Sie ſah'n ihn nimmer wieder.

„Der Sohn vom Sohn des Ahnherrn Dein,
„Er iſt der Mann, o Herrin mein,
„Der Dir das Kornfeld wehrte!"

Da ſchwieg beſtürzt der Jägertroß,
Die Königin ſprang vom weißen Roß
Wohl auf die grüne Erde.

Sie legt die Hand dem ernſten Mann
Feſt auf den Arm, ſie ſieht ihn an:
„Das ſind des Ahnen Züge!“

Sie ruft es laut, die Stimme klingt,
Der Jägertroß vom Roſſe ſpringt:
„Heil Dir, der Du uns wehrteſt!“

Die Krone licht aus dunkelm Haar,
Die Königin reicht ſie ihm dar,
Drei Federn auf der Krone.

Zwei ſind weiß, die dritte roth,
Die Ehre rein in Blut und Tod,
Das ſind die Farben von Böhmen:

„Die Krone nimm, Du Ritter fein,
„Die Krone nimm in's Wappen Dein,
„Die Pribislaw getragen;

„In ſpäter Zeit ſie künde laut,
„Daß der ſich Thron und Reich erbaut,
„Dem Dein Geſchlecht entſproſſen.

„Und weil Du kühn gewehrt der Jagd,
„Was Keiner ungeſtraft gewagt,
„So ſollſt Du „Wehrer“ heißen.“

Auf hohem Roß, das ſie tanzend trug,
Auf hohem Roß voran in dem Zug
Die Königin ſprengte von dannen.

In dem Winde flog das dunkle Haar,
Wie Sterne funkelt das Augenpaar
Der Königin ohne die Krone.

Den Roſenzweig in der roſigen Hand,
Am Goldſchuh ſpielet das Purpurgewand,
So flog ſie über die Haide.

Der alte Stamm des Wehrers ſtand
Gar ehreſam in manchem Land
Bis in die neu'ſten Zeiten.

Die Krone blinkt im Wappenfeld,
Doch mancher Wehrer hat als Held
Sich Kronen ſelbſt erſtritten,

Bei Kunersdorf in heißer Schlacht,
Bei Waltersdorf gewehrt mit Macht
Des Feindes Sturm-Colonnen.

Bei Beeren an dem großen Tag,
Ob auch der Arm zerſchmettert lag,
Der Wehrer wehr'te weiter.

Zwei Federn weiß, die dritte roth,
Die Ehre rein in Blut und Tod,
Das ſind die Farben von Böhmen.

Im Wappen muß die Krone ſtehn,
Der Federn drei darüber wehn,
Der Böhm'ſchen Abkunft Zeichen.

Der Schild iſt blau, die Krone Gold,
Das Glück iſt ſtets dem Tapfern hold,
Das ſind der Klüchtzner Farben.

Uralter Stamm aus edlem Blut,
Der ſtets in Gottes treuer Hut
Steht bis zum jüngſten Tage.

Von dem Kneſebeck.

Die Einen führten die Klaue,
Die roth im Schilde ſchwebt,
Die Andern aber den Einhorn,
Der ſich kampfluſtig hebt —
Jetzt aber führen die Kneſebeck
Die Klaue, den Einhorn übereck. —

Und über dem Silberſchilde
Mit Klau' und Einhorn drin,
Da flattern drei Böhm'ſche Fahnen
Für alle Zeiten hin;
Ihr Rauſchen kündet des Hauſes Ruhm,
Der Väter ſtrahlendes Heldenthum.

Jung Johann war's von Wittingen,
Herr von dem Kneſebeck,
Der trug mit ſeinen Getreuen
In's Böhmenheer den Schreck —
Es ſchlug die Lüneburgiſche Schaar
Den Böhmiſchen König Ottokar.

Drei Fahnen brachte dem Kaiſer
Der von dem Kneſebeck,
Dem Böhmenkönig entriſſen
Mit eigenem Schwerte keck,
Drei Fahnen, die er im Kampfe gewann,
Dem Kaiſer bringt ſie der muthige Mann.

Der Kaiſer grüßte den Helden:
„Behalt' die Fahnen Dein,
„Die ſoll'n für Deine Sippe
„Ein Pfand des Ruhmes ſein;
„Die Glorie ſoll nicht untergehn,
„So lang' vom Wappen die Fahnen weh'n!"

Weit über'n halbes Jahrtauſend
Die Fahnen wehten ſo,
Der Ahnen Beiſpiel befolgten
Die Enkel treu und froh;
Sie haben aus mancher heißen Schlacht
Noch manche Fahne nach Hauſe gebracht.

Königsmarck.

Drei rothe Spitzen in Silber ſtark —
Die ſind das Wappen von Königsmarck;
Doch über dem uralten Wappenſchild
Prangt leuchtend ein liebliches Frauenbild.

Das trägt eine Krone im wallenden Haar,
Die Augen, ſie leuchten wie Sterne ſo klar,
Von Silber gleißet ihr Purpurgewand,
Drei Roſen hält ſie in zarter Hand.

Die Königin iſt es im Ungarland,
Maria in heiliger Taufe genannt,
Sie wurde gefangen im Kriegesſturm,
Sie lag gefeſſelt im Eiſenthurm;

Sie weinte die holden Augen ſich roth,
Bis Gott ſich erbarmet hat ihrer Noth,
Da hat ſie befreiet ein Ritter ſtark,
Hans Radecke hieß er von Königsmarck.

Und als nun Maria, die Schöne, befreit,
Da winkte ſie freundlich den Helden bei Seit'
Und flüſterte, roth wie ihr Roſenſtrauß:
„Herr, bittet Euch eine Gnade aus!“

Der Königsmarck ſchaute mit Wonne auf ſie,
Dann ließ er ſich ſittig nieder auf's Knie
Und bat drei Roſen, drei Roſen vom Strauß,
Sich als die Gnade der Königin aus.

Maria ſich neigte, die Königin,
Drei Roſen, drei Roſen, die gab ſie ihm hin,
Zum Kuſſe ſie dreimal die Lippen ihm bot,
Erglühend, ſelbſt eine Roſe roth! —

Drum ſteht noch heut auf dem Schilde frei
Der Roſenkönigin Conterfei —
Voll Ritterſitte, muthig und ſtark,
Das iſt die Weiſe der Königsmarck!

Korff.

Vorüber war der heiße Tag,
Doch heißer war die Nacht,
Ward matter auch manch Schwerterſchlag,
Ward wilder doch die Schlacht.

Das Lilienbanner, hoch am Schaft
Stolz weht's und wieget ſich,
Das trägt voll frommer Heldenkraft
Der heil'ge Ludewig.

Rings ſtürmet, wie ein brandend Meer,
Des Feindes Reiterei,
Die Chriſten ſtehen Speer an Speer,
„Dieu volt!“ das Feldgeſchrei.

Doch dünner wird die Heldenſchaar,
Die um den König ſtund,
Es wankt und ſchwankt die Lilie klar,
Hoch blüht der Türkenbund.

Es brandet wild am Fels die Fluth
Und überſtürzet ſich.
So ſteht, ein Fels, der Heidenbrut
Der heil'ge Ludewig.

Und als vom Nil der Nachtwind pfiff,
Steht er noch immer feſt,
Das Kreuz, das war des Schwertes Griff,
Still an das Herz gepreßt.

Bunt wogte rings der Türkenbund,
Die Lilie ſchwankte matt,
Die Ritter um den König wund,
Des Kampfes überſatt.

Und wieder rauſcht der Feind heran
Wie ſturmgepeitſchte Fluth —
Da vor den König ſprang ein Mann
Mit unbeſiegtem Muth.

Der Fluth, die ihm entgegenſchwamm,
Warf er entgegen ſich
Und ſchützt', ein feſter Eiſendamm,
Den heil'gen Ludewig.

Von ſeinem Helm, von ſeinem Schild
Sprang jäh die Woge ab,
Sie trennte ſich und rauſchte wild
Dann rechts und links hinab.

Auf's neue dröhnt Trompetenton,
Auf's neu' die Woge ſchwillt,
Auf's neue ſteht vor Kreuz und Thron
Der Korff mit Schwert und Schild.

Noch einmal focht im harten Streit
Der vielgetreue Mann,
Da tönt's, es war die höchſte Zeit!
Von fern: „Ha beau séan!“*

Der König ſinket fromm auf's Knie,
Dem Höchſten Dank und Preis!
Ha beau séan! gentilhomm' rie!
Das dunkle Feld wird weiß;

Wird weiß, vom weißen Kriegsgewand
Mit rothem Kreuz daran,
Die Templer kommen her vom Strand,
Die Templer: beau séan!

* Ha beau séan oder séant! der ſchwer zu erklärende Schlachtruf des Templer-Ordens.

Die weiße Wog' vorüber rauſcht,
Die Roſſe ſtampfen den Grund,
Das Tempelbanner im Nachtwind bauſcht —
Zertreten der Türkenbund;

Die Lilien blühn im Mondenlicht
So hold, wie im Sonnenglanz,
Der heil'ge König Ludwig ſpricht:
„Mein Korff, Dein ſei der Kranz!

„Dein Schild, Dein Schild, ob blutig roth,
„Soll ohne Makel ſein,
„Ich ſetze dem Retter in höchſter Noth
„Die Lilie von Frankreich hinein!

„Die blühe mit Ehren in Deinem Schild
„Bis in die ſpäteſte Zeit!“ —
Sie blühet mit Ehren im Korffiſchen Schild,
Und blühet in Ewigkeit.

Kroecher.

Iſt 'ne alte, edle Sippe
In dem lieben märk'ſchen Land,
Die zum Kreuzzug einſt zwei Söhne
Frommen Glaubens ausgeſandt.

Trugen's Kreuz auf ihrer Schulter,
Trugen es im Herzen auch.
Waren wack're Chriſtenritter,
Hielten feſt an Recht und Brauch.

Schlugen mächtig auf die Heiden,
Schonten in dem Kampfe nicht,
Gaben Schutz und Schirm den Schwachen,
Wie's gebeut die Ritterpflicht.

Einſtmals fanden die von Kroecher
Auf dem Zug 'ne Heidenſchaar,
Eine Chriſtin mit ſich ſchleppend
Auf belad'nem Dromedar;

Um die Chriſtin zu erretten,
Legten ſie die Lanzen ein,
Ließen ihre Schwerter blitzen,
Um die Chriſtin zu befrei'n.

Als nach langen, heißen Kämpfen
Sie die Chriſtenfrau befreit,
Gaben ſie ihr bis zur Heimath,
Bis zur Chriſtenſtadt Geleit.

Zur Erinn'rung an die Rettung
Nahmen die von Kroecher drauf,
Weil's die Chriſtin einſt getragen,
Ein Kameel in's Wappen auf.

Die von Kroecher ziehen nicht mehr
In's gelobte Land hinaus,
Und des Glaubens Kämpfe kämpfen
Sie in ihrem Herzen aus;

Schutz und Schirm ſind ſie den Schwachen
Heute noch mit ſtarker Hand,
Ganz wie einſt im Sand der Wüſte
Sind ſie's heut im märk'ſchen Sand;

Führen noch das alte Wappen
Ohne Makel, ohne Fehl,
In dem reinen, blauen Felde
Schreitend, ſilbern, ein Kameel.

Krosigk.

Das iſt ein bunt Gewimmel
Zu Merſeburg am Dom,
Und hundert Fähnlein ſpiegeln
Sich in der Saale Strom.

Es hat der deutſche König
Geladen zum Turnei,
Froh eilt der deutſche Adel
Zum Waffenſpiel herbei.

Auf Helm und Schilden blitzen
Die Wappenzeichen bunt
Und geben trotz der Rüſtung
Den Stamm der Träger kund.

Sie reiten in die Schranken
Gehüllt in Erz und Stahl,
Vom Söller blinkt hernieder
Manch ſüßer Augenſtrahl.

Es geht ein froh Geflüſter
Im Kreis von Mund zu Mund,
Und nach dem Wappenzeichen
Wird jeder Name kund.

Doch ſieht man auch noch Waffen
Darauf das Zeichen fehlt,
Noch hat nicht jeder Edle
Sein Wappenbild gewählt.

Da reitet in die Schranken
Ein eherner Koloß,
Er ſitzt wie angegoſſen
Auf ſeinem ſchwarzen Roß;

Aus ſeinem Helmkamm raget
Die Pflugſchaar ſcharf und lang,
Drei gleiche, roth auf Silber,
Stehn in dem Schilde blank.

„Wer iſt der Rieſenritter?
„Welch' ſeltſam Wappenbild?
„Die Pflugſchaar ziemt dem Bauern
„Und nicht dem Ritterſchild!"

So ſpotten ſie und höhnen,
Da wird der Name kund,
In jähen Schreck erblichen
Wird ſtumm manch kecker Mund.

„O Kroſigk! edler Kroſigk!
„Was ſoll die Pflugſchaar hier,
„Nimm Dir ein ander Zeichen
„Zu Deines Schildes Zier!"

So riefen Herrn und Damen
Dem edlen Kroſigk zu,
Der lenkt zum hohen Söller
Und ritt heran in Ruh;

Senkt ſittig ſeine Lanze,
Schlägt dann den Helmſturz auf,
Und ruft mit lauter Stimme
Das ſtolze Wort hinauf:

„Ihr Damen, ſchöne Damen,
„Laßt mir mein Wappenbild,
„Die Pflugſchaar ſteht mit Ehren
„Auch in dem höchſten Schild.

„Vom Schwerte kommt der Adel,
„Vom Schwert die Ritterkraft,
„Doch von der Pflugſchaar ſtammet
„Des Reiches Freiherrnſchaft!*

„Der Väter freies Erbe
„Bau' ich mit meinem Pflug
„Und frei iſt alle Erde,
„Die je mir Ernten trug;

„Als deutſcher Ritter führ' ich
„So Schwert als Dolch zur Wehr;
„Die Pflugſchaar in dem Schilde,
„Weil ich ein freier Herr!*

Drauf grüßt der Krosigk ſittig
Und ritt die Bahn entlang,
Verdiente ſich beim Stechen
Noch manchen Ritterdank. —

Die Krosigk ſind noch heute —
Um tauſend Jahre fern —
Im Kampfe gute Ritter,
Im Lande freie Herr'n!

* Liber baro — Bauer.

Lamotte-Fouqué.

Was ſoll die gold'ne Kugel
In Fouqué's Wappenſchild?
Was ſoll die Kugel deuten
Das gold'ne Wappenbild?

Des Stammbaums hohe Aeſte
Die flüſtern wunderſam,
Wie in des Normanns Wappen
Das Bild der Kugel kam.

War einſt in alten Zeiten
Ein wilder, blut'ger Krieg,
Die Franken und die Briten,
Sie rangen um den Sieg.

Und Normanns tapfrer Adel
War ganz für Engeland,
Da hatte von den Franken
Sich ſchon der Sieg gewandt.

Nur Fouqué von der Halde,
Der graue Bannerherr,
Blieb treu bei ſeinem König
Und ließ ihn nimmermehr.

Er führte zwanzig Fähnlein,
Die hatten ſich geſtellt
Zu Fouqué's Balkenbanner
Im grünen, grünen Feld.

Bei Crécy auf der Wieſe
Hub an der grimme Kampf,
Urplötzlich blitzt es drüben,
Drauf Donner folgt und Dampf.*

Und raſch vor ſeinen König
Erhebt den Balkenſchild
Herr Fouqué von der Halde,
Der echten Treue Bild.

Da ſchlug die Eiſenkugel
Durch's Schild, durch Fouqué's Bruſt,
Daß er auf Crécy's Felde
Sein Leben laſſen mußt'.

Er ſtarb den Tod der Treue
Für ſeinen theuren Herrn,
So ſtarben ſeine Ahnen
Zu allen Zeiten gern.

Wohl war die Schlacht verloren,
Doch aus der Todesnoth
Der König war gerettet
Durch Fouqué's Rittertod.

* Bei Crécy wurden die erſten Kanonen im Felde gebraucht.

Die Kugel ſetzt der König
In's alte Balkenſchild,
Daß ſie den Enkelſöhnen
Der Rittertreue Bild.

Ledebur.

Stolz prangt auf grünem Berge dort in Weſtphalenland
Die herrliche Ruine, der Ravensberg genannt.
Sie ſchaut weit in die Ferne, ein Mal vergang'ner Pracht,
Darüber weht die Sage von längſt begrab'ner Macht;
Die Zeit hat wohl gerüttelt an Mauer und an Thurm,
Hohl brauſt durch leere Bogen im Herbſt der Regenſturm;
Doch rieſenkräftig wurzelt im heimathlichen Grund
Der Ravensberge Veſte, drin ihre Wiege ſtund.
Vor alten Zeiten herrſchte hoch ob dem reichen Land
Auf ſeinem Ravensberge ein Graf mit ſtarker Hand,
Der liebte ſeine Bauern, er war ihr Schild und Hort,
Im Kriege mit dem Schwerte, im Frieden mit dem Wort.

Und mit dem Alter bleichte des Grafen Bart und Haar,
Das Auge wurde trüber, das einſt ſo ſonnenklar,
Das Schwert, der Schild, die Lanze, ſie hingen an der Wand —
Ermüdet war vom Streiten des Grafen ſtarke Hand.
Er ſaß in ſeiner Halle, des Alters ſich bewußt,
Und vor ihm ſeine Söhne in friſcher Jugendluſt;
Doch wenn er auf ſie richtet den trüb' umwölkten Blick,
Dann kehrt ein frohes Leuchten in's ſtolze Aug' zurück.
„Ihr, meine edlen Söhne, ſeid ſtark am Ritterſinn,
„Ich werde alt und älter, die Kräfte ſchwinden hin;
„Wohl habe ich Vaſallen, ich habe Städt' und Land,
„Doch kann ſie nicht mehr ſchützen die altersſchwache Hand;
„Drum geb' ich meine Lande Euch, edle Söhne, frei,
„Daß mit der Grafenherrſchaft die Kraft verbunden ſei;
„Vom hohen Ravensberge da zieh' ich ſtill hinab,
„Dort unten bei den Bauern ſuch' ich mir auch mein Grab!"
Drauf zog er mit der Gräfin hinunter in das Land,
Und weilte, wo ein Bächlein durch Wieſengrün ſich wand;

Das trieb auch eine Mühle mit luſtigem Gebraus,
Der Ort ſchien ihm gelegen, hier baut' er ſich ſein Haus.
Als Monde dort vergangen in einfach ſtiller Art,
Geſchah es, daß dem Greiſe ein Kind geboren ward;
Der Spätling war ein Knabe, geſund und ſtark und fein,
Der ſollte einſt der Ahne vom edlen Stamme ſein.
Der Graf, er nimmt den Knaben in ſeinen treuen Arm,
Er küßt ihn auf die Stirne ſo vaterſtolz und warm:
„Es wird, mein holder Knabe, der Ravensberg nicht Dein,
„Du mußt den ältern Brüdern wohl untergeben ſein,
„Ich kann Dir nur vererben ein ritterliches Gut,
„Nicht trotzige Vaſallen, doch manches treue Blut;
„Es wollen treue Herzen auch treu geleitet ſein,
„So „lede du de Buren," das Erbe werde Dein!"
Das hat der Graf geſprochen, der Sohn behielt das Wort,
Der Enkel hat's vernommen, ſo erbt es fort und fort;
Sie leiteten die Bauern im Frieden und Gefecht,
Und Ledebur drum heißet das blühende Geſchlecht;
Der Ravensberge Sparren, weiß in dem rothen Schild,
Und auf dem Helm zwei Aehren, das iſt das Wappenbild.

Leipziger.

Bei Domnitſch* auf der Haide
Da flog manch Banner gut,
Da focht im Eiſenkleide
Manch junges Edelblut.

Herr Friedrich war's von Meißen,
Der ſich des Kampf's befliß,
Der thät wohl anders beißen
Als ihn die Mutter biß.

Ihm kämpfte gegenüber
Von Anhalt Eberhard,
Manch helles Auge trüber
An jenem Tage ward.

Der Meißner ſtürmt die Schanze
Drin hart der Eber lag,
Da klang im blut'gen Tanze
So laut der Schwerter Schlag!

Wie kühn der Meißner ſtürmet,
Der Anhalt hält ihn an,
Und Leichenhügel thürmet
Der ſpeergewalt'ge Mann.

* Friedrich mit der gebiſſenen Wange (bekanntlich biß ihn ſeine Mutter im Trennungsſchmerz in die Wange) ſchlug 1294 auf der Ebene von Domnitſch, nördlich von Torgau, den Grafen Eberhard von Anhalt.

Der Sturm iſt abgeſchlagen,
Der Markgraf zieht zurück,
Umſonſt ſein kühnes Wagen,
Heut lächelt ihm kein Glück!

Er mochte nicht mehr fechten,
Viel Leute er verlor,
Da ſprengt mit hundert Knechten
Der Stern von Leipzig* vor.

Da riefen laut die Hörner
Auf blut'ger Siegesbahn;
Kühn jagt der ſtolze Sterner
Auf hohem Roß voran;

Er bricht des Feindes Reihen
Mit ſeinem guten Schwert,
Dem Tode thut er weihen
So manchen Kämpen werth.

Wie ſie zum Kampfe ſprangen!
Sie ſtritten Mann an Mann,
Graf Anhalt ward gefangen
Der Sterner hielt ihn an. —

* Henricus Stella, Heinrich von Leipzig, genannt der Sterner; warum er ſo heißt, ſagen die Chroniken nicht. „Leipziger" iſt nur ein anderer Ausdruck für: „Der von Leipzig," der ſpäter ſtereotyp geworden iſt. Heinrich von Leipzig, genannt der Sterner, war einer der Feldhauptleute des Markgrafen Friedrich mit der gebiſſenen Wange.

Bei Domnitſch auf der Haide
Des Meißner's Banner fliegt,
Da hat ein neu Geſchmeide
Der Sterner ſich erſiegt.

Der Markgraf ſchlug zum Ritter
Den kühnen Edelmann,
Der in dem Kampfgewitter
Den höchſten Preis gewann;

Den Fuchs im Wappenſchilde,
Der ſich zum Sprunge reckt,
Hat er zum Ehrenbilde
Mit Federn ihm beſteckt;

Mit Federn von dem Hahne,
Denn trutzig wie der Hahn
Der Sterner mit der Fahne
Zum Siege flog heran.

Die von dem Sterner ſtammen,
Ein hochgemuth Geſchlecht,
So kühn in Kriegesflammen,
In Frieden mild und recht,

Von Domnitſch auf der Haide
Bis auf den heut'gen Tag,
In Freuden wie im Leide,
Das rechter Ehren pflag.

Lepel.*

Die Borken, die Lepel, die Kleiſte,
Sie ſchlugen die heiße Schlacht
Mit Pommerſchem Heldengeiſte
Gegen der Polen Macht;

Und als die Schlacht war geſchlagen,
Da war auch erſtritten der Sieg,
Neun Lepel aber, ſie lagen,
Opfer, gefallen dem Krieg.

War keiner mehr übrig in Pommern
Von der Lepel mächtigem Stamm,
Als ein Fräulein von zwanzig Sommern,
Das jung den Schleier nahm.

Nun mag der Herold zerbrechen
Den Schild mit dem Balken roth,
Und die traurige Formel ſprechen:
Die Lepel ſind ab und todt!

Da riefen die Borcken, die Kleiſte:
„So ſoll es mit nichten ſein!
„Von der Lepel Stamme und Geiſte
„Lebt noch ein Jungfräulein;

* Lepel in platter Mundart ſo viel wie Löffel.

„Noch iſt das Haus nicht begraben,
„Es blühe in Luſt und Leid,
„Denn Lepel müſſen wir haben
„In Pommern auf ewige Zeit!“

Sie machten die edle Dame
Von ihren Gelübden frei,
Und der Lepel uralter Name
Erblühte im neuen Mai.

Auf's Neue prunkte nun mächtig
Mit dem rothen Balken der Schild,
Darüber erhob ſich prächtig
Ein ſtattliches Frauenbild,

Das trug, hoch auf dem Haupte,
Strahlende Löffel, neun;
Für neun, die der Tod einſt raubte,
Trat ſie in das Leben ein.

Noch iſt ihr Stamm nicht begraben,
Noch blüht er in Luſt und Leid;
Denn Lepel müſſen wir haben
In Pommern auf ewige Zeit.

Lettow.

Den zerbroch'nen Anker deute
In dem blau und rothen Schilde,
Laß uns nicht des Zweifels Beute
Vor dem räthſelhaften Bilde!
Vorbeck hieß der gute Ritter,
Der in manchem Kampfgewitter
Seine Fahne ſiegreich trug,
Sich bis auf den letzten Splitter
Seiner Lanze immer ſchlug.

Vorbeck war ein edler Pommer,
Der in's Lettenland geritten
Und dort manchen heißen Sommer
Für den Landesherrn geſtritten;
War ein Herr voll weiſer Lehren,
War ein Held bei Werk und Wehren,
Der im lieben Pommerland,
Seinem Lettenzug zu Ehren
Ward der Lettow zubenannt.

Als der Held die naſſe Wüſte
Mit dem ſcharfen Kiele theilte,
Und an Preußens Bernſteinküſte
Einſt in Danzigs Hafen weilte,

Kam ein Sturm aus Oſt geflogen,
Peitſchte grimm die Meereswogen,
Traf das Schiff mit wilden Schlag,
Daß ſich tief die Maſten bogen
Und der Anker klirrend brach.

Haltlos flog hinaus in's Weite
Vor dem Sturmwind die Corvette,
Das Verderben ihr zur Seite
Und die loſe Ankerkette;
Doch Held Vorbeck faßt das Steuer,
Rief, im Auge ſtolzes Feuer:
„Bricht der Anker, hält der Mann!“
Lief nach Sturm und Abenteuer
Pommerns Küſte glücklich an.

Nicht auf Anker, deren Stärke
Wogenſchlag im Wettergrauen
Bricht, und nicht auf Menſchenwerke
Setzte Vorbeck ſein Vertrauen:
Was die Seele ihm erfüllte,
Als die See ihn laut umbrüllte,
Das gab feſten Ankergrund,
Solches giebt, wie ſie's verhüllte,
Auch die Wappenſprache kund.

Allen, die von Vorbeck kamen,
Der im Lettenlande kriegte,
Blieb der ſtolze Ehrennamen,
Den er mit dem Schwert erſiegte;

Alle haben ihn getragen
Ehrenreich ſeit alten Tagen,
Ihres großen Ahnen werth,
Und im Felde ſich geſchlagen
Wie ſein Beiſpiel ſie gelehrt.

Wenn von Feinden dicht umrungen
Todesfroh die Waffen ſchimmern,
Wenn auf blauen Meereswogen
Fern die bleichen Sterne flimmern,
Dann mußt Du die Lettow ſchauen —
Ohne Zagen, ohne Grauen
Stehen ſie am Steuer dann,
Sprechen feſt voll Gottvertrauen:
„Bricht der Anker, hält der Mann!“

Levetzow.

Vertrauend auf der Hanſa Macht
Hat Roſtock ſich empört,
Und als der Fürſt in blut'ger Schlacht
Gehorſam ihm gelehrt,

Da ſann der Bürger auf Verrath
Und lud den Fürſten ein,
Er möcht' in ſeiner treuen Stadt
Ein Gaſt des Rathes ſein.

Der edle Fürſt von Wendenland
War willig zum Verzeih'n,
Er reichte gnädig ſeine Hand
Und zog in Roſtock ein.

Ein wack'rer Junker zog da mit,
Der gab auf Alles Acht,
Und ſah, wie er durch's Thor einritt,
Das Gatter ſinken ſacht;

Da hält er an, entſchloſſen, kurz,
Das Gatter niederkracht,
Er fängt's und hält's im jähen Sturz
Mit ſeiner Schultern Macht.

Zerſchmettert fliegt ſein Panzerſtück,
Das Gatter färbt ſein Blut,
Den Fürſten ruft er laut zurück
Und hält mit feſtem Muth,

Bis der erreicht das freie Feld,
Dann eilt er rüſtig nach;
Und als zum Fürſten kam der Held,
Da küßt' der ihn und ſprach:

„O lewet ſo mi altoſam'
„As de mi lewt het hier,
„Wier denn de halwe Welt mi gram,
„Ick fürcht' mi nich en Spier!"

Dann ſchlug er ihn zum Ritter gut
Und in das Silberſchild
Setzt' er das Gatter, roth von Blut,
Als ehrend Wappenbild.

Drauf ward der Ritter und ſein Haus
Die Levetzow genannt,
Die ſtehn noch feſt in jedem Strauß
Für Fürſt und Vaterland.

Fiel Roſtock's Gatter in dem Thor
Schon längſt im Lauf der Zeit,
Die Levetzow im alten Flor,
Sie führen es noch heut'!

Loeben.

Einſt zog ein deutſcher Ritter
In's heiße Afrika,
Ritterlich gegen die Mohren
Hat er geſtritten da;
Und als er wurde gefangen,
Da prüfte den muthigen Sinn
Des ſtolzen deutſchen Helden
Die mohriſche Königin.

Sie ließ ein Schachbrett bringen,
Weil ihr der Ritter gefiel:
„Gewinne von mir Dein Leben!“
Das war ein ernſtliches Spiel.
Sie ſpielten von Morgen bis Mittag
Und Keines gewonnen hat,
Doch als der Abend gekommen,
Da war die Königin — matt!
Es freut ſich des deutſchen Helden
Die mohriſche Königin,
Der ſelbſt im Spiel um das Leben
Bewahrt den muthigen Sinn.
Sie macht' ihn zu einem Fürſten
In ihrem mohriſchen Reich,
Den Stab des oberſten Feldherrn
Gab ſie ihm auch zugleich.
Als ſolcher hat er gewonnen
Für ſie ſo manchen Sieg,
Sie nannte ihn nur den Löwen,
Weil er ſo trefflich im Krieg;
Und als er den Sultan gefangen
Im höchſten Kriegesglück,
Da kehrt er in die Heimath
Mit Schätzen beladen zurück.
Zu ſeiner Thaten Gedächtniß
Nahm er in's blaue Schild
Ein roth-weißes Schachbrett haltend,
Der Mohrenkönigin Bild. —

Noch prangt in dem gräflichen Wappen
Die mohriſche Königin,
Noch ſtreiten die Loeben wie Löwen
Mit des Ahnherrn muthigem Sinn.

Von Lüdinghauſen, genannt Wolf.

Bei Münſter, an der Stever, da liegt ein feſtes Haus,
Das theilt' an's Stift zu Werden ſchon Karl der Große aus,
Und edle Sachſen nahmen's vom Gotteshaus zu Lehn,
Denn Chriſti Kirche ſollte im Schutz der Veſte ſtehn.
Als nun der erſte Biſchof von Münſter, Ludger,* ſtarb,
Und für die Biſchofsmütze den Heil'genſchein erwarb,
Da brachten ſie die Leiche nach Werden an der Ruhr,
Und als beim feſten Hauſe der Sarg vorüber fuhr,
Da ſchlugen ganz von ſelber die Glocken drinnen an,
Zum letzten Scheidegruße dem theuren Gottesmann;

* a. d. 809.

Drob nannten ſie die Veſte fortan ein „läutend Haus,“
Es wurde Lüdinghauſen im Mund des Volks daraus;
Von Lüdinghauſen hießen die edlen Herren bald,
Die auf der Veſte ſaßen im Münſterlande alt,
Und eine Glocke führten ſie in dem Wappenſchild,
Durch manch' Jahrhundert läutet fromm das Gedächtnißbild.
Von Lüdinghauſen nannte ſich lang' der ganze Stamm,
Bis von der Arrem Tochter ein zweiter Name kam.
Der Arrem Güter brachte an's Lüdinghaus die Frau,
Dazu drei rothe Balken und ihre Leuen blau;
Solch Wappen ſollte führen ihr zweiter Sproſſe frei,
Auf daß der Arrem Name nicht ganz verloren ſei.
Doch eh' die edle Fraue des zweiten Sohn's genas,
Ward ſie des Todes Beute, der ſie ſich jung erlas.
Die weiſen Frauen nahmen die Frucht vom todten Weib
Und thaten einem Schafe ſie in den warmen Leib.
Fünf Schafe täglich brauchten ſie für das junge Kind,
Das einſt der Arrem Wappen und Erbe ſich gewinnt.

Vom erſten Faſten-Samstag bis zum Gründonnerstag
Das Kindlein ohne Leben im Bauch von Schafen lag,
Seit vierzig langen Tagen war ſchon die Mutter todt,
Bevor ihr Kindlein grüßte das erſte Morgenroth.
Dieweil ſo viele Schafe verzehrt kein Wolf im Land,
Ward Bernd, der Wulff, der Erbe der Arrem zubenannt.
Der ward ein kühner Krieger, ſtudirte zu Paris,
Am heil'gen Grab zum Ritter er ſich dann weihen ließ;
An alle Lüdinghauſen von Bernd, des Wulffen, Stamm,
Der Name Wolff als Erbe und Arrem's Wappen kam.
Sie zogen weit nach Oſten, in Curland blüht ihr Haus,
Das ſandte auch für Preußen manch tapf'ren Krieger aus,
Sie heißen Wolff* noch alle und bei der Glocke Bild
Dräut Arrem's blauer Löwe noch heut im Freiherrnſchild.

* Es iſt für unſere Leſer die Notiz vielleicht intereſſant, daß der Kaiſerliche Beichtvater zu Wien, Pater Friedrich Wolff, welcher den ſogenannten Kronenvertrag, durch den der Kaiſer die Preußiſche Königswürde anerkannte, endlich durchſetzte, ein Freiherr von Lüdinghauſen war.

Lüttichau.

Der Kaiſer lag gegen die Wälſchen zu Feld,
Da hat ſich zum Böhmiſchen Banner geſellt
Ein feiner Junker aus Meißen.

Beim Kampfe, beim Becher und all überall
War immer der Erſte Herr Hannibal,
Drei ſchwarze Federn am Helme.

Dieweil nun der Junker ſtets trutzig gethan,
So hieß er alsbalde der ſchwarze Hahn
Beim ganzen Heere des Kaiſers.

Und als ſie nun kamen vor Lüttich, die Stadt,
Der Wälſche den Angriff mit Uebermacht that,
Der Deutſche begann ſchon zu weichen.

Da ſprengte das Böhmiſche Banner voran,
Das führte gar trutzig der ſchwarze Hahn,
Und brach in die feindlichen Reihen;

Der hat in den Rotten der Wälſchen gemäht,
Wie wenn in der Ernte die Sichel geht
Und die Halme reihenweis fallen;

Und als er entſchieden die blutige Schlacht,
Da kam er zum Kaiſer bei ſinkender Nacht,
So zierlich, als käm' er zum Tanze.

Der Kaiſer, der rief ihm entgegen: „Schau!
„Da kommt die Sichel von Lüttich's Au,
„Den Erntereigen zu tanzen!

„Du ſollſt mir ein lieber Geſelle wohl ſein,
„Ich beſſ're zur Stunde das Wappen Dein,
„Zwei Sicheln ſollſt Du drin führen!

„Und weil Du gemähet in Lüttich's Au
„Für mehr als Zwei, ſollſt Lüttichau
„In allen Zeiten Du heißen!"

D'rauf hat die ſchuldigen Danke gethan
Mit zierlichen Worten der ſchwarze Hahn,
Der feine Junker aus Meißen.

Es ſchlugen ſeitdem ſich in blutiger Au
Noch oft wie ihr Ahne die Lüttichau,
Sie führen noch heute die Sicheln.

Doch ſetzten ſie auswärts drei Federn daran,
Sie thaten's zu Ehren dem ſchwarzen Hahn,
Der Namen und Wappen erſtritten.

Maltzan.

Unter blüthenduft'gen Linden,
In der grünen Dämmernacht,
Wo die Götzenbilder ſtanden,
Hochverehrt in Pommern's Landen,
Hält ein edler Wende Wacht.

Denn die alten Götterhaine
Waren ſchwer vom Volk bedroht,
Das im Namen des Drei-Einen
Schon zu chriſtlichen Gemeinen
Biſchof Otto fromm entbot.

Gramvoll ſah der edle Wende,
Der ſo treu des' Moltzan's* pflegt,
Seiner Götter Hain verlaſſen
Und ſein Volk den Glauben haſſen,
Den er feſt im Herzen hegt.

Ach, vom Kreuz die neue Lehre
Brachte ihm den tiefſten Schmerz,
Raubt' ihm ſeines Hauſes Frieden,
Hat den Sohn von ihm geſchieden
Und gekränkt ſein Vaterherz.

* Moltzan bedeutet einen der Gottesverehrung gewidmeten Platz, einen Götterhain.

Zürnend ſah er rings im Lande
Kirchen ohne Zahl erſteh'n,
Und in ſeinem Götterhaine
Zu der Väter Opferſteine
Mußte er alleine geh'n.

Selbſt die Liebe ſeiner Jugend,
Seine Gattin, ſinkt dahin,
Die ſein Liebſtes war auf Erden,
Fühlt er kalt und fremd ihm werden,
Weil zum Kreuze ſtand ihr Sinn.

Ach, der Schmerz in ſeiner Seele
Zürnet laut mit hartem Wort:
„Mag das Kreuz mir Alles rauben,
„Meiner Väter heil'gem Glauben
„Bleibe ich der letzte Hort!"

Aber Gott wie Waſſerbäche
Trotz'ge Menſchenherzen lenkt,
Wollt' ihn mild zum Heile führen,
Machtvoll ihm die Seele rühren
Bis Er Frieden ihm geſchenkt!

Einſt an einem Sonntagmorgen
War das theure Weib entfloh'n,
Um bei Glockenklang in Chören
Gottes heil'ges Wort zu hören
Und die Predigt von dem Sohn.

Zürnend folgt der edle Wende
Der geliebten Gattin nach,
Ach! er kann's und mag's nicht faſſen,
Daß die Treue ihn verlaſſen,
Die an ſeinem Herzen lag.

Aus dem ſchmerzumwölkten Auge
Ihm die heiße Thräne rann —
Horch, da tönen fromme Klänge,
Aus der Kirche die Geſänge,
Wo der Gottesdienſt begann.

Und vom Zorne hingeriſſen,
Folgt der trotz'ge Mann dem Klang,
Sich die Gattin zu erretten,
Die mit wundervollen Ketten
Schon das Wort vom Kreuz umſchlang.

Grimmig tritt er in die Kirche,
Bis zum Altar tritt er vor,
Seine Augen ſuchen Eine —
Plötzlich ſchweiget die Gemeine
Und verſtummet iſt der Chor.

Aber von der Kanzel ſchallet
Machtvoll nieder Gottes Wort,
Wie gebannet ſteht der Wende,
Faltet unbewußt die Hände,
Wie ſich's ziemt am heil'gen Ort.

Ernſt der fromme Prieſter lehret
Und erklärt den Text der Schrift
Von dem Weinſtock und den Reben,
Daß er bis in's tiefſte Leben
Auch den edlen Wenden trifft.

Aus der Kirche ſchreiten Dreie,
Vater, Mutter und ihr Sohn —
Und ſie ſind ſchon eins im Glauben,
Von dem Weinſtock ſüße Trauben
Ernten ſie auf Erden ſchon.

Der ſo feſt in falſcher Lehre
Und ſo treu dem Heidenthum,
Hält mit zwiefach heil'ger Scheue
Und mit zwiefach ſtarker Treue
Nun am Evangelium.

Ludger ward der edle Wende
In der Taufe Bad genannt,
Moltzan nannten ihn die Leute
Und ſo heißt ſein Stamm noch heute,
Weil ſein Haus im Moltzan ſtand.

Ludger Moltzan, eine Kirche
Hat im Moltzan er erbaut,
Wo er einſt zum Götzen flehte,
Klingen chriſtliche Gebete
Nun im Engelsmünſter* laut.

* Ludger Moltzan, Giſela, ſeine Gemahlin, und Bolko, ſein Sohn, bauten Engelsmünſter.

Von dem edlen Ludger Moltzan
Stammt ein mächtiges Geſchlecht,
Das zu ſeinem Wappenbilde
Sich erkor im gold'nen Schilde
Einen rothen Weinſtock recht.*

Weil dem Ahnherrn von der Lehre,
Die er wundervoll vernahm,
Von dem Weinſtock und den Reben
Einſt ein neues Chriſtenleben
Und des Hauſes Frieden kam.

Auf dem gold'nen Grund der Treue
Leuchtet über Grab und Tod
Durch des Lebens Sturm und Wetter
Dieſer Weinſtock, Traub' und Blätter
In der Hoffnung Morgenroth.

* Das iſt das eigentliche Wappen der Maltzan, die mit den Königsgeſchlechtern der Polniſchen Piaſten, der Böhmiſchen Podjebrad, der Preußiſchen Hohenzollern und den Obotritiſchen Fürſtengeſchlechtern Mecklenburgs ſeit Jahrhunderten ſich verſchwägert haben.

Marſchall von Altengottern und Burgholzhauſen,

Erb-Marſchälle in Thüringen.

Zwei rothe Scheeren prangen im blanken Silberſchild,
Das ächte Marſchallszeichen, ein redend Wappenbild —
Es ſtritt in alten Tagen der Edle nur zu Roß,
Da war der Schalk der Mähren der Erſte in dem Troß.
Und wer von einem Fürſten zum Mährenſchalk gekürt,
Der hat die beiden Scheeren im Wappen ſein geführt,
Weil man die Scheeren brauchet wenn man die Mähren putzt,
Und Schweif und Mähne zierlich nach Brauch und Sitte ſtutzt.

Der Truchſeß und der Schenke ſind Aemter ſtolz und hoch,
Der Marſchall war der Erſte wenn man zu Felde zog;
So kommt die erſte Würde, des Krieges höchſte Ehr',
Des Feldherrn Marſchallstitel, vom edlen Roßdienſt her.

Als nun die Aemter wurden erblich im deutſchen Reich,
Ward Sachſens Herzog Churfürſt und Erzmarſchall zugleich,
Da wurden in den Landen die Aemter erblich all',
Und jeder Landherr hatte auch ſeinen Erbmarſchall.
Von Ebersberg Herr Rudolph, bewährt in mancher Schlacht,
Hat da die Marſchallswürde an ſein Geſchlecht gebracht.
Und iſt auch längſt verſchwunden Thüringens Landgrafthum,
Die Erbmarſchälle tragen noch ſeines Namens Ruhm,
Der ſtrahlt durch alle Zeiten in hellem Waffenglanz,
Ihm winden edle Sänger manch' friſchen Liederkranz.
Der Vorzeit Sangeszauber von Deinen Bergen weht,
Die Sage leiſe flüſternd durch deine Auen geht,
Und wer dir jemals ſelig in's Blüthenantlitz ſah,
Der hat dich nie vergeſſen, niemals, Thuringia! —

Der Landgraf ſitzt zu Roſſe und zieht zum blutgen Strauß,
Nach allen Seiten fliegen des Fürſten Boten aus,
Die Edlen zu entbieten mit ihrem reiſ'gen Troß —
Da fehlte bei dem Banner manch' alter Kampfgenoß!

Der Landgraf war im Banne und nach der Prieſter Spruch
Traf die Vaſallentreue der heil'gen Kirche Fluch.
Mit mächt'gen Schaaren trutzig der Mainzer Biſchof naht,
Der Landgraf blicket düſter, er wandelt rauhen Pfad,
Er ſpricht, wie er die Edlen, die bei ihm, überzählt:
„Sie möchten Alle fehlen, doch daß der Marſchall fehlt,
„Das frißt an meinem Herzen, auf ihn hab' ich gebaut,
„Ich hätte ſeiner Treue mein Landgrafthum vertraut!"
Wie ſo der Landgraf bitter um ſeinen Marſchall klagt,
Da kommt's auf ſeiner Rechten im Staube hergejagt.
Des Fürſten Auge ſpähet wie Adlerblick beim Raub,
Da taucht ein einzeln Fähnlein roth-weiß auf aus dem Staub.
„Roth-weiß! das iſt der Marſchall!" gerührt der Landgraf ſpricht,
„So täuſchte doch in Einem ſich mein Vertrauen nicht!"
Von Weitem ſchon herüber der treue Marſchall winkt,
Da aus der ſtaub'gen Wolke ein zweites Fähnlein blinkt.

Dem zweiten folgt ein drittes und roth-weiß ſind ſie all':
„Gott ſegne Dich, Du treuer, Du feſter Erbmarſchall!“
Ein viertes und ein fünftes und noch drei Fähnlein mehr,
Acht Fahnen führt der Marſchall zu ſeines Fürſten Heer.
Am Abend floh geſchlagen der Erzbiſchof von Mainz,
Der fühlte ſich erſt ſicher auf jener Seite des Rheins —
Das war ein grimmig Jagen, dem Biſchof war's zu heiß,
Der Marſchall führt die Jäger, acht Fähnlein roth und weiß.
Drauf wurde bei dem Biſchof die Friedensliebe groß,
So kam der Landgraf plötzlich auch von dem Banne los. —

Von dem gekrönten Helme, der Treue Lohn und Preis,
Weh'n in der Marſchall Wappen acht Fähnlein roth und weiß.
Die Treue ging in Keinem des edeln Stammes aus,
In Treuen feſt begründet ſteht hoch das alte Haus;
Wenn Alle untreu werden, die Marſchall bleiben treu,
Die alte Treue lebet in jedem Sproſſen neu.

Ob ſie auf Olmütz Walle ein feſter Wächter liegt,
Und ſich die Grafenwürde des heil'gen Reichs erſiegt,
Ob ſie in ſtiller Liebe der Vorzeit Blüthen hegt,
Ob ſie im hohen Rathe des Landes Wohlfahrt pflegt,
Es iſt die alte Treue aus grauer Väter Zeit,
Und ſolche Treue dauert in alle Ewigkeit.

Von der Marwitz.

Iſt eine edle Sippe im lieben Märkerland,
Wird bei den beſten Namen der ihre ſtets genannt;
Sie führt im alten Wappen des Lebens gold'nen Baum,
Dabei ſteht „revirescit“ an blauen Schildes Saum,
Die Jungfrau wachſend drüber, umwallt von Lockenpracht,
Hat kräftig neues Leben dem Baume einſt gebracht.
Will Euch die Sage künden, ich folgte ſich'rer Spur,
Halb lächelnd läßt ſie gelten ſelbſt Meiſter Ledebur.*

* Der Freiherr Leopold von Ledebur, einer der erſten Heraldiker und Genealogen unter den Lebenden, vor deſſen ſcharfer Kritik die heraldiſche Sage nur ſelten zu Recht beſteht.

War einſt vor grauen Zeiten dahin der Marwitz Stamm,
Gefällt mit allen Zweigen der ſtolze Wipfelkamm;
Allein am alten Baume nur eine Blüthe lacht,
Nur eine Marwitz-Tochter blieb von des Hauſes Pracht.
Als ihr der Freier nahte, gewann er wohl ihr Herz,
Doch um den theuren Namen weint ſie im herben Schmerz.
Sie zog zum Hof des Kaiſers, umfaßt des Herrſchers Knie,
Den theuren Marwitz-Namen erbat vom Kaiſer ſie
Für den Gemahl, die Kinder, er ſoll nicht untergehn,
Der gold'ne Baum der Marwitz ſoll feſt in Churmark ſtehn!
Der Kaiſer winket gnädig Erhörung mit der Hand —
Von Ihr, ja, von der Marwitz, iſt das Geſchlecht benannt,
Das drauf in allen Zeiten gehalten feſte Treu',
Und für das Recht gefochten, geſprochen ohne Scheu;
Von Ihr, ja, von der Marwitz, iſt das Geſchlecht benannt,
Das ſeine Zweige breitet noch heut im Märkerland,

Der gold'ne Baum der Marwitz im blauen Wappenfeld,
Das iſt der Baum des Lebens in Treuen feſtgeſtellt! —

Moellendorf.

War einſt ein guter Ritter,
Der ſandte der Söhne drei
Zum Hof des großen Kaiſers,
Zu dienen da frank und frei.

Ein eiſern Gewand trug der Erſte,
Der führte mächtig das Schwert,
Der hat ſich in blutigen Schlachten
Als einen Helden bewährt.

Ein ſeiden Gewand trug der Zweite,
Der führte die Feder gut,
Und manchen feinen Gedanken
Den hegte er unter dem Hut.

Ein hären Gewand trug der Dritte,
Der führte ſiegreich das Wort
Und zog, ein gewaltiger Prieſter,
Pred'gend von Ort zu Ort.

Der Erſte wurde ein Feldherr,
Der die Schlachten des Kaiſers ſchlug,
Der Zweite wurde ſein Kanzler,
Den er im Rathe frug;

Der Dritte wurde ein Biſchof,
Der mit Gebeten erzwang,
Was weder dem Schwerte des Erſten,
Noch dem Rathe des Andern gelang.

Feſt hielten ſie aneinander,
Die Brüder in Treuen ſo,
Vor Allen der mächtige Kaiſer,
Der war ihrer Dienſte froh.

Und um ſie recht zu belohnen,
Da nahm er den adligen Schild
Und ſetzt einen güldenen Leuchter
Hinein als Ehrenbild.

Drei Arme gab er dem Leuchter,
Das ſind die Brüder drei,
Weil Jeder in ſeinem Stande
Ein leuchtend Beiſpiel ſei.

Dabei iſt's denn geblieben
Auch in der Zeit danach,
Die Moellendorf führen den Leuchter
Bis auf den heutigen Tag.

Und waren auch Kanzler und Prieſter
Später nur ſelten dabei,
Sie ſchlugen dafür mit dem Schwerte
Ein Jeder ſo gut wie Drei!

Der Leuchter im blauen Felde,
Der Moellendorf adliger Schild,
Er iſt wie ſonſten noch heute
Dreifacher Ehren Bild.

Mülinen.

Herr Berthold von Mülinen,
Der Schultheiß war zu Brug,
Der that für das Haus Oeſtreich
Manch' treuen Reiterzug.
Den Aargau und die Städte
Hielt er für Leopold,
Und ſelbſt die blut'ge Agnes
War ſeiner Treue hold,
Die als ein Racheengel
Durch all' die Lande fuhr —
Des Vaters Tod zu rächen,
Das war ihr höchſter Schwur;

Den Schwur hat treu gehalten
Die Ungarkönigin,
Dem Kaiſermord zur Sühne
Schwand manch' Geſchlecht dahin;
Sie kannte keine Gnade,
Schont' nie die Jugend zart,
Sie hieß die blut'ge Agnes,
Weil Blut ſie nie geſpart.
Seit ihres Vaters Tode,
Den Hans von Schwaben ſchlug.
Sah ſie in allen Herzen
Verrath, Mord und Betrug;
Nur Berthold von Mülinen.
Er blieb der einz'ge Mann,
War's, der nach vielen Proben
Vertrau'n ihr abgewann.
Er hielt die Erzherzoge
Bei ihrem guten Recht,
Sah am Schaffot verderben
Sein eigenes Geſchlecht,
Er hielt in feſter Treue
Und bis zu Ende aus
Bei ſeinem erſten Eide
Für Oeſtreich's hohes Haus.
Der deutſche Kaiſer Heinrich,
Den ſolche Treu' ergetzt,
Hat ihm die Fürſtenkrone
Auf ſeinen Helm geſetzt

Und mit des Reiches Farben
Gebeſſert ihm den Schild,
Darin auf rothem Grunde
Des Mühlrads Silberbild;
Hinfort im ſchwarzen Felde
Erglänzt das gold'ne Rad,
Das noch den alten Wahlſpruch:
Pura me movent! hat.
„So wie in klarem Waſſer
„Der Mühle Rad ſich regt,
„Iſt rein zu allen Zeiten,
„Was mich zur That bewegt!“

Münchhauſen.

Das beſte Haus im Lande, das wär' erloſchen ſchier,
Im Kampfe wurden erſchlagen der tapfern Brüder vier,
Und als der Vater der Viere die Todeskunde vernahm,
Da fiel er zum Tode getroffen vom unermeßlichen Gram.
Vom alten Stamme der Edeln nur Einer übrig war,
Ein frommer Dominicaner, der diente am Altar,

Der war mit dreien Gelübden dem Predigerorden verlobt,
Ein Mann voll Ernſt und Milde, im geiſtigen Kampf erprobt.
Als nun die Brüder gefallen wie Helden in tobender Schlacht,
Der greiſe Vater erlegen des Grams gewaltiger Macht,
Da riefen die Edlen des Landes: „Der Stamm darf nimmer vergehn,
„Der muß im Sturme der Zeiten, wie immer, auch künftig ſtehn!“
Drauf kamen ſie zu dem Mönche: „Wach auf, 's iſt an der Zeit!
„Aus Deines Kloſters Frieden tritt in des Lebens Streit;
„Bei dieſes Landes Töchtern haſt Du die freie Wahl,
„Erkieſe Dir die Schönſte und nimm ſie zum Gemahl,
„Auf daß Dein edler Namen im Volk verklinge nie —
„Das iſt die Pflicht des Letzten, ſei Mann, erfülle ſie!“

Da zog der Mönch als Pilger zum heiligen Vater nach Rom,
Der löſte ſein Gelübde im lateranenſiſchen Dom;

Als er so frei geworden, da traf er seine Wahl,
Und nahm ein treffliches Fräulein zu seinem Eh'-
gemahl,
Er hatte Söhne und Töchter mit ihr in manchem
Jahr,
Bis in dem Haus des Mönches ein reicher Segen
war.
Nun da er fest begründet sein Haus nach Recht
und Pflicht,
Gefiel's dem ernsten Manne im Leben fürder nicht.

Ihm winkt an heil'ger Stätte ein lang entbehrtes
Glück,
Die Sehnsucht zog zum Kloster ihn immerdar
zurück;
Da legt' die keusche Gattin den Wittwenschleier an
Und ließ zum Kloster wallen den vielgeliebten Mann;
Der Mönch, den einst die Kirche von seinem Orden
schied,
Ward mit der Gattin Willen auf's Neu' des Ordens
Glied.

Noch heute blüht im Lande des Mönchen edles
Haus,
Das sandt' im Lauf der Zeiten manch' stolzen Strei-
ter aus;
Manch' Einer mit dem Schwerte hat Ruhm und
Gut gemehrt,
Manch' Andrer hohen Geistes gelehret und gewehrt,

Der war ein weiſer Rather und der ein friſcher Held —
Ernſt ſteht das Bild des Ahnen, der Mönch, im Wappenfeld,
Und ſank aus ſeinen Händen einſt auch der Roſenkranz,*
Mit ihm iſt nicht geſunken des edlen Hauſes Glanz.

Münchow.

Es iſt die alte Sage,
Sie geht von Mund zu Mund,
Von Kaiſer Karl dem Großen
Und ſeiner Tafelrund' —
Die Sage ſie ſchmücket mit ſtrahlendem Ruhm
Das tauſendjährige Heldenthum.

Saß Jeder an der Tafel,
Der Erſte und der Letzt',
Denn Alle hat der Kaiſer
Sich ſelber gleichgeſetzt —
Die Sage ſie rühmet mit glühendem Mund
Die Pairs von Caroli Tafelrund.

* Als die v. Münchhauſen evangeliſch wurden, ließen ſie den Roſenkranz weg, den bis dahin der Mönch im Wappen getragen.

Um gleich zu ſein den Helden,
Die ſelbſt dem Kaiſer gleich,
Bedurft's ein ganzes Leben
An Ruhm und Thaten reich —
Die Lieder ſie preiſen die Helden mit Macht
Und was ſie, gewaltig an Thaten, vollbracht.

Nie hat die Welt geſehen
So ſtolzen Ehrenbund,
Galt höher weit als Kronen
Ein Platz im Tafelrund —
Laut tönet des Ruhmes gewaltiger Schall,
Wie der Hornruf tönte von Roncesvall.

Der edlen Franken Einer,
Der Bernhard Mancho hieß,
Der kämpfte dreißig Jahre
Mit Bogen und mit Spieß —
Es ſchmückte der Lorbeer ihn prächtig und reich,
Doch ward er den Paladinen nicht gleich.

Mit ſeinem Schickſal grollte
Der edle Mancho drob
Und ſchaute herb und düſter
Bei ſeiner Thaten Lob;
Dann zog er von dannen mit reiſiger Schaar
Und blieb verſchollen in's dritte Jahr.

Zu Aachen saß der Kaiser,
Die Helden um ihn her
In stolzer Tafelrunde,
Doch mancher Platz war leer —
Der Tod nur hatte die Streiter besiegt,
Die immer die Sieger, wo sie gekriegt.

Da öffnet sich die Pforte,
Held Mancho tritt herein,
Dem leuchtet's von der Stirne
Mit eitel Sonnenschein —
Zwei Knappen ihm tragen den blinkenden Schild,
Fünf Mohren ihm folgen, des Kummers Bild.

Und vor dem großen Kaiser
Bernhardus Mancho kniet,
Der auf den stolzen Helden
Mit Lust hernieder sieht;
Er neigte das Scepter und reichte die Hand,
Und hieß ihn willkommen im Vaterland.

„Drei Könige der Mohren,"
Bernhardus Mancho sprach,
„Bracht' ich um Reich und Leben
„An einem Siegestag."
Die Knappen sie boten dem Kaiser den Schild,
Drei Köpfe drauf standen — ein schreckliches Bild.

„Fünf Könige der Mohren,“
Sprach Bernhard Mancho gut,
„Die ſtell' ich als Vaſallen
„In Deines Reiches Hut!“
Fünf Könige fielen da huld'gend auf's Knie
Und Kaiſer Karl der begnadigte ſie.

Drauf ward Bernhardus Mancho
Des Kaiſers Paladin,
Die hohe Tafelrunde
Empfing mit Jubel ihn —
Noch tönet die Sage von Bernhard's Ruhm
Und ſeinem hellleuchtenden Heldenthum.

Es ſprach zum hohen Helden
Der große Kaiſer mild:
„Drei Mohrenköpfe führe
„Gekrönt im Silberſchild —“
Hell ſchmettern Trompeten mit ehernem Klang,
Zu Ehren dem Helden, dem Großes gelang.

„Und Deinen Helmkamm ziere
„Ein grüner Palmenzweig
„Bis in die ſpät'ſten Zeiten
„Für jedes Mohrenreich.“ —
Hell ſchmettern Trompeten mit ehernem Klang,
Zu Ehren dem Helden, dem Großes gelang.

Noch heute blüht im Lande
Des Mancho ſtolz Geſchlecht,
Des hohen Ahnen würdig,
Im männlichen Gefecht;
Das hat durch tapfre That in der Schlacht
Viel neuen Ruhm zu dem alten gebracht.

Der Name iſt verändert,
Von Münchow heißen ſie,
Sie führen noch das Wappen,
Das Kaiſer Karl verlieh —
Und Preußiſche Adler bewachen es ſtolz,*
Denn Helden wachſen aus ſolchem Holz.

Uoſtitz.

Im Kampf um die heiligen Stätten
Stritt Kaiſer Konrad voran,
Das Grab des Erlöſers zu retten,
Zu ſchlagen den Muſelmann.

Wild brauſen die Saracenen
Im Allahrufe daher,
Elephanten mit weißen Zähnen
Stampfen zum Angriff ſchwer;

* Von König Friedrich dem Großen 1741 bei Erhebung in den Grafenſtand als Schildhalter verliehen.

Scheu bäumen der Ritter Roſſe
Und brechen wild aus den Reih'n,
Die Elephanten-Koloſſe
Jagen Entſetzen ein.

Es hauen ſich blutige Bahnen
Die krummen Säbel der Scheichs,
Bis zu den wallenden Fahnen
Des heiligen deutſchen Reichs.

Gewaltig ſtreitet der Kaiſer
Konrad, der ſtaufiſche Held,
Unheilverkündend, heiſer
Das feindliche „Allah!“ gellt;

Auf ihn durch die tiefen Lücken
Stampft an der Elephant,
Auf deſſen gewaltigem Rücken
Ein Thurm mit Schützen ſtand.

Das iſt eine heiße Säule
Hoch über dem heißen Sand,
Draus ſchleudern ſie Feuerpfeile
Mit kunſtgeübter Hand.

Grimm ſchnaubt, mit Feuer zu taufen,
Heran das rieſige Thier,
Da weichen die Ritter des Staufen,
Da weicht des Reiches Panier!

Die Schlacht, die Schlacht iſt verloren,
Schon flüchtet der wimmelnde Troß,
Da ſpringt, zu verdienen die Sporen,
Ein edler Knappe vom Roß,

Mit hochgeſchwungener Wehre
Lief an der gewaltige Held,
Der mit dem mächtigen Speere
Die rieſige Beſtie gefällt;

Und wie ſie heulend zuſammen
Mitſammt ihrem Thurme bricht,
Da leuchtet in ſprühenden Flammen
Den Deutſchen des Sieges Licht.

Der Kaiſer führet die Streiter
Des Kreuzes zum Angriff herbei,
Und des Halbmonds trutzige Reiter
Zerſtieben vor ihm wie Spreu.

Froh ſtieg der Kaiſer vom Rappen
Am herrlichen Siegestag,
Dem heldenherzigen Knappen
Gab er den Ritterſchlag;

Der Halbmond war deſſen Beute,
Der von dem Thurme geblitzt,
Die Zähne des Thieres, die heute
Mit rothem Blute beſpritzt.

Der Halbmond, die Zähne darüber,
Blutſprenklich das Elfenbein,
Das ſoll in's Jahrtauſend hinüber
Das Wappen von Noſtitz ſein! —

Und jüngſt noch, als Alles verloren
Im feindlichen Flammengeſchoß,
Sprang kühn, zu verdienen die Sporen,
Ein Noſtitz vom ſchnaubenden Roß

Und ſtand mit geſchwungener Wehre
Allein, ein gewaltiger Held,
Vor ihm, der des Vaterlands Ehre,
Vor Blücher bei Ligny im Feld!

Obernitz.

Lange Stunden, bange Stunden
Wogte ſchon die heiße Schlacht,
Und die Wenden kecken Muthes
Trotzten kühn dem Kaiſer-Aar;

Da erhub ſich eine Wolke,
Lanzen blitzten hell darin,
Weit voraus dem reiſ'gen Troſſe
Jagt der alte Obernitz.

Obernitz, der alte Degen,
Der in hundert Schlachten focht,
Der ſein Schwert nur für die Ehre
Und im Dienſt des Kaiſers zog.

Grade in der Wenden Flanke
Setzt der greiſe Feldherr an,
Dicht geſchloſſen die Geſchwader
Folgen ihm im ſchärfſten Trab.

Hei! wie ſauſt des Freiherrn Lanze,
Sie hat noch den alten Schwung,
Den ſie einſt vor Mailand hatte,
Als er die Lombarden ſchlug.

Machtvoll fällt er auf die Wenden,
Sprengt die linke Flanke aus,
Sauſt im Sturm dem Feind entgegen,
Rollt die ganze Linie auf;

Heulend flüchten ſich die Wenden,
Ziellos ſtäubt die Flucht dahin,
Wie der Wolf die Ziegenheerde
Scheucht ſie grimm der Obernitz;

Obernitz, der gute Ritter,
Sprengt die Wenden in den Fluß,
Und dann ritt er heitern Sinnes
Seinem gnäd'gen Kaiſer zu.

Seinen Speer von feſten Eſchen
Breit und ſtark, ein wahrer Baum,
Trägt er, wie ein Kind die Gerte,
Spielend in der mächt'gen Fauſt.

Und der Speer hat keine Spitze,
Es iſt nur ein blut'ger Pfahl,
Bei dem Kampfe an der Klippe
Brach die Eiſenſpitze ab.

Doch die alte treue Waffe
Liebt der alte Obernitz,
Und ſo trat mit blut'gem Schafte
Er vor ſeinen Kaiſer hin.

„Obernitz, Ihr ſeid der Sieger!"
Mild der große Kaiſer ſprach —
„Eure blut'ge Lanze ziere
„Euer Schild als rother Pfahl;

„Statt der Spitze ſollt Ihr ſetzen
„Einen Fürſtenhut darauf,
„Denn hochfürſtlich ſollt Ihr herrſchen
„Als mein Vogt in dieſem Gau.

„Ja, den rothen Pfahl in Silber
„Und den Fürſtenhut darauf
„Führ' hinfort der Obernitze
„Hochgefreites Heldenhaus!"

Iſt noch heut das alte Wappen,
Und der Fürſtenhut dazu
In des alten Helden Stamme
Und ſein friſches Heldenblut.

Oertzen.

Zwei Arme im rothen Schilde,
Zwei Arme und ein Ring,
In Silber geharniſcht ſind beide
Und halten empor den Ring.
Weß Hand den Reif einſt gegeben,
Weß Hand das Kleinod empfing?
Das iſt eine uralte Sage —
Zwei Arme und ein Ring!
Ein König, oder ein Kaiſer,
Sein Name wird nimmer genannt,
Der zog mit ſeinen Geſellen
Zum Kriege weit über das Land.
Der zog wohl über die Haide
Mit ſeinen Geſellen gut,
Die große Ehren gewannen
Mit ihrem rothen Blut.
Da kam's zum großen Streite
Am Fichten- und Tannenholz;
Neun Tage kämpfte der Kaiſer
Und ſeine Geſellen ſtolz,

Da lagen endlich die Recken
Um ihn in ihrem Blut,
Nur Einer blieb ihm zur Seite
Mit ſeinem Schwerte gut.
Der war in Erz gepanzert
Und erzen ſchlug er drein,
Dem mußte erzen ſelber
So Leib als Seele ſein.
Und als der Sieg gewonnen,
Der große Kaiſer ſprach:
„Nimm hin den Ring von Golde
„Für manchen guten Schlag;
„Den führe in Deinem Schilde,
„Der iſt von Blut ſo roth,
„Und „erzen“ klinge Dein Name
„Im Leben, wie im Tod!“
Es führen die Enkel des Recken
Den Namen vom Erz auch noch,
Und iſt auch der Goldreif verloren,
Im Wappen blinkt er doch.
Zwei Arme im rothen Schilde,
Sie halten den güld'nen Ring,
Den einſt der Ahne der Oertzen
Vom großen Kaiſer empfing.

Ompteda.

Von Ompteda im Ommeland
Der Häuptling war gezogen,
Dem Deutſchen Kaiſer ſtammverwandt,
Dem war er wohlgewogen;

Herr Adolph war's der wack're Held,
Ein Grafe von Naſſauen,
Der hoch das Kaiſerſcepter hält
Ob allen deutſchen Gauen.

Der Frieſenhäuptling zu ihm zog
Aus ſeinen Ommelanden,
Da Holland, das ihm Treue log,
Gewaffnet aufgeſtanden.

Und als die Schlacht geſchlagen ward,
Da klangen hell die Klingen,
Da mocht' von manchem Schlage hart
Manch rothes Bächlein ſpringen;

Da pflückte manche Roſe roth
So mancher kühne Ritter,
Und reiche Ernte hielt der Tod,
Der rieſenhafte Schnitter.

Wie grimmig auf den Kaiſer ſchlug
Des Feind's erleſ'ner Haufen,
Es war für Blut des Ruhms genug
An dieſem Tag zu kaufen.

Und vor den Kaiſer legte ſich
Mit ſeinem guten Schilde
Der Frieſenhäuptling ritterlich,
Der Treue recht Gebilde.

So traf ihn auch der Todesſtoß
Für Adolph von Naſſauen,
Da ſank er ſchwer vom hohen Roß
Und lag auf grünen Auen.

Und über ihren Häuptling hin
Vorſtürmten wild die Frieſen,
Wie er mit klugem Feldherrnſinn
Zuvor ſie angewieſen;

Sie brachen in des Feindes Heer,
Die ſtarken Frieſenrecken,
Der Tod, der ging vor ihnen her
Und hinter ihm der Schrecken.

Hoch Ommeland und Ompteda!
Ihr habt am Tag der Sonnen
Die Schlacht dem Kaiſer Adolph da,
Das Leben ihm gewonnen!

Und als die Schlacht zu Ende war,
Da war der Kaiſer Sieger,
Still zog er mit der kühnen Schaar
Der treuen Frieſenkrieger.

Die ſuchten auf und ab am Rhein
Nach ihres Häuptlings Leiche,
Der lag im rothen Blute ſein
Wohl auf der grünen Bleiche.

Und als der Kaiſer zu ihm trat,
Da rafft er ſich vom Grunde
Und ſterbend riß er Klee vom Pfad,
Zu ſtopfen ſeine Wunde.

Da rief der Kaiſer lobeſam:
„Und mußt Du, Treuer, ſterben,
„Dein ſei der Ruhm und mein der Gram,
„Dein Ruhm ſoll nie verderben;

„Die Ompteda von Ommeland
„Will ich für ewig zieren,
„Und was gewonnen Deine Hand,
„Sie ſollen's nie verlieren;

„Des Deutſchen Reiches Adler ſei
„Fortan ihr Wappenzeichen,
„Im gold'nen Schilde prangt er frei
„Für Treue ohne Gleichen.

„Du haſt das Reich vor bitterm Weh
„Geſchirmt durch Todeswunden,
„Und haſt den eig'nen Leib mit Klee,
„Mit grünem Klee verbunden,

„Drum ſtehe rechts und links vom Aar
„Ein Kleelaub grün im Schilde,
„Das ſteh' und grüne immerdar
„Zum Beiſpiel und zum Bilde.

„So lang' der Klee noch blüht im Land,
„Kein Feind ſoll uns bezwingen,
„Und Ompteda von Ommeland
„Soll's hell im Liede klingen!"

Von der Oſten.

Die Krone hat empfangen,
Wie's Recht und Brauch verlangen,
Zu Rom Held Friederich* —
Doch in des Feſtes Prangen
Das Volk empörte ſich.

* Am 19. März 1452 empfing Friedrich III. die Kaiſerkrone, er war der letzte Deutſche Kaiſer, der ſeinen Römerzug that und ſich in Rom krönen ließ.

Dem Kaiſer dünket bitter
Solch tückiſch' Ungewitter
An ſeinem Krönungstag,
Doch halfen ſeine Ritter
Ihm durch mit manchem Schlag.

Die Nacht war hell und ſtrahlend,
Und Flammen loh'ten prahlend
Am Bord des Tiber hin,
Manch bleiche Wange malend
Mit feurigem Carmin.

Und durch der Straßen Enge
Wild fluthet das Gedränge,
Es bebt die ew'ge Stadt —
Weh' dem, der in der Menge
Dort was zu ſuchen hat!

Da, ſieh' die einzig Eine,
Die liebliche, die feine,
Die junge Kaiſerfrau,*
Sie ſtehet ſchier alleine
An dem Colonnabau.

Rings um ſich bleich Entſetzen
Und Lärm und Schwerterwetzen
Und wilde Kampfesgluth —
Da galt kein müßig Schwätzen,
Da galt es That und Muth.

* Eleonora von Portugal, ihrer Schönheit wegen der „Preis von Portugal" genannt.

Die Kaiſerkrone tragend
Lenore blickte fragend
Auf ihre Führer hin,
Die aber zeigten zagend
Den feigen wälſchen Sinn.

„Wer lüſtern iſt, mag koſten —
„Die Pommern ſind auf Poſten!“
Rief da des Kaiſers Rath,
Herr Dinnies von der Oſten
Auf Woldenburg und Plath.

Da thät gar muthig ſchauen
Die Lieblichſte der Frauen
Und rief mit holdem Schall:
„Euch, Herr, Euch will vertrauen
„Der Preis von Portugal!“

Herr Dinnies ſenkt den Degen,
Der blitzte allerwegen
Wo Ehre und Gefahr;
Dann rief er: „Gottes Segen!
„Marſch! vorwärts, ganze Schaar!“

Sie trugen um die Wette
Das gold'ne Tragebette
Der hohen Kaiſerin;
So ſtürmt die Eiſenkette
Durch Blut und Tod dahin.

Herr Dinnies von der Oſten
Der war auf ſeinem Poſten,
Der Erſte in dem Zug,
Sein Eiſen mußten koſten
Die Römer da genug.

Er kämpfte unverdroſſen,
Da ſchrien die Genoſſen:
„Herr, habt Ihr das bedacht?
„Die Pforte iſt verſchloſſen,
„Dazu auch wohl bewacht!“

Herr Dinnies rief mit Lachen:
„Ihr Leute, laßt mich machen,
„Hab' einen Schlüſſel fein!“ —
Drauf ſchlug er erſt die Wachen
Und dann die Pforte ein.

„Hei! bei des Schlüſſels Bilde
„In meiner Ahnherr'n Schilde,
„Mein Schlüſſel iſt das Schwert,
„Er öffnet das Gefilde
„Der Fürſtin hoch und werth!“

Beim Schein von Roma's Brande
Gelangen ſie zum Strande,
Der Tiber rauſcht dahin,
Doch drüben trug zum Lande
Dinnies die Kaiſerin. —

Der Kaiſer gab ihm milde
Zum Ehrenwappenbilde
Des Reiches Adlerflug,
Die Krone auf dem Schilde —
Weil er Lenoren trug.

Das Wappen iſt's der Oſten,
Die ſtets auf ihrem Poſten
Mit Rath und wack'rer That,
Wie Dinnies von der Oſten
Auf Woldenburg und Plath.

Pfeil.

Das Hifthorn klang, bevor's getagt,
Der Kaiſer in Schleſien's Bergen jagt,
Der Kaiſer und Schleſien's Fürſten.

Die Fürſtenſchaar aus Piaſtiſchem Blut,
Zu Roſſe hoch und ein Laub am Hut,
Mit blanken Speeren gerüſtet.

Der Kaiſer voran, ſie ſauſen dahin,
Durch mannliches Wagen den muthigen Sinn
In kühnlichem Jagen zu zeigen.

Sie jagen den Hirſch und ſie hetzen das Schwein,
Sie ſpringen vom Roß in die Berge hinein,
Den rieſigen Bären zu finden.

Das Hifthorn klingt durch Felſen und Flur,
Sie folgen dem Bären auf mächtiger Spur,
Ihn treibend von Klippe zu Klippe.

Sie breiten ſich aus, ſie ſchließen den Kreis,
Laut pocht in den Herzen die Jagdluſt heiß,
Hell tönet der Bracken Geläute!

Den Andern voraus auf dem rauheſten Pfad
Herzog George der Bärtige* naht
Dem grimm aufſtierenden Bären.

Der Bär hat den goldenen Jagdſpeer gefaßt —
Zu Boden geſchleudert der kühne Piaſt,
Um ſein Leben iſt es geſchehen!

Schon ſtreckten ſich aus die Tatzen zum Schlag —
Da plötzlich das Unthier zuſammenbrach,
Von einem Pfeile durchſchoſſen.

Dem Pfeil ſprang nach ein friſcher Geſell,
Der hieb von dem Bären die Tatzen ſo ſchnell
Und bot ſie knieend dem Fürſten.

* Herzog Georg der Bärtige, Gemahl der heiligen Hedwig.

Verwundert ſchaute der Herzog darein,
Ihm dünkt' ein Traum das Alles zu ſein —
Sein Jagdrecht waren die Tatzen.

Der Kaiſer kam mit der fürſtlichen Jagd,
Er hatte geſehn, was der Jäger gewagt,
Und wie er den Herzog errettet.

Der Kaiſer nahm ernſt den rettenden Pfeil,
Er ſprach zum Jäger: „Der brachte Dir Heil,
„Drum wollen wir Pfeil Dich nennen;

„Wir woll'n Dich begnaden mit Adel und Schild,
„Die Bärentatzen in Silber Dein Bild,
„Und kreuzweis ſollſt Du ſie führen!

„Nun gründe Dein Haus und edel Geſchlecht,
„Wir haben's gegeben, das iſt unſer Recht,
„Weil Du uns den Oheim gerettet."

So kam von dem Bären im Bergwald wild
Der Namen, der Adel, und Wappen und Bild
Dem edlen Geſchlechte der Pfeile.

Poſer.

Es ſingen alte Mähren
Manch kühnen Edelmann,
Der Ehren mehr als Aehren
Mit blankem Schwert gewann.

Wer mit dem Schwert erſtritten
Sein adlig Wappenſchild,
Mag als ein Ritter erbitten
Sich auch ein krieg'riſch Bild.

Doch wer mit Schwert und Lanze
Geſchützt des Landmanns Fleiß,
Dem wird im Aehrenkranze
Der Ehren Doppel-Preis.

Ein ſolcher Held vor Zeiten
Der feſte Poſer war,
Der liebt' ein kühnes Reiten,
Der liebte die Gefahr.

Er ſtürmte manche Veſte,
Er ſchlug ſich frank und frei,
Beim Stechen ſtets das Beſte
Gewann er im Turnei.

Er trug im Eiſenkleide
Gar milden frommen Sinn,
Sein Fähnlein blaue Seide
Und ſchwarz die Krähe drin.

Willſt Du die Krähe fangen,
Du mußt gar witzig ſein,
So lang' die Waffen klangen
Schlug Poſer grimmig drein;

Doch wenn der Sieg erſtritten,
War's gar ein and'rer Mann,
Denn jedes Kind mit Bitten
Die Beute abgewann.

So lang' die Waffen klangen,
War er voll Zorn und Trutz,
Der, wer von ihm gefangen,
War wohl im beſten Schutz.

Und wo im Eiſenkleide
Der feſte Poſer zog,
Und wo in blauer Seide
Die ſchwarze Krähe flog,

Da war des Landmanns Scheuer
Geſchützt vor Raub und Brand,
Da warf des Krieges Feuer
In's Saatfeld keine Hand.

„Des Feindes, oder meine?
„Die Felder laßt in Ruh',
„Dem Mühlſtein ganz alleine
„Gehört die Aehre zu!"

So lautet' ſeine Lehre,
Weh' dem, der ſie vergaß —
Wie ſchnell in blanker Wehre
Er da im Sattel ſaß!

Oft ſprach zu ſeinen Leuten
Er ernſten Angeſichts:
„Mögt, was Ihr wollt, erbeuten,
„Dem Mühlſtein nur nehmt nichts."

So ward des Mühlſteins Ritter
Der feſte Edelmann,
Darob manch' fleiß'ger Schnitter
Ihm ſeinen Segen gann.

Noch als er lag im Sterben
Mit bleichem Angeſicht,
Sprach er zum Sohn und Erben:
„Vergiß den Mühlſtein nicht!"

Drum blinkt im Poſer-Schilde
Seitdem im Zeitenlauf
Des Mühlſteins ſchwer Gebilde,
Die Krähe ſteht darauf.

Prittwitz.

Ein Reiter war gefangen,
Der Holub Täuber hieß,
Dem Reiter ward es leide,
Daß er ſich fangen ließ.

Er ſah den hohen Galgen,
Und ihm ward trüb zu Sinn:
„Muß ich den Galgen zieren,
„Frau Mohrenkönigin?“

„Den Galgen mußt Du zieren —“
Die ſchwarze Fürſtin ſpricht,
„Zwingſt Du in dreien Spielen
„Mich auf dem Schachbrett nicht.“

„Muß ich den Galgen zieren —“
Sagt Holub mit Bedacht,
„Will ich doch für mich ſpielen —“
Das Herz im Leib' ihm lacht;

Denn Holub hieß der Reiter
Und Holub ſpielt' im Brett
So fein, daß er auf Erden
Nicht ſeines Gleichen hätt'.

Da ſetzte ſich zum Spiele
Die Königin ſo ſtolz,
Und Holub ſtand am Brette
Von Gold und Ebenholz.

Er zog — beim zehnten Zuge
Da war die Kön'gin matt,
Die ſich ob ſolchen Spieles
Gar ſehr verwundert hat.

Er zog — in einer Stunde
Da war ſie drei Mal matt,
Was ihre ſtolze Seele
Grauſam verdroſſen hat.

Drauf ſprach ſie zu dem Reiter:
„Fürwahr, Du ſpielſt nicht ſchlecht,
„Gewonnen iſt Dein Leben
„Mit allem Fug und Recht, —

„Noch einmal laß uns ſpielen,
„Es gilt der Spiele drei,
„Auf daß ein Jeder wiſſe,
„Wer hier der Stärk're ſei!

„Gewinn' ich meine Spiele,
„Sollſt Du mein Diener ſein,
„Gewinnſt Du, wack'rer Reiter,
„Bin ich die Sklavin Dein."

Da ſetzte ſich zum Spiele
Die Königin ſo ſtolz,
Und Holub ſtand am Brette
Von Gold und Ebenholz.

Er zog — in einer Stunde,
Da war ſie drei Mal matt,
Was ihre ſtolze Seele
Grauſam verdroſſen hat.

Sie war nun ſeine Sklavin,
Doch Holub ſchenkt' ihr das,
Und ſagte leiſe lächelnd:
„Das Spiel war nur zum Spaß!"

So that der Holub witzig
Sich aus der Schlinge ziehn,
Drum nannten die Genoſſen
Hinfort den Brettwitz ihn.

Des Holub Söhn' und Enkel,
Der Prittwitz ſtolz Geſchlecht,
So witzig auf dem Brette,
So tapfer im Gefecht,

Das führt im alten Wappen
Die Königin ſo ſtolz,
Dazu ihr köſtlich Schachbrett
Von Gold und Ebenholz.

Der Kön'gin ſind verhauen
Die Arme, wie es Brauch,
Zum Zeichen, daß verſpielet
Sie ihre Freiheit auch.

Die edeln Gänſe zu Putlitz.

Da man eilfhundert fünfzehn ſchrieb,
Ein ſchöner Stern erblich,
An Welffesholz Graf Hoyer blieb,
Von Mansfeld nannt' er ſich;

Graf Hoyers Sohn, jung Gebhardt, kam
Zum Sächſiſchen Lothar,
Und diente ihm viel tugendſam
Sechs Monat und zwölf Jahr.

Der Kaiſer ſprach: „Herr Gebhardt jung,
„Zieht gegen Wendland aus,
„Dort giebt es Ruhm und Land genug,
„Und gründet Euch ein Haus!"

Da zog hinaus der junge Held
Mit einer kleinen Schaar,
Die folgte ihm ohn' Lohn und Geld,
Weil er ein Mansfeld war.

Und als er an die Elbe kam,
Da nahm er einen Stein
Und warf ihn keck mit seinem Gram
Weit in den Fluß hinein.

Und als er glücklich drüben war,
Sprach er im Waffenglanz:
„Du folgtest mir, Du treue Schaar,
„Verflogen ist die Gans —

„Doch harre aus und sei gemuth,
„Bis Herr die Gans im Land
„Dann wird Jedwedem reiches Gut —
„Mein Schwert zum Unterpfand!"

Und als das Jahr zu Ende ging,
Da hatt' die Gans gesiegt,
Der Wendenfürst mit güld'nem Ring
Auf blut'gem Felde liegt.

Im Fürstenschloß, das Putlitz hieß,
Stand stolz Graf Hoyer's Sohn,
Die Mannen sein mit Schwert und Spieß,
Die nahmen großen Lohn.

Herr Gebhardt sprach: „Das Wappen mein
„Sei die verflog'ne Gans,
„Ei, die thät sich verfliegen fein,
„Drum ziemt ihr auch ein Kranz;

„Die Gans zu Putlitz hat geniſt't,
„Sie ſchmückt die gold'ne Kron',
„Ein freier Herr zu dieſer Friſt
„Bin ich's und bleib' es ſchon!"

So ſprach der Held, Herr Gebhardt jung,
Die edle Gans genannt,
Der fand wohl Ehr' und Ruhm genug,
Dazu auch weites Land. —

Vom alten Haus zu Putlitz nahm
Manch' edle Gans den Flug,
Der ſie zu Kämpfen wunderſam
Und hohen Ehren trug.

Die edle Gans in ſtolzem Ruhm
Zu Putlitz treu und ſtark,
Hat heut noch das Erbmarſchallthum
In Chur- und Mittel-Mark.

Raczynski.

(Wappen: Nalecz.)

Der König auf hohem Schloſſe mit ſeinem jungen Gemahl,
Sie ſaßen heimlich koſend im dämmernden Ritterſaal,

Still blickte der Mond in's Fenſter in ſeinem ſanften Schein,
Der Nachtwind wehte die Düfte der Lindenblüthe herein.

Die Stille, ſie lauſchte ſo wonnig, balſamiſch hauchte die Nacht,
Zur ſüßen Feier der Liebe und holdem Gekoſe gemacht;
Feſt hielt der König im Arme ſein jugendlich blühend Gemahl,
Viel zärtliche Worte und Küſſe ſie tauſchten im Mondenſtrahl.

Da ſchnitt ein Schrei durch die Stille, wie durch die Wolke der Blitz,
Auf fuhr aus weichen Armen der König von ſeinem Sitz —
Dem erſten Ruf ein zweiter, dann ſcharfes Schwertergeklirr,
Das Fußgeſtampfe der Streiter und brauſendes Stimmengewirr.

Raſch greift zu den Waffen der König, er zücket den goldenen Speer,
Angſtvoll mit bebenden Knien die Königin hinter ihm her,
Am Mantel hielt ſie den König zurück mit zitternder Hand,
Die Rabenlocken, ſie fielen wirr über das Nachtgewand.

Das ganze Schloß war lebendig, laut blies der Wächter vom Thurm,
Dicht an des Königs Gemache im Vorſaal tobte der Sturm,
Der König öffnet die Pforte, ſchon war entſchieden der Streit,
Jetzt waren die Wächter des Schloſſes zur Abwehr alle bereit!

Es ſchlichen ſich drei von den Feinden des Königs liſtig in's Schloß,
Sie lauerten heimlich verborgen, bis daß entſchlafen der Troß,
Sie kamen den König zu morden mit einem blutigen Streich,
Herrn Boleslaw zu bringen um's Leben und um ſein Reich.

Die That war halb ſchon gelungen, kein Auge im Schloſſe mehr wach,
Es wachte des Königs Junker allein noch im Vorgemach,
Der trat den Mördern entgegen, ſtieß aus den warnenden Schrei,
Und ſchlug ſich mit blankem Schwerte dann Einer gegen Drei.

Bis ihm die Hülfe gekommen, die er ſich ſelber erweckt,
Und ſeine Gegner im Blute zu ſeinen Füßen geſtreckt.
Nun ſteht vor ſeinem König der treue Junker gut,
Heiß läuft ihm über die Stirne das rothe Heldenblut.

Er hört die holden Worte der ſchönen Königin,
Er kniet, wie ſie befohlen, zu ihren Füßen hin;
Sie löſt ſich von dem Halſe das Tuch mit raſcher Hand,
Mit dem ſie ihm die Wunden an ſeinem Haupt verband.

Wie iſt von ſchönen Händen ſolch ſüßer Dienſt genehm!
Das Tuch das dünkt dem Junker ein Königsdiadem,
Er achtet als ein Kleinod der Kön'gin weißes Tuch
Und ſegnet ſtill den Mörder, der ihm die Wunde ſchlug.

Er führt das Tuch im Schilde, das leuchtet ſilberweiß,
Im rothen Wappenfelde, gelegt in einen Kreis —
So wie's die Kön'gin ſelber mit ihrer weißen Hand
Zum Dank für wache Treue ihm um die Stirne wand.

Als Kleinod auf dem Helme ein edles Frauenbild,
Das ist die Kön'gin selber, die Fürstin hold und mild,
Die Rabenlocken sie fallen wirr über das Nachtgewand —
Das ist ein stolzes Wappen noch heut im Preußenland.

Radolinski-Leszcyc.

Hoch steht auf rothem Grunde
Ein königlich Gemach,
Von Silber sind die Säulen
Und golden ist das Dach;

Das ist ein uralt Zeichen,
Der Leszcyc Wappenbild,
Den Söhnen Lech's alleine
Gebührt der Brog* im Schild.

Einstmals vor grauen Zeiten
Drei Brüder zogen aus,
Und jeder hat gegründet
Ein großes Herrscherhaus.

* Brog ist ein celtisches Wort, welches Grundbesitz bedeutet, im Polnischen nennt man so eine Bedachung, unter welcher man die Feldfrüchte schützt.

Das Slavenreich in Ungarn
Mit König Mech begann,
Das Czechenreich in Böhmen
Bei König Czech fing's an;

Und Lech, der dritte Bruder,
Er war vom selben Holz,
Ein eigen Reich zu gründen
Nach Polen zog er stolz.

Bei einem Adlerhorste
Hielt er mit seiner Schaar,
Ihm dünkte gut zu wohnen,
Wo Nachbar ihm der Aar.

„Hier laßt die Stadt uns gründen,"
Sprach er mit frohem Muth,
„Und eine Veste bauen
„Dem neuen Reich zur Hut!"

Da wollten seine Krieger
Zuerst ein Schloß ihm bau'n,
Aus dem den Bau der Veste
Er sicher thäte schau'n;

Doch Lech, der Fürst der Helden,
Er sprach gebietend: „Nein,
„Ich will mit meinen Reitern
„Im Brog zusammen sein;

„So lang' auch nur noch Einer
„Nicht Haus und Obdach hat,
„So lang' bin ich im Freien
„Sein guter Kamerad!"

Laut jubelten die Reiter,
Als so ihr Führer sprach,
Und deckten auf vier Pfähle
Von Stroh ein schlechtes Dach.

Drin schlief Lech, ohne Wände,
Die Stürme rauschten durch;
Doch war's in Lieb und Treue
Die schönste Königsburg.

Und als die Stadt gegründet,
Der Veste stolzer Bau,
Als König Lech beherrschte
Ringsum den Polengau;

Da beugten sich die Völker
Vor seinem Throne gern,
Denn weithin scholl die Kunde
Von solchem milden Herrn,

Der mit den Seinen theilte
Auch Noth und Ungemach —
Von seiner Güte zeugten
Vier Pfähle und ein Dach.

Wie ſtolz auf dieſen Säulen
Der König Lech gethront,
Wie unter dieſem Dache
Ein großes Volk gewohnt,

Das klingt aus alten Zeiten
Herüber noch mit Macht,
Das blitzt wie helle Sterne
Durch des Vergeſſens Nacht.

Und weil vom Brog gekommen
Dem Vater ſo viel Ruhm,
Drum ward der Brog den Söhnen
Held Lech's zum Heiligthum.

Heut in der Enkel Wappen
Prangt ſtolz das gold'ne Dach,
Die Säulen ſind von Silber —
Ein königlich Gemach.

Ja, golden iſt die Treue,
Mit der ein König wacht,
Und ſilberrein erglänzen
Die Säulen ſeiner Macht.

So führten in's Jahrtauſend
Die Leszcyc dieſes Bild,
Den Enkeln Lech's alleine
Gebührt der Brog im Schild.

Sie führten ihn mit Ehren
Zumal in Zeitenlauf,
Und nahmen niemals Fremde
In Schildgemeinschaft auf.

Die mit dem Brog im Wappen
Sind drum auch Fürsten gleich,
Sie sind vom Königsstamme
Im alten Lechenreich.

Recke-Vollmerstein.

Warum steht im Wappenschilde
Stolzen Hauses von der Reck'
Mit des Stammes Ehrenbilde
Stets ein Dreiblatt über Eck?
Warum ist dem Silberbalken,
Der drei rothe Pfähle trägt,
Stets ein Dreiblatt, goldbesaamet,
Roth auf Silber zugelegt?
Zu des Stammes blauem Schilde
Kam ein zweiter silberrein,
Himmelblau der Schild der Recke,
Silbern der der Vollmerstein.

Auf dem festen Vollmerstein
Saß der Graf Herr Diederich,
Der an Tapferkeit und Adel
Keinem rings im Lande wich.

Blinkt auf ſeinem hohen Schloſſe
Köſtlich mancher Edelſtein,
Doch der köſtlichſte von allen
War ſein eig'nes Töchterlein.
Warben viele hohe Grafen
Und die Edelſten im Land
Auf dem feſten Vollmerſteine
Um der Gräfin weiße Hand.
Viele kamen, Viele warben,
Doch noch Keiner mit Gewinn
Bei des Fräuleins zarter Jugend
Und des Vaters ſtolzem Sinn.
Einer nur von all' den Edeln,
Die zu Waidluſt und Turnier
Oft zum Vollmerſteine kamen,
Hätt' genüget ihm und Ihr.
Das war Gotthart von der Recke,
Der der große Freiherr hieß,
Weil an Feldherrnruhm kein Zweiter,
Sich mit ihm vergleichen ließ.
Das war Gotthart von der Recke,
Der die ſchöne Agnes* liebt,
Aber ſeiner heißen Liebe
Zagend niemals Worte giebt.

* Agnes von Vollmerſtein führt in der Sage auch den Namen Ludmilla, eigentlich ſoll ſie Nieſa geheißen haben; ſie war übrigens nach ihres Bruders Johann Tode die Erbtochter der Vollmerſteine aus dem Stamme der Grafen von der Mark.

Der ein Held war ohne Gleichen
In des Männerkampfes Gluth,
Stand vor Agnes' blauen Augen.
Wortlos immer, ohne Muth. —
Trotzend auf das Wort der Freunde
Und des eig'nen Hauſes Macht,
Fiel der Graf vom Vollmerſteine
In des Reiches Oberacht.
Und des Kaiſers Boten kamen
Mahnend laut hinab in's Land;
Zu der Oberacht Vollſtrecker
War der Freiherr ſelbſt ernannt.
War's ein Ruf von ſeinem Kaiſer,
Und ein Recke zaudert nicht,
Aber tiefen Gram im Herzen
Folgt er ſeiner ernſten Pflicht.
Ließ des Reiches Banner fliegen,
Sammelt ſchleunig ſeine Macht,
Schlug den Vollmerſteiner Grafen
Dreimal in der off'nen Schlacht;
Trieb den Vater jener Agnes,
Die er treu im Herzen hegt,
Siegreich heim zum Vollmerſteine,
Den er gleich mit Volk umlegt.
Wie der Bär in ſeiner Höhle
Wehrte ſich Graf Diederich,
Bis aus ſeiner ſtolzen Seele
Jede Hoffnung bang' entwich.

Abermals die reiſ'gen Schaaren
Rüſten ſich zum neuen Sturm,
Doch da weht die weiße Fahne
Nieder von dem Zinnenthurm,
Und des Grafen Boten treten
In des großen Freiherrn Zelt,
Kummervoll die Boten kommen,
Und voll Kummer ſteht der Held.
Freien Abzug aus der Veſte
Heiſcht der Graf von Vollmerſtein,
Abzug und mit aller Habe,
Doch der Freiherr saget: „Nein!“
Weil des heil'gen Reichs Geſetze
Treu und feſt der Recke hält,
Und das Eigen jedes Aechters
An des Reiches Kammer fällt;
Schmerzvoll mußt' er ſich's verſagen,
Hier ein milder Held zu ſein;
Schwerer hat er's nie getragen,
Doch die Pflicht gebietet: Nein!
„Boten, Bringet Eurem Grafen
„Von dem Recke dieſen Gruß,
„Der ſo gern den Helden ehrte,
„Dem er das verſagen muß;
„Morgen früh beim erſten Strahle
„Will ich ſtellen meine Reih'n,
„Von der Brücke auf der Wieſe
„Bis zum Thor von Vollmerſtein.

„Freien Abzug will ich gönnen
„Mann und Weib und Hab' und Gut,
„Was ſie mögen tragen können
„Bis zur Brücke und zur Fluth,
„Aber was auf dieſem Wege
„Euch zu ſchwer wird, was da fällt,
„Iſt dem Reich und mir verfallen,
„Wird der Beute zugeſellt!"
Alſo bittern Gram im Herzen
Ernſt der große Freiherr ſprach,
Und des Grafen Boten ſchieden
So von ihm an dieſem Tag.
Bei des nächſten Morgens Grauen
Stellt der Recke ſeine Reih'n
Von der Brücke auf der Wieſe
Bis zum Thor von Vollmerſtein.
Und des Grafen Leute ſteigen
Schwer beladen von der Burg,
Ungekränkt und unbeläſtigt
Schreiten ſie die Reih'n hindurch.
Ganz zuletzt in voller Rüſtung
Kommt der Graf von Vollmerſtein,
Nur ſein Wappenſchild am Arme,
Neben ihm ſein Töchterlein.
Langſam ſchreiten ſie hinunter,
Jeder ſchaut ſie traurig an,
Denn ſie war ein lichter Engel,
Und der Graf ein edler Mann.

An des Weges Mitte trauernd
Ernſt der große Feldherr ſteht,
Neben ihm im Morgenwinde
Hoch des Reiches Banner weht.
Ach! bei ſeinem Anblick zittert
Agnes bang, erbleicht und fällt —
Da in ſeinen beiden Armen
Faßt ſie machtvoll auf der Held,
Hebt ſie ſelig an ſein Herze,
Flüſtert ſüßen Liebesgruß
Und berühret ihre Lippen
Mit der Liebe erſtem Kuß.
„Alles, was auf dieſem Wege
„Euch zu ſchwer wird, was da fällt,
„Iſt dem Reich und mir verfallen!“
Ruft voll Jubel aus der Held.
So als ſchönſte Siegesbeute
Ward die holde Agnes ſein,
Und mit naſſem Blick den Segen
Gab der Graf von Vollmerſtein.
Ihres edlen Hauſes Güter,
Wappen und den Namen auch
Brachte Agnes an die Recke
Nach der Väter altem Brauch.
Darum ſteht im Wappenſchilde
Stolzen Hauſes von der Reck'
Mit des Stammes Ehrenbilde
Stets ein Dreiblatt über Eck.

Darum iſt dem Silberbalken,
Der drei rothe Pfähle trägt,
Stets ein Dreiblatt, goldbeſaamet,
Roth auf Silber zugelegt;
Darum zu dem blauen Schilde
Kam ein zweiter ſilberrein,
Himmelblau der Schild der Recke,
Silbern der von Vollmerſtein.

Reibnitz.

Der Herzog Heinrich von Münſterberg
Piaſtiſches Königsblut,
Der war dem lieblichſten Schleſiſchen Kind,
Dem holdeſten Fräulein gut;
Der bot, vergeſſend den fürſtlichen Stand,
Der ſchönen Anna von Reibnitz die Hand.

Das Fräulein liebte den fürſtlichen Herrn
Und ſagte zur Werbung doch: „Nein!
Es ſoll im hohen Piaſten-Geſchlecht
Unfürſtliches nimmermehr ſein!“
So hat, wie ſich Herzog Heinrich beklagt,
Die ſchöne Anna von Reibnitz geſagt.

Der Kaiſer ſprach, in der Seele bewegt,
Da er die Kunde gehört:
„Wer ächte Lieb' im Herzen trägt,
„Deß Freude wird allzeit gemehrt!"
Drauf hat er zur Fürſtin von Bernſtadt im Land
Die ſchöne Anna von Reibnitz ernannt.

Der Herzog Heinrich von Münſterberg,
Piaſtiſches Königsblut,
Der war dem lieblichen ſchleſiſchen Kind,
Dem holdeſten Fräulein gut,
Der gab, ſie war nun im fürſtlichen Stand,
Der ſchönen Fürſtin von Bernſtadt die Hand.

Im Silber pranget der Reibnitz Schild,
Zwei Balken darüber hin,
Und zwiſchen den Balken ſteht ein Wort,
Steht „Liebe" mitten drin.
Das ſchrieb Frau Anna, die Fürſtin mild,
Auf ihres Geſchlechtes untadligem Schild.

Reichenbach-Goſchütz.

Herr Friedrich war's von Funkenſtein
Der führt die Vorhut an,
Die Ungarn jagt er vor ſich her
Mit fünfzehnhundert Mann;

Und zwiſchen Glatz und Münſterberg,
Da fiel der erſte Schlag,
Des Ungarn Nachtrab ward geſprengt,
Doch auch manch' Deutſcher lag;

Herr Friedrich ſelbſt von Funkenſtein,
Der war vom Kampfe matt,
Weil er an ſeinem Heldenleib
Drei blut'ge Wunden hat.

Da fand er einen kleinen Bach,
Er ſtieg mit Luſt hinein
Und wuſch ſich da vom Staub der Schlacht
Und Blut die Wunden rein.

Und wie er badend ſich erquickt,
Hat er den Schatz entdeckt,
Den in dem Bach der flücht'ge Feind
Mit ſchlauer Liſt verſteckt.

Es barg der Bach viel köſtlich Gut,
Das Gold gab rothen Schein,
Zum Kaiſer Heinrich ſendet's gleich
Friedrich von Funkenſtein.

Der Kaiſer ſieht den Schatz voll Luſt,
Vergißt den Finder nicht,
Befiehlt zu ſich den Helden jung,
Zu dem er alſo ſpricht:

„Sechs Meilen lang, sechs Meilen breit
„Schenk' ich Euch rings das Land —"
Dann schlug er selbst zum Ritter ihn
Mit seiner eig'nen Hand,

Und rief: „Herr Friedrich Funkenstein,
„Reich wurdet Ihr im Bach,
„Drum nennt man Euch hinfort mit Recht
„Den Herrn von Reichenbach!"

Des Grafen Kind von Ringelheim,
Mechthilde war's genannt,
Sie gab alsbald dem Reichenbach
Am Altar ihre Hand.

Ein stolz Geschlecht, ein Grafenhaus,
Und Ritter ohne Zahl,
Sie stammen von dem Funkenstein
Und seinem Eh'gemahl.

Hoch blüht das Haus der Reichenbach —
Der Grafen Wappenschild
Zeigt noch im Bach den Funkenstein
Als ein Gedächtnißbild.

Reſtorff.

Es iſt vor grauen Zeiten
Manch' Wunderwerk geſchehn,
Um das verklung'ne Sagen
Und ſtumme Schatten wehn;
Viel große Heldenthaten
Deckt des Vergeſſens Nacht,
Die kaum ein Wappenzeichen
Noch bis auf uns gebracht.
Viel Namen ſind verklungen,
Die einſt gar ſtolz geprahlt,
Viel Sterne ſind erloſchen,
Die einſt gar hell geſtrahlt;
Von eingeſunk'nen Gräbern
Schlich längſt die Dankbarkeit,
Doch leiht das Lied den Thaten
Neu die Unſterblichkeit.
Drum forſchet nicht, ihr Enkel:
Wie hieß der hohe Ahn'?
Unſterblich lebt im Liede
Was er dereinſt gethan.

Es herrſcht' in alten Tagen
Ein Fürſt am Deutſchen Meer,
Von weit und breit die Helden
Sie zogen zu ihm her;

Denn in des Fürſten Halle
Da ſaß ein holdes Kind,
Um das der Helden Blüthe
Mit treuem Dienſte minnt.
Doch hat der Kämpen Keiner,
Der Schwert und Tartſche führt,
Das Herz des ſchönen Kindes
Durch Minnedienſt gerührt;
Denn Einer nach dem Andern
Zog unerhört hinaus,
Und einſam blieb die Jungfrau
Im hohen Fürſtenhaus.
Sie liebte heiß und innig
Den jungen, ſchönen Knecht,
Sie folgt dem Zug des Herzens
Mehr, als dem Fürſtenrecht.
Dem jungen Knaben leuchtet
Ihr holdes Augenpaar,
So wie die Sterne leuchten
Am Himmel blau und klar.
Der Jüngling labt verſtohlen
Sich an dem ſüßen Schein,
Und trägt im Herzen heimlich
Die grimme Liebespein. —
Da war's im hohen Sommer,
Schon wurde gelb die Saat,
Da jammernd vor den Fürſten
Die Schaar der Aelt'ſten trat:

„Errette, Herr, errette!“
So klingt ihr Hülferuf,
„Die gold'ne Saat vernichtet
„Des Einhorns breiter Huf!
„Der beſten Söhne Viele
„Schon ſanken in ihr Blut,
„Doch Keiner kann beſtehen
„Des Einhorns Kraft und Wuth!“ —
Wohl ſandte ſeine Jäger
Der Fürſt zur Jagd hinaus,
In Wehr und Waffen zogen
Sie zu dem blut'gen Strauß.
Der beſten Jäger Viele
Sie ſanken in ihr Blut,
Und Keiner konnt' beſtehen
Des Unthiers Kraft und Wuth.
Die Saat in gold'nen Breiten
Zertrat ſein grimmer Huf,
Und lauter, immer lauter
Erſcholl der Jammerruf.
Da ſandte ſeine Ritter
Der Fürſt zum Kampf hinaus,
Sie kehrten wie die Jäger
Entſetzt zurück vom Strauß.
Soll denn in Furcht und Bangen
Das ganze Land vergehn?
Und wagt das Unthier Keiner
Im Kampfe zu beſtehn?

Der Fürſt, die grauen Räthe,
Die ſaßen ohne Rath,
Bis daß die Jungfrau leuchtend
In ihre Mitte trat:
„Laßt die Trompeten blaſen
„Und laßt verkünden laut,
„Daß, wer das Einhorn tödtet,
„Mich küſſen darf als Braut,
„Daß ich dem Manne folge,
„Von welchem Stand er ſei!
„Durch deſſen Hand die Lande
„Von dieſem Jammer frei!“
So ſprach die hohe Jungfrau
Zum Rath im Fürſtenſaal,
Doch auf dem Jüngling ruhte
Der Augen Wunderſtrahl.
Als nun im ganzen Lande
Erſcholl Trompetenklang,
Und als zu aller Ohren
Die neue Botſchaft drang,
Da wallt zu manchem Herzen
Wohl ſehnend heiß das Blut,
Doch Keiner mocht' beſtehen
Des Einhorns Grimm und Wuth.
Groß waren Furcht und Schrecken,
Und Muth und Hoffnung klein,
Im ganzen Land nur Einer
Der ſetzt ſein Leben ein.

Das war der junge Knabe,
Der ſtill die Jungfrau minnt,
Für den in heißer Liebe
Entbrannt das Fürſtenkind.
Er zog hinaus zum Walde,
Die Jungfrau ſchaut ihm nach,
Er hatte wohl verſtanden,
Was ſtill ihr Auge ſprach.
Er zog voll Muth von dannen,
Und grüßt' im Scheiden ſie:
„Als Sieger kehr' ich wieder,
„Als Sieger — oder nie!"
Die Sonne war geſunken,
Die Schatten wurden lang,
Da ward der holden Jungfrau
Im Herzen trüb und bang.
Still ſtund der Mond am Himmel,
Leiſ' kam die laue Nacht,
In Schmerz und heißen Thränen
Die Fürſtentochter wacht.
Doch als beim erſten Grauen
Der helle Lerchenſchlag
Aus Morgenthau verkündet
Die Sonne und den Tag —
Da war's ein Jubelrufen,
Das rings zum Himmel ſcholl,
Und das in tauſend Stimmen
Wie Meeresbrandung ſchwoll.

„Das Einhorn liegt erſchlagen,
„Der Jüngling hat's gethan,
„Er hat das Land errettet!“ —
So ſcholl es himmelan.
Die Jungfrau ſchmückt ſich prächtig
Mit ſilbernem Gewand,
Das Myrthenkränzlein ſittig
Trägt ſie in weißer Hand,
Von ihrem Haupte leuchtet
Die Krone golden klar,
Und auf die runde Schulter
Fällt dicht das Lockenhaar.
So grüßet ſie den Sieger
Und küßt ihn als Gemahl —
Laut jubeln rings die Lande
Im hellen Morgenſtrahl!

In Reſtorff's Schilde bäumet
Sich noch das Einhorn wild,
Und auf dem Wappenhelme
Steht ſtolz der Jungfrau Bild,
Das trägt eine Krone
Im wallenden Haar,
Es ſchimmert die Krone
So golden, ſo klar,
Hell blinket in Silber
Ihr bräutlich Gewand,

Die Myrthe, die hält ſie
In leuchtender Hand,
Sie kündet den Söhnen
Was vormals der Ahn'
Zu Ehren der Liebe
Im Kampfe gethan!

Riedeſel, Gebſattel und Aufſeß.

Zu Trier an des Lehnsherrn Tafel zechten
Die Edelſten der ſtiftiſchen Vaſallen,
Denn bei dem Churfürſt Erzbiſchof zu Gaſte
Ein Montmorency war, als Abgeſandter
Vom königlichen Frankreich, zu verhandeln
Mit Trier's Biſchof als des Kaiſers Kanzlers
Im alten Königreich von Arelat.

Der firne Wein vom Rheine mocht' dem Franken,
Ein ungewohnter Trank, zu Kopfe ſteigen,
Der kluge Herr, von edler Sitte ſonſten,
Begann zu prahlen bei dem zehnten Becher
Von ſeines ſtolzen Stammes hohen Ahnen
Und ſeines makelloſen Schildes Ehren.
Er hub ſein rothes Kreuz im gold'nen Felde
So hoch, daß es die deutſchen Edeln kränkte;

Und ließ die ſechszehn blauen Adler fliegen,
Die ſeine Ahnen mit dem Schwert gewannen,
Des deutſchen Reiches Aar flog nicht höher.
Der Churfürſt und die Seinen ſchwiegen höflich,
Das Gaſtrecht achtend und des Trinkers Schwäche,
Des hohen Adels auch der Montmorency
Und ihrer ſtolzen Wappenehren kundig.
Doch als beim zwölften Becher Montmorency
Den erſten Edelmann der Chriſtenvölker
Sich prahlend nannte, weil ſein Ahn' bei Zülpich
Schon vor der Schlacht und vor dem König ſelber
Sich taufen ließ auf Chriſti heil'gen Namen,
Da murrten laut die ſtiftiſchen Vaſallen.

Ein alter Ritter, der des Biſchofs Schaaren
In manchem blut'gen Kampfe ſiegreich führte,
Erhub ſich plötzlich unten an der Tafel
Und ſagte: „Mit Vergunſt, mein Herr und Churfürſt,
„Und mit Vergunſt, mein edler Montmorency,
„Ich kenne Eures hohen Stammes Würde
„Und ſeinen Ehren tret' ich nicht zu nahe,
„Doch kennt die Chriſtenheit weit ältern Adel
„Als Euren Adel aus der Schlacht bei Zülpich.
„Vernehmet, Herr, was unſ're Sagen künden
„Vom allerält'ſten chriſtlich-deutſchen Adel.

„Am Morgen war es jenes Segenstages,
„Da Chriſtus einzog in Jeruſalem,

„Wo ſie ihm Palmen ſtreuten auf die Pfade,
„Und Hoſiannah riefen dem, der kommt!
„Da ſtunden an dem Weg drei deutſche Krieger,
„Die in des röm'ſchen Kaiſers Heere dienten
„Und zu Jeruſalem die Adler ſchützten.
„Die ſahen kaum den Herrn der Herren kommen,
„Da wurden ihre Augen aufgethan,
„Den Menſchen-Sohn erkannten ſie im Herzen,
„Und laut bekannten ſie den heil'gen Glauben.
„Der Eine führt vom Ried herbei den Eſel,
„Auf dem der Herr den Einzug halten ſollte,
„Der Zweite gab dem Gottſohn froh zum Sattel
„Das Fell der Ziege, die er juſt geſchlachtet,
„Der Dritte hielt dem Herrn die Hand demüthig
„Als Bügel hin, daß er aufſäße beſſer,
„Und alle Dreie lobten Gott und riefen
„Ihr Hoſiannah! laut dem Sohne David's.
„Von jenen deutſchen Kriegern, die ſo dienten
„Dem Heiland freundlich an dem Tag der Palmen,
„Läßt eine alte Sage drei Geſchlechter
„Im deutſchen Reiche ſtammen, die noch blühen.
„Der Erſte, der vom Ried den Eſel brachte,
„Riedeſel heißt ſein edles Haus noch heute,
„Des Eſels Haupt ſteht noch in ſeinem Schilde.
„Der Zweite, der den Sattel einſt gegeben,
„Gebſattel heißt ſein edles Haus noch heute,
„Der Ziege Haupt ſteht noch in ſeinem Schilde,
„Von der das Fell zum Sattel er gegeben.

„Der Dritte, der die Hand zum Bügel reichte,
„Demüthig, daß der Herr aufsäße beſſer,
„Nun Auffeß heißt ſein edles Haus noch heute,
„Und eine rothe Roſe blüht im Schilde,
„Die rothe Roſe iſt's von Jericho!"

Der alte Ritter ſchwieg und ſetzt' ſich nieder,
Die Zechgenoſſen reichten ihm die Hände,
Und höflich lächelnd ſprach der Montmorency:
„Ich dank' Euch, Herr, daß Ihr mir ſo bewieſen,
„Wie alt des deutſchen Reiches Adel iſt;
„Die Sage mag im Einzelnen ſich irren,
„Im Ganzen trifft ſie wunderſam das Rechte;
„Nur edle Stämme ſchlagen ſo tief Wurzeln,
„Daß ſie ſich in der Zeiten Nacht verlieren;
„Nur edle Stämme ragen ſo gewaltig,
„Daß Sagen, Wolken gleich, ihr Haupt umfliegen.
„Wir dürfen wohl uns unſ'rer Ahnen rühmen,
„Wenn wir ſo kämpfen, daß einſt unſ're Enkel
„Mit Stolz auf unſ're Thaten blicken können!"

Saldern.

War ein edler Römerritter,
Der in manchem Kampfgewitter,
Kreuz und Schwert in feſter Hand,
Für den heil'gen Glauben ſtand;

Den hat Winfried sich erkürt,
Der die heil'ge Flamme spürt,
Die von Golgatha geflossen,
Auch nach Deutschland sich ergossen.

In den deutschen Götterhainen,
An den blut'gen Opfersteinen,
Die der Heil'ge niederbrach,
Der das Wort von Christo sprach,
War der edle Römerheld
Dem Apostel treu gesellt,
Schirmte ihn mit seinem Schilde
Vor Gefahr und vor Unbilde.

Führt den Heil'gen sich're Stege,
Bahnte ihm die rauhen Wege,
Schlug mit seines Schwertes Macht
Manchen Helden in der Schlacht,
Kämpfte früh und kämpfte spät
Auch mit Seufzen und Gebet,
Bis nach hundert schweren Wochen
Winfried also hat gesprochen:

„Führ' im Wappen Dein die Rose,
„Jetzt und künftig dornenlose,
„Weil durch Deine Ritterthat
„Dornenlos mein rauher Pfad,
„Treuer Sohn, Du Gottesknecht
„Vom Rossinier Geschlecht,

„Mag Dein Stamm in ſpäten Tagen
„Roſen ohne Dornen tragen!“

Prangt noch heut die rothe Roſe,
Jene edle, dornenloſe,
Die in frommer Glut entflammt
Ehrend das Apoſtelamt
Einſt der edle Römer trug,
Der auf ſeinem Täuferzug
Bonifacius treu geleitet
Und die Stätten ihm bereitet.

Die von Saldern, die zur Lippe
Sind von jenes Römers Sippe,
Wurden drum im deutſchen Land
Auch „de rosis“ zubenannt, —
In der Saldern gold'nem Schild
Prangt noch heut das ſtolze Bild,
Der Roſſinier dornenloſe
Edle, rothe Römerroſe.

Scheliha.

Laß den Säbel, laß die Tartſche,
Selbſt die Königin der Waffen
Laß die lange Polenlanze
Mit dem weh'nden Roßhaarbuſche

An der glänzend hellen Spitze
Und der Eiſenſchien' am Griffe —
Keine Waffe kann Dir helfen,
Schwarzer Lesko, großer Herzog!

Stürme nicht in wildem Grimme
Auf des Feindes ſtarke Schanzen,
Füllſt umſonſt mit Polenleichen
Jene Gräben, die im Zickzack
Kriegsverſtändig um die Hügel
Leiten ließ des Feindes Feldherr!

Ruf' zum Rath die Wojewoden,
Sammle ſie in Deinem Zelte,
Höre, was die Alten ſprechen,
Die ſchon manchen Hieb gethan! —

Und die Alten, wie die Jungen
Ließ der ſchwarze Lesko laden,
Sammeln ſie in ſeinem Zelte
Alle Wojewoden Polens,
Kaſtellane feſter Schlöſſer,
Und noch ſonſt die klugen Alten,
Die ſchon manchen Hieb gethan.

Da ſie alleſammt erſchienen,
Trat der ſchwarze Lesko traurig,
Traurig trat er unter ſie.
Schweigend ging er durch die Reihen,

Setzte ſich und legte grüßend
An die Mütze dann die Hand.
„Polen,“ ſprach er, „edle Polen,
„Die Ihr blanke Säbel führet,
„Und die Königin der Waffen,
„Unſ're lange Polenlanze,
„Oft in Feindes Blut getaucht,
„Tretet zu mir, Wojewoden,
„Denkt der Väter Ruhm und Ehre,
„Denkt des eig'nen Heldenthums,
„Laßt nicht länger uns beſtürmen
„Dieſe blut'gen Zickzackgräben,
„Denn zum Spott wird unſ're Ehre
„Und die Weiber höhnen uns!“

Sprach's der greiſe Fürſt der Polen,
Sprach's der ſchwarze Lesko traurig,
Denn zweitauſend edle Streiter
Fielen vor den Zickzackſchanzen,
Und er wußte keinen Rath.
Gramvoll ſenkt der Held die Stirne,
Doch wie Feuer in den Augen
Brannte ihm die heiße Thräne,
Die durch ſeine Wimper drang.
Durch die Reihen ging ein Flüſtern,
Und wie Feuer in den Herzen
Brennt das Wort den Polenhelden:
Seht, der ſchwarze Lesko weint!

Trübe ſchwiegen all' die Weiſen,
Weiſ' nur klirrten Tartſch' und Säbel,
Selbſt die Königin der Waffen,
Selbſt die lange Polenlanze
Blinkte, wie von Flor umſchleiert,
Denn nicht Einer wußte Rath.

Da war Einer von den Jüngſten,
Jüng'rer Sohn des Wojewoden,
Der in Chlum die Fahne führte,
Still hinaus vor's Zelt getreten,
Hatte auf den Mond geſehen,
Hatte auf den Wind geachtet,
Zug und Richtung wohl erprobt.
Alsdann that er von den Füßen
Seine weißen Samlandsſtiefel,
Stellt' ſie in des Zeltes Schatten,
Stellt' dazu die hohe Mütze,
Die er auf dem Haupte trug —
So mit unbedecktem Haupte
Und mit unbeſchuhten Füßen,
Seinen Säbel feſt im Arme,
Lief er feſt den Gräben zu,
Die des Feindes Lager ſchirmten,
Klug im Zickzack angelegt.

Traurig ſaß der Fürſt der Polen
Auf dem gold'nen Stuhl im Zelte,
Und die Wojewoden ſchwiegen,

Schwiegen auch die Kaſtellane,
Denn nicht Einer wußte Rath.

Plötzlich wird ein ſchweres Schnaufen
Dicht am Fürſtenzelte laut,
Und der ſchwarze Lesko hebet
Seine Heldenſtirne auf.
Auf die Eingangsthür des Zeltes
Richten ſtarr ſich aller Blicke
Und der Vorhang fliegt zurück.

Hoch aufathmend, Flammen ſprühend
Aus den dunkeln Feueraugen
In dem todesbleichen Antlitz
Steht der junge Scheliha
Da mit unbedecktem Haupte,
Da mit unbeſchuhten Füßen.
Von der Schulter raſchen Schwunges
Schleudert er zu ſeines Fürſten,
Zu des ſchwarzen Lesko Füßen
Eine ſchwere, dunkle Laſt.
„Nimm, o Fürſt," ſo ruft er keuchend,
„Nimm, o Fürſt, das iſt mein Rath!
„Bin zum Feinde raſch gelaufen,
„Hab' mir dieſen Mann gefangen,
„Hab' ihm einen guten Knebel
„In den weiten Mund geſchoben,
„Und ihm Arm' und Bein' gebunden.

„Zeig' ihm Gold, daß er Dich führe,
„Zeig' den Tod ihm, wenn er zögert,
„Und, ich wett', er führet Dich!"

Alſo ſprach der junge Krieger.
Und von ſeinem gold'nen Stuhle
Froh der ſchwarze Lesko ſprang. —

Eine Stunde war's und drüber,
Helle ſchien der Mond hernieder,
Und in ſeinem Schein erglänzten
Tauſend blanke Polenſäbel,
Tauſend blanke Polenlanzen,
Lauter auserleſ'ne Helden,
Die der ſchwarze Lesko führte,
Dem der Mann die Pfade zeigte,
Den ihm Scheliha gebracht. —

Wohl zwei Stunden war's und drüber,
Als der Mond in Nacht verſank,
Und in Blut verſank die Fahne
Und des ſtolzen Feindes Lager —
Nacht und Blut rings, überall!
Nur die blanken Klingen blitzten
Und der Sieg erglänzte hell,
Den der ſchwarze Lesko mächtig
Ueber ſeinen Feind gewann. —

War's am Tag darauf der junge,
War's der junge Scheliha,
Der von seines Fürsten Händen
Stolz den Ritterschlag empfing,
Und ein ritterliches Wappen,
Drin auf blutig-rothem Grunde
Silberhell der Halbmond glänzt,
Der in jener Nacht geleuchtet,
Als er keck den Führer fing,
Der zum Sieg die Pfade wies. —

Treu für Vaterland und König
Stand das Haus der Scheliha,
Stand im wilden Sturm der Zeiten,
Steht in Treuen heut noch fest.

Schelme von Bergen.

Im Schloſſe zu Frankfurt beim Mummenſchanz,
Da führet die ſchöne Giſela den Tanz,
Strahlend in dreifach hold leuchtendem Glanz
Der Hoheit, der Pracht und der Jugend.

Die Kaiſerin führt in den glänzenden Reih'n
Ein ſtattlicher Ritter voll Anmuth hinein,
Dem blitzen die Augen mit mächtigem Schein,
Und ſtolz durchfliegt er die Tänze.

Da flüſtert der Kaiſerin holder Mund:
„Wer ſeid Ihr, mein Ritter, o thuet Euch kund!
„Die Neugier bewegt mich von Herzensgrund,
„Sagt mir's und ſagt es dem Kaiſer!"

Da blicket der fremde Geſelle keck auf
Und redet kühn zu dem Kaiſer darauf:
„Zu Ende der Tanz und des Lebens Lauf,
„Ich bin der Henker von Bergen!"

Und zitternd die ſchöne Giſela erbleicht,
Dem Kaiſer das Blut in die Wangen ſteigt,
Er ſtarrt auf den Henker, der ruhig ſchweigt,
Mit zornig flammenden Blicken.

Dann fuhr der Kühne gelaſſen fort:
„Ich weiß, die holdſelige Fürſtin dort,
„Ihr iſt nun die Blume der Ehren verdorrt,
„Dieweil ſie der Henker berührte!

„Und zürnte mir drüber der Kaiſer noch mehr,
„Ich kam ſie zu kränken, bei Gott, nicht hieher,
„Ich kam, mir zu ſchaffen die eigene Ehr'
„Und ſetzt' an das Wagniß mein Leben!

„Großmächtiger Kaiſer, Ihr machet mein Glück,
„Ihr gebt Eurer Fürſtin die Ehre zurück,
„Gebt mir ein ad'liges Wappenſtück
„Und ſchlagt mich zur Stunde zum Ritter!"

Das ſah der gewaltige Friederich ein,
Das ſo nur von Schmach ſein Gemahl zu befrei'n,
Er gab ſich mit lächelnder Miene darein,
Befahl dem Henker zu knieen.

Drauf zog er das prächtige Kaiſerſchwert,
Er ſchlug und ſagte: „Ein Ritter werth
„Aus Dir verwegenem Schelmen werd',
„Sollſt Schelm von Bergen auch heißen!"

Dann hat er verliehen ein Wappen ihm mild,
Zwei blutige Knochen in Silber das Bild;
Die Schelmen aber, ſie führten den Schild
Ein halbes Jahrtauſend in Ehren.

Schierſtaedt.

Ein Schierſtaedt, der ſandte zum blutigen Strauß
Drei junge, drei tapfere Söhne hinaus —
Wie blitzten die Schwerter in nerviger Hand:
Mit Gott für König und Vaterland!

Bei Görſchen das blutige Ringen begann,
Da wurde ſo Mancher ein ſtiller Mann,
Dort ſtritten drei Brüder den ganzen Tag,
Am Abend der Erſte begraben lag.

Bei Bautzen dann brüllet die mordende Schlacht,
Iſt Mancher entſchlafen, der nimmer erwacht, —
Der Zweite von Schierſtaedt, das Schwert
in der Hand,
Gefallen für König und Vaterland.

Bei Haynau zum Dritten, im blühenden Feld,
Da führte uns Dolffs, der unſterbliche Held, —
Am Abend, da fliehen die Feinde beſiegt,
Der Dritte von Schierſtaedt erſchlagen liegt.

Der Vater der Dreie im weißen Haar
Hub auf die Hände zum Himmel klar:
„Zum Kampfe nun ſend' ich keinen mehr,
Ich hatte nur Dreie, mein König und Herr! —

Drei Pfeile, ſie glänzen von Silber im Schild,
Von Schierſtaedt, das uralte Wappengebild,
Und weil ſich die Deutung der Pfeile verlor,
Tritt leuchtend ſie wieder im Schlachtfeld hervor.

Schlegell.

Vor alten grauen Zeiten
Trat für des Bergherrn Recht
Mit ſeinem ſchweren Schlägel
Ein Bergmann in's Gefecht,
Und hat nach alten Sagen
Sich ſieghaft ſtets geſchlagen.

Das hat dem deutſchen Kaiſer
Das Heldenherz ergetzt,
Der hat die Bergmannsſchlägel
In's Wappen ihm geſetzt,
Den er nach harten Proben
Zur Ritterſchaft erhoben.

Stolz nannte ſich vom Schlägel
Das krieg'riſche Geſchlecht,
Schlagfertig, Hand am Schwerte,
Stets luſtig zum Gefecht,
So war's in blut'gen Treffen
Mehr als daheim zu treffen.

Einſt wogte Schlachtgetümmel
Die Halde laut entlang,
Die Ritterſchaft des Herzogs
Umſonſt den Flamberg ſchwang,
Dreimal zurückgeſchlagen
Erfaßt ſie banges Zagen.

Da ſprengt auf weißem Roſſe
Keck der von Schlegel an:
„Laßt mich mein Herr und Herzog,
„Noch mal den Feind beſtah'n,
„Will Euch den Sieg erwerben,
„Wenn nicht, mit Ehren ſterben."

Hell ſchmettern die Trompeten,
Das Banner rauſcht empor,
Und auf dem wilden Schimmel
Preſcht der von Schlegel vor.
Er läßt dem Roß die Zügel
Und hebt ſich hoch im Bügel;

Und wuchtig donnert nieder
Der grimme Schlegelſchlag,
Der hat den Sieg entſchieden,
Bei Gott! an jenem Tag,
Denn achtzehn Helme lagen
Von ihm allein erſchlagen.

Drauf nach dem heißen Treffen
Der Fürſt die Hand ihm bot
Und rief: „Mein Herr von Schlegel,
„Wovon Dein Roß ſo roth?“
Der lacht: „Das that ich färben,
„Dem Feinde zum Verderben!“

Und lächelnd ſpricht der Herzog:
„Weil's alſo iſt geſchehn,
„Soll man in Deinem Wappen
„Das rothe Roßhaupt ſehn,
„Und drob zur Rechten und Linken
„Die alten Schlägel blinken!“

Schönaich-Carolath.

Geſchlagen war die Römerſchlacht
Im Teutoburger Wald,
Gebrochen die Cäſarenmacht
Durch deutſcher Waffen Gewalt.

Ein Eichbaum ſtund am grünen Hag,
Darunter lag ein Held,
Der hatte ſtolz den ganzen Tag
Geſtritten in dem Feld.

Von ſeiner Stirn floß rothes Blut,
Ihm war ſo hoch zu Sinn;
Für's Vaterland, für's höchſte Gut,
Da gab er Alles hin!

Und wie er ſo, des Sieges froh,
Der junge, wunde Held,
Erklingt der Freunde „Ho Halloh!“
Die ſuchen ihn im Feld.

Sie kommen an mit haſt'gem Schritt
Und ſtehn um ihn im Holz;
Aus ihrer Mitt' Fürſt Hermann tritt,
Der Siegsheld hoch und ſtolz,

Und von der Eich' bricht er den Zweig,
Den er zum Kranze beugt,
Und krönt ſo reich dem Helden bleich
Die Stirn, vom Blute feucht.

„Er ſtand ein Held im Kampfe feſt,
„Ein Held im Waffenglanz,
„O ſeht, wie ſchön die Eich' Ihm läßt
„Und wie Er ziert den Kranz!“

Da riefen all' die Helden feſt
Im blut'gen Waffentanz:
„O ſeht, wie ſchön die Eich' Ihm läßt
„Und wie Er ziert den Kranz!“

Seit jenem Tag der junge Held
Der Schönaich ward genannt;
Wie Eichen ſtand er ſchön im Feld
Für's deutſche Vaterland.

Und heut noch blüht ſein ſtolz Geſchlecht —
In manchem Waffentanz,
Im Kampf für's Recht und im Gefecht
Errang's den ſchönſten Kranz.

Auf gold'nem Grund giebt's Wappen kund
Den Kranz mit blut'gem Band,
Mit dem das Haupt dem Ahnherrn wund
Einſt krönte Hermann's Hand.

Schulenburg.

„Ex ungue leonem!“

An den rothen Greifenklauen,
So im Silberſchild zu ſchauen,
Kennſt Du alle Schulenburg.

Kennſt ſie an den graden Wegen,
Kennſt ſie an den ſcharfen Schlägen
Wie die Löwen an den Klau'n.

Sage nicht und nicht Gedichte
Kränzen ſie, doch die Geſchichte
Krönet ſie mit ſtolzem Kranz,

Denn in ihrem Heldenſaale
Stehen zwanzig Generale
Aus dem Hauſe Schulenburg!

Vier gewalt'ge Feldmarſchälle
Strahlen durch die Zeiten helle,
Ruhm dem Hauſe Schulenburg!

Will Euch eine Mähre melden
Jetzt von einem ſtolzen Helden
Aus dem Hauſe Schulenburg,

Der nach manchen heißen Schlachten,
Die ihm Ruhm und Ehre brachten,
Eine weite Reiſe that.

Ohne Schmuck und Prachtgewänder
Streift er durch Europens Länder,
Zog in das gelobte Land.

Zog als Pilger ohne Wehre,
Obwohl längſt der neuen Lehre
Und Bekenntniß zugethan.

Wollt' die heil'ge Stadt betreten
Und an Jeſu Grabe beten,
Wie ſchon mancher Schulenburg.

Und ſo zog er von der Küſte
Ganz alleine durch die Wüſte,
Graden Weg geht Schulenburg.

Plötzlich Räuber ihn umringen,
Denken ihn mit Macht zu zwingen,
Doch ſie täuſchten ſich im Mann.

Ohne Waffen, mit den Fäuſten
Wußte Widerſtand zu leiſten
Alexander Schulenburg.

Brauchte ſeine mächt'gen Glieder,
Schlug der Räuber ein'ge nieder,
Schlug ſich endlich ſiegreich durch.

Was und wie ſie's mögen führen,
Schulenburg ſind ſtets zu ſpüren,
Wie der Löwe an den Klau'n.

Kennſt ſie an den graden Wegen,
Kennſt ſie an den ſcharfen Schlägen
Wie die Löwen an den Klau'n.

Seckendorf.

Der Morgen grauet, die Meute bellt,
Die Roſſe ſchnauben, das Hifthorn gellt;
Sie brauſen dahin auf thauiger Bahn
Zum Kriege des Friedens, der König voran.
Sie ſuchen des Bären gewaltige Spur,
Sie jagen das Elenn, ſie jagen den Ur,
Und höher und freier klopft jegliche Bruſt
In mannlichem Jagen, in waidlicher Luſt.
Es blitzen die Augen der Jäger ſo froh,
Laut hallen die Wälder von ihrem Halloh!
Die Roſſe, ſie ſchnauben Feuer und Dampf,
Die Thäler erdröhnen im Hufgeſtampf,
Roth leuchten die Speere im Morgenſchein,
Hörnerfanfaren hell klingen darein,
Der ganze Wald iſt voll Blüthenduft
Und lieblich ſpielet die Morgenluft.
Der König der Deutſchen, er folget der Spur
Des Königs der Wälder, des grimmigen Ur;
Stolz fliegt er dahin auf dem brauſenden Roß,
Weit hinter ſich läßt er den Dienertroß;
Und wie er dem fliehenden Urſtier genaht,
Da ſpringt er vom Roß auf den felſigen Pfad
Und rennt, ein heldenherziger Mann,
Das rieſige Thier mit dem Speere an.

Zum Kampfe wendet der Ur ſich auch,
Zwei Könige ſtehen ſie, Aug' in Aug',
Wie Rohr zerſplittert Herrn Arnulf's Speer,
Der König der Deutſchen ſteht ohne Wehr —
Da ſpringt hernieder vom moſigen Stein
Ein Waidmann zwiſchen die Kämpfer hinein,
Der packt den grimmigen Urſtier von vorn
Und reißt ihn zu Boden am rieſigen Horn —
Ein gewaltiger Hieb und ein donnernd Gebrüll,
Der Urſtier liegt und verendet ſtill.
Mit Staunen ſah König Arnulf das an,
Dann rief er vor ſich den mächtigen Mann
Und ſprach zu ihm: „Auf des Königs Wort,
„Du biſt ein Edler im Land hinfort,
„Auf zwanzig Stunden die Wälder ringsum,
„Die ſind von heute Dein Eigenthum;
„Wer ſo ſich zeigt, wie Du im Gefecht,
„Der ſtiftet wahrhaftig ein Heldengeſchlecht!“ —
Von der Linde brach er den friſchen Zweig:
„Der ſei Dein Wappen im deutſchen Reich,
„Und ſoll Dein Namen nicht untergehn,
„So lange noch Linden in Deutſchland ſtehn.“

Seydewitz.

Selbander gen Hispanien*
Voll Kraft und wack'rem Muthe,
Vom Elbstrom her aus Mißnien,
Von edlem deutschen Blute —
Zwei Ritter zogen wohlgemuth
Zu Carl Martell, dem Helden,
Sich selber und ihr edles Blut
Durch Thaten dort zu melden.
Der Eine Burgfaß Hardmann war,
Ein wack'rer Held und Krieger,
Der nahm der Feinde stets ein Paar
Auf ein Mal und blieb Sieger,
Der Andre, Seydebitz benannt,
War noch von bessern Ahnen,
Hat stets den Vätern nachgeahmt,
Sein Blut das thät ihn mahnen.

* Diese Sage ist ihres hohen Alterthums wegen von besonderem Interesse, denn schon 1495 hat sie Hans Rosenplüth von einer Familiensage „abgedichtet." Dem obenstehenden Gedichte liegt eine, wie sie sich selbst nennt, „hochdeutsche" Uebersetzung der Rosenplüth'schen „Abdichtung" vom Jahre 1730 zu Grunde. Aus leicht begreiflichen Gründen haben wir auch der Form die möglichste Ursprünglichkeit gelassen. Man hat vor fast vierhundert Jahren also schon Wappensagen in Verse gebracht.

Die zogen weit nach Frankenland,
Die Mauren zu bekriegen,
Die dorten, wie am Teich der Sand,
In großen Haufen liegen.
Und sieh', wie sie einst Beid' allein,
Entfernt von allen Mannen,
Die größeste Gefahr nicht scheu'n,
Da dringt aus nahen Tannen
Ein Haufen Schwarzer schier heran
Mit Sarras, Pfeil und Bogen,
Die an der Zahl wohl zwanzig Mann
In Waffen ausgezogen.
Der Panzer, Schild und scharfes Schwert,
Das deutsche Herz, der Glaube,
Das giebt allein dem Manne Werth
Und hebt ihn aus dem Staube.
Der Deutschen Schild hält Pfeile ab,
Sie ziehen ihre Schwerde
Und mähn der Feinde Häupter ab
Und sitzen stolz zu Pferde.
Ob nun der Feinde zehn schon todt
Vor ihren Rossen liegen,
Da wagt sich Hardmann ohn' groß Noth
Zu weit vor, schnell zu siegen.
Als noch zwei Mauren er erlegt,
Da ward er überwunden,
Es ist, da noch das Roß ihn trägt,
Sein Leib des Haupts entbunden.

Drauf hat Herr Curd von Seydebitz
Recht wie ein Held geſtritten,
Und hat ſich zückend, gleich dem Blitz,
Geſtürzt in Feindes Mitten.
Und als er Alle, bis auf Drei,
Im Kampfe hat erſchlagen,
Da thät er Jenen ſonder Scheu,
Die fliehn gewollt, nachjagen.
Er hat am See ſie bald erreicht,
Sein Roß, das war im Laufen,
Da hat es Jenen ſchier gedeucht,
Jetzt ſei es Zeit zum Raufen:
Und eilends wandten ſie ſich um,
Den Kämpen zu begrüßen
Und ihm Vergeltung anzuthun,
Um Rache zu genießen;
Der aber führt ſehr ſcharfen Stahl
Und haut mit mächt'gem Hiebe
Sie alle Dreie allzumal
In Stücke, die Gaudiebe.

Als nach der ſiebentäg'gen Schlacht*
Ward ausgewirkt ein Friede
Und dieſem Zug ein End' gemacht,
Da man des Fehdens müde,

* Wahrſcheinlich iſt die große Schlacht bei Tours und Poitiers gemeint, durch welche Frankreich von den Mauren befreit wurde.

Da hat ihn Carl Martell genannt
Den beſten aller Schnitter —
Herr Conrad hieß im ganzen Land
Der tapfre Maurenritter.
Auch wurden ihm zum Zeichen jetzt
Auf ſchwarz und güld'nem Schilde
Im güld'nen Felde eingeſetzt
Drei halbe Mohrenbilde.

Stoſch.

Die Schwerter blitzten, der Schlachtruf ſcholl,
Aus friſcher Wunde der Blutſtrom quoll,
Der Tod hielt reichliche Ernte.

Die Schwerter klangen auf Helm und Schild,
Wie auf dem Amboß der Hammer ſchrillt,
Und Keiner dachte zu weichen.

Der König ordnet die Reihen neu,
Stürmt feurig vorwärts im Schlachtgeſchrei;
Umſonſt ſein muthiges Stürmen!

Der Feind ſteht trutzig, wie Mauern ſtehn,
Und läßt ſeine Fahne im Winde wehn,
Als wehte ſie hoch vom Thurme.

Da klirret es eisern vom blauen See,
Da rauscht es im Wasser, da taucht es zur Höh'
Und rasselnd springt es zu Lande.

Da blitzen die Schwerter im blutigen Spiel,
Ein Stosch dem Feind in den Rücken fiel
Und sprengte ihn auseinander,

Der brach die Mauer des Feindes mit Macht,
Der hat entschieden die schwankende Schlacht,
Der König begrüßte den Sieger.

Und wie der König dem Ritter genaht,
Da hingen zwei Blumen vom Seegestad
Fest rankend ihm von der Schulter.

Die nahm der König und sagte mild:
„Die Blumen sollst Du in Deinem Schild
„Zu ew'gem Gedächtniß führen!"

Noch heute führen in's Kreuz gestellt
Zwei weiße Blumen im rothen Feld
Von Stosch, die würdigen Grafen.

Strein von Schwarzenau.

In Armidens Zaubergarten
Stund ein ſelt'ner Roſenſtrauch,
Trug die ſchönſten weißen Roſen
Und trug rothe Roſen auch;
Zarter als Armidens Buſen
Dort die weiße Roſe blüht,
Holder als Armidens Wange
Dort die rothe Roſe glüht;
Aber Niemand wagt zu brechen
Eine Roſe von dem Strauch,
Denn die ſtärkſten Zauber hüten
Dort die höchſte Schönheit auch.

Kam des Wegs daher gezogen
Einſt ein junger Rittersmann,
Schaut die Zauberpracht der Roſen,
Schaut ſie mit Entzücken an:
„Roſen," ruft er, „holde Roſen,
„Roſen deuten Frauenhuld!"
Bricht die Weißen, bricht die Rothen
Mit der Jugend Ungeduld.

Da verfinſtert ſich die Sonne,
Jäher Sturm durchheult den Wald,
Und den Rittersmann umringen
Ungethüm und Ungeſtalt:

Dräuend reckt die rieſ'gen Glieder
Blitzumloht der Zaubermohr,
Und er hebt zum Todesſtreiche
Seine Keule ſchon empor —
Da ſtreckt betend ſeine Hände
Himmelan der Schwartzenau,
Fleht, auf ſeine Knie ſinkend,
Fromm zu Unſ'rer lieben Frau.

Jäh entweichen da die Schatten,
Heulend flieht der Zaubermohr,
Aus der purpurfarbnen Wolke
Tritt die Jungfrau licht hervor:
„Willſt Du Roſen, ſo nimm dieſe!“
Redet ſie den Knie'nden an,
Eine rothe, eine weiße
Reichte ſie dem Rittersmann.
Darauf war ſie ihm entſchwunden
Und alleine ſtund der Held,
Doch die Roſen blühn noch heute
In der Streine Wappenfeld.
In Armidens Zaubergarten
Gab ſie einſt dem Schwartzenau
Für die Frauen ſeines Stammes
Ewig Unſ're liebe Frau.

Struenſee.

Im ſilbernen Felde
Auf blauem Meer
Dreimaſtig ziehet
Das Kriegsſchiff her.

Stolz über den Wogen,
Hoch über der Fluth,
Da flattern die Wimpel —
Sind roth wie Blut;

Und von der Gaffel
Da wehet noch
Mit leiſem Rauſchen
Der Danebrog.

Das Wappen errang einſt
Ein deutſcher Mann,
Der die höchſten Ehren
In Dän'mark gewann;

Und hat er gefehlet —
Hoch ſtand ſein Sinn,
Er gab zur Sühne
Sein Leben dahin!

Drum wehen im Winde,
Hoch über der Fluth,
Die Wimpel vom Maſte,
Sind roth wie Blut.

Vor dem Henker alleine
Den Nacken er bog,
Vom Gaffel drum flattert
Der Danebrog.

Und was er gefehlet,
Das büßte er ſchwer,
Die Dichter ſie ſingen
Die blutige Mähr.

Es faßt in die Herzen
Wie ſchneidendes Weh
Die ſchaurige Sage
Von Struenſee.

Geſcheitert am Sunde
Der Struenſee Glück,
Kehrten ſie muthig
Zur Heimath zurück,

Errangen in Preußen
Sich Würden neu
Und dienten dem Könige
Weiſe und treu.

Weil reines Streben
Zur Höhe ſie trug,
Drum prangt auf dem Helme
Ein weißer Flug.

Stubenberg.

Flüſſig Sonnengold im Abendſtrahle
Blutroth durch gemalte Scheiben bricht,
Zürnend ſteht der Graf im hohen Saale,
Und wie Donner klingt es, was er ſpricht,
Seine Wange glüht
Und ſein Auge ſprüht,
Doch ſein Zürnen ſchreckt die Gräfin nicht.

Wie ein Marmorbild an Tempelwänden
Steht ſie ruhig, ſchön und lilienbleich,
Auf das Kreuz in ihren weißen Händen
Blickt ſie nieder ſanft und engelgleich.
Um die Stirne rein
Glänzt wie Heil'genſchein
Ihre goldenblonde Locke weich.

„Meiner Ehre eine Todeswunde
„Schlug der Stubenberg mit einem Kuß,
„Leugnet, Agnes, wenn Ihr könnt, zur Stunde,
„Aber zittert, wenn ich ſtrafen muß!

„Küßte er mein Weib,
„Tödt' ich ihm den Leib
„Und zertrete ihn mit meinem Fuß!"

„Graf von Achsberg," ſprach mit feſter Stimme
Agnes mild und ſchaut' ihm in's Geſicht,
„Seht, ich bebe nicht vor Eurem Grimme,
„Ob ich gern auch bräch' mein Schweigen nicht,
„Aber da ich muß —
„Ja, ich gab den Kuß,
„Doch gehorchend einer ältern Pflicht!"

„Schleudert auf mich keine Zornesblicke,
„Ich war einſt dem Stubenberg verlobt,
„Dann hat Gott gewendet die Geſchicke,
„Meine Kraft in Dulden ward erprobt,
„Riß des Vaters Wort
„Herz vom Herzen fort,
„Gottes heil'ger Name ſei gelobt!

„Doch als nun vom letzten Römerzuge
„Ritter Wülfing ruhmreich heimgekehrt,
„Hat er auch von mir mit allem Fuge
„Von dem Schwure Rechenſchaft begehrt,
„Der uns einſt verband,
„Als ich Herz und Hand
„Ihm auf meines Vaters Wunſch beſcheert.

„Graf von Achsberg, höret meine Worte,
„Ach, ich ſpreche ſonder Liſt und Tück':
„Oeffnet nicht im Zorn des Hauſes Pforte,
„Daß der Friede weiche mit dem Glück;
„Mit dem Kuſſe nur
„Gab ich ſeinen Schwur
„Dem verlobten Edelmann zurück!"

Alſo ſprach die Gräfin in dem Saale,
Doch die Worte blieben ohne Frucht,
Denn die Augen ſchließet dem Gemahle
Jäh die Furie der Eiferſucht,
Deren heißer Hand
Keiner widerſtand;
Doppelt fühlt das Alter ihre Wucht.

Tobend ruft der Graf nach ſeinen Knechten
Und in Ketten legt er ſein Gemahl,
Von dem Haupt die goldenblonden Flechten
Fallen vor der Scheere ſcharfem Stahl;
Sie, die nichts verbrach,
Ueberhäuft mit Schmach,
Sie verdammt er zu des Kerkers Qual.

Und des Haares gold'ne Flechten ſendet
Er dem Stubenberg mit argem Hohn:
„Habt Ihr mir mein blühend Weib geſchändet,
„Nehmt dafür dahin den gold'nen Lohn;

„Was ihr Schmuck einſt war,
„Dieſes weiche Haar,
„Tragt's als Zeichen ihrer Schmach davon!"

Von dem Stubenberge niederzogen
Selben Tages trotzig Schaar auf Schaar,
Schwarze Banner in dem Winde flogen
Und darin ein Anker ſilberklar.
Sie, die nichts verbrach,
Sei in tiefer Schmach,
Sei im Kerker nicht der Hoffnung bar.

Tage lang die ſcharfen Waffen klangen
In des Männerkampfes ernſtem Spiel,
Rothe Bäche viel aus Wunden ſprangen,
Bis der Graf im heißen Kampfe fiel.
Der zum Tode wund,
Rief mit bleichem Mund
Agnes her an ſeines Lebens Ziel.

Und hervor aus engen Kerkerwänden,
Mit dem Kleid der Buße angethan,
Tritt ſie fromm, das Kreuz in ihren Händen,
Hört ſie mild des Grafen Bitte an:
„Wie mir Gott verzeiht,
„So verzeih' ich Leid,
„Was ihr mir gethan, bethört vom Wahn!"

Und der Graf nimmt ſterbend ihre Rechte,
Legt ſie in des Stubenbergers Hand:
„Tragt am Helmkamm ja die gold'ne Flechte,
„Nehmt denn auch der Liebe Unterpfand,
„Schließet froh den Bund,
„Segen, Herz und Mund —"
Alſo ſprach er, und das Leben ſchwand.

Heute blühet noch in ſtolzen Zweigen
Jener Agnes uralt edler Stamm,
Und die Stubenberge heut noch zeigen
An des Ahnherrn Helm den Silberkamm;
D'rum die Locke lag,
Die ſeit jenem Tag
Golden um das Haupt des Ahnen ſchwamm.

In der Stubenberge Bannerſchilde
Blinkt der Anker noch im ſchwarzen Feld,
Doch dem ehrenreichen Wappenbilde
Iſt der Ahnfrau Locke zugeſellt,
Ihre Locke liegt,
Wie ſich Schönheit ſchmiegt,
Die in ſtarkem Arme faßt ein Held!

Tippelskirch.

Den Herzog Heinrich von Sachsen,
Den Fürsten theuerwerth,
Ihn fanden die Königsboten
An seinem Vogelheerd.

Und weil den großen König
Dort die Gesandtschaft fand,
Wird er der Vogelsteller
Noch heute zubenannt.

Der hat wohl Vögel gefangen
Nach einem ganz neuen Gesetz,
Viel Tausend auf ein Mal fielen
Bei Keuschberg in sein Netz.

Drauf baute der große König
Viel werthe Städte im Land,
Drum wurde er auch viel weiser
Der Städteerbauer genannt.

Es hatte der große König
Am Hof einen guten Mann,
Dem er vor manchem Andern
Viel große Ehren gann.

Das war der edle Dippold,
Der hatt' gar frommen Muth,
Und für die heil'ge Kirche
Gern gab er Hab und Gut.

Der zog mit seinem König
Frisch durch die Lande hin,
Und baut der König Städte,
Baut Dippold Kirchen drin.

So hat der edle Sachse
Manch' Gotteshaus erbaut,
Und „Dippold's Kirchen" nannte
Man diese Kirchen laut;

Und nach den Dippold's Kirchen
Ward Dippold's Stamm benannt,
Der blüht nun tausend Jahre
Schon ehrenreich im Land.

Der führte auch zum Zeichen
Ein redend' Wappenbild —
Mit rothem Dach die Kirche
Im blanken Silberschild.

Die „Dippoldskirchen" hießen
Die Söhne ein und aus,
Es ward im Lauf der Jahre
Dann Tippelskirch daraus.

Der Name von der Kirche
Bracht' Segen dem Geſchlecht,
Drum für die Kirche ſtreiten
Iſt Tippelskirchen-Recht!

Trach.

Der Prätor auf hohem curuliſchen Stuhl,
Von ſeinen Lictoren umgeben,
Die Fasces ragen, das blinkende Beil
Vom Ruthenbündel umgeben —
Das Beil iſt ſtumpf und die Ruthe zerbricht,
Der römiſche Prätor hegt Chriſtengericht.

Weiß raget das Bild der Göttin der Luſt,
Mit Kränzen verlockend umwunden,
Das Opfer verweigert die gläubige Schaar,
Drum wird ſie gefangen, gebunden;
Der zornige Prätor die Marter erſinnt,
Er winket dem Henker, das Opfer beginnt.

Die Menge umdrängt den curuliſchen Sitz,
Die Marter der Chriſten zu ſchauen,
Wollüſtig und grauſam berauſcht ſich der Blick
An ſchaamlos entkleideten Frauen.
Der Prätor hegt über die Leiber Gericht,
Die Herzen der Chriſten erſchüttert er nicht.

Die Schönſte der chriſtlichen Frauen ſteht
Am Pfahle der Schande entkleidet,
Es fließt ihr Blut vom gegeißelten Leib,
Sie betet, ſie lächelt und leidet.
Betroffen ſchauet der Prätor ſich um,
Die Menge wird ſtill und gaffet ſtumm.

Da trat aus dem lautlos ſchweigenden Kreis
Ein ſtattlicher, römiſcher Krieger,
Der warf um das nackende, blutende Weib
Das Fell von dem lybiſchen Tiger,
Er löſt' ihre Feſſel und ſagte kein Wort
Und führte mit leuchtenden Blicken ſie fort.

Der Prätor ſpringt wild vom curuliſchen Stuhl,
Laut ſcheltend ruft er die Wachen;
Die flüſtern erſchrocken: „O Manlius,
„Der iſt ja der Träger des Drachen,
„Der Hauptmann vom Drachen, der ſchrecklichen Schaar,
„Die mit den Cäſaren in Noricum war!“

Die Schönſte der chriſtlichen Frauen hat
Den Kühnſten der Heiden errungen,
Durch muthiges Dulden hat ſie ſein Herz
Zum Glauben der Chriſten gezwungen;
Sie führte zur Taufe den mächtigen Mann
Und folgte nach Deutſchland dem Gatten dann.

Im fränkiſchen Lande, von ſtattlicher Burg
Stolz wehte die Fahn' mit dem Drachen,
Das dräuende Zeichen der heidniſchen Schaar
Muß chriſtlichen Frieden bewachen.
Die Zeiten, ſie gingen gewaltigen Schritt,
Der römiſche Drache flog immer mit.

Die Söhne des Römers, die Enkel zumal,
Sie wurden die „Drachen“ genennet,
Dieweil ſie am Zeichen des Drachen im Kampf
Von fern ſchon das Auge erkennet;
Es führen die Trache das Drachengebild
Noch heute ſtolz in dem Wappenſchild.

Truchſeß-Waldburg.

Auf dem Markte zu Neapel,
An dem ſchönſten Punkt den Erde,
Wo die Sonne ſelber zögert,
Sich von all' dem Reiz zu trennen,
Der die Erde prangend ſchmückt;

Auf dem Markte zu Neapel
Hatte für zwei deutſche Fürſten,
Für den letzten Hohenſtaufen
Und für Friederich von Baden,
Anjou ſein Schaffot erbaut.

In dem Kampf um's Vatererbe,
Um des Südens helle Krone,
Unterlag dem ſchlauen Gegner
Schwaben's jugendlicher Herzog,
Ward gefangen Conradin.

Finſter lehnt auf hohem Söller
König Karl, der blut'ge Sieger,
Durch Verrath nur und Verräther
Hat beſiegt er deutſche Helden,
Ward er Herr des Kaiſerſohn's.

Markgraf Friederich von Baden,
Deutſcher Treue ew'ges Muſter,
Der dem Kaiſerſohne folgte
Hold gewärtig durch das Leben,
Ging im Tode ihm voran.

Nach ihm trat auf das Gerüſte
Herzog Conradin von Schwaben,
Er, der letzte Hohenſtaufe,
Stand inmitten ſeines Erbes,
In dem Herzen ſeines Reichs.

Sah die blüthenduft'gen Küſten,
D'ran die blauen Wellen ſpülen,
Sah die ganze Pracht des Südens,
Sah die Perlen ſeiner Krone —
Alles heut zum letzten Mal!

Und Er tritt hervor zum Rande,
Sucht im Volke mit den Augen,
Zieht den Handſchuh von der Rechten
Und der Staufen ſtolzes Wappen
An dem gold'nen Siegelring.

Und Er ruft mit lauter Stimme:
„Tritt heran, mein treuer Truchſeß
„Aus dem Herzogthume Schwaben,
„Tritt heran, mein edler Waldburg,
„Und vernimm mein letztes Wort:

„Ring und Handſchuh nimm als Pfänder
„Für Don Pedro, meinen Erben
„Und den Rächer meines Todes,
„Ring und Handſchuh nimm und bringe,
„Bringe ſie nach Arragon!"

Weinend nahm der treue Truchſeß
Seines Herzogs letzte Pfänder,
Sah am Henkerblocke ſterben
Stolz den letzten Hohenſtaufen
Und ſo vieler Kaiſer Sohn.

Sah den Adler niederſchießen
Aus dem Meer der blauen Wolken,
Ihn durch's Blut den Fittich ziehen
Und dann brauſend oſtwärts fliegen
Nach dem Lande Arragon.

Truchſeß-Waldburg folgt zu Schiffe
Nach des Adlers hohem Fluge,
Ring und Handſchuh bracht' er treulich
An der Staufen rechten Erben,
An den König Arragon's.

Um den treuen Dienſt zu ehren
Gab der König Truchſeß-Waldburg
Das erlauchte Löwen-Wappen,
Wie's die Hohenſtaufen führten
Von dem ſchwäb'ſchen Herzogthum.

Und noch heut die Truchſeß-Waldburg,
Führen ſie drei ſchwarze Löwen
In der Alten-Thanne Wappen,
Neben den drei gold'nen Zapfen
Und dem Apfel deutſchen Reichs.

Tſchirſchky.

War einſt ein Kohlenbrenner
Im hohen Böhmerwald,
Der kämpfte mit dem Büffel
Und der war ungeſtalt;

Er ſtieß ihm nicht die Lanze
Wohl in den breiten Bug,
Er ſchnitt ihm nicht den Nacken
Mit ſcharfem Schwerteszug;
Mit ſeinen beiden Armen
Faßt er den Büffel an —
Das war der Wienawa,
Der mächtig ſtarke Mann;
Vom Morgen bis zum Mittag
Der mit dem Büffel rang,
Bis er mit bloßen Armen
Das grimme Unthier zwang.
Und als im grünen Walde
Er ſo den Feind gefaßt,
Zog er ihm durch die Naſe
Den krummen Eichenaſt.
D'ran führt er vor den König
Das überwund'ne Thier,
Der ſah mit großem Staunen
Den rieſenſtarken Stier.
Um eine Gnade bitten
Sollt' ihn der kühne Mann,
Für den auf hohe Ehren
Der Böhmenkönig ſann.
Doch der bat gar beſcheiden:
„Verleiht die Freiheit mir,
„Die Kohlen mein zu brennen
„Im weiten Waldrevier!“

Da gab ihm frei der König
Den Wald zum Eigenthum,
Und alle Zungen prieſen
Des ſtarken Köhlers Ruhm.
Frei ſtand im freien Walde
Der Wienawa Haus,
Viel ſtolze Zweige gingen
Vom ſtarken Stamme aus.
Und als ſie Ritter wurden
Und edle Herrn im Land,
In ihrem Wappenſchilde
Der Kopf des Büffels ſtand;
Der Kopf des ſchwarzen Büffels,
Den einſt der Ahnherr fing,
Sie ſchmückten nur die Naſe
Mit einem güld'nen Ring.
Von Tſchirſchky nennt ſich heute
Die Böhmenſippe alt,
Sie kämpft noch heute gerne
Im friſchen grünen Wald.

Unruhe.

Herzog Eberhardt von Franken hatte einſtmals auf der Jagd
Einem ſchmucken Müllerweibe freventlich Gewalt gethan,

Das verzweifelnd um die Schande in dem Mainſtrom ſich ertränkt;
Rache für die liebe Mutter heiſcht der Sohn der Müllerin,
Kündet als ein freier Manne ſeinem Herzog Fehde an,
Sammelt wilde Kampfgeſellen, ſchädigt rings des Fürſten Gut,
Schleppt Gefang'ne, reiche Beute in ein einſam Felſenthal,
Wo er ſich mit Macht befeſtigt und verhöhnt des Herzogs Zorn.
Fing ſo manche edle Herren, ließ um gold'nen Lohn ſie los,
Doch des Grafen Golo Tochter, Elsbeth hieß das ſchöne Kind,
Ließ er nicht um alle Schätze, Elsbeth ward des Räubers Weib.
Alſo trotzt Hans Curt, der Müller, Jahre lang des Herzogs Macht,
Siegt in manchem blut'gen Strauße und bedrängt das Frankenland,
Bis der ſtolze Herzog klagte gegen ihn am Kaiſerthron,
Bis der Kaiſer Ott' das Banner an den Grafen Conrad gab.
Heiß entbrannte nun die Fehde, zornig ſtritten Macht und Liſt,
Bis ein ſchlechter Knecht verrathen ſeines Meiſters hold Gemahl.

Das geliebte Weib zu ſuchen ſtreift der Räuber durch das Land,
Trotzt verwegen allen Feinden, bis er in die Schlinge fiel. —

An den Hof des Kaiſers ſandten ſie den überkühnen Mann,
Und Graf Conrad ſelber trauert um den Tod, der Dem gewiß.
Zu den Löwen in den Zwinger wird Hans Curt hinabgeführt,
Der mit feſtem Mannesmuthe ſtill dem Tod entgegentrat,
Und vom Hunger ſcharf gepeinigt ſprang ihn grimm der Löwe an,
Aber kräftig in den Rachen ſtieß ihm Curt die feſte Fauſt,
Rückwärts ſprang der edle Leue, ſchaut' den kühnen Gegner an,
Aug' in Auge ſtehen lange bei einander Leu' und Mann,
Bis des Mannes Blick bezwungen und beſiegt den Löwentrotz.
Seine mächt'ge Mähne ſchüttelnd, freundlich wedelnd mit dem Schweif,
Legt der Leu ſich ſtille nieder vor dem Mann, der ihn bezwang.

Als der Kaiſer Otto hörte ſolche wunderbare Mähr,
Schenkt auch er dem Curt das Leben, das vom Leuen der gewann,
Und vernahm aus Conrad's Munde, daß der Sohn der Müllerin,
Um der Mutter Schmach zu rächen, ſei des Frankenherzogs Feind,
Daß aus Rache er geſündigt und manch ſchwere That geübt.

Herzog Eberhardt von Franken hatte juſt zu jener Friſt
Sich mit Giſelbert verbündet und dem Kaiſer abgeſagt.
Drum hieß Otto ſchleunig waffnen ſich den Sohn der Müllerin,
Hieß ihn ſeinen Feind bekämpfen, der nun auch des Reiches Feind!

Als es kam zur Schlacht am Rheine, tobte lang' der ſcharfe Streit.
Conrad, Udo, fränk'ſche Grafen, ſtritten wider Eberhardt,
Mit dem Giſelbert verbunden, der nach Otto's Krone ſtrebt'.
Endlich ſiegt des Kaiſers Banner und der Lotharinger flieht,

Doch Hans Gurt, der ſtarke Müller, folgt dem Frankenherzog nach,
Folgt ihm, bis er ihn vom Roſſe mit der Streitaxt niederſchlug.
Alſo hat er ſeines Kaiſers und der Mutter Schmach geſühnt.
Reich belohnte ihn Herr Otto, gab ihm auch ein Fähnlein Volks,
Das er drauf am Lech im Kampfe mit dem höchſten Ruhm geführt.

Zu des Kaiſers beſten Kämpen wurde längſt Hans Gurt gezählt,
Doch von ſeinen Streitgenoſſen ward er der „ohn' Ruh'" genannt,
Weil ihn unaufhörlich plagte, was als Räuber er gethan,
Und von ihm die Ruhe ſcheuchte das Gedächtniß wilden Thuns.
Einſt nach einem neuen Siege rief der große Kaiſer ihn:
„Gurt Ohnruhe, knie nieder und empfang' den Ritterſchlag,
„Edel ſei hinfort Dein Name, edel Du und Dein Geſchlecht!
„Einen Löwen ſollſt Du führen in dem neuen Wappenſchild,

„Weil den Löwen Du beſiegteſt und ein Löwe biſt an Muth,
„Was verbrochen Du geſühnet und des Reiches Feinde ſchlugſt!“
Alſo ſprach der Kaiſer Otto zu dem Sohn der Müllerin.
Curt Ohnruhe kniete nieder und empfing den Ritterſchlag;
Darauf aus der Edeln Kreiſe trat Graf Golo froh herfür,
Führend zu dem neuen Ritter das verlor'ne Eh'gemahl,
Elsbeth, jene Schöne, Feine, die des Gatten nie vergaß,
Und ihm ihre Lieb und Treue bis zu dieſem Tag bewahrt. —

Mannlich noch in vielen Schlachten Curt Ohnruhe hat gekämpft,
Straußenfedern auf dem Helme künden weit're Kaiſergunſt,
Bis in ſeinen alten Tagen auch der Ohnruh ruhig ward
Und mit ſeinem treuen Weibe auf dem Sachſenſchloſſe ſaß,
Das ihm einſt des Kaiſers Vetter, Herzog Herrmann Billung, gab.

Muthig kämpften Ohnruh's Söhne, ohn' Ruh' in des Reiches Dienſt,
Daß mit vielen hohen Würden auch die Enkel baß geehrt.

Muthig ſpringt der Leu noch heute in der Unruh Wappenfeld,
Und die Straußenfedern wehen prächtig ob des Mühlſteins Bild,
Das die Enkel ſich erwählten zu des Ritterhelmes Schmuck,
Um des Stammes Ahn zu ehren, jenen Sohn der Müllerin!

Wedell.

Wer ſprengt die Wälder, die Haiden entlang
Mit Rüdengebell und Waffenklang?

Fröhlich jagt durch die Forſten durch
Der Wendenkönig in Brandenburg.

Wer reitet ſo kühn an ſeiner Seit'
Mit goldnem Speere die liebliche Maid?

An ſeiner Seit' das Frauenbild,
Des Königs Tochter, ſchön Bertha mild!

Zur Mühle lenkte der König ſein Roß
Und jauchzend folgte der Jägertroß.

Schön Bertha flink vom Roſſe ſich ſchwang,
Sie bat, das tönte wie ſüßer Geſang,

Um friſchen Trank vom Mühlquell klar,
Den reichte ein ſchmucker Geſelle ihr dar.

Und wie ſie den fremden Geſellen betracht't,
Da hat ſie des fährlichen Mühlwerks nicht Acht.

Die Räder erfaſſen ihr Purpurgewand,
Der Tod erhebt ſeine eiſige Hand.

Der fremde Geſelle in muthiger Haſt
Kühn in die ſauſenden Räder faßt,

Durch ihn nur entrann ſie dem tödtlichen Rad,
Das ihm die Hände zerſchmettert hat.

Schön Bertha nicht von dem Tapfern wich
Und weinte um ihn ſo bitterlich.

Da rief der König den Wackern an:
„Steh' auf, ſteh' auf, ſei ein Edelmann!

„Im Wappen Dein führe das Mühlenrad
„Für ſolch vollkommene Ritterthat!

„Zwei Hände geb' ich Dir wieder für zwei,
„Schön Bertha Deine Gemahlin ſei!“ —

Die edlen von Wedell im märkiſchen Land
Sie ſind die Enkel des Mann's ohne Hand.

Werder.

Die von dem Werder führen
Im rothen Wappenſchild
Drei Lilien auf blauem Balken
Und ſieben Sterne mild.

Die Lilien auf blauem Balken —
Ein heidniſch Wappen fein,
Die gold'nen Sterne kamen
Erſt nach der Taufe hinein.

Zu jenen trutz'gen Sippen
Im alten Sachſenland,
Mit denen Karl der Große
So manchen Strauß beſtand,

Gehörten die vom Werder
Dort an der Saale Strand,
Vom Merſeburg'ſchen Werder
„Ab insula“ genannt.

Die haben ſich geſchlagen
An manchem heißen Tag,
Bis auch in ihre Seelen
Das Licht des Glaubens brach.

Sie folgten in die Taufe,
Wie immer treu geſinnt,
Dem großen Sachſenfürſten,
Dem König Wittekind.

Als nun auch der vom Werder
Getauft vor aller Welt,
Da grüßt ihn Karl der Große,
Der kaiſerliche Held:

„Die Lilien, Ihr vom Werder,
„Sind nur ein irdiſch Bild,
„Auch an den Himmel mahne
„Des Chriſtenritters Schild.

„Die Lilien, Lanzenſpitzen,*
„Die führt mit Manneskraft,
„Doch wählet auch ein Zeichen
„Der geiſt'gen Ritterſchaft,

„Denkt Gottes, der den Sternen
„Giebt ihren ew'gen Lauf,
„Und nehmet ſieben Sterne
„In Euer Wappen auf;

„Der Tugenden des Chriſten
„Sind ſieben cardinal,
„Und daran mag Euch mahnen
„Der Sterne Siebenzahl."

Seit Karl's des Großen Zeiten
Bis auf den heut'gen Tag,
Da ſchlugen die vom Werder
Manch einen kräft'gen Schlag.

* Man erklärt die heraldiſche Lilie für eine (lilienförmige) Lanzenſpitze.

Die Lilien, Lanzenſpitzen,
Die führten ſie voll Kraft,
Und glänzten oft gleich Sternen
In geiſt'ger Ritterſchaft.

Wrangel.

Die Schlacht war ſchon verloren,
Der König ſtand allein,
Legt, um ſein Leben zu fechten,
Grimmig die Lanze ein.

Da bäumt im wilden Satze
Empor ſein edles Roß,
Dann bricht es klirrend zuſammen,
Getroffen vom Geſchoß.

Der König liegt am Boden,
Der Feind ſtürzt wild heran,
Da tritt vor ſeinen König
Ein ſtolzer Rittersmann.

Der ficht in ſchwarzer Rüſtung,
Und mächtig führt er das Schwert,
Der ſteht wie eine Mauer
Vor ſeinem König werth.

Ihn kümmert nicht der Feinde
Uebermächt'ge Zahl,
Er ſteht, eine ſchwarze Mauer,
Gegen ein Meer von Stahl.

Ob ihm aus zwanzig Wunden
Sein Blut auch rinnen that,
Er ſchirmt und ſchützt den König,
Bis endlich Hülfe naht.

Dem Helden beſſert ſein Wappen
Der König darauf mild,
Er gab eine ſchwarze Mauer
Ihm in das ſilberne Schild.

Der ſo den König gerettet,
Herr Wrangel hieß der Held,
Noch heut ziehn ſeine Enkel
Voll Kampfesluſt in's Feld.

Der Ahn' ſtand gleich 'ner Mauer
Vor ſeinem König feſt,
Drum heute noch kein Wrangel
Von ſeinem König läßt.

Mit blankem Schwert erfochten
Die Wrangel ſich hohen Ruhm,
Die ſchwediſche Freiherrnkrone,
Hiſpaniſches Grafenthum;

Mit mächtigen Fürſten verſchwägert,
Errangen ſie manchen Preis —
Gott grüß Euch, Ihr guten Degen,
Und Euer Wappen ſchwarz-weiß!

Bedlitz.

Es war eine ſchimmernde, mondhelle Nacht,
Die Sterne beſchienen das Lager der Schlacht,
Und doch eine Nacht voller Bangen;
Ein Knappe, der ruhet wohl unter dem Baum,
Lind wehet der Weſt, wie ein lieblicher Traum
Um ſeine gerötheten Wangen.

Da dröhnt es von ferne heran mit Gewalt,
Wie klirrende Panzer, ein Schlachtruf erſchallt,
Dann donnerndes Hufſchlag-Geſtampfe;
Der Knappe, der fährt aus dem Schlafe empor,
Hell blitzet ſein Schwert in dem Mondſtrahl hervor,
Und vorwärts ſtürzt er zum Kampfe.

„Mein Kaiſer, mein Kaiſer!“ ſo ruft er voll Pein,
Bang ſpähet ſein Aug' in's Gefilde hinein,
So weit die Blicke nur reichen.
Jetzt ſieht er den Kaiſer, der ſprenget daher
Auf ſchäumendem Roſſe, in ſchimmernder Wehr,
Er hatte nicht ſeines Gleichen.

Da ſtürzt aus des Waldes verräth'riſcher Nacht
Der Feind auf den Kaiſer mit tückiſcher Macht,
Den Jüngling erfaßt ein Bangen;
Laut tönen die Schwerter auf Helm und auf Schild,
Des Kaiſers Schlachtroß —. es bäumet ſich wild —
Der Kaiſer, der Kaiſer gefangen!

Da haut ſich der Knappe die blutige Bahn,
Er bricht durch die Feinde, er drängt ſich heran,
Dem Kaiſer entfallen die Zügel,
Schon wankt er im Sattel, mit eiſerner Hand
Erfaßt ein Feind ihn am Purpurgewand
Und reißt ihn frech aus dem Bügel.

Der Knappe ſieht es, raſch macht er ihn frei,
Er bricht ihm die Schnalle des Gurtes entzwei,
Die feſte den Purpur gehalten;
Er faſſet den Kaiſer und hebt ihn auf's Pferd,
Er reicht ihm die Zügel und reicht ihm das Schwert
Und trotzet des Feindes Gewalten.

Als ſiegreich der Kaiſer geſchlagen die Schlacht,
Da hat er in Gnaden des Jünglings gedacht,
Er ließ nach ihm ſuchen und fragen;
Und als er gefunden, da ward er geehrt
Und von dem Kaiſer mit eigenem Schwert
Zum Ritter des Reiches geſchlagen.

Als Wappen erhielt er den blutrothen Schild,
Darin zum Gedächtniß als ehrendes Bild

Eine ſilberne Schwertgurtſchnalle.
Und wo man von Treue und Tapferkeit ſpricht,
Da fehlt auch der Name der Zedlitze nicht,
Ihr Haus kommt nimmer zu Falle!

Zglinicki.*

Von dem alten Fürſtenſtamme,
Der im Preußenlande herrſchte,
Wandten ſich drei edle Brüder
Chriſti Lehr' und Glauben zu;
Ließen Thron und Land und Leute,
Die im Heidenthum verharrten
Und die jungen Chriſten haßten;
Ließen ihrer Väter Erbe,
Denn der Glaube macht' ſie ſtark,
Kamen zu dem Polenkönig,
Zu dem König Caſimir,
Welcher die drei Fürſtenſöhne
Froh in ſein Gefolge nahm
Und zu Krakaus Woiewoden
Ward der ält'ſte „Pruß" beſtellt,

* Dieſe Wappenſage iſt die auszugsweiſe Bearbeitung und Ueberſetzung eines alten polniſchen Gedichtes, welches, auf Pergament geſchrieben und mit den Bildern der drei Brüder „Pruß" verziert, noch in der Familie Zglinicki vorhanden iſt.

Der durch weiſen Rath und Rede
Bald Vertrauen ſich gewann.
Durch Gelahrtheit in den Schriften
Ausgezeichnet, ward der Zweite
Mit Bewilligung vom Pabſte
Erzbiſchof von Gniezno.
Pruß, der Jüngſte, war ein Ritter,
Der in ritterlichen Künſten
Und in Tapferkeit im Streite
Und im Adel ſeines Weſens
Selten ſeines Gleichen fand.
Dieſen hielt der Polenkönig
Ganz beſonders hoch in Ehren.

Als nun Caſimir von Polen
Gegen Miezyslaw gezogen,
Den Empörer Miezyslaw,
Als er ſiegreich ihn bekämpfte
Und Maſovien überzog,
Floh Maſovien's falſcher Herzog
Zu den Preußen, die als Heiden
Feindlich gegen Polen ſtanden,
Wo das Kreuz von hundert Kirchen
Siegreich ob den Landen ſtrahlte.
Auch am Heerd der wilden Preußen
War der falſche Fürſt nicht ſicher,
Und mit ihren blanken Schwertern
Folgten ihm drei hundert Ritter,

Die drei hundert führte Pruß.
Auf der Feste Zglinice,
Auf der hohen Felsenfeste
Saß mit seiner Tochter Anna,
Saß der falsche Miezyslaw.
Glaubte sich da oben sicher,
Denn gewaltig war die Burg.
Doch die Polen stürmten muthig,
Denn die Polen führte Pruß,
Der, wie überall der Erste,
Auch der Erste auf der Leiter
Sich mit einem kühnen Sprunge
Auf die hohe Zinne schwang.
In der Feinde Reihen stürzte
Er sich grimmig mit dem Schwerte,
Und der Tod ging vor ihm her;
Bis in's Innerste des Schlosses
Zog sich Miezyslaw zurück.
Doch die Preußen, die im Sieger
Ihrer Fürsten Sohn erkannten,
Wollten Pruß nicht mehr bekämpfen,
Ihrer alten Fürsten Sohn.
So verlassen wollte flüchten
Miezyslaw, doch seine Leute
Knüpften ihn am Thor des Thurmes
An der eig'nen Schärpe auf.
Heftig zürnte Pruß den Frechen,
Als er diese Unthat sah;

Ließ dem Leichnam des Empörers
Ehrenvoll ein Grab bereiten;
Das gebührte wohl dem Fürſten,
Der ein großer Held geweſen,
Bis er in Empörung fiel.

Da trat vor den jungen Helden,
Der den todten Fürſten ehrte,
In der Jugend erſter Blüthe,
In der Schönheit vollem Zauber
Des Empörers holde Tochter,
Anna von Maſovien;
Fleht, ſich auf die Knie werfend,
Bang des Siegers Gnade an.
Pruß, der Held, kennt feine Sitte,
Hebt die Dame zierlich auf,
Fühlt im Herzen ſüße Schmerzen,
Fühlt im Herzen ſüße Pein;
Flüſtert, daß ſie hier befehlen,
Daß ſie ihm gebieten ſolle,
Daß er ſtolz ſei, ihr zu dienen.
Mit der Stimme ſüßem Klange
Bat die holde Fürſtenjungfrau,
Sie zu Caſimir zu führen,
Zu dem König Caſimir,
Der die Tochter nicht des Vaters
Fehler werd' entgelten laſſen.
Durch die Wildniß und die Wälder

Führt der edle Pruß die Dame,
Die durch ihre ſelt'nen Reize
Ihren Sieger hat beſiegt.
Wie ſie ſo zu Hofe ritten,
Fühlten Beide Aug' in Auge
Hand in Hand die ſüße Liebe —
Und mit manchem heißen Kuſſe
Schloſſen ſie der Herzen Bund.
Eines Tages auf der Reiſe
Stutzten plötzlich beider Roſſe,
Stürmten dann in vollem Rennen
Vorwärts, von der Angſt gejagt.
Wölfe ſind es, grimme Wölfe,
Die mit heiſern Hungerlauten
Auf der Spur der Roſſe jagen
Und im ſchnellen Laufe nah'n;
Schrecken peitſcht die edlen Roſſe,
Bleicher wird der Dame Wange.
Da gewahrt ihr treuer Ritter
Plötzlich eins der Ungeheuer,
Das mit weitgeholtem Anſatz
Auf das Roß der Dame ſpringt.
Gierig ſchlägt der Wolf die Fänge
In den Bug des edlen Rappen,
Welcher bäumend abzuſchütteln
Dieſe grimme Laſt verſucht.
Da mit einem kräft'gen Hiebe
Haut Held Pruß den Wolf in Stücke,

Daß des Wolfes Kopf und Fänge
Noch am Bug des Roſſes hängen,
Als der Rumpf ſchon längſt die Beute
Und der Fraß der andern Wölfe.

So ſind der Gefahr entronnen
Pruß und ſeine edle Dame.
An dem Thron des Polenkönigs,
An dem Throne Caſimir's,
Stand Held Pruß, der Krieger Erſter,
Gab im Kreiſe der Magnaten
Seinem Könige Rechenſchaft.
Als er den Bericht beendet
Und der König ihn belobte
Ob des kühn erſtritt'nen Sieges,
Neigte ſich der tapf're Held.
„Eine Gnade, Herr, gewähre,"
Sprach er und erröthete —
„Dieſe Dame will als Chriſtin,
„Wenn der Erzbiſchof, mein Bruder,
„Sie belehret und getauft,
„Mir zum Altar als Gemahlin
„Folgen, Herr, verſtatte dies!"

Darauf ſprach der Polenkönig
Lächelnd: „Pruß, mein edler Held,
„Ich gewähre Deine Bitte,
„Ich will ſelber, als ein Vater
„Der Verwaiſten, Eure Hände

„Segnend in einander legen,
„Wenn Dein Bruder ſie getauft.
„Und die Feſte Zglinice
„Geb' ich Dir auf ew'ge Zeiten
„Als ein freies Eigenthum.
„Führe nun, Held Zglinicki,
„Jenes Wolfes grimme Fänge
„Um das Kreuz im Wappen Pruß,
„Und den Arm drauf, der ſo kräftig
„Kopf und Rumpf des Wolfs getrennt!“

Dankend kniet der Ritter nieder,
Küßt die königliche Rechte
Und gelobt auf's Neu' dem König
Arm und Schwert ihm ſtets zu weih'n.

Und von Pruß, dem Zglinicki
Und von Anna von Maſovien
Stammt ein ritterlich Geſchlecht.
Deſſen Söhne ſtets mit Treue
Ihrem Herrſcher angehangen
Und ihm Arm und Schwert geweiht.

Druck von Franz Krüger in Berlin, Linden-Straße 40.

Kriegslieder.

Der Ertrag ist zum Besten der preußischen Helden und deren Angehörigen bestimmt.

Die vorliegenden Kriegslieder sind auch als zweiter Band zu den neuen Preußen-Liedern aus dem Dänenkriege von George Hesekiel anzusehen.

Dieses Buch hat allgemeinen Beifall gefunden. Tausende von Exemplaren wurden gekauft, und die Lieder selbst sind vielfach in Musik gesetzt.

Wer kennt nicht das Lied: „Zwei Mann von Düppel", in welchem die Heldenthaten des Major von Beeren, und des Feldwebel Probst verherrlicht werden.

Das Buch ist in der E. Schweigger'schen Hofbuchhandlung in Berlin, Dessauerstr. 5, erschienen, und auf gleiche Weise wie die vorliegenden Kriegslieder zu beziehen.

Die Ausstattung des Buches stimmt in Format, Einband und Preis mit dieser neuen Sammlung genau überein.

Preußiſche
Hoch-Sommer-Zeit.

Neue Kriegslieder

von

George Heſekiel.

Berlin, 1866.

E. Schweigger'ſche Hofbuchhandlung.
(Früher Mylius' Verlag.)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

1936 Ly 8824

Schlachtenwetter brachten wieder
Lorbeerblätter, Siegeslieder.
Wer will loben, wer will ſingen:
„Preußen oben!“ muß es klingen.
Heil dem König! Gott die Ehre!
Das iſt Heils- und Siegeslehre. —

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Einleitungs-Strophe	5
An des Königs Majestät	9
Den Feinden Preußens	14
Preußische Reime	18
Fünf Schüsse — Ein Zeichen	21
Unter der Linde	23
Preußisches Kriegslied	25
Stock und Stütze	29
Wir waren so flink da	30
Preußisches Marschlied	33
Berliner Lied	36
König Wilhelms Abschied	37
Das erste Blut	39
Steinmetz-Lied	41
Die Garde bei Trautenau	42
Gitschin	44
Der Königssieg bei Königgrätz	46
Die Reichs-Armee	51
Die Preußen vor Wien	54

An des Königs Majestät.

Zum 22. März 1866.

Wir können, Herr, nicht Alle zu Dir
treten,
Den frommen Gruß zu Deinem Fest Dir
bringen:
Die weiten Schlösser und die hohen Hallen,
Sie sind zu eng der Heerschaar Deiner
Treuen;
Doch wird im Geist bei Dir heut Keiner
fehlen —
Zum Liede wird der heiße Wunsch der Seelen.

Hell klingt zu Dir der Marken mark'ge Stimme,
Das iſt der ſtolze Herzſchlag Deines Reiches;
Froh grüßt Dich heut' vom Pommerland die Treue,
Sie hat zu allen Zeiten roth geſiegelt;
Und dankend legt die Hand auf's Herz Dein Polen,
Das Du noch jüngſt vor Blut und Brand gerettet;
Am Bernſteinſtrande jubeln hell die Preußen
Und jauchzend ſteigt zu Roß heut Jung-Maſuren;
Von Schleſiens ſtolzen Bergen fährt es nieder,
Wie ferner Orgelton brauſt's durch die Thäler:
Beſchirme, Gott, den König allerwegen
Und gieb zu ſeinem Werk Ihm deinen Segen!

Am Strand der Elbe eifern heut in Liebe
Des Königshauſes alt' und neue Lande;
Am Strom der Weſer dröhnt die rothe Erde

Heut unterm Huf vom weißen Roß Weſt-
falens;
Und an des alten Rheins Geſtaden feiert
Ein dankbar Volk das Wiegenfeſt des Königs:
Wir dulden nicht, daß Mißklang grollend
wettert
Im Freudeſturm, der heut durch Preußen
ſchmettert.

Und auch bei fremdem Volk im fernen
Lande,
Wo ſchwarz und weiß des Königs Fahne weht,
Da ſitzt zu Tiſch heut mit die helle Freude;
Ja, wo auf ödem Meer des Königs Flagge,
Die weiße mit dem ſchwarzen Kreuze wallet, —
Der Seemann ſchmückt ſein einſam Schiff
zum Feſte
Und weiht voll Luſt ſein erſtes Glas dem
König.
Ja, ſolch ein Band gewalt'ger Lieb' und
Treue
Umſchlingt die Preußenherzen allerwegen,
Und das iſt unſres Volkes Königsſegen.

Heil Euch in Lauenburg, Ihr neuen Brüder,
Die Ihr dies Fest zum ersten Mal heut feiert,
Ihr nehmt nun Theil an unsrer Königsfreude,
Ihr habt auch Theil an unserm Königssegen;
Denn unser König ist der König-Herzog,
Den Ihr Euch selbst gewählt in freier Liebe;
Uns Alle grüßet mild des Königs Rechte,
Uns Alle führt der Herzog zum Gefechte.

Und auch in andern deutschen Landen steiget
Heut mancher heiße Wunsch zu Gott im Himmel
Für unsres theuren Königs Heil und Leben;
Viel tausend edle deutsche Herzen hoffen,
Nächst Gott dem Herrn, nur auf den Preußen-König,
Der schützend ausstreckt stets sein goldnes Scepter.
Wir brauchen nicht die Zeichen zu erspähen,
Wir fühlen der Verheißung Odem wehen.

Laß alle Deine Fahnen, Preußen, fliegen,
Laß in den Lenz hinaus die Schüſſe donnern,
Laß überſchäumen heute die Pokale,
Die Preußenfreude ſitzt beim Königsmahle! —

So grüßen, Herr, zum Feſte Dich die Deinen,
Die frohen Söhne grüßen froh den Vater.
Sie haben volles Recht zum hellen Jubel,
Denn Gott hat ſichtbarlich Dein Werk geſegnet
Und Preußen darf ſich dieſes Tages freuen.
Wir wiſſen's wohl, wir ſind noch nicht am Ziele,
Doch Du haſt uns zum Streite wohl gerüſtet
Und Du wirſt ſelbſt im heißen Kampf uns führen.
Drum laß getroſt Dein furchtbar Banner fliegen,
Mit ſeinem König, Herr, muß Preußen ſiegen! —

Den Feinden Preussens.

Nach der Melodie des Dessauer Marsches.

Ihr setzt Euch toll
Vor Neid und Groll
Wild geifernd zu Gerichte,
Die ganze Weltgeschichte
Erscheint Euch jammervoll,
Denn siegreich allerwegen
Mit unbefleckter Wehr,
So tritt dem Neid entgegen
Mein Preußenheer.

Da klirren gleich,
Am Hut den Zweig,
Heran die Eisenschaaren,
Die rasselnd einst gefahren
Zum Fehrbelliner Streich.
Der große Churfürst glühend
Im Siegesmorgenglanz,
Um seine Stirne blühend
Der erste Kranz.

Mit festem Tritt,
Im Siegerschritt
Dreihundert Bataillone
Und aller Reiter Krone
Von Hohenfriedberg's Statt;
Der Held in zwanzig Schlachten,
Der siebenfache Blitz,
Wenn tausend Donner krachten —
Der große Fritz.

Dann brandet's her
Ein eiſern' Meer,
Das ganze Volk in Waffen
Zu einem Heer geſchaffen,
Tritt unter das Gewehr;
Von Friedrich Wilhelms Fahnen
Im Wetterſturm des Streit's
Uns winkt auf Siegesbahnen
Ein eiſern Kreuz!

Und jüngſt noch mal
Fuhr aus der Strahl,
Als ſich die Wolken thürmten,
Auf Düppels Schanzen ſtürmten
Wir keck mit blankem Stahl;
Und ob dem Sturm entgegen
Der Eiſenhagel fliegt,
Der blanke Preußendegen,
Er hat geſiegt!

Und wenn's nun jetzt
Die Schwerter wetzt
Und grollt auf allen Seiten,
So laßt uns fröhlich ſtreiten,
Wir ſiegen doch zuletzt;
Des Königs Fahnen fliegen,
Die Tambours ſchlagen an,
Hell leuchtet uns zum Siege
Manch Stern voran.

Preussische Reime.

Am 2. Mai 1866, dem 53. Jahrestage der Schlacht bei Großgörschen.

Steh' auf, mein König ritterlich!
Die Feinde grimm umringen dich;
O recke aus den starken Arm
Und schlage in den wüsten Schwarm!
O schlage fest und schlage scharf,
Wie Friedrich's Enkel schlagen darf,
Steh' auf, mein König ritterlich,
Denn Gott mit Dir, wer wider dich?

Zeuch aus mein edler König jetzt,
Sie wollen uns zerreißen,
Es darf dein Ahnherr Friederich
Nicht länger der Einzige heißen.

In alten Geſchichten geſchrieben ſteht
Von manchem alten Helden —
Herr, laß uns, wenn die Fahne weht,
Nun auch von Neuem was melden!

Ringsum auf allen Seiten,
Kriegswetterleuchten ſchwer —
Wann fährt mein altes Preußen
In Blitz und Donner einher?

Der Knoten iſt ſo feſt geſchnürt
In tauſend Schlingen zu ſchauen —
Heil dem, der jetzt den Degen führt,
Den Knoten zu zerhauen.

Ein Preußiſches Herz und ein Preußiſches Schwert,
Wie ſind die beiden ſo lieb und werth!
Zur rechten Zeit, an der rechten Statt —
Das giebt ein ewiges Lorbeerblatt!

Will's der Kaiſer von Oeſtreich wagen?
Wohlan, wir ſind bereit —
Wir woll'n uns wie die Väter ſchlagen
Zu König Friedrichs Zeit!

Wer wies Preußen ſeine Wege?
Das hat Gott, der Herr, gethan,
Stellt der Feind ſich uns entgegen,
Machen wir mit blankem Degen
Und mit Gott uns freie Bahn!

Fünf Schüsse — Ein Zeichen.

7. Mai 1866.

Fünf Schüsse fielen auf einen Mann,
Den sah der Herr in Gnaden an,
Scharf zielte der Mörder und schoß vorbei
Und wo er getroffen, versagte das Blei.
Graf Bismarck aber voll Mannesmuth
Den Mörder faßt', so fest und gut,
Und der ging aus, wie glüher Brand
Geht aus im festen Druck der Hand.
Fünf Schüsse fielen auf einen Mann,
Dran Gott uns große Gnade gann,
Denn was an Bismarck heut gescheh'n,
Wir sollen's morgen an Preußen seh'n;
Die Feinde unser's Ruhm's und Glücks,
Sie zielen nach uns hinterrücks,

Sie ſcheuen Preußens Angeſicht,
Sie zielen ſcharf und treffen nicht.
Wohlauf, mein Preußen, faſſe Du
Nun ſtark und feſt wie Bismarck zu!
Erſticke Du den glühen Brand
Im Eiſendrucke deiner Hand!
Voran mein König ſtolz und feſt,
Die Dohlen ſtoßen auf's Adlerneſt!
Fünf Schüſſe ſind ein Zeichen fein,
Gott will auch fürder mit Preußen ſein —
Die Klinge blank und die Kugel im Lauf,
Mein altes Preußen mit Hurrah drauf!

Unter der Linde.

Jagdschloß Glienicke 4. Juni 1866.

Die Sonne blitzt in der Linde Zweigen,
Die kühlend und kosend sich niederneigen
Ueber das rosige Kindergesicht;
Silbern und golden aufleuchten die Wogen,
Schmeichelnd von Lüften und Düften umzogen,
Flüstert die Havel ein Frühlings-Gedicht.

Liebend und lieblich hält über dem Kinde
Laubige Arme die schützende Linde,
Uralte Stimmen, sie flüstern am Strand;
Da kräftig das Kindlein in seinem Traum
Strecket die Hand nach dem wendischen Baum, —
Die Wiege rollet auf märkischem Sand.

Die einſt geboten als Herrſcher den Marken,
Askaniſche Bären, die Fürſten, die Starken
Sie ließen der Mutter des Kindes ihr Recht;
Die auf den Schwingen von leuchtenden Siegen
Gewaltige Adler im Aether ſich wiegen,
Sie ſind des Vaters glorreich Geſchlecht.

Ueber ſein Kind am Tag vor dem Streite
Neigt ſich der Prinz und klirrend zur Seite
Die Paladine treu und hold;
Unter der Linde, plötzlich erwachend,
Oeffnet die Augen groß und lachend
Markgraf Friedrich Leopold.

Die Sonne blitzt in der Linde Zweigen,
Die Paladine des Prinzen ſich neigen
Ueber das zarte Kindergeſicht —
Silbern und golden aufleuchten die Wogen,
Klingend von fernen Stimmen umflogen
Brauſet die Havel ein Heldengedicht!

Preussisches Kriegslied.

7. Juni 1866.

Mel.: Was blasen die Trompeten ꝛc.

Stolz fliegen die Fahnen in's Schlachtfeld voran,
Wie Donner rollt die Trommel, ganz Preußen rückt an,
Dem Feinde entgegen hell flammet ein Blitz,
Hei! kennt ihr den Degen vom alten Fritz?
Juchheirassasah, unser Fritze ist da
Und die Preußen sind lustig und rufen Hurrah!

Wie Donner rollt die Trommel, auf Schritt und Tritt
Der Geist des großen Königs geht alleweil mit;

Wir kennen den Degen, der nie uns verließ,
Der Preußen die Wege zum Siege ſtets wies.
Juchheirassasah, unſer Fritze iſt da
Und die Preußen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Von Mollwitz bis nach Leuthen, Sorr und Lowoſitz —
Wir kennen all' die Wege, die ging einſt der Fritz,
Die große Friedrichsſtraße hinauf bis nach Prag,
Wir heißen nicht zum Spaße der Preußiſche Schlag!
Juchheirassasah, unſer Fritze iſt da
Und die Preußen ſind luſtig und rufen Hurrah!

Bei Friedberg an der Höhe, du ſtolze Reiterſchlacht!
Da haben die Baireuther ihr Kunſtſtück gemacht,

Laßt blaſen, ihr Dragoner, wie's Wetter zum Choc,
Wenn's regnet blaue Bohnen euch auf den blauen Rock!
Juchheiraſſaſah, unſer Fritze iſt da
Und die Preußen ſind luſtig und rufen Hurrah!

Bei Bunzelwitz im Lager, wie manche lange Nacht,
Wie hielt der große König ſo wunderbar da Wacht!
Wir müſſen wieder ſtehen und behalten das Feld,
Mit Stolz muß auf uns ſehen der Fritz, unſer Held!
Juchheiraſſaſah, unſer Fritze iſt da
Und die Preußen ſind luſtig und rufen Hurrah!

Wie Donner rollt die Trommel, der Schlachtruf erklingt,

Hei! wie der Preußen Adler zur Sonne
sich schwingt!
Die Oesterreicher wagen zu zücken den Stahl,
Wir werden sie wieder schlagen wie dazumal!
Juchheirassasah, denn der Fritze ist da
Und die Preußen sind lustig sie rufen
Hurrah!

Stock und Stütze.

15. Juni 1866.

Den Feinden Preußens!

Die Frankfurter Krücke, die ist euch genommen,
Ihr werdet den Preußischen Stock nun bekommen.

Den Freunden Preußens!

Die Frankfurter Krücke, sie wird euch nicht fehlen,
Ihr könnt auf die Preußische Stütze ja zählen.

Wir waren so flink da!

Mel.: Der Rothschild in Frankfurt, der ist euch bekannt ꝛc.

Der Bundstag in Frankfurt, das ist euch bekannt,
Der wird nun der Hundstag für ewig genannt,
Von wegen der Hundswuth :,:
Und grimmiger Bundsgluth.

Was hast du, Hannover, dir dabei gedacht,
Daß du dich in Frankfurt so mausig gemacht?
Von wegen des Oestreich :,:
Das war doch ein Hauptstreich!

Da rückt wie der Teufel Manteuffel nun ein,
Wie der Vogel im Flug kommt der Falckenstein,
Von wegen den Zwei'n da :,:
Wie wackelt der Welfstaat!

Was haſt du, o Caſſel, dich dennoch zuletzt
Mit den Feinden Preußens zu Oeſtreich
geſetzt?
Von wegen dem Staatsſchatz? :,:
Von wegen dem Schatz da?

Du glaubſt wohl, daß Bayern dir helfen
noch kann?
Der Preußiſche Beyer, der rückt ſchon heran,
Der Generalmajor :,:
Iſt mit einem Satz da.

Wie wird dir, o Sachſen, wie wird dir's
ergeh'n?
Du wirſt für Beuſte nun Fäuſte beſeh'n,
Von wegen dem Beuſt dein :,:
Wer wird denn ſo dreiſt ſein?

Es wartet und bittet nicht lange der Held,
Der General Herwarth von Bittenfeld.
Von wegen dem Beuſtlein :,:
Kommt's Preußiſche Fäuſtlein!

Hannover und Sachſen und Caſſel, die drei,
Wie wurden vom Schwindel auf einmal
ſie frei,
Von wegen dem Ding da :,:
Wir waren ſo flink da!

Preussisches Marschlied.

Mel.: Nur immer langsam voran ꝛc.

Die Oesterreicher thun ganz erschrecklich
groß,
Es ist bei ihnen 'ne Schraube los,
Nur immer ruhig und sacht :,:
Daß der Oesterreicher nicht dumme
Streiche macht!

Der alte Fritze thät Schlesien befrein,
Das soll nun wiederum österreichisch sein?
Nur immer ruhig und sacht :,:
Ihr habt ohne Preußen die Rechnung
gemacht.

Der alte Fritze, was der uns verläßt,
Das halten mit eisernen Klammern wir fest,
Nur immer ruhig und sacht :,:
Wir geben auf Schlesien mörderlich acht.

Ihr wollt uns fallen in Schlesien hinein,
Da müssen wir Preußen doch auch dabei sein,
Nur immer ruhig und sacht:,:
Daß der alte Fritz nicht im Grabe erwacht!

Unser König, der hat einen grauen Kopf,
Der wird euch zausen den langen Zopf,
Nur immer ruhig und sacht:,:
Der Oestreicher hat dumme Streiche
gemacht!

Unser Kronprinz aber, der junge Herr,
Fällt wie das Wetter über euch her,
Nur immer ruhig und sacht:,:
Ihr habt halt nicht an den Kronprinz
gedacht.

Fritz Carl, der iſt in dem Bunde der Dritt',
Der giebt euch noch was auf die Reiſe mit,
Nur immer ruhig und ſacht:,:
Die Preußen ſie trommeln und pfeifen zur Schlacht.

Berliner Lied.

Mel.: Komme doch, komme doch, komme doch Schöne ꝛc.

Benedeck, Benedeck, laß Dir rathen
Mit's Verbrennen von Berlin,
Bleibe doch lieber mit Deine Kroaten
Und Slowaken bei Muttern in Wien.

Beene weg — Beene weg, oller Schwede!
Kennſt Du die Preußiſche Landwehr noch nich?
Weeßt Du, Männecken, die keilt Jeden,
Und das propper, ick ſage es Dich!

Beene weg — Beene weg, laß Dir rathen,
Bleibe mit Deine Bande in Wien,
Dicke voll Läuſe ſind Deine Kroaten,
Dicke voll Landwehr iſt unſer Berlin!

König Wilhelms Abschied.

Mel.: Schier dreißig Jahre ꝛc.

Der König zieht nun in den Krieg,
Von hohem Muth beseelt,
Ein Jüngling von siebenzig Jahren,
Denn bei Preußens Noth und Gefahren
Der König, der hat niemals gefehlt.

Der König in den Sattel schon
Vor seinem Schlosse steigt,
Wir wollen mit unsern Gebeten
Denn im Geiste zu ihm noch treten,
Daß Gott sich Ihm gnädig erzeigt.

Der König hoch zu Rosse sitzt,
Die grauen Locken weh'n
Und wenn die Trompeten nun blasen
Hinfliegen über den Rasen
Hab' ich meinen König geseh'n!

Der König reitet ſtolz zur Schlacht,
Die Herzen klopfen laut,
Die Feinde, die ſind gar zu thörig,
Wir werden ſie ſchlagen gehörig,
Heil dem, der Gott vertraut!

Und wenn die heiße Stunde ſchlägt,
Der König zieht voran
Und der Tod droht tauſendgeſtaltig,
Wir aber wir ſtreiten gewaltig
Dann kühl bis an's Herz hinan.

Und haben wir den Siegerkranz
Dem Feinde kühn geraubt,
Die Pauken, die ſollen dann dröhnen,
Mit Lorbeer wollen wir krönen
Dem König das graue Haupt!

Das erste Blut.

26. Juni 1866.

Bei Podol floß das erſte Blut
In dieſem neuen Kriege,
Der alte Feind, er ſchlug ſich gut,
Doch uns half Gott zum Siege.

Heiß war der Tag und ſchwarz die Nacht,
Die eiſerne Brigade,
Sie widerſtand mit aller Macht,
Doch uns half Gottes Gnade.

Und wenn ſich auch Martini ſchlug
Wie einſt am Königshügel,
Wir kamen herauf wie Adlerflug,
Es gab der Sieg uns Flügel.

Bei Podol Preußen zeigt ſein Horn
Der Horn hat ſeine Klauen
In wundervollem Kampfeszorn
Tief ins Eiſen gehauen.

Und wer im Feld so blutig roth
Liegt vor dem Feind erschlagen,
Und von Drigalski's Heldentod
Laßt uns singen und sagen!

Sie starben schön, sie liegen gut,
Und wie sie Alle heißen!
Sie gaben dahin ihr theures Blut —
Das erste Blut für Preußen!

Steinmetz-Lied.

27.—29. Juni 1866.

Mel.: Ein Grobschmied saß in guter Ruh' ꝛc.

Der Steinmetz thät manch guten Schlag
An einem rothen Junitag.
Aus einem Tage wurden drei
Und wurden immer röther dabei.
Der Steinmetz viele Gesellen zählt,
Zur Arbeit hat ihm keiner gefehlt.
Sie hieben fest, sie hieben fein
Und Oestreich hieß der harte Stein.
Der Steinmetz fest sein Eisen schwang,
Kanonenruf, Trompetenklang;
Bis glatt war für die ganze Welt
Das Siegesdenkmal aufgestellt.
Der Steinmetz ist ein ganzer Mann,
Zur Arbeit führt der Kronprinz an.
Der Kronprinz, präsentirt's Gewehr!
Ein Steinmetz ists wie keiner mehr.
Und wär auch härter noch der Stein,
Wir wollen Alle Steinmetz sein!

Die Garde bei Trautenau.

28. Juni 1866.

Bei Trautenau die Garde
Rückt an mit klingendem Spiel,
Ein rechter Held war Jeder,
Der da vorm Feinde fiel.

Des Königs von Preußen Garde,
Wie schlug sich die so lieb!
Der schlug sich durch zum Himmel,
Wer da im Felde blieb.

Bei Trautenau die Garde,
Wie war sie rosenroth!
Sie rang voll Heldenfeuer
Mit Oestreich und dem Tod.

Des Königs von Preußen Garde,
Die Herzen werden weit!
Die Garde ſie hat gewonnen
Die helle Unſterblichkeit.

Des Königs von Preußen Garde,
Hurrah, die Garde rückt an!
Ihr Lob ſoll trommeln und pfeifen
Wer gar nicht ſingen kann!

Gitschin.

29. Juni 1866.

Zu Gitschin die Karthause
Umlodert Flammenschein,
Dort liegt in Eisen begraben
Der Herzog Wallenstein.

Da braust's heran im Sturme
Wie zwanzig Wetter zugleich,
Prinz Friedrich Carl von Preußen —
Rette Dich, Oesterreich!

Nachrollen die Preußendonner
Dem Blitzen fahlen Scheins
Und Oestreich ist geschlagen,
Am Grabe Wallensteins.

Umſonſt klopft an die Pforte
Der Grüfte Oeſtreich's Noth —
Begraben was begraben,
Der Wallenſtein iſt todt!

Der Königssieg bei Königsgrätz.

3. Juli 1866.

Die Donner rollten durchs Böhmische Land,
Die Preußenstraße ist roth von Blut
Von Podol-Turnau nach Münchengrätz,
Nach Gitschin zum Grabe des Wallenstein;
Die rothe Straße zog Friedrich Carl,
Der große Friedrich zog ihm voran.

Prinz Friedrich Carl, der sein Blut vergoß
Am Rhein in frischer Jugend schon,
Den jüngsten Lorbeer bei Düppel brach,
Prinz Friedrich Carl, er reitet zur Schlacht
In dämmernder Frühe am Julitag.
Da hält der Prinz am Sadowaholz,
Wo hinter Verhauen gewaltig verschanzt
Kanonenstarrend liegt Benedek.

Der erste Schuß und die Schlacht beginnt,
„Franseckh vor!“ gebietet der Prinz
Und neben dem bohrt in den Feind sein Horn.
Mit Gott für König und Vaterland!
So schallet das Preußische Schlachtgebet;
Mit hundert Kanonen die Antwort drauf
Für Oestreich giebt sie der Benedek,
Da ward es roth im Sadowaholz.

Jetzt kommt's im Adlerfluge herauf,
Ein Hurrah aus tausend Kehlen zugleich,
Ein Jubelsturm in den Schlachtensturm:
Mein König, mein König Wilhelm ist da!
Sein Antlitz leuchtet, sein Auge blitzt,
Die graue Locke, sie wehet im Wind —
Der König hält neben dem Prinzen, so hält
Der schwarze Adler mit Krone und Schwert
Beim rothen Adler von Brandenburg.
Und um die Beiden in heulender Schlacht
Die stolze Preußische Heldenschaar,
Die Prinzen des Hauses, der alte Roon,
Der Schlachtenberechner Moltke mit ihm
Und hinter dem König sein erster Rath

Mit mächtiger Stirn und herrſchendem Blick,
Graf **Bismarck**, der große Landwehr-Major.

Der König winkt und ein neuer Sturm,
Der Donner kracht und die Erde ſie bebt,
Gewaltig ſtreitend mein Preußen rückt vor
Und Oeſtreich weicht dem entſetzlichen Druck.
Zum Ufer der Biſtritz der König folgt,
Er leitet mit hohem Ernſte den Sturm;
Der Morgen ſchwindet, der Mittag kommt,
Die Preußen gewinnen ſchwer ringend nur Feld.
Prinz Friedrich Carl ſeinen Säbel ſchwingt,
Da läßt der Adler die Löwen los;
Die Zieten-Huſaren, ſie fliegen wie Sturm,
Dragoner der Garde wie's Wetter danach,
Sie wehen vom Felde die Feinde zu Roß.
Und wie ſo brennt des Königs Schlacht,
Von Rechts her grimmig der **Herwarth** drängt,
Der warf das Rautenbanner in's Blut,
Zu Boden traten das ſächſiſche Heer
Die grimmen Kämpen vom grünen Rhein.

Da donnert's von Links her sieben Mal,
Die Höhe von Lippa, sie hüllt sich in Dampf —
Der Kronprinz kommt und der Kronprinz ist da,
Der bringt das Verderben für Oesterreich mit.
Von Skalitz und Nachod fahren die her,
Die Garde von Eypel und Trautenau,
Parade von Potsdam gegen den Feind!
Da faßt zusammen die ganze Kraft
Der Benedek zu dem letzten Stoß,
Er führet ihn wuchtig, er führet ihn fest,
Er trifft auf ein dreifach gepanzertes Herz,
Die Düppelbrigade von Brandenburg;
Und **Manstein** schmettert den Schlag zurück —
Zum Tode getroffen schwankt Oesterreich'
Der Kronprinz von Links und Herwarth von Rechts —
Verloren Oestreich! verloren die Schlacht!
„Im Sturmschritt!" befiehlt Prinz Friedrich Carl,
„Heil dir, mein König, im Siegerkranz!"

Die Reitergeſchwader, ſie donnern heran,
Der graue König ſelber ſie führt,
Und Oeſtreichs Rüſtung zerſchmettert ſein Schwert.
Da wird aus dem Rückzug die heulende Flucht.
Wie Todtenfackeln, ſo leuchten ringsum
Die brennenden Dörfer und, wie zum Salut,
Dumpf krachen die einzelnen Schüſſe in's Grab.
Und hinter Oeſtreichs Verzweiflung her
Wie ſelig jubelt der Preußiſche Sieg!
Wie ſelig ſchmücket der König den Sohn,
Den tapfern Sohn, mit dem pour le mérite!

Vom Siegeskranz Preußens gebührt ein Blatt,
Gebührt einem Jeden, der dort mit focht,
Die Helden aber ſie rufen voll Luſt:
„Dem König, dem König Wilhelm der Ruhm
Und Gott im Himmel die Ehre! —“

UNIVERSITÄTS-... HALLE (Saale)

Die Reichsarmee.

Quodlibet.

— Sie rückt an, sie rückt an, —
Rataplan!
Mit hunderttausend Mann,
Mit hunderttausend Mann, Mann, Mann,
Mit hunderttausend Mann!
Drei Dutzend aus jedem Lande
Mit schwarzrothgoldenem Bande,
Die ganze Reichsarmee.
Gute Leute aber, o weh!
Schlechte Musikanten.
Klein sein keine Schande,

Aber ſchlimm das große Maul!
Hellblau kam der Bayer
Der große Bierbankſchreier;
Er ſchlug ſich gut bei Kiſſingen,
Scharfe Schüſſe, blanke Klingen,
Blanke Klingen und ſcharfe Schüſſe,
Nahm's Gewiſſe fürs Ungewiſſe:
Rückwärts concentrirt Euch,
Vorwärts marſch!
Du kannſt nichts dafür, Vallralla!
Trink dein bayriſch Bier, Vallralla!
Ewig bayriſch Bier, Vallirala!
Da nach kam der Württemberger,
Zeigt im Schreien ſich noch ärger,
Das macht' der Schwab' —
Schwäbiſche, bayriſche Dirnel, juchhe!
Muß der Preuße küſſen!
Darmheſſen, Darmheſſen,
Du wollteſt uns freſſen,
Fall durch! fall durch!
Bei Aſchaffenburg
Durchfall, Durchfall
Mit Trompeten und Pauken!

Kurheſſen, Kurheſſen,
Die ſind nur vergeſſen,
Die ſind nur durch Zufall,
Mit Unrecht dabei!
Meininger und Lichtenſteiner
Hat im Feld geſehen Keiner.
Naſſau, das hat Landestrauer,
Wenn die Trauben gar zu ſauer,
Landestrauer, Landesvater!
Landesvater, ach der Kater
Iſt zuweilen doch ſehr ſchlimm!
O Frankfurt, o Frankfurt,
Du wunderſchöne Stadt,
Darinnen hat geſchumpfen
Auf Preußen der Diplomat,
Ein mannicher und ſchöner,
Auch tapfrer Diplomat,
Der jetzund vor den Preußen
Sich ſchlau entfernen that.
Seid umſchlungen Millionen
Hat befohlen Falkenſtein,
Wo die ächten Rothſchilds wohnen
Wollen wir Manteuffel ſein.

Drei Dutzend aus jedem Lande
Mit ſchwarzrothgüldnem Bande
Die ganze Reichsarmee —
Gute Leute, aber, o weh!
Schlechte Muſikanten.
Klein ſein keine Schande,
Aber ſchlimm das große Maul!

Die Preussen vor Wien.

Wo die Kaiser so lange saßen
Weltgebietend, übermächtig,
Donnert heran auf allen Straßen
Preußen jetzt so siegesprächtig,
Zittre Wien-Byzantium!

Weithin bebt die bange Erde,
König Wilhelm mit seinen Blauen,
So zu Fuße wie zu Pferde,
Wollen in der Nähe schauen
Wien und seinen Stephans-Dom.

Hörſt du Preußen's Schlachtfanfaren,
Ungetreuer Bundsgenoſſe?
Sieh' die Ziethenſchen Huſaren
Tränken ihre raſchen Roſſe
In der Donau kühlen Strom.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.